

# *Lampert von Hersfeld und Eberhard von Fulda:*

**Zwei gelehrte Mönche als kritische Repräsentanten ihrer benachbarten Reichsabteien in den Umbrüchen des 11. und 12. Jahrhunderts. Eine vergleichende Würdigung von Umfeld, Werk und Bedeutung aus landesgeschichtlicher Perspektive**

Inaugural-Dissertation  
zur Erlangung der Doktorwürde  
des Fachbereichs Geschichte und Kulturwissenschaften  
der Philipps-Universität Marburg

vorgelegt von  
Stefan Alles M.A.  
aus Bad Hersfeld

Marburg 2011

Die vorliegende Veröffentlichung ist eine stark gekürzte Fassung der 2010 vom Fachbereich Geschichte und Kulturwissenschaften der Philipps-Universität Marburg als Dissertation angenommenen Untersuchung. Eine vollständige Fassung der Untersuchung ist unter dem Titel

**Lampert von Hersfeld und Eberhard von Fulda.  
Zwei gelehrte Mönche als kritische Repräsentanten ihrer benachbarten Reichsabteien in den Umbrüchen  
des 11. und 12. Jahrhunderts. Eine vergleichende Würdigung von Umfeld, Werk und Bedeutung aus  
landesgeschichtlicher Perspektive**

ebenfalls digital verfügbar.

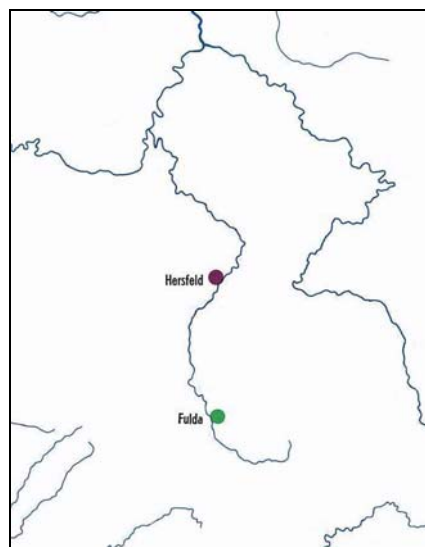
Marburg, im Juni 2011

Stefan Alles M.A.

## Inhaltsverzeichnis

<b>I. Einleitung</b>	<b>1</b>
1. <i>Fragestellung</i>	1
2. <i>Vorgehensweise</i>	4
3. <i>Quellenüberblick</i>	7
4. <i>Literatur- und Forschungslage</i>	15
<b>II. Lampert von Hersfeld (vor 1028 - 1081/82)</b>	<b>21</b>
1. <i>Biographie</i>	21
2. <i>Werk</i>	40
a) „ <i>Vita Lulli</i> “	42
b) „ <i>Hexameter-Gedicht</i> “	66
c) „ <i>Libellus de institutione Herveldensis ecclesiae</i> “	67
d) „ <i>Annales</i> “	72
3. <i>Haltung</i>	85
4. <i>Erfahrungshorizont</i>	112
<b>III. Eberhard von Fulda (vor 1135 - nach 1165/68)</b>	<b>120</b>
1. <i>Biographie</i>	120
2. <i>Werk</i>	130
a) „ <i>Codex Eberhardi</i> “	131
3. <i>Haltung</i>	213
4. <i>Erfahrungshorizont</i>	259
<b>IV. Werdegang beider Klöster</b>	<b>272</b>
1. <i>Verflochtene Entstehung</i>	272
2. „ <i>Servitium regis</i> “ und Privilegien	322
3. <i>Grundherrschaft und Schenkungen</i>	350
4. <i>Gemeinschaft und Bauwerke</i>	415
5. <i>Kunst und Kultur</i>	511
6. <i>Königliche Klosterreform</i>	554
7. <i>Bilaterale Verbindungen und Konflikte</i>	578
<b>V. Die Epoche von Heinrich III. bis Friedrich I. als Umbruchzeit</b>	<b>585</b>
1. <i>Die Regierung Heinrichs III.</i>	585
2. <i>Die Minderjährigkeit Heinrichs IV.</i>	594
3. <i>Fürstenopposition und Sachsenkrieg</i>	600
4. <i>Reformpapsttum und Investiturstreit</i>	605
5. <i>Heinrich V. zwischen Rebellion und Kontinuität</i>	616
6. <i>Lothar III. als beachtliches Zwischenspiel</i>	628

7. Konrad III. und das neue Stauferkönigtum	641
8. Die Regierung Friedrichs I. Barbarossa	645
9. Territorialisierung und sozialer Wandel	663
<b>VI. Auswirkungen auf Hersfeld und Fulda</b>	<b>674</b>
1. Neue Instrumente und Symbole	674
2. Anhaltendes Ansehen	686
3. Schleichender Niedergang	699
4. Rolle im Sachsenkrieg	721
5. Rezeption des Investiturstreits	741
6. Aus Marksiedlungen werden Städte	755
7. Klösterliche Krisenreaktion	789
8. Stauferzeitliche Innovation und Tradition	862
<b>VII. Erbe für die Zukunft</b>	<b>873</b>
<b>VIII. Schlussbetrachtung</b>	<b>910</b>
1. Hersfeld und Fulda in stürmischer Zeit	910
2. Zwei gelehrte Mönche als kritische Repräsentanten	915
3. Bedeutung Lamperts und Eberhards für die Landesgeschichte	920
<b>IX. Quellen- und Literaturverzeichnis</b>	<b>928</b>
1. Quellen	928
2. Literatur	929



<sup>1</sup> Grundlage der Orientierungskarte: Besitzkarte frühkarolingischer Klöster, Karte 9, Geschichtlicher Atlas von Hessen, Kartenentwurf von Irmgard DIETRICH-DIENEMANN, Lieferung 3, 1961.

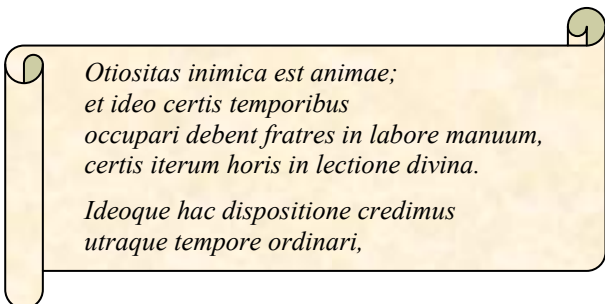
## Abkürzungsverzeichnis

a	Ar
abb	abbas
Abb.	Abbildung
Abt.	Abteilung
ahd.	althochdeutsch
Anm.	Anmerkung(en)
Apr.	Aprilis
astron.	astronomicus
Aug.	Augustana
BBKL	Biographisch-Bibliographisches Kirchenlexikon
Bl.	Blatt
C	Chartular
ca.	circa
cap. / ca®	capitulum (capitula)
Chronic.	Chronicon
Class.	Classicus
Clm	Codices latini monacenses
cm	Zentimeter
Cod. / cod.	Codex / codex
Const.	Constitutiones
D.	Diplomata
d.	domini
d. D.	der Deutsche
DDR	Deutsche Demokratische Republik
Decembr.	Decembris
d. G.	der Große
d. J.	der Jüngere
d. K.	das Kind
E(b.)	Eberhard
Erg.	Ergänzungen
etc.	et cetera
e. V.	eingetragener Verein
F.	Friedrich
f(f).	die Folgende(n)
fol.	folium / folio
GermBen	Germania Benedictina
Guelf.	Guelforum
H.	Heinrich
ha	Hektar
Hass.	Hassiacus
Hassung.	Hassungensis
heil.	heilige(r)
Herv.	Herveldensis
Hist.	Historiae
Hl.	Heilige(r)
Hs(s).	Handschrift(en)
HStA	Hessisches Staatsarchiv
Id.	Idibus
imp.	imperatorem
iul.	iulii
iur.	iuris
J(ahr)h.	Jahrhundert
Jan.	Januarii
K.	Karl
K(al). / k(al).	Kalendis / kalendis
Kap.	Kapitel
km	Kilometer
Ko.	Konrad
Kol.	Kolumne
Kr. St.	Kreisstadt
L.	Leges / Ludwig
Lambert.	Lambertus
Lat. (lat.)	Latinus (latinus, lateinisch)

Laud.	Laudianus
LexMA	Lexikon des Mittelalters
lib.	liber
Lo.	Lothar
m	Meter
MGH	Monumenta Germaniae Historica
Misc.	Miscellae
mm	Millimeter
mon	monachus
Ms. (MS.)	Manuskript (Manuscriptum)
N. / n.	[Platzhalter für Name]
n. Chr.	nach Christus
NDB	Neue Deutsche Biographie
Non. / non.	Nonis / nonis
Nov(emb).	Novembris
Nr. (nr.)	Nummer(n) (numerus/i)
O	Original
O.	Otto
O. S. B. (OSB)	Ordinis Sancti Benedicti
P(istor.)	Pistorius
P.	Pippin
p.	pagina
Patr.	Patres
pbr	presbyter
philol.	philologicus
Plut.	Pluteus
Poet. (poet.)	Poetae (poetae)
Pont. Max.	Pontificem Maximum
Ps.	Pseudo
r	recto
Reg.	Regesta
Reg.-Bez.	Regierungsbezirk
roman.	romanus
S.	Seite(n)
S. (s.)	Sanctus/San (sanctus/san)
s.	siehe
sco	sancto
Sp.	Spalte(n)
SS.	Scriptores
SS. (ss.)	San[c]ti (san[c]ti)
St.	Sankt
s. v.	sub verbo
theol.	theologicus
u.	und
u. a.	und andere(s) / unter anderem
u. ä.	und ähnliches
UB	Urkundenbuch
V	Verzeichnis
v	verso
V.	Vers
v.	von
v. a.	vor allem
Vat.	Vaticanus
v. Chr.	vor Christus
VerLex	Verfasserlexikon
vetustiss.	vetustissimi
Vgl. / vgl.	Vergleiche / vergleiche
vol.	volum(en)
W.	Wilhelm
Z.	Zeile(n)
Zit. n.:	Zitiert nach:
Zit. u. übers. n.:	Zitiert und übersetzt nach:
Zug.-Nr.	Zugangsnummer
zw.	zwischen

## I. Einleitung

### 1. Fragestellung



*Otiositas inimica est animae;  
et ideo certis temporibus  
occupari debent fratres in labore manuum,  
certis iterum horis in lectione divina.*

*Ideoque hac dispositione credimus  
utraque tempore ordinari,*

Diese programmatischen Worte<sup>1</sup> finden sich am Beginn des 48. Kapitels der um 540 verfassten Mönchsregel des Hl. Benedikt von Nursia (um 480-547?), welches thematisch *De opera manuum cottidiana*<sup>2</sup> handelt und detaillierte Anweisungen für die tägliche Arbeit und Lektüre im Verlauf des Kirchenjahres enthält. In einem mittelalterlichen Kloster reichte das vielfältige Spektrum des erstgenannten Bereiches von landwirtschaftlich-gewerblichen Tätigkeiten über handwerklich-künstlerische Fertigkeiten bis zu Beschäftigungen im Skriptorium, während unter dem zweitgenannten Bereich etwa Lesung der Heiligen Schrift, Betrachtung und Studium zu verstehen waren. Die diesbezüglichen Bestimmungen der Benediktsregel, welche einen gesunden Ausgleich zwischen Gebet, Lesung und Arbeit schaffen sollten, wurden nicht zuletzt auch durch die im heutigen Osthessen gelegenen Reichsabteien Hersfeld und Fulda praktiziert, die seit ihrer verwobenen Entstehung im 8. Jahrhundert zu Trägern einer monastisch-kirchlichen Kultur in der rauen und unerschlossenen Waldgegend *Buchonia* aufstiegen und mit ihrer später zumindest im Zentrum zu Territorien ausgebildeten Grundherrschaft das weitere Schicksal der Landschaft prägten. In der beständigen Reibung von bewahrenswerter Tradition und notwendiger Veränderung traten dabei neben den durch die Quellenlage begünstigten Äbten auch einzelne gebildete Mönche hervor, die mit ihren künstlerisch-schriftstellerischen Werken zum Ruhme Gottes und zum Wohle ihres Heimatklosters unschätzbare Einblicke in ihre Lebenswelt lieferten. Gerade durch sie gewinnt man nicht nur eine praktische Vorstellung übergeordneter politischer und geistesgeschichtlicher Strömungen, sondern auch ein besseres Verständnis der allzu oft quellenarmen Regionalgeschichte bis zum Hochmittelalter. Für die Frühzeit der zwei Reichsabteien in der *Buchonia* sind dies namentlich der Chronist **Lampert von Hersfeld (vor 1028 - 1081/82)** und der Urkundenkompiator **Eberhard von Fulda (vor 1135 - nach 1165/68)**, die trotz abweichender Schaffensgebiete beide angesichts des erlebten Niedergangs ihrer altehrwürdigen Klöster während der für sie schwer fassbaren fundamentalen Wandlungsprozesse des 11. und 12. Jahrhunderts die als verwerflich empfundene Gegenwart mit der verklärten Gründungszeit verglichen, um in Zukunft wieder an das alte Idealbild anzuknüpfen. Dabei berührten sie zwangsläufig nicht nur Aspekte ihres Heimatklosters, sondern auch der nur 35 km Luftlinie entfernten Nachbarabtei, mit der man traditionell auf vielfältige Weise als Partner und Konkurrent verbunden war.

Lampert von Hersfeld zeichnete sich Mitte des 11. Jahrhunderts als hochgebildeter und vielseitig begabter Hagiograph, Dichter, Annalist und Chronist durch ein vielschichtiges Werk aus, das in Qualität und Quantität von seinen „Annales“ gekrönt wurde, wobei er die Regionalgeschichte seines Klosters stets mit der höchsten Politik im Reich verzahnte. Gerade

<sup>1</sup> Regula Benedicti, Kap. 48, V. 1 f., S. 218, Z. 9-14. Einleitend: Regula Benedicti, S. 48 f. Ältere Verweisen zu V. 1: Cyprian von Karthago, *De zelo et livore*, 16; Augustinus von Hippo, *De opere monachorum*, 37; Augustinus von Hippo, *Ordo monasterii*, 3 u. Regula Magistri, 50, 1-7.

<sup>2</sup> Regula Benedicti, Kap. 48, S. 218-223. Zitierte Überschrift: S. 218, Z. 8.

diese Jahrbücher waren es letztlich, die mit ihrer zunehmend ausufernden Darstellungsform bis Anfang 1077 seinen Ruhm, aber auch seine Verdammung als wichtige Quelle für die damalige Reichsgeschichte nachhaltig beeinflussten. Sie stellen einen Höhepunkt der mittelalterlichen Geschichtsschreibung dar, auch wenn man im Einzelfall zu Recht vielfältige Kritik an ihnen üben kann. Doch sieht man sich sein „opus magnum“ genauer an und zieht gar noch seine anderen Schriften mit ein, so gewährt Lampert darüber hinaus Einblicke in viele Spezialfelder, die für ihn von besonderem Interesse waren. Vor allem aber erweist er sich bis hin zu seinen Jahrbüchern als traditionsbewusster Mönch der Reichsabtei Hersfeld, deren Wohl und Wehe in schwieriger Zeit ihn überhaupt erst für seine – zunächst kleineren – Vorhaben zur Feder greifen ließ. Hier konnte es nicht unterbleiben, dass er in besonderem Maße auch auf den ungleich berühmteren Nachbarn Fulda zu sprechen kam, mit dem sein Heimatkloster seit der gemeinsamen Entstehung im 8. Jahrhundert eine vielschichtige Verwandtschaft, aber auch tiefgreifende Rivalität verband. Macht man sich noch bewusst, wie spärlich gerade in Hersfeld die sonstigen Quellen fließen, kristallisiert sich schon in Ansätzen Lamperts Rolle für die hessische Landesgeschichte heraus. Dieser Sachverhalt ist allerdings nur aus dem Verständnis des Wirkenden in seiner Zeit vollends zu ergründen. Er gilt aber mit Recht als ein bedeutender mittelalterlicher Geschichtsschreiber und schuf in den 1070er Jahren mit der primär hagiographischen „Vita Lulli“, einem verschollenen „Hexameter-Gedicht“, dem klostergeschichtlichen „Libellus de institutione Herveldensis ecclesiae“ und schließlich eben den universalen „Annales“ ein differenziertes Werk, das ihn durch verschiedene Genres führte. Seine vier bekannten Schriften sind quasi evolutionär auseinander erwachsen und formten seine Identität vom Hagiographen zum Historiographen, wobei er zwar mit offiziellem Auftrag des Klosters ans Werk ging, aber in der Umsetzung eigene Gedanken formulierte, die teils in Opposition zur Politik des Abtes standen. Lampert bietet uns demnach bei aller kritischen Vorsicht besonders anhand der „Annales“ eine bedeutende Quelle für die Frühzeit des Salierkönigs Heinrich IV. (1056/84-1106) mit dessen Minderjährigkeit, dem Sachsenkrieg und dem Ausbruch des Investiturstreits. Nicht zu vergessen sind zudem die dadurch hervorgerufenen geistigen und politischen Umwälzungen. Daneben liegt sein Forschungswert aber eben auch in der Schilderung der Hersfelder Vergangenheit und Gegenwart, indem er die spärlichen und teils heute verschollenen Quellen heranzog und für seine Zwecke deutete.

Dagegen schuf Eberhard von Fulda Mitte des 12. Jahrhunderts nur ein bekanntes Werk, den nach ihm benannten, zweibändigen „Codex Eberhardi“. Dabei handelt es sich um ein von ihm künstlerisch reich ausgestaltetes Kopialbuch besonderer Art, das schon durch den vielfarbigen Schmuck an Initialen, Bögen und Monogrammen propagandistische Außenwirkung erzielen sollte. Dort sammelte Eberhard um 1160 angesichts einer spürbaren Abteikrise mit inneren Unruhen und Entfremdung der verstreuten Grundherrschaft alle verfügbaren Informationen über die alten Besitzungen und Rechte des Bonifatiusklosters, wie sie sich anhand älterer Verzeichnisse und Urkunden darstellten. So erst sind einige der später verlorenen Bestände des damaligen Klosterarchivs überhaupt auf uns gekommen. Dabei schreckte Eberhard freilich nicht davor zurück, bei fehlender oder widersprechender Rechtsbasis eine kopierte Urkunde zu verfälschen oder gar ein ganz neues Stück zu kreieren, was er im Sinne der guten Sache durchaus für opportun hielt. Demnach erweist sich der „Codex Eberhardi“ genauso wie Lamperts Werke als Quelle mit positiven und negativen Seiten, die nur mit aller Vorsicht und mit Kenntnis ihres Entstehungskontextes benutzt werden darf. Natürlich ist auch bei dieser Urkundensammlung die Bedeutung für die hessische Landesgeschichte unumstritten, ja die verzeichneten Güter reichen sogar von den Alpen bis an die Nordsee. Trotz aller künstlerischen Pracht und allem vielseitigen Informationsgehalt konnte der Kompilator aber abgesehen von den geographischen Kenntnissen nicht mit der umfassenderen Bildung Lamperts mithalten. Zudem gab es hier wie dort einen gewissen Freiraum in der persönlichen Einstellung des Mönchs gegenüber der Klosterleitung: Zwar ist das Kopialbuch vor dem Hin-

tergrund der Revindikationspolitik des damaligen Abtes Marquard I. (1150-1165) zu sehen, doch erscheint Eberhard als selbstbewusster Mönch mit Eigeninteressen, der die Position des Konventes gegenüber dem Vorsteher zu stärken wusste. Dabei ging die ursprüngliche Initiative wohl von ihm selbst und nicht vom Abt aus, obgleich das Werk natürlich auch für die Marquardpolitik nützlich war – nur eben nicht ausschließlich und zwangsläufig. Zumindest bekam Eberhard Zugang zum Klosterarchiv, genauso wie zu Schreibmaterialien. Dagegen sind die vom Abt verfassten „Gesta Marcvardi“ zwar am Ende des zweiten Codexbandes zu finden, doch waren sie nur eine spätere Anfügung und können daher nur bedingt als Zeichen gegenseitigen Einvernehmens gedeutet werden. So verbleiben auch hier einige interessante Fragezeichen, die näher zu beleuchten sind. Obwohl man also insgesamt bei Lampert im Hinblick auf seine tendenziöse Geschichtsdarstellung und bei Eberhard hinsichtlich seiner Urkundenfälschungen sehr vorsichtig sein muss, steht ihre historische Bedeutung doch außer Frage. Zudem zeigen ihre Selbstzeugnisse und Überzeugungen viele Ähnlichkeiten, was allein schon eine vergleichende Betrachtung beider Persönlichkeiten lohnenswert macht.

Als aufmerksame Vertreter des gebildeten Klerus im 11. und 12. Jahrhundert waren Lampert und Eberhard konservativ-idealistische Zeugen einer tiefgreifenden Umbruchphase, die in Politik, Wirtschaft, Gesellschaft, Kultur und Religion ihre Spuren hinterließ. Sie legte für die neuere Forschung in langfristiger Perspektive mitten im früher dynastisch-abgesteckten Hochmittelalter auf vielerlei Weise den Grundstein für die „alteuropäische“ Vormoderne. So sind Lamperts Erzeugnisse und Eberhards Zusammenstellung weit weniger direkte Früchte des Investiturstreits und dessen kirchlich-politischem Umfeld, als vielmehr ein Messen der sich spürbar verändernden Gegenwart an den Idealen der Vergangenheit, die bei beiden vor allem in der Klostergründungszeit lokalisiert wurden, wenngleich Lampert sie letztlich noch durch Kaiser Heinrich III. (1039/46-1056) verkörpert sah. Schließlich liefert die polarisierende Forschungsgeschichte des Hersfelder Chronisten und Fuldaer Kompilators aber auch ein Paradebeispiel, dass man jeden Verfasser kritisch anhand seiner persönlichen Biographie und Haltung einordnen muss, bevor man weitergehende epochenspezifische Aussagen von seinem Werk ableiten kann. Hier kommt bei beiden wieder der landesgeschichtliche Aspekt ins Spiel: So tauchte Lampert als ein aus adligem Hause in Mainfranken stammender Bamberger Domschüler bei seinem Hersfelder Klostereintritt trotz aller Beanspruchung als Reichsabtei in eine ungleich abgeschiedenere Welt ein, deren Eigeninteressen auch seine Positionen prägen sollten, wurden sie nun in Eintracht oder Gegnerschaft zum großen fuldischen Bruder vertreten. Auf der anderen Seite haben wir mit Eberhard gerade einen Spross der von Lampert doch so gehassten und in dieser Umbruchzeit aufsteigenden Schicht der Ministerialen vor uns, der seinen Weg aus dem damals thüringischen, heute hessischen Ringgau südöstlich von Eschwege in die Reichsabtei Fulda fand. Dabei identifizierte er sich trotz aller Herkunftsunterschiede wie Lampert mit seinem Heimatkloster, dessen Interessen ebenfalls zum Leitfaden seines Werkes wurden und daher auch bei der Quellenkritik zu beachten sind.

Die ambivalenten Nachbarn Hersfeld und Fulda waren schon in der Karolingerzeit neben Fritzlar und Lorsch die bedeutendsten Klöster im heutigen Hessen gewesen<sup>3</sup>. Auch unter den Reichsabteien des hohen Mittelalters nahmen sie etwa mit dem sächsischen Corvey über die Region hinaus einen besonderen Rang ein<sup>4</sup>. Wie alle mittelalterlichen Klöster waren sie dabei nicht nur Hüter kirchlich-religiösen Lebens, sondern auch Mittelpunkte vielfältiger landwirtschaftlicher, gewerblicher und kultureller Tätigkeiten. Gleichfalls stellten sie ein Abbild vom Auf und Ab des hochmittelalterlichen Mönchtums dar. Sie waren für die Herrscher zwar zeitweilig reformbedürftig, standen aber nicht an der Spitze der lothringischen Reformbewegungen, die das Reichsmönchtum damals veränderten. Freilich vermochten sie sich auch

<sup>3</sup> Zur Einordnung: Demandt, Geschichte Hessen, S. 350.

<sup>4</sup> Vergleich dieser drei Klöster: Vogtherr, Reichsklöster, S. 429-464.



nicht ganz von ihnen abzuschotten. Hersfeld und Fulda zeigten zudem mit Corvey unter Heinrich IV. drei Wege auf, wie man sich zwischen Gregorianismus und Reichskirche entscheiden konnte. Wurde einerseits Corvey zu einem Stützpunkt des Gregorianertums in Sachsen und andererseits Hersfeld nahezu bedingungslos kaisertreu, gelang es Fulda erfolgreich, einer eindeutigen Parteinahme auszuweichen. In einer Zeit, in der die entgegengesetzten Ansichten fast zwangsläufig zu Konflikten bis hin zu offener Gewalt führten, kam den Zwischenstehenden eine Vermittlerrolle zu. Das Ende der Salierzeit bedeutete dann gleichzeitig den Untergang der traditionellen Reichskirche vor dem Investiturstreit und sorgte für Einbußen bei der politischen Bedeutung der Abteien im Reich. Freilich waren sie mit ihrem „Servitium regis“ auch in das sich neu ausbildende Stauferreich weiterhin mit allen guten und schlechten Begleiterscheinungen fest eingebunden, so dass ein offensichtlicher Bruch erst mit dem Ende der Dynastie um 1250 erfolgte. Allerdings stellten faktisch bereits das 11. und 12. Jahrhundert gerade für Fulda und Hersfeld als Hauptvertreter des abteilichen „Reichskirchensystems“ eine in politischer und wirtschaftlicher Hinsicht turbulente Zeit dar, deren Charakter als allgemeine Umbruchphase schon an sich auch eine landesgeschichtliche Betrachtung lohnenswert macht. Doch mit den Mönchen Lampert und Eberhard verfügt man hier darüber hinaus trotz aller Quellenvorbehalte gar noch über zwei lokale Zeitzeugen aus verschiedenen Phasen des schleichenden Wandlungsprozesses, deren Schilderungen selbst der tiefsten Vergangenheit immer noch von den Sorgen der Gegenwart geprägt waren und die neben der Fokussierung des Heimatklosters auch den mal mehr und mal weniger geschätzten Nachbarn nicht vernachlässigten. Demnach wollen wir uns in der Folge mit einer zweigeteilten Leitfrage befassen, deren Komponenten sich inhaltlich bestens ergänzen:

**Inwiefern können Lampert von Hersfeld und Eberhard von Fulda als kritische Repräsentanten ihrer Reichsabteien in den Umbrüchen des 11. und 12. Jahrhunderts bezeichnet werden? Wie lassen sich folglich vor dem Hintergrund der Parallelen und Eigenwege in der Entwicklung der beiden ambivalenten Nachbarklöster Hersfeld und Fulda von etwa 1040 bis 1180 Umfeld, Werk und Bedeutung der heimatverbundenen Mönche aus landesgeschichtlicher Perspektive vergleichend einordnen?**

## 2. Vorgehensweise

Um einer solchermäßen umrissenen Fragestellung gerecht zu werden, muss in unserer Darstellung eine gesunde Balance zwischen den vier Komponenten Lampert, Eberhard, Hersfeld und Fulda gefunden werden, da alle für sich schon zu Recht unzählige Einzeluntersuchungen auf sich vereinen, hier aber eher als ineinander verschachteltes Quartett verstanden werden sollen. Gerade in den Wirren des 11. und 12. Jahrhunderts kommt dabei der Kosmos der Reichsabteien natürlich auch in seiner landesgeschichtlichen Dimension nicht ohne Bezug zur Reichspolitik aus. Zudem kann man sich bei Lampert und Eberhard nicht mit einem Blick auf die Schilderung ihrer Zeit beschränken, sondern muss bis zu den klösterlichen Anfängen zurück, die ja in ihren Werken bewusst unter den gegenwärtigen Umständen gedeutet wurden: Interessierte sie doch Geschichte nicht als Selbstzweck, sondern als Reflexion aktueller Einschnitte. Um diese freilich überhaupt einordnen zu können, ist auch – in der gebotenen Kürze – ein Blick in die Zukunft angebracht. Dabei muss aber insgesamt betont werden, dass sich einerseits Lampert natürlich in seinen Berichten primär für Hersfeld und erst in zweiter Linie für Fulda interessierte, was man ihm freilich schon im Hinblick auf die Ausrichtung seiner Werke nicht verübeln kann. Gleiches gilt andererseits auch für Eberhard, der eben ausdrücklich Fuldaer Besitzungen und Rechte mit seiner Zusammenstellung schützen wollte, wobei Hersfeld natürlich allein indirekt als Partner oder Konkurrent vorkam. Doch dürfen wir uns davon nur insofern beeindrucken lassen, dass hier demgegenüber umso mehr

eine ausgeglichene Darstellung quasi als Korrektiv zu wählen ist, um gerade auch den lokalen Standpunkt unserer beiden Mönche gleichermaßen als Chance und Risiko zu begreifen.

Demnach beginnen wir nach einem quellen- und literaturkritischen Überblick, der unsere Einleitung komplettieren wird, inhaltlich mit zwei Kapiteln, welche Lamperts und Eberhards Persönlichkeit in ihrer Zeit einordnen sollen. Wir lassen dabei der Chronologie und Werkfülle folgend Lampert den Vortritt. In dem ihm gewidmeten zweiten Kapitel geht es zunächst um seine Biographie und dann um seine vier bekannten Schriften „Vita Lulli“, „Hexameter-Gedicht“, „Libellus de institutione Herveldensis ecclesiae“ und „Annales“, von denen aber das anscheinend missratene Gedicht verloren und die teils durch die Jahrbücher obsolet gewordene Klostergeschichte nur bruchstückhaft überliefert ist. Bei dieser Gelegenheit wird auch sein differenziertes Nachleben zur Sprache kommen. Dann wenden wir uns seiner Haltung zu, die in der Forschung zeitweilig diametral unterschiedlich bewertet wurde, aber der Schlüssel zum Verständnis seines Werkes ist. Schließlich muss noch sein Erfahrungshorizont in geistiger und geographischer Hinsicht beleuchtet werden, da dies ja von zentraler Bedeutung für unsere landesgeschichtliche Fragestellung ist, aber auch allgemein seine Nachrichten besser einzuschätzen vermag. Parallel dazu betrachten wir im dritten Kapitel dann Eberhard, wobei wir das bei Lampert erprobte Schema übernehmen. Auch hier soll es also zunächst um seine Biographie gehen, zu der freilich ungleich weniger bekannt ist. Daraufhin folgt ein genauerer Blick auf den „Codex Eberhardi“ als sein einziges bekanntes Werk, so dass auch dieses Unterkapitel zumindest gliederungstechnisch bescheidener ausfällt. Wir verzichten dabei an dieser Stelle auf eine nähere Betrachtung der im zweiten Band angefügten „Gesta Marcvardi“, da sie besser später bei der Politik Marquards I. (1150-1165) zu behandeln sind (Kap. VI.7). Im Eberhardkapitel werfen wir zunächst lieber wie bei Lampert einen Blick auf seine Haltung, wobei aber durchaus das Verhältnis zum Abt von Bedeutung ist. Schließlich komplettiert auch hier sein Erfahrungshorizont den personenbezogenen Überblick.

Auf dieser Grundlage soll es dann im vierten Kapitel um den Werdegang der beiden Klöster gehen, da sich ihr Charakter im 11. und 12. Jahrhundert als Ergebnis einer 300-jährigen Entwicklung erweist. Hier lohnt bereits ein Vergleich des durch zeitgenössische Quellen aller Art gewonnenen Bildes mit der jeweiligen Darstellung bei Lampert und Eberhard, die beide auf ihre Weise in den gegenwärtigen Wirren verwurzelt waren. Dass wir dabei trotzdem auf viele, teils primär überlieferte Aspekte des klösterlichen Lebens stoßen, gibt nebenbei schon einen Eindruck der Bedeutung unserer Protagonisten als indirekte Quellen bis in die Frühzeit. Wir befassen uns zunächst mit der verflochtenen Entstehung Hersfelds und Fuldas sowie mit ihren Aufgaben im „Servitium regis“ und den damit verbundenen Privilegien. Dann umreißen wir ihre Grundherrschaften und Schenkungen, die sich vom älteren Streubesitz bis hin zu regelrechten Herrschaftsbezirken verdichteten, was auch Konflikte mit den obligatorischen Vögte heraufbeschwor. Danach dreht sich alles um Aspekte der klösterlichen Gemeinschaft, die man praktisch in Verbindung mit den dortigen Bauwerken sehen kann. Im Anschluss behandeln wir die vielschichtige monastische Kunst und Kultur unter den verwobenen Aspekten Kunstgewerbe, Schule, Bibliothek und Archiv. Es folgt ein Blick auf königliche Klosterreformen, die gerade im 11. Jahrhundert die beiden Abteien prägten. Schließlich pointieren wir deren Vorgeschichte mit einer Abwägung der bilateralen Verbindungen und Konflikte.

Im fünften Kapitel kommen wir dann in der Zeit unserer Protagonisten an, welche hinsichtlich des Untersuchungsansatzes grob vom Wahrnehmungsbeginn Lamperts um 1040 bis zum Verschwinden von Eberhards Reformgeneration um 1180 reichte. Sie war eine Epoche vielschichtiger Umbrüche und soll zunächst mithilfe der Reichsgeschichte von Heinrich III. (1039/46-1056) bis Friedrich I. (1152/55-1190) eingeordnet werden – wozu unsere Mönche ja auch beitragen können. So behandeln wir die Regierung Heinrichs III., die Minderjährigkeit Heinrichs IV., Fürstenopposition und Sachsenkrieg, Reformpapsttum und Investiturstreit, Heinrich V. zwischen Rebellion und Kontinuität, Lothar III. als beachtliches Zwi-

schenspiel, Konrad III. und das neue Stauferkönigtum sowie die Regierung Friedrichs I. Barbarossa. Bleibt dies noch meist chronologisch, runden wir das Bild mit übergreifenden Prozessen in Territorialisierung und sozialem Wandel ab. Dabei erweist sich rasch, dass Lamperts Idealisierung von Heinrich III. gegenüber Heinrich IV., in der Hoffnung auf eine bessere Zukunft unter Rudolf von Rheinfelden, eine historisch nicht haltbare Vereinfachung darstellt. Doch auch Eberhard waren solche Personalisierungen nicht fremd, wenn er ebenfalls unter Verkennung der längerfristigen Strukturwandlungen die für ihn prominentesten Schädiger seines Klosters benannte und sich dafür in undifferenzierter Verklärung die frühere Abteistellung zurückwünschte. Demnach haben wir es hier wie dort mit einer zeitlosen Weltklage zu tun, die in ihrer konservativen Furcht vor Neuerungen freilich dem über einzelnen Personen stehenden Charakter von strukturellen Wandlungen nicht gerecht wurde.

Im anknüpfenden sechsten Kapitel sollen Auswirkungen dieser großen Umbruchphase auf Hersfeld und Fulda gezeigt werden, wobei Lampert und Eberhard direkt zum Zuge kommen. Als Basis fungieren neue Instrumente und Symbole, welche die allgemeinen Wandlungen mit sich brachten. Dann wird Lamperts pauschale Schwarz-Weiß-Bewertung Heinrichs III. und Heinrichs IV. durch eine Kombination von anhaltendem Ansehen und schleichendem Niedergang differenziert, wozu auch Eberhard einiges beitragen kann. Daraufhin geht es mithilfe beider Protagonisten um die Rolle im Sachsenkrieg und Rezeption des Investiturstreits, wobei unser Auge in Hersfeld auch über Lamperts Tod hinaus auf seinen Schülern ruhen wird. Als wichtiges Zeugnis des Strukturwandels sei dann speziell die Ausbildung von Marksiedlungen vor Ort hervorgehoben, die sich unter den Augen der beiden Mönche nun schleichend zu selbstbewussten Städten mauserten. Doch blieb man in den damals vielfach herausgeforderten Reichsabteien nicht tatenlos, sondern betrieb im 11. und 12. Jahrhundert eine planmäßige klösterliche Krisenreaktion. Da man die Schwächephase mit Unterbrechungen noch bis etwa 1160 verfolgen kann und sie sich erst unter den Staufern vorerst besserte, dürfen wir auch hier eine interessante Verbindung zwischen Lamperts Werken und dem gleichzeitig von seiner Abtei initiierten „Hersfelder Programm“ auf der einen Seite sowie den fuldischen Aktivitäten um Abt Marquard I. mit dessen Gesta und seinen Mönch Eberhard mit dessen Codex auf der anderen Seite ziehen, da es allen Beteiligten gleichermaßen um das Schicksal ihres Heimatklosters ging. In unserer Betrachtung werden folglich die Werke unserer Hauptfiguren in die damalige Klosterpolitik eingebettet, was nicht immer deckungsgleich war. Letztlich soll die um 1160 aus der Krisenreaktion hervorgegangene lokale Gemengelage analysiert werden, die durch stauferzeitliche Innovation wie Tradition geprägt war und um 1180 in Hersfeld und Fulda faktisch zur Vollendung des geistlichen Reichsfürstentums führte.

Als Perspektive versucht dann noch ein siebtes Kapitel in groben Zügen das Erbe des 11. und 12. Jahrhunderts für die Zukunft zu ergründen, wobei die Betrachtung beim Ende der Stauferzeit um 1250 kulminiert. Erst damals erfolgten nämlich weitere tiefe Einschnitte, die die Umbrüche zur Zeit Lamperts und Eberhards offen sichtbar werden ließen und so die früh- und hochmittelalterlichen Zustände vollends zum Spätmittelalter hin modifizierten.

Schließlich werden wir die gewonnenen Einsichten anhand unserer doppelten Leitfrage kritisch zusammenfassen. Demnach gehen wir zunächst auf die Lage von Hersfeld und Fulda in der stürmischen Umbruchzeit des 11. und 12. Jahrhunderts ein und stellen sie in ihren mittelalterlichen Kontext. Daraufhin gilt es eher personenbezogen die zwei von uns in den Mittelpunkt gerückten gelehrten Mönche des Lullusklosters und der Bonifatiusabtei als kritische Repräsentanten dieser Epoche darzustellen, wo wir ihre Gemeinsamkeiten und Unterschiede pointiert herausfiltern. Als Krönung soll dann unter Zusammenführung dieser zwei Unterkapitel noch Lamperts und Eberhards Bedeutung für die hessische Landesgeschichte gebührend hervorgehoben und ihre diesbezüglichen Chancen und Grenzen aufgezeigt werden.

Nach diesem Kurzüberblick sind nun noch einige Hinweise angebracht. Zunächst lassen sich auch in der verschachtelten Lebenswelt Lamperts und Eberhards zahlreiche Dinge unter

verschiedenen Blickwinkeln betrachten. Demnach sind in unserer nach sachlichen und chronologischen Gesichtspunkten gegliederten Darstellung Verweise nötig, die zur besseren Orientierung dienen, häufig aber auch teils versteckte Verbindungen aufzeigen. Benutzte Abkürzungen wiederum stehen im vorangestellten Verzeichnis (S. IV), während gekürzte Vornamen der Forscher im Quellen- und Literaturverzeichnis aufgelöst sind (Kap. IX.<sup>1+2</sup>). Darüber hinaus muss sich bei Personennamen in Quellen und Literatur auf eine Lesart im Text festgelegt werden, die meist der gängigsten Praxis folgt, doch auch Standardisierungen vornimmt. So sprechen wir von „Sturmius“ und „Lullus“ statt „Sturm(i)“ und „Lul(l)“ sowie von „Marquard“ statt „Markward“, „Marcvard“ und „Marcuard(us)“. Da Hersfeld und Fulda zudem nicht immer als gegenseitiges Korrektiv und Beispiel für allgemeine Vorgänge ausreichen, wird gegebenenfalls auf andere Reichsabteien verwiesen – teils auch, um Alternativen aufzuzeigen. In bestimmten Fällen kann auf weiterführende Quellen und Literatur nur indirekt auf Basis der herangezogenen Darstellungen zurückgegriffen werden, so dass Erstere nicht im abschließenden Verzeichnis erscheinen (Kap. IX.<sup>1+2</sup>). Wir geben aber in der Textpassage eine Fußnote an, die nicht nur die benutzte Sekundärstelle als Kurztitel benennt, sondern auch den Urtext mit ausführlicheren bibliographischen Daten. Dies eröffnet bei der ausufernden Literatur zu Hersfeld und Fulda einen gangbaren Mittelweg. Daher verweisen wir in der Fußnote zu einem Thema auch bei unserer Liste nur auf Titel, die mehr als eine Kurznotiz bieten.

Wenn bei einer herangezogenen Urkunde in der Fußnote ein Gleichzeichen (=) zwischen zwei Überlieferungsmedien – also etwa der Edition des „Codex Eberhardi“ und einem Urkundenbuch – steht, so soll dies nur die allgemeine Bezugnahme der Stücke anzeigen und beileibe nicht ausschließen, dass etwa gerade zwischen Original und Eberhardversion teils gewichtige Abweichungen im Detail vorliegen. Diese machen ja letztlich erst die Würze unserer Darstellung aus und werden uns demnach jeweils noch ausführlicher beschäftigen. Außerdem bestimmen wir Zitate aus der Bibel oder sonstigen Basistexten, welche in die Quellen eingeflossen sind, stets nach den Angaben der betreffenden Edition oder Darstellung. Die dort vorhandenen Fußnoten sind dabei in unsere immer kursiv gesetzten Quellenpassagen integriert. Generell wird auch die Art der Hervorhebung in der Edition übernommen, außer wenn dies vor Ort selbst durch Kursivsetzung erfolgte. In diesem Fall soll hier ‚...‘ stehen. Schließlich finden sich auch Sonderzeichen wie *ę* in der Form, wie sie in der jeweiligen Edition erscheinen. Allerdings ist dies nicht immer exakt möglich, nämlich bei einigen übergeschriebenen Buchstaben, Kürzungsstrichen und Ordnungszahlen (*ku<sup>e</sup>nig*, *ecclia*, *IIII<sup>or</sup>*). Insgesamt führen diese Anmerkungen schon in die Quellen, denen wir uns nun auch zuwenden.

### 3. Quellenüberblick

Von den vielen Klosterquellen zu Fulda<sup>5</sup> und – mit Abstrichen – Hersfeld<sup>6</sup> stehen hier natürlich die Schriften Lamperts und das Werk Eberhards im Zentrum, die wir planmäßig nach Aussagen zur Geschichte der beiden Abteien durchforsten, um einen möglichst kompletten Einblick in die Spannbreite der Informationen zu gewähren. Doch auch die Eigenzeugnisse der beiden Mönche kommen nicht zu kurz, seien es biographische Angaben oder Wendungen, die etwas über ihre Bildung, Haltung oder Erfahrungswelt enthüllen. Schließlich werden

<sup>5</sup> Überblick von 2004: Jäger, s. v. „Fulda, St. Salvator – Gedruckte Quellen“, GermBen 7, S. 376-379; Stasch, s. v. „Fulda, St. Salvator – Ansichten und Pläne“, GermBen 7, S. 422-425 u. Vahl, s. v. „Fulda, St. Salvator – Archivalien“, GermBen 7, S. 415-422.

<sup>6</sup> Überblick von 2004: Burkardt, s. v. „Hersfeld – Archivalien“, GermBen 7, S. 617-619; Burkardt, s. v. „Hersfeld – Gedruckte Quellen“, GermBen 7, S. 609 f. u. Ludwig, s. v. „Hersfeld – Ansichten und Pläne“, GermBen 7, S. 619 (Abbildungen 2007: Gräf, Städteatlas Bad Hersfeld, S. 74-80).

wir bei Lampert zudem charakteristische Szenen der Reichsgeschichte unter Heinrich III. und seinem gleichnamigen Sohn nicht ausblenden, freilich sollen sie eben unter lokalen Gesichtspunkten gesehen werden. Bei Eberhard ist in dieser Hinsicht für die Zeit Konrads III. und Friedrichs I. ja genregemäß nicht so viel zu erwarten, außer natürlich im Kontext einer Zeitklage oder von bearbeiteten Herrscherurkunden. Insgesamt muss aber bei beiden eine kritische Auswahl getroffen werden, die eng mit dem Charakter des jeweiligen Werkes zusammenhängt: So kann man etwa bei Lampert zwar in den „Annales“ neben einzelnen politischen Nachrichten von zentraler Bedeutung recht überschaubar alle Textstellen zu Hersfeld und Fulda analysieren, doch muss man demgegenüber in der „Vita Lulli“ schon Abstriche machen, da es dort ja irgendwie immer um die verwobene Entstehung beider Klöster geht. In der „Institutio“ wiederum ist natürlich alles für Hersfeld relevant, doch fasste der Autor gerade die Frühzeit einfach aus der „Vita Lulli“ zusammen, was also für uns entbehrlich erscheint. Demgegenüber erweist sich im Kontext von Eberhard die Gattung des Kopialbuchs als problematisch, da man natürlich nicht jede dort verzeichnete – von Haus aus fuldische – Urkunde herausgreifen oder im Umkehrschluss jedes in unserer Darstellung erwähnte Original auf seine Kopie im Codex hin bearbeiten kann. Hier müssen also ähnlich wie beim genremäßig und zeitlich parallelen „Liber de libertatibus locorum Hersfeldensium“ des Nachbarn nach einer allgemeinen Beschreibung der Struktur einige repräsentative Beispiele gefunden und näher erläutert werden, um den Stoff praktikabel deutbar zu machen.

Wenden wir uns jedenfalls im ersten Schritt den wichtigsten Quellenwerken über unsere beiden Protagonisten zu, so sei bei Lampert zunächst auf die maßgebliche Edition der „Lamperti monachi Hersfeldensis opera“ von O. HOLDER-EGGER (1894) verwiesen, die neben einer erläuternden Praefatio im Kern die Texte der drei überlieferten Schriften enthält und diese mithilfe eines beigefügten „Index locutionum“ auch anhand ihrer Quellen einzuordnen vermag<sup>7</sup>. Zudem sind vergleichend mit Lamperts „Annales“ die auswärtigen „Annales Weissenburgenses“ aufgenommen, da diese gerade im Zeitraum 708 bis 984 ebenfalls auf den verlorenen „Hersfelder Annalen“ fußen (Kap. IV.5)<sup>8</sup>. Schließlich findet man etwa noch einen dreigeteilten Appendix mit dem „Epitaphium Lulli“, der „Notitia de decimis in Thuringia“ (845) und dem „Indiculus Reliquiarum Hersfeldensium“, der aus lokalhistorischer Sicht Beachtung verdient<sup>9</sup>. Allerdings werden wir die „Annales“ im Gegensatz zu Lamperts kleineren Schriften nicht nach dieser älteren Ausgabe, sondern nach der zweisprachigen, kommentierten „Freiherr vom Stein - Gedächtnisausgabe“ von A. SCHMIDT und W. D. FRITZ (1957/62) zitieren, die sich freilich nach der gleichen Edition richtete<sup>10</sup>. Jedoch wurde dort schon kritisch angemerkt, dass sich der Herausgeber O. HOLDER-EGGER bei der Textgestaltung stark an den Erstdruck (A) gehalten hatte, was nach den neuesten Forschungen nicht immer richtig sei. Da man aber von einer Neuüberprüfung etwa anhand eines Wormser Fragments absah, bleibt für uns textlich allein zu beachten, dass dort gegenüber der Edition *e* mit *ae* und *u* mit *uo* umschrieben wurde<sup>11</sup>. Schließlich ziehen wir noch eine in zwei Versionen erschienene Ausgabe zum „Leben des heiligen Lullus“ von M. FLECK heran: Erst gab er 1986 das Werk in deutscher Übersetzung heraus und versah es mit einer Einleitung und Anmerkungen<sup>12</sup>. Diese Fassung nahm er dann 2007 als Basis einer zweisprachigen Ausgabe, in der Einleitung, Übersetzung und Anmerkungen im Prinzip übernommen, aber erneut

<sup>7</sup> Wir führen die Bestandteile dabei stets getrennt auf: Lampert, Opera, Praefatio, S. VII-LXVIII; Annales, S. 1-304; Vita Lulli, S. 305-340; Institutio, S. 341-354 u. Index locutionum, S. 399-489.

<sup>8</sup> „Annales Weissenburgenses“: Lampert, Opera, Annales, S. 9-57, mit: Praefatio, S. LXVI-LXVIII.

<sup>9</sup> Reihenfolge: Lampert, Opera, Appendix I, S. 355; Appendix II, S. 355 f. u. Appendix III, S. 356 f.

<sup>10</sup> Lampert, Annales, Einleitung, S. I-XXI u. Lampert, Annales, S. 1-423.

<sup>11</sup> Regeln der benutzten Ausgabe: Lampert, Annales, Einleitung, S. XIX f.; Zitat: S. XX, Z. 6.

<sup>12</sup> Im Einzelnen: Lampert, Lullus-Leben, Einleitung, S. 11-27; Übersetzung, S. 29-80 u. Anmerkungen, Literaturverzeichnis, Zeittafel und Abbildungserläuterungen, S. 81-123.

durchgesehen, in vielen Fällen verbessert und erweitert wurden<sup>13</sup>. Doch beruhte die hinzugefügte lateinische Vita noch auf der Ausgabe von O. HOLDER-EGGER und verzichtete als Lesetext auf dessen textkritische Anmerkungen, Akzente und Lesezeichen, so dass auch laut M. FLECK bei wissenschaftlicher Bearbeitung von der alten Ausgabe auszugehen ist. Zudem nutzen wir beim Kommentar an sich die Ausgabe von 1986 und zeigen nur die Änderungen der Neuauflage.

Im Hinblick auf Eberhard legte dagegen vor allem H. MEYER ZU ERMGASSEN 1995/96 eine Edition des zweibändigen „Codex Eberhardi des Klosters Fulda“ vor, die heute als zentrale Forschungsgrundlage anzusehen ist<sup>14</sup>. Diesem Werk, das übrigens die Sonderzeichen beibehielt (Kap. III.2.a), gab der Forscher 2007 einen detaillierten Gesamt-Index bei. Schließlich folgte noch 2009 eine erstmalige komplette Sammlung des reichen Buchschmucks der Handschrift in farbiger und originalgroßer Darstellung, die er mit einem Kommentar versah. Als Quelle bietet das um 1160 entstandene Kompendium an sich schon eine wichtige Überlieferungsbasis für fuldische Urkunden, offeriert aber auch noch knappe Informationen über die nur bruchstückhaft tradierten acht Besitzchartulare von etwa 830. Zudem findet man gegen Ende des zweiten Bandes die später angefügten „Gesta Marcvardi“ als Rechenschaftsbericht seines Abtes, die unbeschadet des umstrittenen Verhältnisses zu Eberhard eine für uns zentrale Quelle darstellen<sup>15</sup>. Viele Editionen fügen dem Kerntext der Gesta aber in unterschiedlichem Maße verwandte Codexpassagen an, so dass der edierte Umfang etwas variiert.

In einem zweiten Schritt gilt es aber auch, weitere Quellen aus den beiden Reichsabteien heranzuziehen, die freilich durchaus von unseren zwei Protagonisten benutzt worden sein oder auf ihrer Grundlage beruhen können. In Bezug auf ergänzende Hersfelder Quellen kann man sich etwa Lamperts Schülern zuwenden, von denen zwei nachweislich auch schriftstellerisch tätig wurden und gleichsam einzelne Aspekte des vielschichtigen Werkes ihres Lehrers fortführten. Hier ist zunächst der Mönch Ekebert mit seiner „Vita Haimeradi“ (1085-1090) zu nennen, die uns etwa einige Informationen über die von Lampert übernommene Schreibtechnik gibt. Inhaltlich werden wir uns bei dieser im Gegensatz zur vorbildlichen „Vita Lulli“ eher klassischen Heiligenvita in Anbetracht unserer Fragestellung abgesehen von den Selbstzeugnissen des Autors eher auf seine Aussagen über die Hersfelder Verbindungen des Protagonisten beschränken. Der Text soll als MGH-Edition „Ekkeberti Vita S. Haimeradi“ von R. KÖPKE (1852, Nachdruck 1963) herangezogen werden<sup>16</sup>. Demgegenüber erweist sich freilich das Erzeugnis eines zweiten Lampertschülers als ungleich ertragreicher, so dass sich dort eine eingehendere Betrachtung lohnt, die außer den lampertspezifischen Traditionen, Selbstzeugnissen des Verfassers und lokalhistorischen Passagen – diesmal auch zu Fulda – zudem einen Eindruck der damaligen Umbrüche im Investiturstreit ermöglicht. Es geht hier um den von einem anonymen Hersfelder Mönch verfassten „Liber de unitate ecclesiae conservanda“ (1091/92-1093). Diese Streitschrift liegt als zweisprachige „Freiherr vom Stein - Gedächtnisausgabe“ im zweiten Band der „Quellen zum Investiturstreit“ von I. SCHMALE-OTT (1984) vor<sup>17</sup>. Zuvor ist aus der Frühzeit von Hersfeld vor allem die Wigberttradition zu beachten, die ein Quellenwerk über „Leben und Wundertaten des heiligen Wigbert“ (2010) abbildet, in dem M. FLECK die „Vita Wigberti“ des Lupus von Ferrières (836) und die „Miracula S. Wigberti“ eines Hersfelder Anonymus (um 940) herausgab, einleitete, übersetz-

<sup>13</sup> Details: Lampert, Lullus-Leben II, Einleitung mit Textgestaltung, S. 1-28; Text mit Übersetzung, S. 29-91 u. Anmerkungen, Zeittafel, Abbildungserläuterungen und Literaturverzeichnis, S. 93-153.

<sup>14</sup> Edition: Codex Eberhardi I, fol. 1-178, XVIII + 338 S. (mit Einleitung, S. IX-XV) u. II, fol. 1-196, XII + 362 S.; Index: Codex Eberhardi III, XXIV + 421 S. u. Buchschmuck: Codex Eberhardi IV, VIII + 376 S.

<sup>15</sup> „Gesta Marcvardi“: Codex Eberhardi II, fol. 191 r - 196 r, S. 354-361.

<sup>16</sup> Ekkeberti Vita S. Haimeradi, MGH SS. 10, S. 595-607.

<sup>17</sup> Liber de unitate, Einleitung, S. 28-39 u. Liber de unitate, S. 272-579.

te und mit Anmerkungen versah<sup>18</sup>. Zwar war die Vita schon vorher komplett ediert worden, doch bot sie der Forscher nun erstmals vollständig in deutscher Übersetzung. Die *Miracula* brachte M. FLECK sogar überhaupt erstmals in vollständiger kritischer Ausgabe mit deutscher Übersetzung heraus. Gerade dies führte zur Neudeutung einiger Schlüsselstellen, die bei uns im Zentrum stehen. Doch ist natürlich auch die urkundliche Überlieferung nicht zu vergessen, die durch das „Urkundenbuch der Reichsabtei Hersfeld“ dokumentiert wird, dessen Erstellung einst neben dem Fuldaer Parallelwerk als wichtigster Pfeiler der im Mai 1897 postulierten Urkundenbuchpläne der „Historischen Kommission für Hessen und Waldeck“ gesehen wurde: Trotz aller diesbezüglichen, bei Fulda noch stärker relevanten Probleme wurde das Hersfelder Exemplar glücklicherweise von H. WEIRICH (1936) wenigstens in einem ersten Band bis 1100 fertiggestellt und enthält auch die zwei ältesten Urbare, nämlich das „Hersfelder Zehntverzeichnis“ und „Breviarium S. Lulli“ aus dem 9. Jahrhundert (Kap. IV.3)<sup>19</sup>.

Zu Letzterem entstand zudem 1986 eine kommentierte Faksimileausgabe von T. FRANKE unter dem Titel „Breviarium sancti Lulli. Ein Hersfelder Güterverzeichnis aus dem 9. Jahrhundert“<sup>20</sup>. Der Herausgeber wies darauf hin, dass zwar die Edition von H. WEIRICH bis auf einige kleine Versehen den wissenschaftlichen Ansprüchen genüge, man jedoch bei der Identifizierung der Orte zu unterschiedlichen Ergebnissen gekommen sei, so dass dies die Verbreitung einer Faksimileausgabe mit überprüfter Transkription rechtfertige, wo die bisherigen Ortszuweisungen kritisch überprüft und in strittigen Fragen neue Diskussionsvorschläge gemacht werden. Demnach verbleiben wir an sich bei der alten Edition, werden aber die Textvariationen und Neudeutungen von T. FRANKE mit angeben. Auch strukturell ist die durch Absätze gegliederte alte Editionsform in unserem Kontext praktikabler als die fließende Faksimileform, zumal wir so die Einheitlichkeit gegenüber dem „Hersfelder Zehntverzeichnis“ wahren. Das Breviarium selbst ist übrigens nur als Abschrift überliefert und steht im lokalen Kopialbuch aus der Mitte des 12. Jahrhunderts („Liber de libertatibus locorum Hersfeldensium“), das eine zentrale Basis für die älteren Bestände des Lullusklosters darstellt und einen interessanten Vergleichsansatz zum etwa gleichzeitigen „Codex Eberhardi“ aus Fulda bietet (Kap. VI.7)<sup>21</sup>. Allerdings ist der tradierte Hersfelder Urkundenbestand insgesamt fraglos überschaubar, was ja Lampert umso wichtiger macht. Nur bedarf er eben einer zusätzlichen Überprüfung durch solche – meist – unabhängigen Überrestquellen.

Wendet man sich hingegen Fulda zu, so sorgt die Reichhaltigkeit der dortigen Quellen im Früh- und Hochmittelalter zwar traditionell für ein großes Forschungsinteresse, doch ist es der Materialfülle genauso geschuldet, dass das „Urkundenbuch des Klosters Fulda“ von E. STENGEL (1958) nur in einem Gesamtband für die Äbte Sturmius und Baugulf bis 802 vorliegt – und dabei trotzdem schon optisch den Hersfelder Bestand bis 1100 übertrifft<sup>22</sup>. Allgemein ist laut Editor nämlich die Menge des in den Archiven der großen fränkischen Klöster und Bischofskirchen erhaltenen Stoffes auf deutschem Gebiet in Freising, Fulda und Lorsch weitaus am größten, wobei die handschriftlichen Grundlagen nirgends so mannigfaltig und kompliziert erscheinen wie im Bonifatiuskloster (Kap. IV.5)<sup>23</sup>. Dabei stößt man im Fuldaer Urkundenbuch (anders als im Hersfelder) auf eine schon für die Folgebände mitangelegte Einleitung, die im ersten Abschnitt das bunte Quellenerbe mitsamt „Codex

<sup>18</sup> In quellenbedingter Teilung: Leben und Wundertaten, Teil I, Einleitung und Vita Wigberti, S. 1-110; Teil II, *Miracula Sancti Wigberhti*, S. 111-174 u. Anhang, S. 175-201.

<sup>19</sup> Neben den Urkunden speziell die Verzeichnisse: Urkundenbuch Hersfeld, Nr. 37 f., S. 65-74.

<sup>20</sup> Breviarium, S. 1-48, speziell Faksimile und Transkription S. 11-21. Begründung des Herausgebers: S. 9.

<sup>21</sup> HStA Marburg, Abt. Hss. K 244.

<sup>22</sup> Urkundenbuch Fulda, Nr. 1-529, LXIX + 643 S. gegenüber Urkundenbuch Hersfeld, Nr. 1-119, IV + 208 S.

<sup>23</sup> Urkundenbuch Fulda, Einleitung, S. XVII.

Eberhardi“ behandelt<sup>24</sup>. Urschriften sind in der Überlieferung der ältesten Fuldaer Urkunden nur ein Randphänomen, da es Originale von Privaturkunden erst in der ersten Hälfte des 9. und von Papsturkunden aufgrund der Vergänglichkeit des beschriebenen Papyrus gar erst seit dem 11. Jahrhundert gibt, so dass für den von E. STENGEL behandelten Zeitraum bis 802 nur einige Königsurkunden so erhalten sind<sup>25</sup>. Hinzu kommt bei diesen aber noch die abschriftliche Tradition echter, verunechteter und gefälschter Stücke sowie von wirklichen und erfundenen Deperdita, so dass Fulda von den ersten Karolingern – ohne die Fälschungen – mindestens 17 Diplome bekam, womit es nur vom westfränkischen Kloster St. Denis übertroffen wurde. Dagegen sind allein je ein Papstprivileg, ein Königsdiplom und eine Privaturkunde als Einzelabschriften von vor 802 überliefert, wovon die ersten beiden gefälscht wurden. Vorerst sei nur noch auf eine Urkundensammlung von beschränktem Umfang verwiesen, die eine heute aus 11 Pergamentblättern von 21-22 cm Breite und 30-40 cm Höhe zusammengeheftete Rolle von 3,8 m Länge darstellt<sup>26</sup>. Dieser kurz nach 1800 noch komplette und dokumentierte „Rotulus“ besteht als erste greifbare Sammlung von Kopien königlicher Diplome in Fulda gemäß E. STENGEL (1958) noch aus den sieben Fuldaer Zehntprivilegien von Ludwig dem Frommen (814-840) bis zur Bestätigung Konrads I. von 912, während der Anfang mit vier Urkunden auf wohl ebenso vielen Blättern fehlt – die drei gefälschten Privilegien Pippins und Karls des Großen sowie ein unechtes Synodalprotokoll (Kap. IV.<sub>3</sub> + VI.<sub>3</sub>). Da man die Bestätigung Heinrichs I. von 920 nicht mehr aufnahm, ist die Sammlung anscheinend in den 910er Jahren entstanden, was auch ihre Schrift nahelegt. Allerdings erwähnte H. MEYER ZU ERMGASSEN (1993) abweichend, dass der „Rotulus“ noch neun Urkundentexte in Abschrift enthält, wovon acht recht getreue Nachzeichnungen von Monogrammen aufweisen, die wohl als Vorbild für die Zeichnungen Eberhards dienten (Kap. III.<sub>2.a</sub>). Letztlich sind bei der Fuldaer Urkundenüberlieferung aber vor allem die Chartulare von Hrabanus Maurus (822-842) und natürlich der sie exzerpierende „Codex Eberhardi“ (um 1160) zu nennen (Kap. III + IV.<sub>3</sub>).

Jedenfalls findet man in den Urkundenbüchern von Fulda und Hersfeld auch diverse Fälschungen, die eine frühe Entstehung in der Gründungszeit nur vorgeben. So werden zudem schon wichtige Quellen für spätere Zeiten mitberücksichtigt, obwohl die Urkundenbücher formal dort noch nicht angekommen sind – in Fulda vor allem aus der Feder Eberhards. Demnach können wir in der Regel auf eine Heranziehung der MGH-Diplomata verzichten, werden aber bei zentralen oder umstrittenen Urkunden die dortige Zählung ergänzen. Somit folgen Zitate bis auf Ausnahmen den Urkundenbüchern oder der Literatur. Auch wenn es bis heute für beide Abteien noch keine Fortsetzung der Urkundenbücher gibt, ging man in Fulda doch neue Wege, da die historisch-kritische Textedition durch die Eigenheiten der Überlieferung, namentlich die Eberhardfälschungen, in Rückstand gerieten<sup>27</sup>: Nachdem E. STENGEL 1966 die vorbereitete Arbeit am zweiten Band über die Zeit der Äbte Ratger und Eigil (802-822) mangels Mitarbeiter abbrechen musste, dachte H. MEYER ZU ERMGASSEN ab 1979 eine Fortsetzung an, wozu auch eine planmäßige Durchsicht der Kopialüberlieferung, umfangreiche Kollationen und Transkriptionen von Teilen des „Codex Eberhardi“ sowie der Vergleich der Originalhandschrift mit der wichtigen Abschrift des 14. und mit weiteren Auszügen des 17. und 18. Jahrhunderts nötig waren. Gerade die komplexen Fragen zu Datierung und Echtheit ließen es sinnvoll erscheinen, zunächst den Kopiarthext in Form einer modernen kritischen Gesamtausgabe zu veröffentlichen, der später noch die hrabanischen Chartulare als zweite Hauptgruppe der kopialen Überlieferung des frühmittelalterlichen Fulda folgen sollen,

<sup>24</sup> Darin speziell relevant: Urkundenbuch Fulda, Einleitung, S. XVII-XXXVII.

<sup>25</sup> Fuldaer Urschriften u. Einzelkopien (exakte Zahlen): Urkundenbuch Fulda, Einleitung, S. XVII f.

<sup>26</sup> Dazu: Meyer zu Ermgassen, *Nominis nostri*, S. 209 u. Urkundenbuch Fulda, Einleitung, S. XVIII.

<sup>27</sup> Grundlegend ist das Vorwort von W. HEINEMEYER bei H. MEYER ZU ERMGASSEN: *Codex Eberhardi I*, Vorwort, S. VII f. Als Ergänzung heranzuziehen: Hussong, *Reichsabtei Fulda*, S. 163 f.



um darauf aufbauend schließlich das eigentliche Urkundenbuchprojekt fortzusetzen. Zudem wies W. MÜLLER (1987) besonders bei den fokussierten „Summarien“ Eberhards aus dem Thüringen-Chartular darauf hin, dass gegen die Arbeitsweise E. STENGELS gerade in den letzten Jahren kritische Einwände vorgebracht wurden, so dass man manche Datierungsansätze verwerfen musste (Kap. III.2.a)<sup>28</sup>. Dies gehe freilich nicht gegen dessen im Prinzip richtige Methode zur genaueren chronologischen Einreihung der Auszüge nach Abtszeiten. Zumindest war aber auch von dieser Warte längst ein Wandel der Herangehensweise angebracht.

Um diesen Neuansatz voranzubringen und gleichzeitig die vorhandenen Erkenntnisse abzusichern, konnte so schließlich H. MEYER ZU ERMGASSEN mit der besagten Edition des zweibändigen „Codex Eberhardi des Klosters Fulda“ (1995/96) auch in diplomatischer Hinsicht einen quellengesicherten Impuls für eine Weiterführung auf den Weg bringen<sup>29</sup>. Dies erscheint umso sinnvoller, da schon M. TANGL, der 1897 bei den Kommissionsplanungen zum eigentlichen Planer und Bearbeiter des Fuldaer Exemplars geworden war, einen ersten Band bis zur Zeit Abt Marquards I. (1150-1165) hatte führen wollen, da das gewaltige Sammelwerk des Mönches Eberhard für einen sehr großen Teil der älteren Überlieferung die einzige Quelle sei und auch die übrige Tradition bis in die Marquardzeit nicht ohne Rücksicht auf Eberhard behandelt werden könne. Obwohl aus dieser Wurzel zunächst nichts wuchs und dafür ab 1907 der kleinteiligere und umfangreichere Weg von E. STENGEL unter Mitberücksichtigung der Deperdita weiter verfolgt wurde, blieb die Grundlagenidee bezüglich des 12. Jahrhunderts doch relevant: Denn tatsächlich findet man ja in dem um 1160 geschaffenen „Codex Eberhardi“ nicht nur ältere fuldische Urkunden, sondern zumindest als Zusammenfassung zudem die nur in Bruchstücken überlieferten Besitzchartulare von Abt Hrabanus Maurus (822-842). Auch auf die angefügten „Gesta Marcvardi“ wurde bereits hingewiesen, deren Text wie der gesamte Codex aus der neuesten Edition übernommen werden soll<sup>30</sup>.

Indem wir nun direkt auf eine Codexedition zurückgreifen können, erübrigt sich meist die Heranziehung der zwei alten Standardwerke von E. DRONKE – der „Traditiones et Antiquitates Fuldenses“ (1844) und des „Codex diplomaticus Fuldensis“ (1850/62). Zwar handelt es sich um die erste wirklich wissenschaftlichen Anforderungen genügende Ausgabe, doch gibt es im Detail viele Verbesserungen etwa bei der Editionspraxis, beim dürftigen Anmerkungsapparat und beim geographischen Register<sup>31</sup>. Trotzdem sprach W. MÜLLER noch 1987 davon, dass die „Traditiones et Antiquitates Fuldenses“ nicht überholt seien, was 1995/96 nur bei den Eberhardstücken anders wurde<sup>32</sup>. Allerdings schätzte E. DRONKE zwar die zeitbedingt respektablen, aber längst fälschungsverdächtigen Vorarbeiten von J. SCHANNAT (1683-1739) im Wesentlichen richtig ein, glaubte aber noch immer, dass dieser eine nicht mehr greifbare handschriftliche Überlieferung der Fuldaer Urkunden zur Verfügung gehabt hatte<sup>33</sup>. Tatsächlich jedoch gelang es dann E. STENGEL bei seinen Vorarbeiten zum ersten Band des Urkundenbuches, J. SCHANNAT endgültig als Fälscher zu entlarven, so dass die Anknüpfungen bei E. DRONKE – und noch O. ROLLER (1901) (Kap. I.4) – mit Vorsicht zu genießen sind. Unbeschadet dessen erweist sich die Dronkeedition zwischen einleitender Vorrede und abschließendem Register als zweigeteiltes Werk: So stellt der erste Teil „Ex codice Eberhardi monachi“ zwar eine kapitelweise, teils um Vergleichsstücke ergänzte Wiedergabe der im Codex stehenden Chartularnotizen, Zins- und Dienstregister sowie aus-

<sup>28</sup> Müller, Eberhard und Thüringen, Teil I, S. XX.

<sup>29</sup> Codex Eberhardi I, fol. 1-178, XVIII + 338 S. u. Codex Eberhardi II, fol. 1-196, XII + 362 S.

<sup>30</sup> Codex Eberhardi II, fol. 191 r - 196 r, S. 354-361.

<sup>31</sup> Näheres: Müller, Eberhard und Thüringen, Teil I, S. 28 f.

<sup>32</sup> Müller, Eberhard und Thüringen, Teil I, S. 18.

<sup>33</sup> Zu J. SCHANNAT: Chronica Fuldensis, Einleitung, S. 16; Codex Eberhardi IV, Buchschmuck, S. 6 f.; Hussong, Reichsabtei Fulda, S. 164; Kathrein, s. v. „Fulda, St. Salvator – Geschichtlicher Überblick“, GermBen 7, S. 267; Müller, Eberhard und Thüringen, Teil I, S. 26 f. u. Traditiones et Antiquitates, Vorrede, S. XI f.

gewählter, verwandter Einträge (so der Oblationen) dar, doch steht im zweiten Teil „Liber mortuorum fratrum“ eine andere Quelle, in der sich der älteste, auch von Eberhard benutzte Abtskatalog (920er), Konventslisten und die „Totenannalen“ (779-1065) finden (Kap. III.4 + IV.5)<sup>34</sup>. Sie setzt sich aus 32 Pergamentblättern in Quart zusammen und besteht damit heute offenbar aus einzelnen Lagen und Blättern mehrerer Handschriften, die von acht verschiedenen Personen im 9. und 10. Jahrhundert geschrieben wurden<sup>35</sup>. Daran anknüpfend erscheint auch der Inhalt recht unterschiedlich, wobei allerdings das enthaltene Nekrologium so dominierend ist, dass sich auch die im 12. oder 13. Jahrhundert vorangestellte Überschrift danach richtete. Die Vorrede der Gesamtausgabe wiederum erläutert nicht nur allgemein die Themen (Chartulare, „Codex Eberhardi“, Totenbuch), sondern bietet auch speziell die einzelnen Eberhardprologe, die der Editor als wichtige Selbstzeugnisse vollständig in eine Inhaltsgliederung einverleibte. Dabei gab er O. ROLLER (1901) zufolge die erste Beschreibung der Handschrift, brachte zuerst den Nachweis des Zusammenhangs von Eberhards Urkundenauszügen mit den hrabanischen Chartularen und wies auch primär auf die bildlichen Darstellungen hin<sup>36</sup>. Dagegen bietet der „Codex diplomaticus Fuldensis“ von 1850 ergänzend den Kernbestand an fuldischen Urkunden (inklusive Eberhardstücken) und wurde 1862 noch durch einen Registerband von J. SCHMINCKE erweitert, wobei man dann im Neudruck von 1962 beide zusammenführte<sup>37</sup>.

Allerdings wies H. MEYER ZU ERMGASSEN bezüglich E. DRONKE auf einen gravierenden Nachteil hin, der mit zum Negativbild Eberhards beitrug<sup>38</sup>. Denn die Machart der Edition erschwerte einen Einblick in Absichten und Methoden des Mönchs, so dass viele Kritiker sein Werk nur auszugsweise heranzogen. Dies lag darin begründet, dass die per se verdienstvolle und im Ganzen zuverlässige Dronkeausgabe zunächst 1844 die nichturkundlichen Teile des „Codex Eberhardi“ in den „Traditiones et Antiquitates Fuldenses“ getrennt von den Urkundenkopien edierte. Zudem löste der Forscher dort ja die einleitenden Passagen Eberhards aus ihrem Kontext und stopfte sie in seine Vorrede. Auch formulierte er die Rubren Eberhards fast immer um und kürzte gar manche Texte – beides ohne Kennzeichnung. Demgegenüber sollten die eigentlichen Urkundenkopien eben im späteren „Codex diplomaticus Fuldensis“ Aufnahme finden. Da dort freilich alles chronologisch angeordnet wurde, ließ E. DRONKE die außerhalb jeder zeitlichen Ordnung stehenden Urkunden Eberhards einfach weg. Gleiches passierte denjenigen, bei denen der Editor bessere Überlieferungen ermitteln konnte. Demnach erschien der „Codex Eberhardi“ in den Dronkewerken nur unvollständig und verschoben, was eine komplette Neuedition nötig machte, die sich eben stattdessen möglichst genau an die Strukturen der zweibändigen Originalhandschrift anlehnte. Allerdings legte H. MEYER ZU ERMGASSEN die Kapitelzählung der „Traditiones et Antiquitates Fuldenses“ weiter bei den Teilen zugrunde, die „Summarien“ der karolingischen Chartulare darstellen und die inhaltlich Nachweise über „Einzelschenkungen“ enthalten<sup>39</sup>. Diese Zählung wurde zur schnelleren Orientierung auch in den Kolumnentiteln ausgeworfen. Gleichfalls zählte er die Einzeleinträge weiterhin nach E. DRONKE. Doch wurden von diesem ausgelassene Sätze nun, mit Kleinbuchstaben versehen, zu seinen Nummern hinzugefügt. Genauso ging er vor, wenn der frühere Bearbeiter mehrere Einzeleinträge unter einer Nummer zusammengefasst hatte.

<sup>34</sup> Im Einzelnen: Traditiones et Antiquitates, Vorrede, S. III-XVI; Teil I, cap. 1-77, S. 1-158; Teil II, cap. 1-15, S. 159-184 u. Register, S. 185-244.

<sup>35</sup> Näheres zum Codex Fuldensis Nr. 34 (III, e. 2): Traditiones et Antiquitates, Vorrede, S. XIV f.

<sup>36</sup> Roller, Eberhard, S. 2 f. zu Traditiones et Antiquitates, Vorrede, S. IV-XVI.

<sup>37</sup> Unabhängige Zählung: Codex diplomaticus, Nr. 1-872, S. 1-437 u. Register, S. 1-77.

<sup>38</sup> Codex Eberhardi I, Einleitung, S. X.

<sup>39</sup> Codex Eberhardi I, Einleitung, S. XV.

Abschließend zu E. DRONKE ist noch auf eine Ausgabe des Marquardberichtes hinzuweisen, die sich in den „Traditiones et Antiquitates Fuldenses“ findet<sup>40</sup>. Sie präsentierte nur den Kerntext, während H. MEYER ZU ERMGASSEN auch die Folgepassagen im „Codex Eberhardi“ mitzählte. Ähnliche Abweichungen begegnen uns in der 1962 entstandenen, kommentierten Edition mit Übersetzung von T. NIEDERQUELL nach der Ausgabe von J. BÖHMER (1853)<sup>41</sup>, wo frühere Lehenstexte des Codex angefügt wurden<sup>42</sup>. Diese Edition steht an der Seite zweier weiterer maßgeblicher Quellen zur Biographie und Regierung Marquards I., die von T. NIEDERQUELL unter dem Titel „Die Gesta Marcuardi, ferner ein Brief des Abtes Wibald von Stablo und Corvey, sowie das Immunitätsprivileg König Konrads III.“ eingeleitet und übersetzt wurden<sup>43</sup>. Das nach dem 20. April 1150 verfasste Wibaldschreiben folgt dort der Ausgabe von P. JAFFÉ (1864)<sup>44</sup>. Es war an Papst Eugen III. (1145-1153) gerichtet, berichtete über die Wahlvorgänge und bat um Zustimmung. Dagegen wurde die nur abschriftlich im „Codex Eberhardi“ überlieferte Urkunde Konrads III., welche die Einsetzung Marquards I. und Klosterimmunität beinhaltet, vom Editor als umstritten eingestuft, wobei er textlich E. DRONKE (1850)<sup>45</sup> folgte, aber einen Zusatz nach C. BROWER (1612)<sup>46</sup> ergänzte. Schon O. ROLLER (1901) hatte angemerkt, dass die Urkunde vielleicht eine Fälschung Eberhards ist, worauf sie U. HUSSONG (1995), H. MEYER ZU ERMGASSEN (1995, 2009) und B. HÄUPTLI (2007) eindeutig als freie Erfindung des Mönchs verstanden, so dass laut Ersterem der Bericht über die Abtwahl 1150 nicht zu verwerten ist<sup>47</sup>. Freilich war Eberhard immerhin ein Zeitzeuge, der auch in einer Fälschung korrekte Erinnerungen unterbrachte. Jedenfalls beschränkte sich neben anderen Mängeln das Eschatokoll auf die Signumszeile ohne Datum, wobei O. ROLLER das Stück nach dem Inhalt auf [September] 1151 einengte. Insgesamt zeigen sich hier exemplarisch die Möglichkeiten und Gefahren in der Benutzung des Codex (Kap. III.<sub>2.a</sub> + VI.<sub>7</sub>).

Darüber hinaus darf aber im fuldischen Kontext auch die ungleich ältere „Vita Sturmi des Eigil von Fulda“ nicht fehlen, die in einer literarkritisch-historischen Untersuchung und Edition von P. ENGELBERT (1969) verfügbar ist<sup>48</sup>. Trotz Eigils parteiischer und fuldazentrierter Darstellung ist seine kurz vor 800 geschaffene Schrift nicht nur für die frühe Geschichte des Bonifatiusklosters unverzichtbar, sondern auch für das seit der Gründungszeit verschwisterte Hersfeld. Dies wusste auch bereits Lampert, der sie zu den wichtigsten Quellen für die „Vita Lulli“ zählte, die in gewissem Sinne eine verspätete Gegenschrift war (Kap. II.<sub>2.a</sub>). Eberhard wiederum benutzte schon den oben angedeuteten ältesten Fuldaer Abtskatalog der 920er Jahre, den wir freilich wegen der geschilderten Mängel nicht nach E. DRONKE zitieren, sondern nach der neueren MGH-Edition von G. WAITZ (1881, Nachdruck 1985)<sup>49</sup>. Letztlich ist noch auf die „Chronica Fuldensis“ zu verweisen, die vom 11. bis 14. Jahrhundert als Kern der abteilichen Historiographie etappenweise angefertigt wurde und so die „Fuldaer Annalen“ des 9. Jahrhunderts fortsetzte (Kap. IV.<sub>5</sub>). Anders als beim Vorgängerwerk besitzen wir dort

<sup>40</sup> Traditiones et Antiquitates, Teil I, cap. 76, S. 153-157.

<sup>41</sup> BÖHMER, Johann Friedrich: Fontes Rerum Germanicarum; Band 3; Stuttgart 1853; S. 165-173.

<sup>42</sup> Traditiones et Antiquitates, Teil I, cap. 62 f., S. 140-142 = Gesta, Wibaldbrief, Immunität, S. 188-191 (teils gekürzt) = Codex Eberhardi II, fol. 155 v - 157 v, S. 298-301.

<sup>43</sup> Gesta, Wibaldbrief, Immunität, S. 173-199. Im Einzelnen: Gesta Marcuardi, S. 176-191; Brief Wibalds, S. 192-195 u. Immunitätsprivileg Konrads III., S. 194-199.

<sup>44</sup> JAFFÉ, Philipp: Monumenta Corbeiensia; Berlin 1864; Wibaldi epistolae; Nr. 250; S. 372-374.

<sup>45</sup> Codex diplomaticus, Nr. 802, S. 395-397.

<sup>46</sup> BROWER, Christoph: Fuldensium Antiquitatum Libri III; Antwerpen 1612; S. 262 f.

<sup>47</sup> MGH D. Ko. III., Nr. 295, S. 512-514 = Codex Eberhardi I, fol. 134 r - 135 v, S. 207-210. Dazu: Codex Eberhardi IV, Buchschmuck, S. 25; Gesta, Wibaldbrief, Immunität, S. 175; Häuptli, s. v. „Markward I. von Fulda (Marquard, Marcuardus)“, BBKL 27 (Erg. 14), Sp. 912; Hussong, Reichsabtei Fulda, S. 140, Anm. 429 u. Roller, Eberhard, S. 60 u. Beilage I, Nr. 112, S. 20 f.

<sup>48</sup> Eigil, Vita Sturmi, Untersuchung, S. 1-128 u. Eigil, Vita Sturmi, Edition, S. 129-163.

<sup>49</sup> Catalogus Abbatum Fuldensium, S. 272-274. Vgl. Traditiones et Antiquitates, Teil II, cap. 3, S. 162-164.

aber außer den abgeleiteten Schilderungen einiger mittelalterlicher und humanistischer Benutzer an Originalpassagen nur wenige Darmstädter Fragmente, die von W. HEINEMEYER (1976) eingeleitet, kommentiert und bearbeitet wurden<sup>50</sup>. Schon allgemein gibt es ihm zufolge wenige Fälle von geistigen Mittelpunkten wie etwa Trier und Fulda, in denen die geschichtliche Überlieferung am gleichen Ort über viele Jahrhunderte hinweg aufgezeichnet, in denen wohl gar ein einheitliches Geschichtswerk immer wieder fortgesetzt und bis in das Spätmittelalter geführt werden konnte. Dazu ist die Chronik speziell für uns noch doppelt bedeutsam, da ihre Urform offenbar zum Vorbild für Lamperts Hersfelder Klostergeschichte wurde (Kap. II.2.c) und einige der erhaltenen Fragmente gerade die Zeit Eberhards berühren (Kap. VI.7).

Die historischen Hintergründe der aufgeführten Hauptquellen werden wir je an passender Stelle erläutern. Aber natürlich begegnet uns noch eine Fülle anderer Quellen: Hier ist schon angesichts des Anfangszitats (Kap. I.1) an die Mönchsregel des Hl. Benedikt von Nursia (um 480-547?) zu denken, bei der wir auf eine jüngere kommentierte Edition nebst Übersetzung der Salzburger Äbtekonzferenz (2006) zurückgreifen<sup>51</sup>. Dagegen sollen die sonstigen Quellen nur mithilfe unserer Literatur herangezogen werden, zu der wir nun auch überwechseln.

#### 4. Literatur- und Forschungslage

Ein solcher Literaturüberblick hilft uns indirekt auch, einen Eindruck der Forschungslage zu gewinnen. Dies soll sich aber zunächst noch nicht auf den erstaunlichen Wandel Lamperts von Hersfeld vom pauschal-benutzten Hauptzeugen über den quellenkritisch überführten „Lügenbaron“ zum genauer beleuchteten Individuum beziehen, über den wir noch hören werden (Kap. II.3). Gleichfalls lassen wir vorerst die ganz ähnliche Neubewertung Eberhards von Fulda außen vor, der auch zunächst eine unkritisch herausragende Position besaß, dann jedoch pauschal als einer der größten Urkundenfälscher des Mittelalters verdammt wurde und heute wiederum als eine trotz allem unverzichtbare Quelle und interessante Persönlichkeit aufgefasst wird, die in einem ambivalenten Verhältnis zum Abt stand (Kap. III.3). Vielmehr gilt es an dieser Stelle, sich überhaupt vorab einen ersten Eindruck vom Spektrum des Quartetts aus Lampert, Eberhard, Hersfeld und Fulda zu verschaffen. Allerdings stellte T. VOGTHERR ausgehend von der Salierzeit in Hersfeld und Fulda unter Einbezug von Corvey schon 1991 fest: *Die Literatur zu den drei Klöstern ist nahezu uferlos*<sup>52</sup>. Daher werden wir uns auf klassische Überblicksdarstellungen, einschlägige Neuansätze und die wichtigsten Werke der angeschnittenen Spezialbereiche beschränken. Zudem beinhalten ja die erwähnten, gleichfalls zahlreichen Quelleneditionen auch umfangreiche Erläuterungen (Kap. I.3).

Dabei lässt sich wieder am besten bei unseren Protagonisten beginnen, wo erneut Lampert aufgrund seiner zeitlichen und geistigen Vorreiterrolle den Anfang macht: Zunächst ziehen wir zwei ältere Schlüsselaufsätze zur Erschließung seiner Biographie und Schaffensfülle heran: So entdeckte der spätere Editor O. HOLDER-EGGER das erste Originalmanuskript der „Vita Lulli“ und konnte ihren Autor mit Lampert identifizieren, was er in einem Aufsatz „Ueber die Vita Lulli und ihren Verfasser“ (1884) mit beigelegter Seitenabbildung herausarbeitete<sup>53</sup>. Gleichfalls von zentraler Bedeutung war dann die Enthüllung von E. STENGEL (1955), wo-

<sup>50</sup> Chronica Fuldensis, Einleitung, S. 16-47 u. Text 1 a - 24 b, S. 49-135.

<sup>51</sup> Regula Benedicti, S. 1-400: Einleitung, S. 10-59; Edition/Übersetzung, S. 65-297 u. Glossar, S. 361-383.

<sup>52</sup> Vogtherr, Reichsklöster, S. 429, Anm. 1. Stand 2004: Burkardt, s. v. „Hersfeld – Literatur“, Germ-Ben 7, S. 610-617 u. Jäger/Pütz, s. v. „Fulda, St. Salvator – Literatur“, GermBen 7, S. 379-415.

<sup>53</sup> Holder-Egger, Vita Lulli und Verfasser, S. 283-320, Schrifttafel nach S. 320.

nach einst „Lampert von Hersfeld der erste Abt von Hasungen“ geworden war<sup>54</sup>. Allerdings zeugten diese Aufsätze noch von der älteren, negativen Forschungssicht. In der Folge stellte nach dem Übergang mit der besagten „Annales“-Edition (1957/62) vollends die zweiteilige Tübinger Dissertation von T. STRUVE über „Lampert von Hersfeld. Persönlichkeit und Weltbild eines Geschichtsschreibers am Beginn des Investiturstreits“ (1969/70) den Keim einer positiven Neubewertung des Chronisten dar und wurde von ihm noch durch Lexikonartikel in der „Neuen Deutschen Biographie“ (1982), im „Lexikon des Mittelalters“ (1991) und in den „Hauptwerken der Geschichtsschreibung“ (1997) pointiert<sup>55</sup>. Als weitere Gewährsleute sind außer dem erwähnten M. FLECK mit seiner kommentierten Übersetzung (1986) und zweisprachigen Ausgabe (2007) der „Vita Lulli“ (Kap. I.3) noch R. SCHIEFFER mit einem Artikel in „Die deutsche Literatur des Mittelalters. Verfasserlexikon“ (1991), U. SCHMIDT mit einem Artikel im „Biographisch-Bibliographischen Kirchenlexikon“ (1992) und E. LECHER mit einem Beitrag in „Weltbild und Realität. Einführung in die mittelalterliche Geschichtsschreibung“ (1992) zu erwähnen<sup>56</sup>. Letztlich nahm H.-W. GOETZ mit seinem Aufsatz „Der Investiturstreit in der deutschen Geschichtsschreibung von Lampert von Hersfeld bis Otto von Freising“ (2006) noch eine Einordnung in die historiographische Zeitströmung vor<sup>57</sup>.

Ein Blick hinüber zu Eberhard muss gleichfalls mit den klassischen Werken beginnen, wobei aber wieder eine kritische Auswahl nötig ist. Auf die quellenkundlich ambivalenten, jedoch inhaltlich wegweisenden Vorarbeiten von E. DRONKE in „Traditiones et Antiquitates Fuldenses“ (1844) und „Codex diplomaticus Fuldensis“ (1850/62) haben wir ja schon hingewiesen (Kap. I.3). So können wir gleich in die Zeit um 1900 springen, wo man etwa die Dissertationen von K. WISLICENUS über „Die Urkundenauszüge Eberhards von Fulda“ (1897)<sup>58</sup> und von O. ROLLER über „Eberhard von Fulda und seine Urkundenkopien“ (1901)<sup>59</sup> findet. Hierzu erwähnte E. STENGEL (1958) im „Urkundenbuch des Klosters Fulda“ (Kap. I.3), dass die Arbeit von K. WISLICENUS überholt und zum Teil verfehlt sei, wogegen diejenige von O. ROLLER ihrem Gegenstand hervorragend gerecht werde, wenn sie ihn auch nicht erschöpfe<sup>60</sup>. Selbst H. MEYER ZU ERMGASSEN (1993) bezog sich weiter vor allem auf diese Darstellung<sup>61</sup>. Schließlich gab es vor O. ROLLER nach eigenem Bekunden keine *zusammenhängende Untersuchung, die sämtliche darin enthaltener Urkunden umfasst*<sup>62</sup> – und tatsächlich hatte sich K. WISLICENUS wie einige Forscher vor ihm allein mit einer Urkundengruppe des „Codex Eberhardi“ befasst, so dass sie trotz bahnbrechender Erkenntnisse nur ein auf den jeweiligen Gegenstand gestütztes Urteil über Eberhard fällten, das stark voneinander abwich (Kap. III.2.a+3)<sup>63</sup>. Demnach beschränken wir uns auf die Arbeit von O. ROLLER, die sich allein

<sup>54</sup> Stengel, Lampert Abt, S. 245-258.

<sup>55</sup> Struve, Lampert, Teil A, S. 1-123; Struve, Lampert, Teil B, S. 32-142; Struve, s. v. „Lampert von Hersfeld (von Aschaffenburg)“, NDB 13, S. 461 f.; Struve, s. v. „Lampert von Hersfeld“, LexMA 5, Sp. 1632 f. u. Struve, s. v. „Lampert von Hersfeld (um 1028 - nach 1081): Annales“, Hauptwerke, S. 349-352.

<sup>56</sup> Schieffer, s. v. „Lampert von Hersfeld“, VerLex 5, Sp. 513-520; Schmidt, s. v. „Lampert von Hersfeld“, BBKL 4, Sp. 1058 f. u. Lecheler, Lampert von Hersfeld, S. 121-128.

<sup>57</sup> Goetz, Investiturstreit in der deutschen Geschichtsschreibung, S. 47-59.

<sup>58</sup> WISLICENUS, Konrad: Die Urkundenauszüge Eberhards von Fulda; Inaugural-Dissertation zur Erlangung der Doktorwürde der philosophischen Fakultät zu Kiel; Kiel 1897.

<sup>59</sup> Roller, Eberhard, S. 1-78 (Text).

<sup>60</sup> Urkundenbuch Fulda, Einleitung, S. XXVIII, Anm. 2.

<sup>61</sup> Meyer zu Ermgassen, Nominis nostri, S. 202, Anm. 2.

<sup>62</sup> Roller, Eberhard, S. 1, Z. 10 f., mit Überblick zur älteren Forschung auf S. 1-3.

<sup>63</sup> Vor allem: FOLTZ, Karl: Eberhard von Fulda und die Kaiserurkunden des Stifts; in: Forschungen zur deutschen Geschichte; Band 18; 1878; S. 491-515. [VON PFLUGK-]HARTTUNG, Julius: Die päpstlichen Urkunden für Fulda bis zum 13. Jahrhundert; in: Diplomatisch-historische Forschungen; Gotha 1879. BOSSERT, Gustav (Bearbeiter): Württembergisches aus dem Codex Laurehamensis, den Traditiones Fuldenses und aus Weissenburger Quellen; in: Württembergische Geschichtsquellen; Band 2; Stuttgart 1895; speziell: II. Aus den Traditiones Fuldenses; S. 219-233.

schon als Glücksfall erweist, da ihr als erste Beilage eine tabellarische Übersicht des Codexinhaltes angefügt ist, welche die Annäherung an die Fülle der vielschichtigen Einträge erleichtert<sup>64</sup>. Noch H. MEYER ZU ERMGASSEN (1993) benannte die Urkundenkopien im Allgemeinen nach der Nummerierung in diesen „Tabellen“, was wir gleichfalls tun wollen. Darauf folgen noch zwei Beilagen „Urkundentexte“ und „Abbildungen“<sup>65</sup>. Neben dem vielzitierten Fuldaer Urkundenbuch von E. STENGEL (1958) ist etwa eine in der späten DDR entstandene dreibändige Dissertation von W. MÜLLER über „Die Urkundenauszüge Eberhards von Fulda aus dem Thüringen-Chartular des Klosters Fulda und deren Aussagewert zu sozial-ökonomischen Problemen“ (1987) zu nennen, die uns zumindest im allgemeinen Teil hilft<sup>66</sup>. Freilich wurde der dortige, gegenüber den vorherigen Ausgaben verbesserte Neuabdruck der „Summarien“ Eberhards aus dem Thüringen-Chartular inzwischen selbst durch die Gesamtausgabe von H. MEYER ZU ERMGASSEN (1995/96) abgelöst, so dass hier zur Vertiefung nur auf die Bearbeitung der Auszüge verwiesen werden muss<sup>67</sup>. Schließlich wurde der jüngste Neuansatz von ebenjenem H. MEYER ZU ERMGASSEN ja generell in seiner Codexedition näher ausgeführt (Kap. I.3). Als Keim ist aber bereits seine Spezialuntersuchung „Nominis nostri conscripto caractere. Die Monogrammzeichnungen im Codex Eberhardi aus Kloster Fulda“ (1993) anzusehen<sup>68</sup>. Demnach schloss sich auch zuletzt 2009 in Anknüpfung daran mit dem abschließenden vierten Band der Edition ein Kreis, indem der Forscher dort ja als kommentierte Dokumentation den ganzen Buchschmuck des Codex behandelte (Kap. I.3).

Währenddessen ist beim lexikalischen Niederschlag Eberhards auf den interessanten Umstand zu verweisen, dass der Mönch in den vorhin als Auswahl präsentierten Lexika, die uns bei Lampert eigene Artikel boten, nur indirekt unter dem Stichwort seines Abtes Marquard I. (1150-1165) behandelt wird. Diese Zuordnung bleibt freilich nur so lange sinnvoll, wie man an der engen Zusammenarbeit der beiden Personen im Zeichen einer Wiederbelebung des alten Abteiglanzes festhält. Doch ist eben ein direkter Abtsauftrag für den „Codex Eberhardi“ gar nicht bewiesen und wird in der Forschung recht kontrovers diskutiert. Demnach ist zwar die Einordnung Eberhards in die Marquardartikel aus lexikalischen Sachgründen nachzuvollziehen, doch nehmen die Autoren oder Herausgeber damit eine historische Deutung vor, die erst nach langen Abwägungen gerechtfertigt wäre – wenn überhaupt. Wir finden die Kombination etwa in Marquardartikeln von F. WORSTBROCK in „Die deutsche Literatur des Mittelalters. Verfasserlexikon“ (1987), von E. FREISE in der „Neuen Deutschen Biographie“ (1990) sowie von K. HEINEMEYER im „Lexikon des Mittelalters“ (1993)<sup>69</sup>. Eine Ausnahme stellt der jüngere Beitrag von B. HÄUPTLI im „Biographisch-Bibliographischen Kirchenlexikon“ (2007) dar, wo Eberhard zwar noch in einen Marquardartikel gesteckt wird, inhaltlich aber gleichwohl eine betont abwägende Betrachtung beider Forschungstendenzen erfolgt<sup>70</sup>.

Im Hinblick auf den reichspolitischen Hintergrund im 11. und 12. Jahrhundert seien Beiträge über die für unsere zwei Protagonisten relevanten Herrscher genannt, also zu den Saliern Heinrich III. (1039/46-1056), Heinrich IV. (1056/84-1106) und Heinrich V. (1106/11-1125), dann zu Lothar III. von Süpplingenburg (1125/33-1137) sowie schließlich zu den Staufern Konrad III. (1138-1152) und Friedrich I. Barbarossa (1152/55-1190). Dabei greifen wir zunächst auf die einschlägigen Artikel im „Lexikon des Mittelalters“ von T. STRUVE zu Heinrich III. bis Heinrich V. (1989), von W. PETKE zu Lothar III. (1991) und von O. ENGELS

<sup>64</sup> Tabellarische Übersicht: Roller, Eberhard, Beilage I, S. 1-73 (Lagen und Urkunden).

<sup>65</sup> Roller, Eberhard, Beilage II, Nr. 1-7 u. Beilage III, Nr. 1-3.

<sup>66</sup> Müller, Eberhard und Thüringen, Teil I, S. XVI-XXI, 1-64, 108-119 u. Teil II, Anhang, Band 2, S. 664-670.

<sup>67</sup> Edition: Müller, Eberhard und Thüringen, Teil II, Anhang, Band 1, S. 5-23. Bearbeitung: Müller, Eberhard und Thüringen, Teil II, Anhang, Band 1+2, S. 24-625.

<sup>68</sup> Meyer zu Ermgassen, *Nominis nostri*, S. 201-267.

<sup>69</sup> Worstbrock, s. v. „Marquard von Fulda“, *VerLex* 6, Sp. 79-81; Freise, s. v. „Markward, Abt von Fulda (1150-65)“, *NDB* 16, S. 223 f. u. K. Heinemeyer, s. v. „Markward I. von Fulda“, *LexMA* 6, Sp. 315.

<sup>70</sup> Häuptli, s. v. „Markward I. von Fulda (Marquard, Marcuardus)“, *BBKL* 27 (Erg. 14), Sp. 911-915.

zu Konrad III. (1991) und Friedrich I. Barbarossa (1989) zurück<sup>71</sup>. Dies wird dann noch mit Hilfe der parallelen Aufsätze in den „Kaisergestalten des Mittelalters“ (1991) von R. SCHIEFFER über Heinrich III., von H. ZIMMERMANN über Heinrich IV., von C. SERVATIUS über Heinrich V., von W. PETKE über Lothar III. und von H. APPELT über Friedrich I. vertieft, wobei zwar ein Beitrag zum alleinigen König Konrad III. fehlt, dieser inhaltlich aber durch die zum vorherigen und folgenden Kaiser teils kompensiert werden kann<sup>72</sup>. Jedenfalls erweisen sich insgesamt für die dynastischen Fakten der hier hauptsächlich im Zentrum stehenden beiden Kaiserfamilien auch zwei Stammtafeln der Salier und frühen Staufer von C. BRETSCHER-GISIGER im „Lexikon des Mittelalters“ (1998) als hilfreich, zumal die betreffenden Angaben in der Forschung oft umstritten sind<sup>73</sup>. Freilich ist zu beachten, dass selbst bei den Tafeln im „Lexikon des Mittelalters“ weder sämtliche Nachkommen noch alle ehelichen und unehelichen Verbindungen verzeichnet sind. Darüber hinaus sei angemerkt, dass wir uns bei chronologischen Angaben über größere Herrscher aus Europa, Reich und Kirche meist stillschweigend – wenn nicht direkt aus der sonstigen Literatur zu erschließen – nach dem klassischen „Taschenbuch der Zeitrechnung des deutschen Mittelalters und der Neuzeit“ von H. GROTEFEND in dessen 13. Auflage (1991) richten<sup>74</sup>. Wir wollen diese Verweise nur kenntlich machen, wenn es größere Abweichungen zwischen den Vorlagen gibt – vor allem bei den spärlichen Lebensdaten, die uns wenigstens Lampert selbst mitteilte (Kap. II.1).

Aus dem Spektrum der hessischen Landesgeschichte sind in den Standardwerken Abschnitte zu Fulda und Hersfeld sowie zum Früh- und Hochmittelalter relevant, wie in der „Geschichte des Landes Hessen“ von K. DEMANDT (1972/80), im „Geschichtlichen Atlas von Hessen“ (1961) mit dem Erläuterungsband von F. SCHWIND (1984) sowie im „Werden Hessens“ von W. HEINEMEYER (1986)<sup>75</sup>. Unter die Spezialuntersuchungen fällt ein Aufsatz über „Roger von Helmarshausen in seiner monastischen Umwelt“ von E. FREISE (1981), der auch einen Neuansatz über Lamperts Lebensende bietet, sowie der erwähnte Vergleich von T. VOGTHERR über die „Reichsklöster Corvey, Fulda und Hersfeld“ in der Salierzeit (1991)<sup>76</sup>.

Betrachtet man sich noch beide Abteien aus der Nähe, so stößt man beim Wigbert- oder Lulluskloster auf ältere Gesamtüberblicke zur „Reichsabtei Hersfeld bis zur Mitte des 13. Jahrhunderts“ von P. HAFNER (1936), zur „Geschichte von Hersfeld“ von W. NEUHAUS (1954) und zum „Territorium der Reichsabtei Hersfeld von seinen Anfängen bis 1821“ von E. ZIEGLER (1939), wozu Letztere auch einen prägnanten Katalog der „Äbte des Reichsklosters (der Reichsabtei) Hersfeld“ (1970) beisteuerte<sup>77</sup>. An diese klassischen Darstellungen knüpfte dann K. LIPPHARDT (2000) mit seinen „Beiträge[n] zur Geschichte Bad Hersfelds und Umgebung – Stationen und Wegmarken“ an, während es T. STRUVE im „Lexikon des

<sup>71</sup> Im Einzelnen: Struve, s. v. „Heinrich III.“, LexMA 4, Sp. 2039-2041; Struve, s. v. „Heinrich IV.“, LexMA 4, Sp. 2041-2043; Struve, s. v. „Heinrich V.“, LexMA 4, Sp. 2043-2045; Petke, s. v. „Lothar III. (von Süpplingenburg)“, LexMA 5, Sp. 2125-2127; Engels, s. v. „Konrad III.“, LexMA 5, Sp. 1339 f. u. Engels, s. v. „Friedrich I. (Friedrich Barbarossa)“, LexMA 4, Sp. 931-933.

<sup>72</sup> Im Detail: Schieffer, Heinrich III., S. 98-115; Zimmermann, Heinrich IV., S. 116-134; Servatius, Heinrich V., S. 135-154; Petke, Lothar von Süpplingenburg, S. 155-176 u. Appelt, Friedrich Barbarossa, S. 177-198.

<sup>73</sup> Bretscher-Gisiger, s. v. „Salier“ (Stammtafel), LexMA 9, Sp. 949 f. (Tafel-Anhang 54) u. Bretscher-Gisiger, s. v. „Staufer, I“ (Stammtafel), LexMA 9, Sp. 961 f. (Tafel-Anhang 57).

<sup>74</sup> Grotefend, Taschenbuch der Zeitrechnung. Allerdings fehlen dort schon Bischöfe und Herzöge.

<sup>75</sup> Demandt, Geschichte Hessen, S. 328-347 (Fulda) u. 347-359 (Hersfeld); Atlas Hessen: Backhaus, Besitzkarte frühkarolingischer Klöster, Karte 9 (Kartenentwurf: Dietrich-Dienemann), S. 44-50 u. Backhaus, Reichskirchengut 10.-13. Jh., Karte 10 a+b (Kartenentwurf: Hess-Gotthold), S. 51-55; Werden Hessens: K. Heinemeyer, Hessen im Fränkischen Reich, S. 125-155 u. W. Heinemeyer, Hochmittelalter, S. 159-193.

<sup>76</sup> Freise, Roger von Helmarshausen, S. 180-293 u. Vogtherr, Reichsklöster, S. 429-464.

<sup>77</sup> Hafner, Reichsabtei Hersfeld, S. 1-133 u. Anhang I-III, S. 134-148; Neuhaus, Geschichte Hersfeld, speziell S. 14-73; Ziegler, Territorium Hersfeld, speziell S. 1-33 u. Ziegler, Äbte Hersfeld, S. 6-22.

Mittelalters“ (1989) bei einem Kurzartikel belassen hatte<sup>78</sup>. Weit ausführlicher ist der Artikel „Hersfeld“ im Hessenband der „Germania Benedictina“ (2004), wo die Geschichte des Hauptklosters detailliert von den Autoren J. BURKARDT, N. KLÜBENDORF, T. LUDWIG, L. UNGER und W. VAHL behandelt wird<sup>79</sup>. Dagegen können wir die kleineren Artikel zu den Nebenklöstern hier außen vor lassen. Zur verwobenen Stifts- und Stadtgeschichte wiederum ist noch H. GRÄF mit dem Textheft zum „Hessischen Städteatlas – Bad Hersfeld“ (2007) zu nennen, der auch einen neueren Gesamtüberblick bietet<sup>80</sup>. An historischen Detailanalysen sei auf „Das Kloster Hersfeld und das fränkisch-deutsche Königtum“ von F. SCHWIND (1986) und „Hersfeld im frühen Mittelalter“ von K. HEINEMEYER (1986/91) verwiesen<sup>81</sup>. Schließlich gibt es Publikationen zur strittigen Baugeschichte, so in der Denkmaltopographie zur „Stadt Bad Hersfeld“ von T. WIEGAND (1999) sowie – nach den jüngsten Restaurierungen – zur „Stiftsruine Bad Hersfeld: Geschichte und Architektur“ von T. LUDWIG (2002)<sup>82</sup>.

Demgegenüber finden sich beim benachbarten Bonifatiuskloster an zentralen Werken die „Studien zur Entwicklung des Territoriums der Reichsabtei Fulda und seiner Ämter“ von A. HOFEMANN (1958), „Die Fuldaer Äbte und Bischöfe“ von J. LEINWEBER (1989) sowie schließlich „Die Reichsabtei Fulda im frühen und hohen Mittelalter“ von U. HUSSONG (1995)<sup>83</sup>. Gerade die beiden letztgenannten Verfasser steuerten auch interessante Informationen über Eberhard, seinen Codex und sein Verhältnis gegenüber dem Abt bei. Zur allgemeinen Historie des mittelalterlichen Fulda ist zudem der zweigeteilte Abriss im „Lexikon des Mittelalters“ von M. SANDMANN und W. EHBRECHT (1989) nicht zu vergessen<sup>84</sup>. Gleiches gilt für die Denkmaltopographie zur „Stadt Fulda“ von D. GRIESBACH-MAISANT (1992), die selbst noch einen geschichtlichen Beitrag von W. KIRCHHOFF enthält<sup>85</sup>. Steht hier die ganze Stadt im Fokus, so finden wir im Artikel „Fulda, St. Salvator“ des Hessenbandes der „Germania Benedictina“ (2004) wie bei Hersfeld recht aktuelle, detaillierte und nach Themenkapiteln gegliederte Abteibeträge von M.-A. ARIS, J. BURKARDT, B. JÄGER, W. KATHREIN, N. KLÜBENDORF, R. PÜTZ, G. STASCH und W. VAHL<sup>86</sup>. Hierbei fällt aber gegenüber dem Nachbarn ein fast 5 ½-facher Umfang auf, welcher der größeren Bedeutung, Quellenfülle und

<sup>78</sup> Lipphardt, Geschichte Bad Hersfelds, hier Teil I, S. 9-44 u. Struve, s. v. „Hersfeld“, LexMA 4, Sp. 2182 f.

<sup>79</sup> Zitierweise: *Autor*, s. v. „Hersfeld – Kapitel“, GermBen 7, S. X. Im Detail: BURKARDT, Johannes: „Patronate und Inkorporationen“, S. 603; „Bibliotheksgeschichte“, S. 603-605; „Gedruckte Quellen“, S. 609 f.; „Literatur“, S. 610-617 u. „Archivalien“, S. 617-619. KLÜBENDORF, Niklot: „Numismatik“, S. 620 f. LUDWIG, Thomas: „Bau- und Kunstgeschichte“, S. 605-608 u. „Ansichten und Pläne“, S. 619. UNGER, Ludwig: „Historische Namensformen“, S. 589; „Politische und kirchliche Topographie“, S. 589; „Patrone“, S. 589; „Geschichtlicher Überblick“, S. 589-601; „Wirtschaftliche, rechtliche und soziale Verhältnisse“, S. 601 f.; „Priorate und Propsteien“, S. 602 u. „Äbte“, S. 608 f. VAHL, Wolfhard: „Sphragistik und Heraldik“, S. 621-629.

<sup>80</sup> Gräf, Städteatlas Bad Hersfeld, S. 1-80.

<sup>81</sup> Schwind, Kloster Hersfeld, S. 19-26 u. K. Heinemeyer, Hersfeld im frühen Mittelalter, S. 17-33.

<sup>82</sup> Wiegand, Stadt Bad Hersfeld, mit Einleitung u. Ludwig, Stiftsruine Bad Hersfeld, S. 1-52.

<sup>83</sup> Hofemann, Territorium Fulda, speziell S. 1-45; Leinweber, Fuldaer Äbte, speziell S. 1-66 u. Hussong, Reichsabtei Fulda, S. 89-179.

<sup>84</sup> Sandmann, s. v. „Fulda – I. Kloster; »Schule« und Bibliothek“, LexMA 4, Sp. 1020-1022 u. Ehbrecht, s. v. „Fulda – II. Stadt“, LexMA 4, Sp. 1022 f.

<sup>85</sup> Griesbach-Maisant, Stadt Fulda, mit Kirchhoff-Beitrag S. 23-44.

<sup>86</sup> Zitierweise: *Autor*, s. v. „Fulda, St. Salvator – Kapitel“, GermBen 7, S. X. Im Detail: ARIS, Marc-Aeilko u. PÜTZ, Regina: „Bibliotheksgeschichte“, S. 341-349. BURKARDT, Johannes: „Priorate und Propsteien, Patronate und Inkorporationen“, S. 340 f. JÄGER, Berthold: „Wirtschaftliche, rechtliche und soziale Verhältnisse“, S. 271-340 u. „Gedruckte Quellen“, S. 376-379. DERS. u. PÜTZ, Regina: „Literatur“, S. 379-415. KATHREIN, Werner: „Historische Namensformen“, S. 213; „Politische und kirchliche Topographie“, S. 213; „Patrone“, S. 213; „Geschichtlicher Überblick“, S. 213-271 u. „Äbte“, S. 374 f. KLÜBENDORF, Niklot: „Numismatik“, S. 425-427. STASCH, Gregor: „Bau- und Kunstgeschichte“, S. 349-374 u. „Ansichten und Pläne“, S. 422-425. VAHL, Wolfhard: „Archivalien“, S. 415-422 u. „Sphragistik und Heraldik“, S. 427-434.



Bestehenszeit des Bonifatiusklosters geschuldet ist<sup>87</sup>. Abgesehen davon tut sich eine Verbindung zu Lampert in einem Aufsatz von J. HARTTUNG über „Geschichtliche Aufzeichnungen aus dem Kloster Fulda“ (1879) auf, dessen Endkapitel Betrachtungen „Ueber Lambert von Hersfeld“ anstellt, da ihn einige der behandelten frühneuzeitlichen Werke benutzten<sup>88</sup>.

Insgesamt erweisen sich also Hersfeld und Fulda als reichlich erforschte Vertreter der mittelalterlichen Reichsabteien auf hessischem Boden, die sich aus den karolingischen Anfängen heraus gerade im 11. und 12. Jahrhundert fundamental wandelten und langfristig zu kleinen Territorien aufstiegen, mit der Krise des Königtums aber auch ihren traditionellen Schutzherrn verloren. Nicht zuletzt werden es solche Veränderungen sein, welche die Augenzeugen Lampert und Eberhard ins Zentrum unserer landesgeschichtlichen Betrachtung rücken – und mit ihren beiden, aufeinander folgenden Lebenswegen gilt es so auch anzufangen.

---

<sup>87</sup> Der Fuldaartikel (S. 213-434) umfasst stolze 222 Seiten, der Hersfeldartikel (S. 589-629) nur 41.

<sup>88</sup> Harttung, Aufzeichnungen, S. 397-446, speziell zu Lampert S. 443-446.

## **II. Lampert von Hersfeld (vor 1028 - 1081/82)**

### **1. Biographie**

Am Beginn der Beschäftigung mit einer vielschichtigen Persönlichkeit, die in ihrer Zeit lebte und durch sie bedingt wurde, muss auch im Falle Lamperts ein Blick auf die Biographie stehen<sup>1</sup>. Diesbezügliche Informationen lassen sich fast allein aus seinen Werken gewinnen, die durch direkte zeitliche Angaben („Annales“) oder anderweitige Passagen mit Selbstzeugnissen („Vita Lulli“, „Institutio“) seinen Werdegang erhellen können. Obwohl Lampert solche Nachrichten nur sparsam einstreute, tat er dies doch immerhin in größerem Maße, als man es gewöhnlich von mittelalterlichen Autoren erwarten darf. Dabei vermied er es aber, seinen Namen anzuführen, was E. STENGEL in konventioneller Bescheidenheit oder Furcht begründet sah<sup>2</sup>. Letzteres ist freilich noch spürbar der negativen Forschungssicht auf Lampert in älterer Zeit verhaftet. Jedenfalls nannte sich unser Chronist, als er auf sich selbst zu sprechen kam, zweimal *n.*, nämlich bei seinem Klostereintritt und seiner Priesterweihe 1058<sup>3</sup>. An einer dritten Stelle – bei seiner Rückkehr von einer Pilgerfahrt 1059 – wurde ein *n.* gleichmacherisch in den beiden „Münchener Handschriften“ ergänzt, fehlt aber in der Edition<sup>4</sup>. Stattdessen bieten die Handschriften von Würzburg (B1a) und Göttingen (B1b) stets ein *Lampertus*, was offenbar wegen der Titelüberschrift interpoliert wurde (Kap. II.2.d)<sup>5</sup>. Wir werden freilich dabei immer dem Wortlaut der Edition folgen, die an der ursprünglichen Form *n.* festhält.

Davon unbeschadet hilft neben direkten Selbstzeugnissen auch die Rekonstruktion seiner persönlichen Sicht auf die Welt, wie sie aus dem Inhalt seiner Werke und verwandter Schriften spricht, bei der sozialen und geistigen Einordnung Lamperts (Kap. II.3). Hier hebt ihn aber vor allem sein individueller Stil aus der Masse der mittelalterlichen Geschichtsschreiber heraus und lässt Schlüsse auf sein Leben und Wirken zu. Denn Lampert besaß eine umfassende Kenntnis der klassischen Literatur, die wohl von keinem seiner Zunft im Mittelalter übertroffen wurde. Während sich seine Zeitgenossen allgemein an den Stil Sallusts hielten, folgte er vorwiegend Livius. Dessen Kenntnis war im Mittelalter nicht sehr verbreitet, außer vorher bei Einhard und Widukind von Corvey. Wie und wo Lampert dies erlernen konnte, wird demnach zu klären sein. Sieht man sich dann aber über den Werkkontext hinaus nach Quellen um, so muss man Einschränkungen machen. Speziell in den wenigen Urkunden, die H. WEIRICH in seiner Sammlung für die zwei Jahrzehnte der Hersfelder Verweilzeit von 1058 bis um 1080 bietet, erscheinen überhaupt keine Hersfelder Mönche, geschweige denn Lampert selbst<sup>6</sup>. Dies wurde schon von O. HOLDER-EGGER (1894) korrekt festgestellt, doch

<sup>1</sup> Zur Biographie Lamperts: Chronica Fuldensis, Einleitung, S. 22 f., 41 u. 43; Demandt, Geschichte Hessen, S. 353-355; Hafner, Reichsabtei Hersfeld, S. 47-49 mit Anm. 43, S. 53 f. u. 81-84; Holder-Egger, Vita Lulli und Verfasser, S. 295 f. u. 306; Lampert, Annales, Einleitung, S. IX-XI; Lampert, Lullus-Leben, Einleitung, S. 16 f.; Lampert, Opera, Praefatio, S. VII-XIX; Lecheler, Lampert von Hersfeld, S. 122 f.; Lipphardt, Geschichte Bad Hersfelds, Teil I, S. 26; Neuhaus, Geschichte Hersfeld, S. 40, 44 u. 66; Schieffer, s. v. „Lampert von Hersfeld“, VerLex 5, Sp. 513; Schmidt, s. v. „Lampert von Hersfeld“, BBKL 4, Sp. 1058; Stengel, Lampert Abt, S. 245-258; Struve, s. v. „Hersfeld“, LexMA 4, Sp. 2183; Struve, Lampert, Teil A, S. 12 f., 22-60 u. 84-96; Struve, Lampert, Teil B, S. 67 f. u. 91; Struve, s. v. „Lampert von Hersfeld (von Aschaffenburg)“, NDB 13, S. 461 f.; Struve, s. v. „Lampert von Hersfeld“, LexMA 5, Sp. 1632; Struve, s. v. „Lampert von Hersfeld (um 1028 - nach 1081): Annales“, Hauptwerke, S. 349 f. u. 352; Unger, s. v. „Hersfeld – Geschichtlicher Überblick“, GermBen 7, S. 593 u. Vogtherr, Reichsklöster, S. 453.

<sup>2</sup> Name *n.*: Stengel, Lampert Abt, S. 245, Anm. 5. Indirekt: Lecheler, Lampert von Hersfeld, S. 122.

<sup>3</sup> Lampert, Annales, S. 64, Z. 1 u. 21.

<sup>4</sup> Lampert, Annales, S. 66, Z. 18.

<sup>5</sup> Lampert, Annales, S. 64, Z. 1 u. Anm. a, Z. 32.

<sup>6</sup> Stengel, Lampert Abt, S. 246 f.

ging er noch weiter und behauptete, es habe sich auch kein Nekrolog des Klosters erhalten, das vielleicht eine Auskunft über Lampert gewährt hätte<sup>7</sup>. Der Forscher brachte seine fruchtlosen Bemühungen auf die Formel, er könne *aus gleichzeitigen Zeugnissen nicht erweisen, daß um 1058–1077 ein Mönch dieses Namens im Kloster Hersfeld lebte*<sup>8</sup>. So schlimm stellt sich die Lage freilich dann doch nicht dar: Zunächst gibt es tatsächlich Überreste des Hersfelder Nekrologs aus dem 12. Jahrhundert, die Informationen zu Lampert enthalten. Zudem sind die vereinzelt erhaltenen Urkunden trotz fehlender Mönchsbelege natürlich für die Umstände der Werkentstehung von zentraler Bedeutung. Auch haben zumindest die Privaturkunden teils den Verdacht erregt, dass Lampert für ihr Diktat verantwortlich war (Kap. VI.4). Doch nachdem der Erzählfaden der „Annales“ Anfang 1077 abgebrochen ist, gibt es gerade um sein Lebensende unterschiedliche Theorien, die mithilfe von Totenbüchern und späteren Urkunden Lamperts Schicksal auf den Grund kommen wollen. Schließlich sei noch auf die Werke seiner Hersfelder Schüler verwiesen, die seine Lehrtätigkeit und Bedeutung für die Nachwelt belegen. Hier öffnet sich also schon die Perspektive auf seine mittelalterliche Rezeption, deren geographische Verbreitung und Quellenangabe unsere Biographieskizze abrunden.

Allerdings gibt es von unserem Hersfelder Protagonisten im Gegensatz zu seinem späteren Mönchsnachbarn Eberhard von Fulda (Kap. III.1) keine zeitgenössische Bilddarstellung, so dass wir über sein Aussehen selbst in stilisierter Form keine Auskunft geben können. Es gilt sich daher in dieser Hinsicht auf vorsichtige Rückschlüsse aus den indirekten Altersangaben zu beschränken, die er in seine Schriften einfließen ließ. Doch wollen wir hier angesichts der schlechten Quellenlage wenigstens auf eine moderne Federzeichnung von Klaus G. MÜLLER verweisen, der zur Illustrierung der „Vita Lulli“-Übersetzung von M. FLECK (1986) – neben vielen Darstellungen zur Heiligenvita – unter dem Titel „Der Chronist Lampert von Hersfeld“ auch einen Blick in das Skriptorium oder in eine Zelle des Hersfelder Klosters warf, um den Mönch mit Tonsur und Gewand an seinem Schaffensort zu zeigen. Wir finden den Geistlichen umrahmt von einigen für das Werk zu benutzenden Schreibutensilien und Bibliothekschriften vor zwei leeren Seiten eines gebundenen Codex, vielleicht also am Beginn eines Arbeitsabschnitts. Dabei seien dem Zeichner einige künstlerische Freiheiten verziehen, wie der am Rand ruhende Hund (Kap. IV.4). Immerhin ist das Hersfelder Doppelkreuz (hier an der Wand) tatsächlich schon als Sandstein aus dem 11. (12.) Jahrhundert belegt (Kap. VI.1). Letztlich stellte der Künstler vor allem auch die für das Mittelalter typische, körperlich anstrengende Arbeit mit der gespreizten Federhaltung über dem Schreibpult anschaulich dar:

<sup>7</sup> HOLDER-EGGER, Oswald: Studien zu Lambert von Hersfeld; in: Neues Archiv der Gesellschaft für ältere deutsche Geschichtskunde; Band 19; Hannover 1894; S. 141-213, speziell: S. 179 f.

<sup>8</sup> Zit. n.: Stengel, Lampert Abt, S. 246, Z. 21 - S. 247, Z. 1.



Doch wenden wir uns nach diesem karikaturhaften Exkurs den historischen Fakten über die Biographie des Dargestellten zu, wie sie die erwähnten Dokumente nahelegen: Lampert von Hersfeld, der uns in Quellen und Literatur auch als Lambert begegnet, wurde in Anbetracht seiner Priesterweihe 1058, die ein Mindestalter von 30 Jahren voraussetzte, nicht lange vor 1028 geboren, wobei man den zeitlichen Korridor gemäß T. STRUVE höchstens bis 1020 vorziehen kann. Er stammte aus einer begüterten, sicher adligen Familie, zumindest aber aus wohlhabenden Verhältnissen. Dass er dann eine geistliche Laufbahn einschlug, mag vielleicht darauf hindeuten, dass er noch einen älteren Bruder hatte, der das eigentliche weltliche Familiengeschäft weiterführte, so dass man elterlicherseits nach altbekanntem Muster für den jüngeren Nachwuchs eine andersartige, aber gleichermaßen standesgemäße und ehrenvolle Versorgung fand. Diese allgemeinen Überlegungen müssen hier freilich wie im ähnlich gelagerten Fall von Eberhard Spekulation bleiben (Kap. III.<sub>1</sub>). Jedenfalls ist im Grunde Lamperts Stammeszugehörigkeit ebenfalls unklar und man kann laut O. HOLDER-EGGER (1894) nur eine grobe Lokalisierung auf Hessen, Franken und Thüringen vornehmen<sup>10</sup>, welcher auch noch R. SCHIEFFER (1985) anhing. Doch ist aufgrund der biographischen Hinweise wohl T. STRUVE zu folgen, dass er aus einem vermutlich in Mainfranken ansässigen Adelsgeschlecht stammte. Seine erste fassbare Lebensstation führte Lampert nämlich schon laut O. HOLDER-EGGER zur geistlich-wissenschaftlichen Erziehung in das regionale Zentrum Bamberg<sup>11</sup>.

Vor Ort wurde ihm eine ausgesprochen gute Ausgangsbasis geboten, da das 1007 gegründete Bistum in den ersten Jahrzehnten seines Bestehens stark vom Wohlwollen der Krone profitierte und der zweite Bischof Suidger (1040-1047) sogar 1046 zum kaiserlich protegierten Reformpapst aufstieg (Kap. V.<sub>1</sub>)<sup>12</sup>. Dabei wurde gerade die dortige Domschule von den ottonisch-salischen Herrschern gefördert, war weithin bekannt wegen ihrer stattlichen Zahl antiker Handschriften und konnte als die beste und berühmteste Schule des Reiches gelten. Demnach hatte hier Lampert also einen gespeicherten Wissensschatz vor sich, wie er schwerlich sonst in Deutschland zur Verfügung stand und auf dessen Grundlage der junge Geistliche eine hervorragende humanistische Sprache und Erziehung auszubilden vermochte. Seinen Eintritt in die Bamberger Domschule kann man zunächst aus einem Stilvergleich mit Meinhard von Bamberg († 20. Juni 1088) erschließen, der aufgrund besonderer Überein-

<sup>9</sup> Federzeichnung von Klaus G. MÜLLER (1986); in: Lampert, Lullus-Leben, Übersetzung, S. 31.

<sup>10</sup> Lampert, Opera, Praefatio, S. IX.

<sup>11</sup> Lampert, Opera, Praefatio, S. IX, dann Hafner, Reichsabtei Hersfeld, S. 81, Anm. 60.

<sup>12</sup> Über die Bamberger Domschule und ihre Bibliothek: Lecheler, Lampert von Hersfeld, S. 122 u. Struve, Lampert, Teil A, S. 25-28.

stimmungen der jeweiligen Sprache offensichtlich einst sein Studienkollege war (Kap. II.<sub>2</sub>)<sup>13</sup>. Zudem findet man noch in Lamperts späteren „Annales“ eine Fülle von Nachrichten, die sich allgemein mit Bamberger Ereignissen befassen, so als noch recht kurzes Beispiel etwa die erste Notiz nach der übergangenen Bistumsgründung zur Weihe der dortigen Domkirche 1012<sup>14</sup>: *Aecclesia maior in Babenberg ab Eberhardo primo eiusdem sedis episcopo consecrata est*<sup>15</sup>. Dies wuchs sich schließlich bis zur ausführlichen Schilderung der Bamberger Wirren von 1075 aus<sup>16</sup>. Zudem verfolgte Lampert gerade die Geschicke des Vorstehers der Domschule aus seinen Jugendtagen. Die Lehranstalt wurde nämlich seit etwa 1035 vom Domscholaster Anno (\* um 1010) geleitet, der ihr bis zu seiner Berufung in die königliche Kapelle nach Goslar 1054 treu blieb. Er sollte später noch als Erzbischof von Köln und Vormund König Heinrichs IV. eine nicht unwesentliche Rolle spielen (Kap. V.<sub>2</sub>). Dabei lesen wir in den „Annales“ zu 1056 einen ersten Eintrag über den nach Köln beförderten Goslarer Propst, allerdings ohne Hinweis auf Lampert selbst oder die Bildungsstätte Bamberg: *Herimannus Coloniensis episcopus obiit; cui Anno Goslariensis prepositus successit*<sup>17</sup>. Allerdings bezeugt dann Lamperts Nachruf auf den Erzbischof zum 4. Dezember 1075 zumindest Annos eigene Erziehung in Bamberg, wenn auch ohne besondere Nennung des Lehrberufs:

*Is in Babenbergensi aecclesia in ludo tam divinarum quam secularium litterarum enutritus, postquam adolevit, nulla commendatione maiorum – erat quippe loco mediocri natus, – sed sola sapientiae ac virtutis suae prerogativa imperatori Heinricho innotuit*<sup>18</sup>.

Doch stieg er bereits in Bamberg zum Lehrer auf und hatte es anscheinend dort bis 1054 auch mit den Schülern Lampert und Meinhard zu tun, selbst wenn die Quellenlage für beide hier keine sicheren Angaben vermittelt. In der betreffenden Domschule sollten die Lernenden jedenfalls vor allem auf eine spätere Arbeit in der kaiserlichen Kanzlei vorbereitet werden. So erwarb man nicht nur Kenntnis der römischen Klassiker, sondern auch von literarischen Briefsammlungen und von Akten, die die Politik und das öffentliche Leben betrafen. Darüber hinaus muss Lampert Bischof Gunther (1057-1065) persönlich bekannt gewesen sein, den er freilich nur vor und zu Anfang von dessen Amtszeit noch in Bamberg selbst erlebt haben kann. An dessen Hof lernte er aber bis zu seinem Weggang 1058 sogar noch die Welt der Spielleute und Theater kennen, die allerdings für ihn zeitlebens negativ besetzt war (Kap. II.<sub>3</sub>). Doch strebte Lampert in dieser weltoffenen Umgebung eben zunächst die Laufbahn eines Weltgeistlichen (Kanonikers) an, der möglicherweise in den Reichsdienst getreten wäre und eine seiner adligen Herkunft angemessene Lebensweise bewahrt hätte. Scheinbar erarbeiteten sich Lampert und Meinhard auch tatsächlich gewisses Ansehen in ihrer Domschule. Denn zumindest wurde Meinhard, der schon in Speyer und Reims ausgebildet worden war, später sogar als deren Leiter tätig und führte sie zu einer ungeahnten Blüte. Vielleicht brachte es auch Lampert schon beim Weggang Annos 1054 selbst zum Scholaster, da Meinhard erst frühestens 1058 nach seiner Bamberger Berufung durch Bischof Gunther auf den Posten gefolgt ist – gerade in dem Jahr, während dem Lampert die Domschule nachweislich verließ.

Praktisch verdankten beide herausragenden Schriftsteller und Gelehrten ihre tiefgreifenden Kenntnisse der Bamberger Dombibliothek. Bei den reichen Beständen an römischen Klassikern sind vor allem Sallust und Livius zu nennen, wobei sich Lampert in seinen Wer-

<sup>13</sup> Bezug zu Meinhard: Lecheler, Lampert von Hersfeld, S. 122 u. Struve, Lampert, Teil A, S. 22-25.

<sup>14</sup> Rolle Bambergs für Lampert: Lecheler, Lampert von Hersfeld, S. 122 u. Struve, Lampert, Teil A, S. 28-31.

<sup>15</sup> Lampert, Annales, S. 38, Z. 33 f.

<sup>16</sup> Lampert zu den Bamberger Wirren: Lampert, Annales, S. 262-274 u. 322-328.

<sup>17</sup> Lampert, Annales, S. 56, Z. 24 f.

<sup>18</sup> Lampert, Annales, S. 328, Z. 16-19.

ken besonders mit Letzterem eng vertraut zeigte<sup>19</sup>. Titus Livius (59 v. Chr.-17 n. Chr.) schrieb ein 142 Bücher umfassendes Geschichtswerk von der Gründung Roms bis zu Augustus, von dem 35 Bücher überliefert sind und das Lampert schon in Bamberg emsig studierte (Kap. II.<sub>2</sub>). Gaius Sallustius Crispus (86-34 v. Chr.) verfasste zwei Monographien über den Krieg der Römer gegen den Numiderkönig Jugurtha (111-106 v. Chr.) und die Verschwörung des Catilina (63 v. Chr.). Von einem zeitgeschichtlichen Werk (78-63 v. Chr.) haben sich nur Bruchstücke erhalten. Sallust wurde gleich in mehrfacher Hinsicht zum Leitbild für Lampert, nicht allein durch typische Redewendungen. Von ihm übernahm er etwa die scheinbar unbeeilte Darstellung von Geschehnissen. Demnach wusste auch Lampert selbst Gegnern noch gute Seiten abzugewinnen, was ihm lange einen trügerischen Ruf von Objektivität einbrachte. Zudem liebten beide die Einflechtung von Reden und Dialogen zur Auflockerung des Geschehens. Dies gilt besonders für lange Anklage- und Verteidigungsreden, in denen Lampert meist die Motive der Handelnden darlegte, welche letztlich oft genug aber eher seine eigenen bezeugten. Livius war hingegen in erster Linie für seine Sprache bestimmend, indem Lampert die ersten Bücher der 1. Dekade fast auswendig konnte. Gemäß T. STRUVE war seine Kenntnis der 3. und 4. Dekade zwar geringer, könne aber auch nachgewiesen werden. Hervorstechender sei dann wieder die 5. Dekade, die er als erster und vielleicht einziger im Mittelalter benutzt habe. Hier übernahm er nicht einfach Passagen, sondern machte Livius' Sprache zu seiner eigenen, indem er zusammengesetzte Mischzitate verwendete.

Dabei war gerade die außergewöhnlich gute Livius-Überlieferung eine Bamberger Rarität: Noch im 11. Jahrhundert besaß die Dombibliothek die 4. Dekade in einer Unzialhandschrift des 5. Jahrhunderts, von der heute nur noch einige Fragmente aus Bucheinbänden vorhanden sind. Da im 11. Jahrhundert aber die Lesbarkeit schon allzu erschwert erschien, wurde in der Schreibstube durch mehrere Hände eine Minuskelabschrift angefertigt, die mit einer Lücke heute noch im Bamberger Codex Class. 35 erhalten ist. Wegen dieser Arbeitsteilung waren wohl auch Domschüler wie Lampert und Meinhard beteiligt, so dass dies – neben intensivem Lesen – ein Grund sein wird, warum die dortigen stilistischen Kniffe unversehens auch auf ihre Sprache übergingen. Wir werden zwar noch sehen, dass sich tatsächlich bei der „Vita Lulli“ ein Originalmanuskript Lamperts bewahrt hat, das man zu Vergleichszwecken heranziehen könnte (Kap. II.<sub>2.a</sub>). Freilich befand es sich zur Zeit von T. STRUVE (1969) für die Forschung unerreichbar in Privatbesitz<sup>20</sup>, was sich erst später änderte. Inhaltlich können gewisse Ähnlichkeiten auch aus dem Bamberger Schulgebrauch resultieren. Zudem hat man es beim Codex mit einer sorgfältigen Buchschrift und beim Autograph (?) mit einem flüchtigen Konzept zu tun, so dass ein Vergleich letztlich schwer fällt. Jedenfalls stand Lamperts Ausbildungsstätte als eine der besten Schulen gleichrangig neben Chartres und Orléans. Schon die wenigen erhaltenen Reste der viel vollständigeren Bamberger Bibliothek bezeugen die breite klassische Bildung, die es zu lernen und erstöbern galt. Nennenswert sind die „Naturalis Historia“ von Plinius (Class. 42) und die „Institutiones oratoriae“ von Quintilian (Class. 45). Von einer Cassiodor-Handschrift (Patr. 61), die die beste Überlieferung der „Institutiones“ beinhaltet, schuf Meinhard dann eine Abschrift ausgerechnet für Anno II. von Köln. Zudem gab es eine historische Sammelhandschrift (Hist. 3) mit den Werken des Paulus Diaconus („Historia Romana“, „Gesta Langobardorum“), Gregors von Tours, Jordanes' („Getica“) und Bedas. Auch zwei noch existente Tacitus-Handschriften „De officiis“ (Class. 26 f.) werden uns begegnen (Kap. II.<sub>3</sub>). Diese Ausrichtung brachte es mit sich, dass Lampert und Meinhard in ihren Werken mehr von der heidnisch-antiken als christlichen Literatur geprägt waren.

Generell hinterließ das Bamberger Studium der Antike einen bleibenden Einfluss auf Lamperts Verständnis der Gegenwart, das sich in Vorstellungen, historischer Anschauung,

<sup>19</sup> Rezeption von Sallust und Livius: Holder-Egger, Vita Lulli und Verfasser, S. 296-298; Lampert, Lullus-Leben, S. 92, Anm. Vita 39; Lecheler, Lampert von Hersfeld, S. 125 u. Struve, Lampert, Teil A, S. 13-21.

<sup>20</sup> Struve, Lampert, Teil A, S. 26 f., Anm. 12.

Stil und nicht zuletzt auch der Begrifflichkeit etwa von Institutionen manifestierte. Zudem erwarb er durch die lebensnahe Atmosphäre ein geschärftes Gespür für Politik und Geschichte, was auch damit zu tun hatte, dass Bischof Gunther einst kaiserlicher Kanzler gewesen war. Dass man so in Bamberg an zentrale Informationen kommen konnte, erwies sich noch in den „Annales“ als großer Vorteil. Von seinen dortigen Zeitgenossen hielt er gerade auch Bischof Gunther in guter Erinnerung. Dies wird vor allem an seinem tief empfundenen Nachruf in den „Annales“ zu 1065 deutlich, als dieser auf der Rückkehr von einer großen Pilgerfahrt der deutschen Bischöfe ins Heilige Land den Tod fand (Kap. II.4)<sup>21</sup>. Vor allem aber war Lampert seit Bamberger Zeiten mit seinem Lehrer Anno freundschaftlich verbunden und bewahrte ihm sein Leben lang ein herzliches Andenken. Obwohl Anno damals bereits als höchst umstritten gelten konnte, legte Lampert in den „Annales“ ein Zeugnis ehrlicher Verehrung ab, das seinen Höhepunkt 1075 mit dem kürzlich zitierten, vitenartigen Nachruf erlebte<sup>22</sup>. Schon die Schilderung des Kölner Aufstands von 1074 steht in dieser Tradition (Kap. V.9)<sup>23</sup>. Ebenfalls in den „Annales“ belegen zahlreiche Nachrichten über Bamberger Ereignisse seine beständige Verbundenheit mit dem Ort. So widmete er ja den inneren Unruhen von 1075, die zur Absetzung Bischof Hermanns I. (1065-1075) führten, eine ausführliche Schilderung<sup>24</sup>. Damals war es nicht zuletzt der traditionell hohen Schulkultur in Bamberg zuzuschreiben, wenn der vom König eingesetzte Bischof wegen seiner nur mittelmäßigen Bildung negativ auffiel und den Spott der Kanoniker ertragen musste. Damit stimmte auch Lampert überein, war hier doch die Diskrepanz zum geschätzten Vorgänger Gunther sinnfälliger.

Doch muss unklar bleiben, ob Lampert nach Annos Weggang 1054 wirklich selbst zum Scholaster der Domschule aufstieg. Fest steht nur, dass auch er 1058 Bamberg den Rücken kehrte. Wie wir aus seinem Bericht in den „Annales“ zu diesem Jahr wissen, entsagte er damals allem weltlichen Besitz, um dessen Last auf Gottes Weg nicht mitschleppen zu müssen. Folglich trat er am 15. März 1058 als Mönch in das Kloster Hersfeld ein, damit er dem gottgefälligen Lebenswandel des dortigen Abtes Meginher (1036-1059) nacheifern konnte<sup>25</sup>:

*Ego n. vulgatam toto orbe abbatis Meginheri placitam Deo conversationem emulatus, rei familiaris curam, ne in via Dei pregravarer, abieci, sanctamque vestem ab eius sanctissimis manibus Idibus Marcii, heu! nimium impar tali armaturae, suscepi*<sup>26</sup>.

Neben seinen demütigen Formulierungen sticht hier zunächst die plastische Schilderung des Eintritts in den Mönchsstand hervor, indem Meginher ihm in einem feierlichen Akt das Mönchsgewand aushändigte. Zudem fehlte bekanntlich in der Urfassung noch Lamperts Name, den freilich B1a und B1b dann als *Lampertus* angaben<sup>27</sup>. Allerdings lohnt sich auch ein näherer Blick auf das genaue Datum. Es fiel nämlich in diesem Jahr auf den zweiten Sonntag in der vorösterlichen Passions- und Fastenzeit, der unter dem Motto *Reminiscere miserationum tuarum* steht<sup>28</sup>. Demnach wird der Termin durchaus mit Bedacht ausgewählt worden sein, zumal auch der sonstige Inhalt des Eintrags von einem tiefempfundenen Wechsel der Lebensausrichtung zeugt. Daraus lässt sich in gewissem Sinne zudem ein Hinweis auf die wohlhabende Herkunft Lamperts erschließen, die eben allzu leicht zur Last für einen Geistlichen werden konnte. Zumindest ließ er aber mit der Bamberger Kanonikerexistenz ein ungleich weltoffeneres und komfortableres Leben hinter sich, indem Weltgeistliche generell

<sup>21</sup> Nachruf auf Gunther: Lampert, Annales, S. 104.

<sup>22</sup> Nachruf auf Anno: Lampert, Annales, S. 328-340.

<sup>23</sup> Lampert zum Kölner Aufstand: Lampert, Annales, S. 236-248.

<sup>24</sup> Lampert über die Bamberger Wirren: Lampert, Annales, S. 262-274 u. 322-328.

<sup>25</sup> Schlaglicht auf Lampert und Meginher: Ziegler, Äbte Hersfeld, Nr. 23, S. 10 f.

<sup>26</sup> Lampert, Annales, S. 64, Z. 1-4.

<sup>27</sup> Lampert, Annales, S. 64, Anm. a, Z. 32.

<sup>28</sup> Grotelfend, Taschenbuch der Zeitrechnung, S. 92 u. 200. Benennung: S. 92, Sp. B, Z. 45.

in der priesterlichen Seelsorge auch Kontakte zu Laien pflegten und inzwischen immer mehr mit einer Duldung von eigenem Vermögen rechnen konnten. Zudem verlangten schon damals die klimatischen Verhältnisse in der Hersfelder *Buchonia* eine größere Selbstbescheidung als im fruchtbaren Mainfranken, was bei Lamperts Entscheidung vielleicht auch eine Rolle spielte (Kap. IV.1). Wenn demnach möglicherweise die frühere Wahl, ihn zum Weltgeistlichen ausbilden zu lassen, noch von seinen adligen Eltern herrühren mochte, so war nun der Gang in das abgeschiedenere und strengere Klosterleben offenbar eine persönliche Entscheidung Lamperts. Freilich blieb er zunächst nicht lange in seiner neuen Abtei: Im Herbst desselben Jahres 1058 empfing er nämlich – offensichtlich wieder in heimatliche Gefilde zurückgekehrt – in Aschaffenburg durch Erzbischof Liutpold I. (Luitpold) von Mainz (1051–1059) die Priesterweihe. Im Vorgriff auf den unfreien Ministerialensohn Eberhard sei hier schon darauf verwiesen, dass ein solcher Akt Lamperts freie Herkunft belegt, während er dem Fuldaer wie die Klosterämter wohl deswegen verwehrt blieb (Kap. III.1). Da zudem bekanntlich für das Priesteramt nach dem Kirchenrecht ein Mindestalter von 30 Jahren gefordert wurde, erschließt sich aus Lamperts Priesterweihe 1058 auch der eingangs angegebene Geburtskorridor. Seine anzunehmende Herkunft aus der mainfränkischen Umgebung, die ja durch den Ort der Priesterweihe quasi unterstrichen wird, mag dann gepaart mit diesem Ereignis zu seiner Zweitbenennung als „Lampert von Aschaffenburg“ geführt haben<sup>29</sup>. Allerdings wies W. NEUHAUS bei aller patriotischen Entrüstung eines tiefverwurzelten Hersfelders, die hier mitgeschwungen haben wird, wohl nicht ganz zu Unrecht darauf hin, dass Lampert ja faktisch bis auf seine Priesterweihe durch seine biographischen Hintergründe nicht direkt mit Aschaffenburg in Verbindung gebracht werden kann. Zudem werden wir noch sehen, dass auch diejenigen Handschriften seiner Werke, die einen Verfassernamen in ihrer Überschrift tragen, vielmehr Hersfeld und das später ins Spiel kommende Hasungen hervorheben (Kap. II.2.d). Doch insgesamt hat sich die nicht nur im Sinne von W. NEUHAUS fälschliche Zweitbenennung bis heute sowieso nicht wirklich durchsetzen können.

Darüber hinaus ist selbst das genaue Datum der Priesterweihe nicht exakt zu bestimmen, da Lampert in den „Annales“ zu 1058 nur von der herbstlichen Fastenzeit (*ieiunio autumnali*) sprach. Nun findet sich in der Einleitung der Edition von 1957/62 zwar als Auflösung der 15. September, doch wird in der gleichen Ausgabe als Fußnote zum Text der 16. September angegeben, wobei auch P. HAFNER und T. STRUVE der zweiten Sicht folgten<sup>30</sup>. Zieht man allgemein H. GROTEFEND zu Rate, so erstreckte sich die herbstliche Fastenzeit von Mittwoch bis Sonnabend nach dem Fest der Kreuzerhöhung am 14. September<sup>31</sup>. 1058 fiel nun der besagte Feiertag auf einen Montag, so dass im Zeitraum vom 16. bis 19. September gefastet wurde<sup>32</sup>. Somit erweist sich zwar der 15. September eindeutig als Druckfehler in der Edition, doch stellt der ansonsten in der Literatur korrekt angegebene 16. September eben nur den ersten Tag der betreffenden Zeitspanne dar. Auch wenn dieser Auftakttermin natürlich für die Priesterweihe am wahrscheinlichsten ist, verbleibt insgesamt trotzdem nur die datumslose Angabe Lamperts als sicherer Beleg, wo zudem das *n.* neu erschien:

*Ego n. presbiter ordinatus sum Ascafnaburg in ieiunio autumnali a Liupoldo archiepiscopo statimque peregrinationem Ierosolimitanam aggressus sum zelo Dei, sed utinam ,secundum scientiam‘!*<sup>33</sup>.

<sup>29</sup> Lampert von Aschaffenburg: Neuhaus, Geschichte Hersfeld, S. 66 u. Struve, s. v. „Lampert von Hersfeld (von Aschaffenburg)“, NDB 13, S. 461 f.

<sup>30</sup> Hafner, Reichsabtei Hersfeld, S. 82; Lampert, Annales, Einleitung, S. IX; Lampert, Annales, S. 65, Anm. 9 u. Struve, Lampert, Teil A, S. 12.

<sup>31</sup> Grotefend, Taschenbuch der Zeitrechnung, S. 16 a.

<sup>32</sup> Kalender der zweiten Jahreshälfte 1058: Grotefend, Taschenbuch der Zeitrechnung, S. 201.

<sup>33</sup> Lampert, Annales, S. 64, Z. 21–23. Schlusszitat: Vgl. Römer 10, 2.



Lampert kehrte also nach seiner Priesterweihe nicht ins Heimatkloster zurück, sondern unternahm offensichtlich direkt von Aschaffenburg aus eine spontane Pilgerreise zu den heiligen Stätten in Jerusalem<sup>34</sup>. Diese Entscheidung mag durchaus etwas überstürzt gewesen sein, zumal eine solche Unternehmung generell beileibe nicht ungefährlich war. Erschwerend kam hinzu, dass sich Lampert ohne Vorwissen, Erlaubnis und Segen des Abtes auf den mühevollen Weg machte. Meginher hatte ihm offenbar lediglich für die Priesterweihe in Aschaffenburg Urlaub gegeben. Lampert wurde freilich in seinem Übermut von einer damals verbreiteten, religiösen Begeisterung angesteckt, die noch vor Beginn der Kreuzzüge 1096 weite Kreise der Gesellschaft erfasst hatte (Kap. II.3). Hier war er also bereits ein typisches Kind seiner Zeit. Über den folgenden Reiseverlauf wissen wir kaum etwas. Zumindest verbrachte er nach eigenem Bekunden Weihnachten am 25. Dezember 1058, einem Freitag, an der Grenze von Ungarn und Bulgarien. Dies muss zeitlich bedingt noch auf dem Hinweg gewesen sein, wobei er sich in der heute unbekannten und nicht genau zu belegenden Stadt *Marouwa* aufhielt. Die betreffende Notiz findet sich übrigens in den „Annales“ als guter Beleg für Lamperts Datierung im Weihnachtsstil präzise am Anfang des Berichts zu 1059: *MLVIII. Natalem Domini in civitate Marouwa celebravi, in confinio sita Ungariorum et Bulgariorum*<sup>35</sup>.

Lampert kam nach eigenen Angaben dann erst am 17. September 1059 wieder ins Kloster Hersfeld<sup>36</sup>, so dass man nebenbei einen guten Eindruck der ungefähren Dauer einer damaligen Pilgerreise ins Heilige Land erhält. Dieser Freitag war demnach genau Jahr und Tag nach der Priesterweihe und wie diese erneut in der herbstlichen Fastenzeit, womit sich in gewissem Sinne also ein Kreis schloss<sup>37</sup>. Festzuhalten bleibt freilich trotz der dürftigen Kenntnis über seine Reise, dass er noch in den „Annales“ stets ein großes Interesse an der exotischen und abenteuerlichen Welt des Orients hatte, was wohl letztlich seinen Erfahrungen in jungen Jahren geschuldet war (Kap. II.4). Zudem zeigte er sich Gott gerade im Bericht zu seiner Heimkehr dafür dankbar, dass er ihn auf der ganzen weiten Reise oft in Lebensgefahr beschützt habe. Solche Erlebnisse sind Lampert bei aller Stilisierung durchaus zu glauben, genauso wie die lange Entfernung. Schließlich sei aber noch angemerkt, dass der besagte Termin der Rückkehr nach Hersfeld für ihn auch gerade noch rechtzeitig war, um bei seinem verehrten Abt Meginher um Verzeihung zu bitten und die ersehnte Lossprechung von seiner Schuld zu empfangen. Denn der Abt starb bereits am sonntäglichen 26. September nach achttägiger schwerer Krankheit, die angeblich erst am Tag von Lamperts Freisprechung mit Fieber ausgebrochen war. Dieses letzte Wiedersehen, bei dem unser Chronist für seinen eigenmächtigen Aufbruch von Meginher Verzeihung gewährt bekam und von seiner Schuld absolviert wurde, bedeutete dem noch frischgebackenen Mönch viel und er vermochte eine göttliche Fügung darin zu erkennen, dass der hochgeschätzte Abt noch bis zu seiner Rückkehr am Leben geblieben war. Demnach schloss er auch gleich einen angemessenen Nachruf an:

*Ego, exacto peregrinatione Ierosolimitana, XV. Kal. Octobris ad monasterium reversus sum, et quod in omni illa profectione mea precipuum a Deo postulaveram, Meginherum abbatem superstitem inveni. Timebam scilicet, quoniam sine benedictione illius profectus fuisset, si offensum irreconciliatusque decessisset, magni criminis reum me teneri apud Deum. Sed non abfuit propicia divinitas redeunti, quae tanto illo itinere sepe usque ad ultimam necessitatem periclitatum misericordissime texerat. Incolumem repperi; peccatum indulsit, et quasi ex inferis redivivus emergerem, sic obviis, ut aiunt, manibus me gratulabundus excepit. Mirum autem in modum, diceres vitam eius absolutioni meae ex industria servatam fuisse: eodem die, quo me crimine absolverat, febre correptus est, et sic per octo dies gravi egritudine decoctus, VI. Kal. Octobris, feliciter*

<sup>34</sup> Lamperts Prägung durch die Pilgerreise: Struve, Lampert, Teil B, S. 91 f.

<sup>35</sup> Lampert, Annales, S. 64, Z. 26 f.

<sup>36</sup> In der Literatur häufig falsch 17. Oktober: Lampert, Annales, S. 67, Z. 21; Lampert, Lullus-Leben, Einleitung, S. 17; Lampert, Lullus-Leben II, Einleitung, S. 7 u. Struve, Lampert, Teil A, S. 12.

<sup>37</sup> Kalender der zweiten Jahreshälfte 1059: Grotefend, Taschenbuch der Zeitrechnung, S. 171.

*„consummato cursu“<sup>38</sup> quievit in Domino, vir magnarum in Christo virtutum et vere – quod omnium modernorum abbatum pace dixerim – unicum sua aetate in Teutonicis regionibus recte ac monastice vivendi exemplar<sup>39</sup>.*

In dieser Schilderung vermittelt uns Lampert also einen tiefen Einblick in sein Wesen, wobei er als gläubiger Mensch entgegentritt, der durchaus nicht fehlerfrei war und dies auch freimütig bekannte. Sein Eingeständnis wird noch von Interesse sein, wenn es um sein Verhältnis zur Wahrheit geht (Kap. II.<sub>3</sub>). Nun setzte er jedenfalls im Anschluss an seine Rückkehr nach Hersfeld dort seine in Bamberg begonnenen Studien fort. Die Hersfelder Bibliothek war in dieser Zeit reich ausgestattet und bot ihm dazu die besten Voraussetzungen (Kap. IV.<sub>5</sub>). Nach dem in Bamberg erworbenen Basiswissen ermöglichten die dortigen (auch lokalen) historischen Handschriften faktisch erst den Geschichtsschreiber Lampert – zumindest aber beeinflussten sie ihn entscheidend in dieser Richtung. Über seine Stellung in Hersfeld kann man nur indirekte Schlüsse ziehen, doch ergibt sich ein recht plausibles Bild<sup>40</sup>. So dürfte Lampert unter Abt Meginhers Nachfolgern Ruthard (1059-1072) und Hartwig (1072-1090) wenigstens zeitweilig die weitbekannte und hochgerühmte Klosterschule geleitet haben. Dies bleibt freilich unsicher, da es keine direkten Zeugnisse gibt und er auch in seinen Biographiehinweisen nichts darüber verlauten ließ (Kap. IV.<sub>5</sub>). Doch war er dazu ja aufgrund seiner hervorragenden Bildung geradezu prädestiniert, die wohl die meisten der etwa 50 Mitbrüder nicht in solchem Maße aufweisen konnten. So scheint letztlich die Leitung der Hersfelder Klosterschule zumindest sicherer zu sein als eine diesbezügliche Kurztätigkeit an der Bamberger Domschule, da er nachweislich in Hersfeld seine Erfahrungen und Kenntnisse weitergab. Denn dort können wenigstens zwei Vertreter der folgenden Generation als seine Schüler angesehen werden, nämlich der Mönch Ekebert (Ekkebert), der neben verlorenen Kleinwerken zwischen 1085 und 1090 im Auftrag Abt Hartwigs eine Vita des Hl. Haimerad von Hasungen schrieb, sowie der anonyme Mönchsverfasser der kaisertreuen Investiturstreitschrift „Liber de unitate ecclesiae conservanda“ von 1091/92-1093 (Kap. VI.<sub>5</sub>). So ist laut T. STRUVE mit gutem Grund eine Lehrtätigkeit in Hersfeld anzunehmen, wobei die Schüler natürlich die Fülle der Bamberger Quellenkenntnisse von Lampert nur indirekt erfahren konnten. Da Lampert zudem im Sinne von O. HOLDER-EGGER zur Zeit seiner eigenen Schaffensperiode noch nicht so lange hätte unterrichten können, um gleichwertig gebildete Schüler als Helfer oder Konkurrenten heranzuziehen, kommen sie nicht als mögliche Alternativautoren seiner Werke in Frage und vermochten erst nach dessen Weggang gleichermaßen offizielle Aufträge im Kloster zu übernehmen sowie durch qualitätvolle Schriften Aufmerksamkeit zu erregen. Da beide Schüler dann das Werk ihres Meisters benutzten, erfährt man nebenbei auch, dass alle drei überlieferten Schriften noch in den 1090er Jahren in Hersfeld vorhanden waren. Nicht zuletzt bildete die Klosterschule damals laut Ekebert eine stattliche Zahl glänzender Schüler aus (Kap. IV.<sub>5+6</sub>). Vielleicht gab es gar auf Lamperts Einfluss hin einen Wandel der Schulausrichtung. So wurden scheinbar unter seiner Leitung die „Artes liberales“ in Hersfeld heimisch, von denen bald Rudolf von St. Trond so schwärmen sollte (Kap. IV.<sub>5</sub>).

Lampert hatte jedenfalls in den ersten 10 Jahren seines Hersfelder Aufenthaltes auch seine eigene Ausbildung so weit vollendet, dass er ab etwa 1070 selbst literarisch an die Öffentlichkeit gehen konnte. Auf seine im folgenden Jahrzehnt entstehenden Werke, nämlich die „Vita Lulli“, das „Hexameter-Gedicht“, den „Libellus de institutione Herveldensis ecclesiae“ und die „Annales“ werden wir noch ausführlich zu sprechen kommen (Kap. II.<sub>2</sub>). Nun soll der Blick aber zunächst über das Skriptorium hinausgehen. Denn Lampert wurde auch zu mindestens einer bedeutenden Sondermission seines Klosters herangezogen. So beauftragte

<sup>38</sup> Vgl. 2. Timotheus 4, 7.

<sup>39</sup> Lampert, Annales, S. 66, Z. 18-33.

<sup>40</sup> Abteistellung: Holder-Egger, Vita Lulli und Verfasser, S. 306 u. Struve, Lampert, Teil A, S. 56-60.

ihn 1071 der alte Abt Ruthard mit einer Informationsreise zu den Klöstern Saalfeld in Thüringen und Siegburg im Rheinland, die Erzbischof Anno II. von Köln gerade unter Hinzuziehung von cluniazensisch geprägten Mönchen aus dem italienischen Fruttuaria reformiert hatte<sup>41</sup>. Lampert blieb dort 14 Wochen und lieferte darüber später in den „Annales“ einen genauen Bericht, durch den wir ja faktisch erst über sein Unternehmen Kenntnis erlangen<sup>42</sup>. Darüber hinaus ist aber rein praktisch zu bedenken, dass Hersfeld dabei an sich schon in der Mitte des Weges zwischen den beiden Reformklöstern lag und unser Chronist demnach auch zwischendurch bei der Durchreise einmal kurz daheim vorbeigeschaut haben mag. Zumindest sind ganz generell häufiger Nachrichten zwischen den drei Abteien ausgetauscht worden (Kap. II.4). Seine offizielle und mit einem knappen Vierteljahr auch recht zeitintensive Erkundigung sollte dem Benediktinerkloster Hersfeld jedenfalls in den stürmischen Zeiten der kirchlichen Reformbewegung eine Orientierung geben, der es scheinbar in den verwirrenden Diskussionen dringend bedurfte. Demnach werden wir uns noch genauer mit der Mission auseinandersetzen (Kap. VI.5). Doch belassen wir es hier vorerst beim exakteren der zwei biographischen Hinweise in dieser Passage, die gegen Ende des Jahresberichts von 1071 steht: *Ego tamen, ut predixi, ad eos veniens et per XIII ebdomadas apud eos partim in Salefeld, partim in Sigiberg commoratus [...]*<sup>43</sup>. Auf jeden Fall konnten Lamperts dort gewonnene Eindrücke ihn trotz aller Sympathien für die Reformabsichten des verehrten Lehrers nicht von den cluniazensischen Neuerungen der Klosterreform überzeugen. Er trat lieber für ein Festhalten an den altbewährten Grundsätzen des benediktinischen Mönchtums ein.

Während seiner schriftstellerischen Tätigkeit (1070er Jahre) beteiligte er sich aber offensichtlich auch an den praktischen Klostergeschäften, wie schon die Sondermission 1071 zeigt. Wenn Lampert auch nie als Zeuge belegt ist, hinterließ er doch vielleicht Spuren bei der Abfassung zweier Hersfelder Privaturkunden, die gemäß T. STRUVE (1969) im Unterschied zu anderen eine *gesuchtere Phraseologie*<sup>44</sup> aufweisen (Kap. VI.4). Es handelt sich um eine Urkunde vom 27. Juli 1075 (Nr. 111)<sup>45</sup> und eine weitere aus der Zeit Abt Hartwigs 1072-1090 (Nr. 114)<sup>46</sup>. Hier war aber schon H. WEIRICH (1936) gegenüber O. HOLDER-EGGER (1894)<sup>47</sup> etwas vorsichtiger, da sich die beobachteten stilistischen Anklänge aufgrund des geringen urkundlichen Vergleichsmaterials nicht mit genügender Sicherheit bestätigen lassen. Zumindest ergibt aber eine Stiluntersuchung einige offensichtliche Übereinstimmungen mit Lamperts Redewendungen, die T. STRUVE detailliert herausarbeitete<sup>48</sup>. Zwar finden sich demnach mehr Stilmerkmale Lamperts in 111, doch besitzt diese die gleichermaßen einmalige Arenga wie 114, so dass sie zusammen betrachtet werden müssen. Da beide Urkunden in Hersfeld verfasst wurden, kommt dafür nur Lampert oder einer seiner Schüler in Frage. Auch wenn wohl die Identität des Diktators nicht eindeutig zu klären ist, ist wenigstens sinnfällig, dass Lampert nicht nur durch Urkunden beeinflusst wurde, sondern auch seinerseits neue Urkunden prägte – wenn nicht schon während seiner Anwesenheit, so doch zumindest später, wie wir anhand der „Vita Lulli“ sehen werden (Kap. II.2.a)<sup>49</sup>.

In diesem Kontext sind auch zwei Klosterbriefe an den Böhmenkönig 1086/87 zu nennen, die als Krisenmaßnahme im Sachsenkrieg den Einfluss unseres Chronisten nicht verhehlen können und von einem Hersfelder Schüler verfasst wurden (Kap. VI.7). Auch wenn dies zahlenmäßig geringe Zeugnisse sind, belegen sie doch Lamperts Wirken in der Klosterschule.

<sup>41</sup> Fälschlich Abt Hartwig (ab 1072 !) statt Abt Ruthard: Ziegler, Äbte Hersfeld, Nr. 25, S. 11.

<sup>42</sup> Lampert, Annales, S. 152-156.

<sup>43</sup> Lampert, Annales, S. 154, Z. 31-33.

<sup>44</sup> Struve, Lampert, Teil A, S. 56, Z. 24.

<sup>45</sup> Urkundenbuch Hersfeld, Nr. 111, S. 196-198.

<sup>46</sup> Urkundenbuch Hersfeld, Nr. 114, S. 202 f.

<sup>47</sup> Gemäß H. WEIRICH: Holder-Egger, Studien zu Lambert von Hersfeld, S. 184, Anm. 3.

<sup>48</sup> Struve, Lampert, Teil A, S. 56-58.

<sup>49</sup> Lamperts Nachwirken in Hersfeld: Struve, Lampert, Teil A, S. 58-71.

Zudem scheint ihm der in Bamberg gewonnene Einblick in politische Zusammenhänge auch in Hersfeld nicht abhanden gekommen zu sein, da er dort eben eine wichtige Erkundigungsmission ausführte und vielleicht an Rechtsgeschäften beteiligt war. Seine Werke belegen ja auch, dass er juristischen und weltlichen Dingen recht offen gegenüberstand. Somit bleibt insgesamt festzuhalten, dass er in seinem Kloster durchaus eine Schlüsselposition innehatte, die ihn in ein besonderes Vertrauensverhältnis zu Abt Hartwig brachte. Demnach ist wohl letztlich nebenbei eine von O. HOLDER-EGGER angenommene Konkurrenzsituation der beiden bei der Abtswahl von 1072 zu verwerfen, als angeblich Erzbischof Anno II. im Gegensatz zum König gerne seinen ehemaligen Schüler im Amt gesehen hätte (Kap. VI.4)<sup>50</sup>.

Jedenfalls findet sich dann die letzte biographische Angabe Lamperts am Ende der „Annales“, die er nicht zufällig kurz vor der Wahl Rudolfs von Rheinfelden zum (Gegen-)König im März 1077 enden ließ. Dort verabschiedete er sich mit persönlichen, gleichfalls unverblümt offenen und ein Stück gefärbten Worten von seinem Publikum: Zunächst verglich er sich mit einem der Arbeit überdrüssigen Dichter, der am Ende seines Werkes erschöpft sei und vor der gewaltigen Masse des Stoffes kapituliere. Demnach wolle er nun endlich diesen seinem Anschein nach sich schon lange genug hinziehenden Bericht abschließen. Er tat dies nach eigenem Bekunden just zu diesem Zeitpunkt, damit jemand, der vielleicht nach ihm die Erzählung fortsetzen wollte, mit der Kür Rudolfs einen passenden Anfang für sein Werk finde:

*Nos more inertis poetae extremo iam in opere languescentes ingentisque ,materiae mole superati<sup>51</sup> in longum satis, ut videtur, protracto volumini hic tandem finem imponimus, ut, si cui forte post nos ad describendam reliquam partem huius historiae manum mittere libuerit, ab electione Ruodolphi regis congruum scribendi exordium faciat<sup>52</sup>.*

Hier nutzte Lampert also offenbar dezidiert den zu schildernden Moment, wo mit der Wahl des Gegenkönigs sein politisches Ziel erreicht war, um der sicher schon länger auf ihm lastenden, zunehmenden Themenfülle Tribut zu zollen. Einen ähnlich symbolträchtigen Abschluss fand später der antikönigliche Geistliche Bruno im wohl 1082 verfassten „Saxonicum Bellum“, der ebenfalls den Verlust des Herrschaftsrechts durch den seit 1076 von ihm *exrex* betitelten Heinrich IV. aufzeigen wollte<sup>53</sup>. So ließ er sein Werk demonstrativ Ende 1081 mit der Kür des zweiten Gegenkönigs Hermann von Salm (1081-1088) ausklingen. Was könnte aber wiederum den Hersfelder Chronisten abgesehen von diesen noch näher zu beleuchtenden, arbeitstechnischen und politischen Aspekten (Kap. II.2,d+3) weiter zum Abbruch der „Annales“ veranlasst haben, das ihm hier vielleicht nicht erwähnenswert erschien? Zumindest lässt sich so viel sagen, dass Lampert dann wohl um 1080 Hersfeld verließ, um – offensichtlich im Auftrag des Mainzer Erzbischofs Siegfried I. von Eppstein (1060-1084) – die Umwandlung des Stifts Hasungen (westlich Kassel) in ein Kloster zu organisieren, als dessen erster Abt er 1081 bezeugt ist. Der besagte Siegfried I. hatte hier 1074 am Grab des Hl. Haimerad ein Kanonikerstift errichtet und wird uns auch noch als vormaliger Abt von Fulda begegnen (Kap. VI.3). Die Tätigkeit Lamperts in Hasungen war noch den humanistischen Geschichtsschreibern Hartmann Schedel und Andreas von Michelsberg bekannt, die ihn aufgrund ihrer Einsicht in die heute verlorene „Erfurter Handschrift“ (B) der „Annales“ als Hersfelder Mönch und Abt von Hasungen bezeichneten, was sie offensichtlich einer Überschrift entnehmen konnten (Kap. II.2,d)<sup>54</sup>. Schedel berichtete dezidiert, er habe einen Codex

<sup>50</sup> Lampert, Opera, Praefatio, S. XVII. Dazu: Hafner, Reichsabtei Hersfeld, S. 48 f. mit Anm. 43.

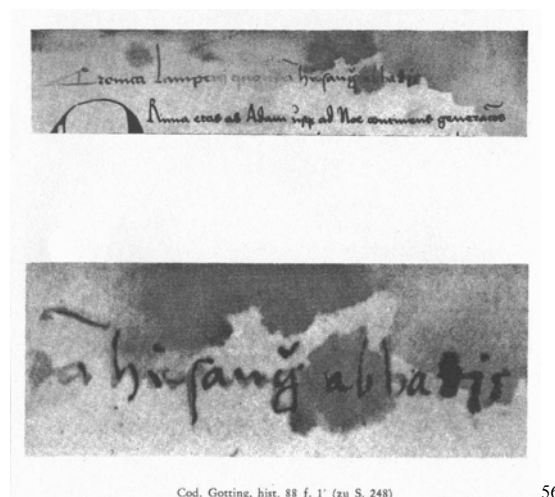
<sup>51</sup> Vgl. Sulpicius Severus, Vita Martini, Kap. 26.

<sup>52</sup> Lampert, Annales, S. 422, Z. 18-22.

<sup>53</sup> Goetz, Investiturstreit in der deutschen Geschichtsschreibung, S. 49. Zitat: Sp. B, Z. 30.

<sup>54</sup> Hasungen-Spur: Stengel, Lampert Abt, S. 247-249 (Folgezitate: S. 248, Z. 6-21) entgegen Holder-Egger, Studien zu Lambert von Hersfeld, S. 170 u. Lampert, Opera, Praefatio, S. LII u. LVII f.

in *littera antiqua*<sup>55</sup> benutzt. Zudem besagt die Überschrift der „Annales“ im „Göttinger Codex“ (B1b), der vom Erfurter abstammt: *Chronicon Lamperti quondam Hirsaug(iensis) abbatis*. Zwar erkannte hier O. HOLDER-EGGER (1894) eine schon originale und später überschriebene Korruption von *Hirsaug* aus *Hirsfeld*, doch relativierte dies E. STENGEL wegen der Unsinnigkeit beider Orte als Stätte der Abtswürde. Dabei sei auch der eine nicht aus dem anderen verderbt, da paläographisch ein ursprüngliches *Hirsaug* ausscheide. Vielmehr wurde vom jetzigen *Hirsaug* ein originales *Hasung* durch falsche Nachziehung der Buchstaben verdrängt, so dass es einst korrekt hieß: *Chronicon Lamperti quondam Hasung(ensis) abbatis*:



So glaubte man also im späteren Mittelalter, dass Lampert Abt von Hasungen geworden war. Dabei ist gerade auch auf eine hersfeldische Quelle zu verweisen: Vom heute verlorenen Hersfelder Nekrolog waren nämlich noch bis in neueste Zeit in der Landesbibliothek (nun Universitätsbibliothek) Kassel drei Auszüge aus dem 12. Jahrhundert erhalten, die E. STENGEL als Fragmente A, B und C bezeichnete<sup>57</sup>. Sie können uns nicht nur allgemein bei der Rekonstruktion von Abtslisten und Konventsstärken (Kap. IV.4), sondern auch speziell bei Lampert helfen. Zwar sind die drei seit dem Zweiten Weltkrieg nicht mehr auffindbar, doch hat sich ihr Inhalt durch eine Abschrift G. KÖNNECKES in Marburg erhalten. Laut E. STENGEL befand sich in Kassel zunächst ein Hersfelder Breviar des 12. Jahrhunderts<sup>58</sup>, das auf einer vorgehefteten Lage von vier, ursprünglich fünf Doppelblättern das Nekrolog C enthielt, welches um 1150 geschrieben wurde und nicht ganz vollständig war. Gemäß G. KÖNNECKE handelte es sich hingegen bei diesem Nekrolog C in Kalenderform um ein Zubehör zu einem wahrscheinlich aus Fritzlar stammenden Missale<sup>59</sup>. J. BURKARDT (2004) verortete die Sammelhandschrift jedoch ganz nach Hersfeld (Kap. IV.5). Doch wenden wir uns den zwei ebenfalls verlorenen Namensverzeichnissen A und B zu, die mit diesem eng verwandt, aber viel ausführlicher waren. Das vier Pergamentblätter umfassende Verzeichnis A fungierte als Beilage, die früher dem Hersfelder Graduale aus dem 12. Jahrhundert<sup>60</sup> zugehörte. Dieses Graduale stellt laut T. STRUVE die einzige sicher aus Hersfeld stammende Handschrift der

<sup>55</sup> Zit. n.: Lampert, Annales, Einleitung, S. XVI, Z. 30.

<sup>56</sup> Abbildungen aus: Stengel, Lampert Abt, Tafel I, zwischen S. 248 u. 249.

<sup>57</sup> Zum Hersfelder Nekrolog: Burkardt, s. v. „Hersfeld – Archivalien“, GermBen 7, S. 618; Burkardt, s. v. „Hersfeld – Bibliotheksgeschichte“, GermBen 7, S. 604 f.; Freise, Roger von Helmarshausen, S. 246; Stengel, Lampert Abt, S. 247 u. Struve, Lampert, Teil A, S. 86 mit Anm. 8, S. 91 mit Anm. 52 f. u. Anhang III, S. 119 f. Abschrift der Fragmente: KÖNNECKE, Gustav: Necrologia Hersfeldensia Bibliothecae Cassellanae; (ohne Jahr); HStA Marburg; Ms. H. 295; fol. 4-10.

<sup>58</sup> 2° Ms. theol. 52.

<sup>59</sup> 2° Ms. theol. 55.

<sup>60</sup> 2° Ms. theol. 58.

Kasseler Landesbibliothek dar, was aber J. BURKARDT erweiterte (Kap. IV.5). Zudem wurde der Codex im 3. Viertel des 12. Jahrhunderts offenbar extern im Benediktinerkloster Helmarshausen für die Schwesterabtei angefertigt. Jedenfalls fand man bei ihm auch das Verzeichnis B, das aus einem einzelnen Pergamentblatt bestand, aber ursprünglich nicht zum Hersfelder Graduale gehörte. Alle drei Fragmente A, B und C hatten das verlorene Hersfelder Nekrologium als Vorlage. Laut E. STENGEL ist das Verzeichnis B wie sein Bruder C in Monatsgruppen gegliedert, wobei Äbte und Kaiser freilich gesondert vor- beziehungsweise nachstehen.

Dagegen gruppiert das Verzeichnis A die Namen streng einheitlich nach Ordines und Ständen. Dort gibt es nun drei Abteilungen, die sich gemäß T. STRUVE auch in B finden: Zunächst stößt man in A auf eine mit Lamperts Angaben in „Institutio“ und „Annales“ nicht zufällig übereinstimmende chronologische Hersfelder Abtsreihe (Kap. II.4)<sup>61</sup>. Dann folgen die nur unvollständig überlieferten Fuldaer Äbte. Auch ihr bereits lückenhafter Informationsgehalt entspricht auffallend dem Wissensstand in Lamperts Werken. Ihre herausgehobene Position unterstreicht zudem das besondere Hersfelder Verhältnis zum Nachbarkloster (Kap. IV.7). Schließlich gibt es eine dritte Rubrik *abbates*<sup>62</sup>, die aber weder Hersfeld noch Fulda zuzuordnen ist. Dabei handelt es sich um eine Liste ehemaliger Hersfelder Mönche, die als Äbte in andere Klöster geschickt wurden (auch nach Fulda). Es sind 24 Namen verzeichnet, wobei aber gemäß T. STRUVE nicht alle zu identifizieren sind. Doch auch hier kann Lampert helfen (Kap. II.4). Zunächst genügt aber, dass er dort selbst als Exportabt erwähnt wird. So zeigt sich bei Einbezug von C, dass das verlorene Hersfelder Totenbuch zum 2. Oktober den Tod eines Abtes *Lambhertus* vermeldete<sup>63</sup>: Während in A und B allein *Lambhertus* steht, bietet C in Kalendarform: *VI. non. Hartwigus archiepiscopus. Lambhertus atque abbates* (a. a. über der Zeile nachgetragen). Letzteres bezieht sich auch auf Hartwig, der 1072-1090 Abt von Hersfeld und 1085 Erzbischof von Magdeburg war (Kap. VI.5). Obwohl in Hersfeld kein Abt Lampert regiert hatte, war ein solcher dort doch bekannt. Die Verzeichnisse A und B führen ihn beide korrekt unter den nicht hersfeldischen und fuldischen Äbten auf.

Dieser Befund wird noch durch das Kloster Tegernsee bestätigt, mit dem Hersfeld seit dem Reformabt Godehard (1005-1012) vielfältige Kontakte pflegte, etwa durch mehrmaligen Abtsaustausch – zweimal von Tegernsee her und viermal von Hersfeld her (Kap. IV.6)<sup>64</sup>. So verzeichnete das Tegernseer Nekrolog eine große Zahl der Hersfelder Äbte von Harderat († 901) bis auf Hartwig († 1090), wozu noch etwa 50 Hersfelder Mönche kamen. Dort sind Hartwig und Lampert aber zum 1. Oktober eingetragen: *Hartungus abbas. Lampertus abbas Herveldenses*<sup>65</sup>. Dazu sehen wir nun eine Abbildung des betreffenden Eintrags:

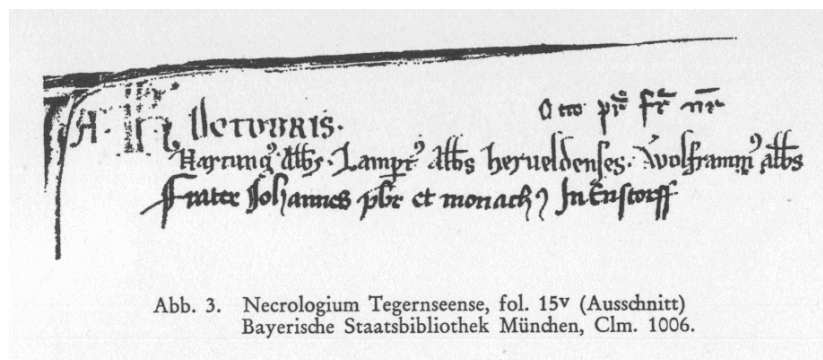


Abb. 3. Necrologium Tegernseense, fol. 15v (Ausschnitt)  
Bayerische Staatsbibliothek München, Clm. 1006.

<sup>61</sup> Gleicher Wissensstand von Chronist und Nekrolog: Struve, Lampert, Teil A, Anhang III, S. 119 f.

<sup>62</sup> Zit. n.: Struve, Lampert, Teil A, S. 91, Z. 14.

<sup>63</sup> Zit. n.: Stengel, Lampert Abt, S. 247, Z. 19 u. Anm. 25.

<sup>64</sup> Hersfeld und Tegernsee: Struve, Lampert, Teil A, S. 91-93 mit Anm. 57.

<sup>65</sup> Zit. n.: Struve, Lampert, Teil A, S. 92, Z. 5.

<sup>66</sup> Ausschnitt aus: Struve, Lampert, Teil A, S. 92, Abb. 3.

Prinzipiell ähnelt die Passage sehr dem Eintrag im Hersfelder Nekrolog, der laut T. STRUVE sicher dafür als Vorlage diente. Nur die Datumsangabe ist in Tegernsee um einen Tag vorgezogen. Sonst tragen übrigens die verzeichneten Hersfelder Äbte und Mönche als Herkunftsbezeichnung stets das vom Klosterheiligen abgeleitete *de sancto Wicperto*, während hier das auch von Lampert gebrauchte *Herveldenses* steht<sup>67</sup>. Dabei bedeutet der Wigbert-Bezug eine direkte Zugehörigkeit zum Kloster, wogegen das allgemeine *Herveldenses* die Herkunft aus dem Kloster bezeugt. Insgesamt hat man sich aber offensichtlich beim Datum verlesen, da nach dem Hersfelder Nekrolog C eben Lamperts und Hartwigs Todesdatum auf den Tag des Hl. Leodegar (Bischof von Autun) fiel, den 2. Oktober. Nach dieser Argumentation von T. STRUVE verwundert es freilich, dass E. FREISE den Eintrag von Tegernsee gerade mit *1. 10. Lambertus abb de sco Wigberto*<sup>68</sup> wiedergab – ein offensichtlicher Widerspruch, wobei wir aber weiterhin T. STRUVE mit dessen Abbildungsbeleg folgen wollen.

Letzte Gewissheit über Lamperts Todestag am 2. Oktober erlangt man durch das Totenbuch des Klosters Abdinghof in Paderborn, wohin man in Hersfeld praktische Beziehungen und Memorialkontakte gleichermaßen hatte, seitdem Abt Rudolf (Rotho) dort 1036 Ortsbischof und sein vertrauter Dekan Meginher daheim Abtsnachfolger geworden war (Kap. IV.5+6)<sup>69</sup>. Das Abdinghofer Totenbuch verzeichnete denn auch aus dem 11. Jahrhundert neben dem Hersfelder Professen und späteren Abt Udo von Michelsberg bei Bamberg (1075-1081) gerade die prominenten Hersfelder Albwin, Meginher und Lampert, Letzteren unter dem 2. Oktober: *o(biit) D(ominus) Lambertus abbas*<sup>70</sup>. Alle drei Personen besaßen eine besondere literarische Bildung, leiteten zeitweise die Klosterschule und genossen selbst außerhalb ihrer Klostermauern einen guten Ruf. Dieser drang folglich auch nach Abdinghof, wo die Klosterschule unter Meinwerks Nachfolger Immed (1051-1076) besonders erblühte. Dort schrieb etwa ein Mönch zwischen 1155 und 1165 die Vita des Klostergründers Meinwerk von Paderborn. Er kannte aber Lamperts Werk wohl nicht, zumindest ist keine Benutzung festzustellen. Anders verhielt es sich mit Ekeberts „Vita Haimeradi“ und wohl auch mit den aus den „Hersfelder Annalen“ geschöpften „Hasunger Annalen“. Somit kann also durch das Abdinghofer Totenbuch insgesamt nicht nur Lamperts Todestag am 2. Oktober, sondern auch seine Tätigkeit als Schulmeister weiter unterstrichen werden.

Sucht man nach den Umständen seines Weggangs aus Hersfeld, so ist zunächst der in der älteren Forschung über O. HOLDER-EGGER bis E. STENGEL lange vertretene These zu widersprechen, dass es spätestens wegen den „Annales“ 1077 zu einem offenen Gegensatz von Lampert zu Abt Hartwig und den Mitbrüdern gekommen sei. Demnach habe der Chronist dem königstreuen Hersfeld nach 1077 im Streit oder gar fluchtartig den Rücken kehren müssen, da er mit seiner kritischen Haltung nicht mehr tragfähig gewesen sei und doch nicht ernstlich habe annehmen können, die Abtei als Ganzes auf seinen Oppositionskurs zu ziehen. Doch kristallisiert sich bei näherer Betrachtung gerade auch der diversen Totenbücher heraus, dass er vielmehr im Einklang mit Hartwig den Hasunger Auftrag annahm, indem für den Hersfelder Abt und sein Kloster die Berufung eines Mönchs zur Leitung fremder Institute ja rühmlich war. So war der Abt durchaus nicht sauer auf den heimischen Chronisten, vertrat jener doch mit seiner Kritik an Heinrich IV. genauso Hersfelder Klosterinteressen wie Hartwig mit dem „Servitium regis“. Dies wurde etwa deutlich, als sich Lampert in den „Annales“

<sup>67</sup> Zit. n.: Struve, Lampert, Teil A, S. 93, Z. 1 u. 3.

<sup>68</sup> Freise, Roger von Helmarshausen, S. 291, Nr. 70 (Sonstige Necrologien). Tegernsee: München, Bayerische Staatsbibliothek, Clm 1006, fol. 1 r - 21 v.

<sup>69</sup> Abdinghof-Bezug: Freise, Roger von Helmarshausen, S. 269 f. u. Struve, Lampert, Teil A, S. 93 f.

<sup>70</sup> Zit. n.: Struve, Lampert, Teil A, S. 93, Anm. 62. Vgl. Freise, Roger von Helmarshausen, S. 291, Nr. 70: *Lambertus abb.* (Sonstige Necrologien): Abdinghof/Paderborn: Paderborn, Erzbischöfliche Akademische Bibliothek, Studienfonds Pa 65, fol. 49 v - 94 r.

zu 1064 in der „Wir“-Form über eine Besitzentfremdung und Verhöhnung durch Graf Werner III. von Maden (1053-1065) empörte, womit er sich eindeutig als solidarisches Mitglied des Konvents zu erkennen gab (Kap. VI.2)<sup>71</sup>. Zudem war es schon gemäß P. HAFNER recht unwahrscheinlich, dass Lampert mit seiner oppositionellen Haltung in der Mönchsgemeinschaft so allein stand, wie dies noch O. HOLDER-EGGER andeutete (Kap. VI.5)<sup>72</sup>. Er befand sich ja immerhin als erwiesener Klosterhistoriograph und Gesandter sowie als potenzieller Schulleiter und Urkundendiktator in einer herausgehobenen Position, welche ihm auch Meinungsmache ermöglichte, die selbst im strikt königstreuem Kloster Hersfeld nicht ohne Resonanz geblieben sein dürfte. Laut T. STRUVE lobte Lampert generell seinen Abt Hartwig zwar nicht, schwärzte ihn aber auch nicht an. Vielmehr hatte unser Chronist trotz aller inhaltlichen Abweichung beim Abt eine Vertrauensstellung inne, indem er seine Werkaufträge von ihm erhielt und das „Hersfelder Programm“ nach der Erfurter Synode 1073 entscheidend prägte (Kap. II.2 + VI.7). Schon unter dem Vorgängerabt Ruthard war er ja mit einer Informationsreise betraut worden, die für die geistliche Ausrichtung der Abtei lebenswichtig war. Demnach kann er realistisch auch nur mit Einverständnis des Abtes sein Kloster verlassen haben. Somit ist der Grund seines Weggangs um 1080 nicht eine Flucht, sondern die offizielle Berufung als Leiter der noch jungen Neugründung Hasungen gewesen, zu der ihn sein Heimatkloster aufgrund seiner unbestreitbaren Fähigkeiten und dem für Hersfeld einhergehenden Prestige gern nach draußen sandte. Dass es überhaupt einen Mönch des Lullusklosters traf, mag letztlich auch mit der ideellen Verbindung von Hersfeld und Hasungen durch die Biographie Haimerads zu tun haben, wie dies dann ja bei dessen Vita genauso war, die in gleich doppelter Verknüpfung sogar von einem Lampertschüler geschaffen wurde (Kap. VI.5).

Jedenfalls wird Lamperts Beförderung auch durch die Tatsache belegt, dass er gemäß T. STRUVE (1969) und E. LECHER (1992) in seiner alten Abtei keinesfalls einer *damnatio memoriae* oder *Verfemung*<sup>73</sup> verfiel, sondern alle drei überlieferten Werke später von Mönchen benutzt und gelesen wurden. Interessante Spuren von Lamperts schriftstellerischer und schulischer Tätigkeit lassen sich in Urkunden bis ins 14. Jahrhundert verfolgen (Kap. II.2.a). Gerade die Rezeption der „Vita Lulli“ in der wichtigen Privilegienbestätigung Kaiser Heinrichs V. (1106/11-1125) von 1112 spricht für deren Beliebtheit in Hersfeld. Nicht zuletzt belegt auch sein Eintrag im Hersfelder Nekrolog, dass man es trotz aller Unkenrufe mit einem harmonischen Klosterabschied zu tun hat – quasi mit einer ordnungsgemäß von oben abgesegneten Beförderung. Nur musste er eben spätestens aufgrund der neuen Aufgabe einen raschen Abschluss der „Annales“ finden. Dabei hielt T. STRUVE freilich 1969 noch in der Tradition O. HOLDER-EGGERS an einer Fertigstellung bereits 1078 fest, was einige Jahre Luft bis zum Weggang nach Hasungen lassen oder diesen vordatieren würde. Zumindest konnte Lampert auch unabhängig von der Berufung mit der nahen Wahl Rudolfs von Rheinfelden 1077 ein inhaltliches Ausrufezeichen an den Schluss setzen (Kap. II.2.a). Denn möglicherweise sah er hier auch schon einen Anlass für das nötige Ende seiner ausufernden Arbeit. Insgesamt bemerkte dann aber R. SCHIEFFER (1985), dass allgemein eine Abfassungszeit zwischen 1077 und 1078/79 angenommen werde. Auch T. STRUVE steckte den Korridor nun 1997 etwas weiter und sprach von circa 1077/79, so dass wieder eine direkte Verbindung zur Entsendung nach Hasungen möglich erscheint, da Lampert ja laut R. SCHIEFFER Hersfeld wohl um 1080 verließ. E. LECHER (1992) sprach ebenfalls davon, dass Lampert bis circa 1079 in Hersfeld nachzuweisen ist, bevor er nach Hasungen ging. Leider ist aber nicht zu klären, ob der Chronist mit der Stilisierung als Stabübergabe in seiner erwähnten Schlussbemerkung der „Annales“ schon einen speziellen Schüler als Fortsetzer ausersehen hatte oder nur eine genre-

<sup>71</sup> Im Vorgriff: Lampert, *Annales*, S. 92, Z. 27-34.

<sup>72</sup> Hafner, *Reichsabtei Hersfeld*, S. 53, Anm. 53 kritisch gegen: Lampert, *Opera*, Praefatio, S. XVIII.

<sup>73</sup> Einzelzitate: Struve, Lampert, Teil A, S. 60, Z. 11 u. Lecheler, *Lampert von Hersfeld*, S. 123, Z. 9.



typische Formulierung benutzte<sup>74</sup>. Zumindest wurde der Faden in Hersfeld nicht direkt aufgegriffen, obgleich der Autor des „Liber de unitate ecclesiae conservanda“ (1091/92-1093) zeithistorische Ereignisse von 1077 (!) bis 1090 heranzog und sich so auch als Nachfolger Lamperts erwies (Kap. VI.<sub>4+5</sub>). Doch handelte es sich dabei anders als bei seinem Lehrer um eine eindeutige Streitschrift, in der die Berichte noch zielgerichteter eingeflochten wurden.

So reisen wir nun also mit dem inzwischen über 50 Jahre alten Lampert noch einmal gen Norden<sup>75</sup>: Die wohl wichtigste Quelle für die Hasunger Vorgänge, das große Privileg des Klosters, soll noch vom Mainzer Erzbischof Siegfried I. († 1084) ausgestellt und besiegelt worden sein<sup>76</sup>. Allerdings interpretierte es E. STENGEL als formale Fälschung von etwa 1100. Die sachlichen Angaben dieser „Gründungsurkunde“ seien aber im Wesentlichen glaubhaft und könnten durch annalistische Quellen gesichert werden. Vielleicht habe ihr geradezu eine verlorene Urkunde Siegfrieds I. als Vorbild gedient, wenn auch der Forscher daran Zweifel anmeldete. Doch erkannte schon er, dass die rechtlichen Angaben zu exakt waren, um erst 20 Jahre später festgesetzt worden zu sein. Für ein herangezogenes Urkundenvorbild sprächen die nachweisbare Benutzung anderer Vorlagen und die Tatsache, dass die historischen und rechtlichen Bemerkungen genau der Zeit Siegfrieds I. entsprechen. Freilich datierte T. STRUVE später die formal gefälschte „Gründungsurkunde“ selbst bereits auf 1084/85, was glaubhaft ist. Folgt man den Ausführungen der Urkunde, so wurde in Hasungen vom Erzbischof zunächst 1074 eine Propstei gegründet und mit Kanonikern besetzt. Diese baten dann aber, das Stift zugunsten eines beifallswürdigeren geistlichen Lebens in ein Kloster umzuwandeln, für das nach langen Verhandlungen die strenge Regel von Cluny und Hirsau erkorren wurde<sup>77</sup>. Dabei gab Siegfried I. dem Text zufolge selbst den Ausschlag:

[...] *divina inspiratione Cluniacensis sanctissimę religionis ordinem elegimus, in quo cum mundi huius contemptu voluntaria paupertas principatur, in quo cum humilitate et oboedientia caritas dominatur*<sup>78</sup>.

Allerdings habe er bei diesen Vorgängen 1081 auch einen Helfer gehabt: *Hunc ordinem abbate Lamberto preduce consecuti sumus*<sup>79</sup>. Dies wirft zunächst die Frage nach dem Verhältnis von Lampert und Siegfried I. auf<sup>80</sup>. Denn obwohl sie sich durch den Thüringer Zehnstreit bis 1073 (Kap. VI.<sub>3</sub>) unzweifelhaft als Gegner gegenüberstanden, muss es später zu einer gewissen Annäherung gekommen sein. Sie war den veränderten Zeitumständen genauso geschuldet wie zeitlosen Übereinstimmungen in ihrer Gesinnung, darf aber nicht pauschal auf die ganze Hirsauer Reformbewegung übertragen werden. Der Erzbischof konnte traditionell als fromm und cluniazensisch gelten: Schon 1064 führte er den besagten großen Pilgerzug der Bischöfe nach Jerusalem mit an (Kap. II.<sub>4</sub>) und half 1071 bei der Einrichtung des ja von Lampert besuchten Klosters Saalfeld in Thüringen. Nach einer Wallfahrt nach Santiago de Compostela trat er im Herbst 1072 sogar selbst in das zentrale Reformkloster Cluny ein, was auch Lampert in seinen „Annales“ vermerkte<sup>81</sup>. Dies hatte laut J. LEINWEBER wohl aber ebenfalls damit zu tun, dass er den politischen Anforderungen seines Amtes nicht ganz ge-

<sup>74</sup> Zur Erinnerung: Lampert, Annales, S. 422, Z. 18-22.

<sup>75</sup> Lampert in Hasungen: Freise, Roger von Helmarshausen, S. 247, Anm. 343; Lecheler, Lampert von Hersfeld, S. 122 f.; Stengel, Lampert Abt, S. 249-251 u. Struve, Lampert, Teil A, S. 84-96.

<sup>76</sup> STIMMING, Manfred (Bearbeiter): Mainzer Urkundenbuch; Band I; Arbeiten der Historischen Kommission für den Volksstaat Hessen; Darmstadt 1932; Nr. 358; S. 253-258.

<sup>77</sup> Cluny und Hirsau: Hafner, Reichsabtei Hersfeld, S. 47; Neuhaus, Geschichte Hersfeld, S. 39; Struve, Lampert, Teil A, S. 87-90 u. Struve, Lampert, Teil B, S. 65-72.

<sup>78</sup> Zit. n.: Stengel, Lampert Abt, S. 254, Anm. 81.

<sup>79</sup> Zit. n.: Stengel, Lampert Abt, S. 250, Anm. 45.

<sup>80</sup> Lampert und Siegfried I.: Demandt, Geschichte Hessen, S. 355; Leinweber, Fuldaer Äbte, S. 44; Stengel, Lampert Abt, S. 252-257 u. Struve, Lampert, Teil A, S. 85-89.

<sup>81</sup> Siegfried I. in Cluny: Lampert, Annales, S. 164.

wachsen war. Damals wurde er jedenfalls vom dortigen Abt Hugo doch zum Verbleib im Amt überredet. Da Siegfried I. zudem eine ausdrückliche päpstliche Aufforderung und die diesbezüglichen Bitten von Klerus und Volk aus Mainz erhalten hatte, kehrte er noch im selben Jahr in seinen Amtssitz zurück. Daraufhin begründete er eben 1074 das vielzitierte Stift in Hasungen, das er dann 1081 nach Anhörung einer Synode in ein Kloster umwandelte.

Dass sich inzwischen Lampert an den früheren Widersacher Hersfelds angenähert hatte, ist primär durch den Wechsel Siegfrieds I. ins Lager der Fürstenopposition 1076 erklärlich. Der Mainzer krönte 1077 sogar den Gegenkönig Rudolf, hatte allerdings bald nur noch eine schwache Position inne (Kap. V.3 + VI.4). Lampert betonte aber schon in den „Annales“ zu 1076, dass dessen Übertritt wie bei anderen *ad meliorandum regni statum ardentissimo zelo*<sup>82</sup> erfolgt sei. Dabei hoffte gerade auch unser Chronist auf ein befriedetes Reich (Kap. II.3). T. STRUVE betonte aber, dass dessen Beziehungen zu Siegfried I. stets wechselhaft blieben, da der Mainzer selbst ein allzu schwankendes Naturell besaß. Es erscheint zudem fraglich, ob sich Lamperts Verhältnis zur cluniazensischen Bewegung seit dem ablehnenden Informationsbesuch der reformierten Klöster Saalfeld und Siegburg 1071 so gewandelt hatte, wie ihm dies E. STENGEL und auch noch in abgeschwächter Form K. DEMANDT im Hinblick auf seine traditionell angenommene Charakterlosigkeit zutrauten. Doch spielte Ersterer in der Frage um ehrliche Revision oder puren Opportunismus zumindest nachvollziehbar darauf an, dass Lampert auch früher schon für die Reinheit des Mönchtums gestanden und vor allem Simonie getadelt hatte, so dass er die Leistungen der Reformer durchaus von Herzen anerkannte (Kap. II.3). Daraus ergibt sich aber gerade, dass er kein charakterloser Überläufer war, sondern dass sich seine Tätigkeit in Hasungen mit dem Gedanken der Klosterfreiheit genauso vereinbaren ließ wie mit dem von Cluny. Jedenfalls war Lampert seit mindestens 1080 – angesichts des in der Stiftszeit belegten Vorgängers Ruotberht aber keinesfalls seit den Anfängen 1074 – schon Propst von Hasungen und wurde auch 1081 dessen erster Abt.

Man kann sich die praktische Situation so vorstellen, dass damals die Hasunger Kanoniker unter seiner Anleitung einfach mit dem mönchischen Klosterleben vertraut gemacht werden sollten. Dies unterstreicht auch der ausführliche Bericht der „Gründungsurkunde“, die Brüder hätten zunächst die Benediktsregel erprobt, bevor sie sich einmütig dafür entschieden hätten. So verhandelte man mit Siegfried I. als Eigenklosterherrn, um dessen Willen zu erfahren und bei der praktischen Umsetzung von ihm beraten und unterstützt zu werden. Der Mainzer entschied sich nach offensichtlich schwierigen Verhandlungen – angeblich auf göttliche Eingebung – für die Ordnung Clunys. Diesen Zustand habe er unter Führung des Abtes Lampert erreicht, was unterstreicht, dass dieser an jenem Punkt bereits im Amt war! Das *Lamberto preduce* ist demnach auf eine Aufgabe zu beziehen, die vor allem aus der Unterweisung und Anleitung der Kanoniker bestand. Für die Regularisierung der Hasunger Kanoniker wurde Lampert scheinbar als bereits älterer, erfahrener Mönch aufgrund seiner religiösen Haltung und seiner Reisen als besonders geeignet angesehen. Zudem war er ja selbst einst Kanoniker gewesen und kannte die Umstellungsprobleme zum Mönch aus eigener Erfahrung! Dabei ist es gemäß T. STRUVE ungewiss, ob er sich doch noch irgendwelchen Reformideen Siegfrieds I. beugen musste. Dessen eigenkirchliche Aufweichung der Cluny-Ansätze war aber wohl auch von Lampert zu vertreten. Zumindest wurden dessen Vorbereitungen 1081 mit der Einführung des mönchischen Lebens nach der Benediktsregel abgeschlossen. Nun ist er 1081 auch als erster Abt bezeugt, nachdem er in seiner vorherigen Tätigkeit wohl Propst war.

Vielleicht blieb aus dieser ersten Phase ein Konzept Lamperts über den Gründungsvorgang erhalten. Man hätte es dann später bei Abfassung der „Siegfriedurkunde“ von 1082 an der betreffenden Stelle herangezogen<sup>83</sup>. Der monastische Richtungswechsel zur Hirsauer

<sup>82</sup> Lampert, *Annales*, S. 378, Z. 11 f.

<sup>83</sup> Stimming, *Mainzer Urkundenbuch I*, Nr. 362, S. 261-263.

Reform stellt nämlich demgegenüber schon eine zweite Phase dar, so dass von einem Hirsauer Einfluss in der „Gründungsurkunde“ überhaupt nicht gesprochen wurde. Die konsequente Hinwendung der Hasunger zu den cluniazensischen Gewohnheiten erfolgte erst nach dem Einzug von Hirsauer Mönchen, der durch die ins Jahr 1082 zu datierende „Siegfriedurkunde“ belegt ist. Damals wurde der neue Abt Gisbert von Abt Wilhelm von Hirsau dorthin entsandt, der sein Kloster vor wenigen Jahren zum zentralen cluniazensischen Basispunkt in Deutschland gemacht hatte. Die „Siegfriedurkunde“ bot eine straffe Beschreibung der Klostergründung, wobei die autoritäre Entscheidung des Erzbischofs zugunsten der cluniazensisch-hirsauischen *Consuetudines* betont im Zentrum stand und bezeichnenderweise von Lampert gar nicht die Rede war. Erst darauf aufbauend verfasste man mit offensichtlichem Abstand wohl kurz vor dem Tod Siegfrieds I. († 1084), zumindest aber 1084/85, die um Ausführlichkeit bemühte Hasunger „Gründungsurkunde“. Auch sie datiert also erst in die Zeit nach der Einführung der Hirsauer Reform, obgleich man vielleicht das Konzept Lamperts benutzte. In die Urkunde kamen freilich neben den zu erwartenden cluniazensischen Anklängen viele Bestimmungen, die vom Erzbischof stammten. Er prägte so in seinem ehemaligen Stift und bischöflichen Eigenkloster etwa das Wahlrecht des Abtes selbst. Demnach ist keineswegs von einem geschlossenen cluniazensischen Modell in Hasungen auszugehen.

Auf jeden Fall legt aber das Erscheinen des Abtes Gisbert im Jahr 1082 nahe, dass Lampert wohl schon am 2. Oktober 1081 oder 1082 in seinem Hasunger Amt starb und seine dortige Abtszeit so nur von kurzer Dauer war<sup>84</sup>. In Hasungen sah denn auch T. STRUVE Lamperts letzte Station. Wir werden uns aber gleich mit einer anderen These zu befassen haben, laut der er einen neuerlichen Ortswechsel gen Norden ins 997 gegründete Benediktinerkloster Helmarshausen an der Diemel angetreten habe, das gerade um 1080 eine Kulturblüte erlebte (Kap. IV.5). Doch müssen wir zunächst in Hasungen verweilen, da es dort einige Kontroversen über Lamperts Nachwirken gibt: Die insgesamt drei späteren Fälschungsurkunden über die Hasunger Gründung<sup>85</sup> folgten gemäß E. STENGEL angeblich stilistisch der Diktion Lamperts mit je individuellen, bei ihm beliebten Wendungen etwa von Sallust<sup>86</sup>. So variierte der Hersfelder zwar zahlreiche Begriffe für das Sterben, doch liebte er offenbar die auch hier verwendete sallustische Umschreibung *naturae concedere*<sup>87</sup> (Kap. II.3). Danach ging E. STENGEL auf die verlorenen „Hasunger Annalen“ ein, die in Ottobeuren weitergeführt wurden und sich neben der Benutzung der „Hersfelder Annalen“ auch mit Lamperts „Annales“ berührten. Sie seien wohl von ihm begonnen und dann von Abt Gisbert wie die „Annales“ (Kap. II.2.d) nach Erfurt gebracht worden, dessen historiographisches Werk überhaupt eng mit den „Hasunger Annalen“ und Lamperts „Annales“ zusammenhänge. Diese Aussagen wurden jedoch von T. STRUVE (1969) mit Vorsicht gesehen: So seien die von E. STENGEL aufgespurten Zeugnisse von Lamperts Diktion in Hasunger Urkunden nicht tragfähig genug, um einen direkten Einfluss auf die „Gründungsurkunde“ zu erweisen. Auch sei Lamperts Rolle in der Privilegienvermittlung Siegburg - Hirsau - Hasungen fraglich, da ja Siegfried I. selbst einen entscheidenden Anteil an seinem Reformprogramm hatte. Bei den Einflüssen auf Hasunger Urkunden ist schließlich auch an eine Beteiligung des Hersfelder Schülers Ekebert zu denken, der ja Lamperts Stil erlernte und sich dann in seiner „Vita Haimeradi“ mit einem Thema befasste, das wie kein anderes für Hasungen von Interesse war. Dort konnte sich gleichzeitig Abt Gisbert nach dem Tod des Mainzers 1084 mit den Hirsauern nicht länger halten und es kam 1085 unter Erzbischof Wezilo (1084-1088) zu einer Restauration des Konvents, die unter maßgeblicher Beteiligung Hersfelder Mönche vonstat-

<sup>84</sup> Lampert und Gisbert: Demandt, Geschichte Hessen, S. 355 u. Stengel, Lampert Abt, S. 257 f.

<sup>85</sup> Stimming, Mainzer Urkundenbuch I, Nr. 357 f. u. 362.

<sup>86</sup> Lamperts Einfluss auf Hasungen: Stengel, Lampert Abt, S. 257 f.

<sup>87</sup> Zit. n.: Holder-Egger, Vita Lulli und Verfasser, S. 312, Z. 25 f. u. Stengel, Lampert Abt, S. 257, Z. 4.

ten ging. So ist es nicht unwahrscheinlich, dass auch Ekebert damals in Hasungen weilte – davon später mehr (Kap. VI.5).

Nun müssen wir uns aber einstweilen mit jener These über Lamperts Lebensende auseinandersetzen, die uns wieder von Hasungen wegführt. Solch alternative Theorien über einen letzten auswärtigen Klosteraufenthalt sind an sich umstritten, da außer dem jahreslosen Todesdatum keine jüngeren Nachrichten über den Chronisten vorliegen: Aufgrund einer Erwähnung in der Memorialüberlieferung von Helmarshausen vermutete aber E. FREISE 1981, Lampert habe noch im dortigen Kloster Zuflucht gefunden<sup>88</sup>. Als Hauptbeleg verwies er auf das Helmarshausener Äbte- und Brüderverzeichnis im Corveyer „Liber vitae“<sup>89</sup>. Demnach verberge sich hinter dem *Lambertus* an Platz 70 dieser Totenliste von Helmarshausen<sup>90</sup> möglicherweise der am 2. Oktober verstorbene Lampert von Hersfeld. Er bezog dabei selbst den 1. Oktober noch mit ein, weil sich der Datenbefund von Lamperts Todestag für ihn nicht eindeutig darstellte. Denn in den Fuldaer „Totenannalen“ sei auch ein Beleg *Lamberdus pbr mon* zum 1. Oktober 1037 vorhanden, der sich wahrscheinlich auf einen Fuldaer Mönch beziehe<sup>91</sup>. Der entsprechende Eintrag *Lambertus pbr mon*<sup>92</sup> findet sich ebenfalls im Fuldaer Frauenberg-Nekrolog, dort allerdings zum 2. Oktober, was wiederum auch auf unseren Lampert bezogen werden könnte. Freilich kann sich dies alles wie bei dem Tegernseer Beispiel im Sinne von T. STRUVE als Verlesung erweisen, so dass am 2. Oktober als Todestag festzuhalten ist, wie ihn ja der Hersfelder Nekrolog als Primärquelle kennt. Dass es vorher aber tatsächlich einen Fuldaer Mönch namens Lampert gab, der am 1. Oktober 1037 gestorben ist, mag angesichts der Häufigkeit des Namens durchaus trotzdem möglich sein.

Wie dem auch sei, jedenfalls ist gemäß E. FREISE Lamperts Wirken in Hasungen vielleicht nicht durch sein baldiges Ableben, sondern vielmehr durch die auch in der neueren Forschung hervorgehobenen Unterschiede der monastischen Auffassungen von Lampert und den Hirsauern beendet worden<sup>93</sup>. Man könne demnach ein Scheitern Lamperts in Hasungen aufgrund seiner schwierigen Vermittlerrolle zwischen den zum benediktinischen Mönchtum umerzogenen Hasunger Kanonikern und den monastischen Ansprüchen des Erzbischofs nicht ausschließen. Sucht man nun nach einem möglichen anderen letzten Zufluchtsort, so gelte es im Hinterkopf zu behalten, dass die eindeutig königsfeindliche Haltung der „Annales“ nicht zu bestreiten sei und daher etwa eine Rückkehr Lamperts nach Hersfeld in der jüngeren Literatur gar nicht in Erwägung gezogen werde. Doch habe man stattdessen eben bisher nur seinen Tod in Hasungen als Alternative gesehen und somit das Ende seines Lebens und seines Abtsengagements kombiniert. Dabei sei aber der Gedanke an eine Resignation in Hasungen und den Lebensabend in einem anderen Kloster außer Acht gelassen worden. Bevor wir E. FREISE in seiner Argumentation weiter folgen, muss freilich angemerkt werden, dass er in Bezug auf Hersfeld noch spürbar von einem Bruch ausging, obwohl dies ja bereits bei der Abtseinsetzung in Hasungen gemäß glaubhafter Forschungssicht nicht der Fall war.

Doch wie stützte E. FREISE seine Helmarshausener These weiter? Nun bezog er die zweiseitige Überlieferungsgeschichte der „Annales“ mit ein, die uns noch genauer beschäftigen wird (Kap. II.2.d)<sup>94</sup>. Hier wies er korrekt darauf hin, dass es bei den „Annales“ neben einem Hasunger Exemplar, welches Abt Gisbert nach 1088 nach Erfurt mitgenommen hat und das den Verfassernamen angab, eben noch einen zweiten, sächsischen Überlieferungsstrang gibt.

<sup>88</sup> Lampert in Helmarshausen?: Freise, Roger von Helmarshausen, S. 247 f. mit Anm. 343-345.

<sup>89</sup> Münster, Staatsarchiv, Ms. I, 133, p. 26. Anhang: Freise, Roger von Helmarshausen, S. 287-293.

<sup>90</sup> Freise, Roger von Helmarshausen, S. 291, Nr. 70 (Corvey, Liber vitae).

<sup>91</sup> Freise, Roger von Helmarshausen, S. 247, Anm. 344 (mit Zitat).

<sup>92</sup> Freise, Roger von Helmarshausen, S. 291, Nr. 70 (Sonstige Necrologien). Frauenberg/Fulda: Fulda, Hessische Landesbibliothek, Cod. B1, fol. 2 r - 134 v.

<sup>93</sup> Freise, Roger von Helmarshausen, S. 247, Anm. 345.

<sup>94</sup> Freise, Roger von Helmarshausen, S. 248, Anm. 345.

Dieser beinhaltet freilich keine erklärte Autorenschaft Lamperts, besitzt aber bessere Lesungen als die Erfurter Gruppe, so dass es sich möglicherweise um den Autograph handelte. Dieser wurde noch von Arnold von Berge († 1166) eigenhändig benutzt, was T. STRUVE auf ein „Nienburger“ Exemplar ohne Verfasseramen zurückführte. Doch gab E. FREISE zu bedenken, dass Lampert und Arnold inzwischen beide als Helmarshausener Professoren in Frage kommen. Nun wäre zu fragen, ob Lampert sein Handexemplar nicht etwa nach Helmarshausen mitnahm, wo es Arnold Jahrzehnte später aufstöberte? Damit wäre Lamperts mögliche letzte Zuflucht in Helmarshausen auch eine Brücke zu diesem Überlieferungsstrang.

Insgesamt muss aber bemerkt werden, dass R. SCHIEFFER (1985) diesen neuen Ansatz zwar als Möglichkeit anführte, T. STRUVE (1991) ihn aber für ungewiss hielt. Auch ist der Weg des Autographen nach Helmarshausen insofern problematisch, als dass es ja auch in Hersfeld nachgewiesenermaßen eine Rezeption der „Annales“ bis in die 1090er Jahre gab und Lampert schon eine Abschrift für Hasungen anfertigen ließ. So erscheint es angebracht, bis auf stichhaltigere Beweise für Helmarshausen – vorerst? – an der letzten Station Hasungen festzuhalten, wo er wohl auch sein Grab fand. U. SCHMIDT (1992) stellte als Fazit zumindest fest, dass Lampert wohl nicht allzu lange nach seiner Hasunger Abtswendung 1081, wahrscheinlich noch 1082, aber jedenfalls vor 1085 gestorben sei. Naheliegender bleibt für uns der 2. Oktober 1081/82. Doch wollen wir nun den biographischen Überblick abschließen und uns genauer mit Lamperts Schriften beschäftigen, die uns wieder ins Kloster Hersfeld führen.

## 2. Werk

Die Entstehung von Lamperts stets in mittellateinischer Sprache verfassten Schriften wird durchgängig in sein Heimatkloster Hersfeld verortet und fiel bis auf die Rohfassung seines Erstlings in die frühen Amtsjahre des dortigen Abtes Hartwig (1072-1090), der ihm wohl dafür jeweils Anregungen gab<sup>95</sup>. Selbst unter Einrechnung des Ausreißers war dies nur ein knappes Jahrzehnt von etwa 1070 bis 1079. Dabei sind drei Werke ganz oder teilweise erhalten, nämlich die „Vita Lulli“, der „Libellus de institutione Herveldensis ecclesiae“ und die „Annales“, während ein zeitgeschichtliches „Hexameter-Gedicht“ leider verloren ging, wenigstens aber in der Klostergeschichte erwähnt wurde. Insgesamt galt hier sein Augenmerk den Geschicken von Kloster und Reich gleichermaßen, indem er beide Ebenen verzahnte.

Auffällig ist die in Zwischenstufen verlaufende Entwicklung Lamperts vom Hagiographen zum Historiographen, die in der Trias Heiligenvita, Klostergeschichte und Jahrbücher symbolisiert wird. Dabei gewann er dem beschriebenen Geschehen je nach Gattung unterschiedliche Facetten ab, die auch einen Vergleich von doppelt genannten Ereignissen lohnend erscheinen lassen. Die speziellen Behandlungsgegenstände erweiterten sich in zeitgeschichtlicher Reibung immer mehr, ohne den klösterlich-hersfeldischen Kern aus dem Blick zu verlieren. Man hat beinahe den Eindruck, dass Lamperts Werke nicht nur aufgrund ihres wachsenden Umfangs auseinander hervorgingen, sondern einander überhaupt bedingten, da sich Querverweise finden und er immer wieder den gesteckten Genrerahmen sprengte. Schließlich sind aber seine letzten Schriften, Klostergeschichte und Jahrbücher, als die historiographisch

<sup>95</sup> Werkschau: Demandt, Geschichte Hessen, S. 353; Hafner, Reichsabtei Hersfeld, S. 82 f.; Lampert, Annales, Einleitung, S. XI f.; Lecheler, Lampert von Hersfeld, S. 123-125; Neuhaus, Geschichte Hersfeld, S. 65 f.; Schieffer, s. v. „Lampert von Hersfeld“, VerLex 5, Sp. 514; Schmidt, s. v. „Lampert von Hersfeld“, BB-KL 4, Sp. 1058 f.; Struve, s. v. „Lampert von Hersfeld (von Aschaffenburg)“, NDB 13, S. 462; Struve, s. v. „Lampert von Hersfeld“, LexMA 5, Sp. 1632; Struve, s. v. „Lampert von Hersfeld (um 1028 - nach 1081): Annales“, Hauptwerke, S. 350; Vogtherr, Reichsklöster, S. 454 u. Ziegler, Äbte Hersfeld, Nr. 25, S. 11.

wichtigsten anzusehen. Gerade beim Übergang zum Hauptwerk fällt dabei trotz aller berechtigten Kritik Lamperts gewissenhafte Arbeitsweise ins Auge, wenngleich er durchaus schon in der „Vita Lulli“ gewisse fälschliche Einzelheiten gegenüber den Vorlagen pedantisch korrigiert hatte. Jetzt lässt sich aber gerade bei den gleichfalls in der „Institutio“ und den „Annales“ behandelten Themen der Zeitgeschichte erkennen, dass er bestimmte Ungenauigkeiten und Fehler in der kleineren – und daher oft zwangsläufig groberen – Klostergeschichte nunmehr für sein neues, umfassenderes Vorhaben korrigierte und differenzierte, indem er vielleicht noch einmal genauer die alten Urkunden oder „Hersfelder Annalen“ heranzog.

Allgemein benutzte Lampert hinsichtlich seiner Quellen als Ausdruck einer breiten Belesenheit und profunden Kenntnis der lateinischen Klassiker neben den großen Vorbildern Sallust und Livius noch weitere römische Historiker und Dichter wie Ammianus Marcellinus, Cicero mit seinen Reden, Justin, Sueton und wohl Tacitus, die Werke von Horaz, die Komödien von Terenz, auch Dichtungen von Ovid, Vergil und Lucan sowie zuletzt die „Consolatio philosophiae“ von Boethius<sup>96</sup>. Im Kontext der einzelnen Schriften werden wir Genaueres erfahren (Kap. II.2.a-d). Lampert griff dabei auf keine Florilegiensammlungen zurück, sondern betrieb ein direktes Quellenstudium in den Bibliotheken, zunächst zur Schulzeit in Bamberg (Kap. II.1) und dann zur Schaffenszeit in Hersfeld (Kap. IV.5). Wie es sich für einen christlichen Autoren des Mittelalters gehörte, benutzte natürlich auch er die Bibel und die Kirchenväter. Jedoch standen sie wie die Mönchssprache überhaupt bei ihm eher im Hintergrund. Diese distanzierte Ausrichtung ist wiederum typisch für die „humanistische“ Bamberger Schule. Ausnahmen finden wir bei Lampert aber bezeichnenderweise besonders an den Stellen, wo er dezidiert seiner persönlichen Meinung Luft machen musste (Kap. II.3). Zudem brachte die „Vita Lulli“ genremäßig natürlich einige religiöse Gelegenheiten mit sich. An christlichen Autoren ist hier vor allem Sulpicius Severus zu nennen, dessen Stil auch schon an Sallust geschult war und dessen um 400 entstandene „Vita Martini“ über Bischof Martin von Tours († 397) nicht nur für Lampert als Prototyp der mittelalterlichen Heiligenviten überhaupt galt. Auch die Benediktsregel kann als Vorbild in einigen Wendungen ausgemacht werden. Doch gehörte eben zu den Eigenarten des „Humanisten“ Lampert, dass trotz seines geistlichen Standes bei ihm die christliche Literatur insgesamt gegenüber der heidnisch-antiken nur die zweite Geige spielte. An mittelalterlichen Geschichtsschreibern sei Jordanes mit seiner Gotengeschichte genannt, den er teils ausdrücklich zitierte, wie etwa im Fall von „Attilas Schwert“ (Kap. VI.2). Stärker war aber noch der Einfluss durch die „Vita Karoli“ Einhards und das „Chronicon“ Reginos von Prüm. Zudem nahm er großen Anteil an der Urkundensprache, die er freilich selbständig in sein Werk einfließen ließ. Er zeigte überhaupt ein großes Interesse an rechtlichen Formen und Vorgängen. Hier bot sich ihm primär die überschaubare Reihe von vier Königsurkunden und vier Privaturkunden, die im Jahrzehnt 1065-1075 aus Hersfeld überliefert sind (Kap. VI.2). Doch nutzte er auch zentrale Urkunden aus der Gründungszeit des Klosters (Kap. IV.1). Möglicherweise agierte er ja sogar selbst als Urkundendiktator, doch ist dies eher für seine Stellung in Hersfeld und die damaligen Zustände interessant (Kap. II.1 + VI.4). Daher braucht der Sachverhalt hier auch nicht als vollwertiges Werk behandelt zu werden, genauso wenig wie Textkorrekturen und Rückvermerke Eberhards auf von ihm benutzten Urkunden, die dessen Codexarbeit begleiteten (Kap. III.2).

Doch kehren wir zu Lampert zurück, dessen sprachliche Fähigkeiten selbst von seinen größten Kritikern anerkannt werden. Er gehörte zu den besten Stilisten und gebildetsten Schriftstellern des Mittelalters. Unter den mittelalterlichen deutschen Historiographen kam wohl keiner an seine sprachliche Kunst und enorme literarische Gewandtheit heran. Ein Indiz für seine hohe Bildung und seinen Sprachreichtum stellt die Fülle der verwendeten

<sup>96</sup> Als Überblick zu Lamperts Quellen: Lampert, Opera, Index locutionum, S. 399-489. Dazu: Burkardt, s. v. „Hersfeld – Bibliotheksgeschichte“, GermBen 7, S. 604 u. Struve, Lampert, Teil A, S. 13-21 > Kap. II.2.a-d.

Zitatformen dar, nämlich reine Zitate, Mischzitate, Weiterbildungen und Kongruenzen<sup>97</sup>. Namentlich in Bezug auf Livius konnte Lampert aufgrund seiner diesbezüglichen Kenntnisse bei einer Stelle immer auf mehrere andere des antiken Autors zurückgreifen und eine Kombination entstehen lassen. Durch eine starke Verschmelzung dieser Zitate verwischten sich die Grenzen zu Lampert selbst also immer mehr. Er folgte so dem mittelalterlichen Sprachgebrauch, betrieb aber auch neue Wortschöpfungen. Demnach entstanden regelrechte Leitmotive, die die Leser und Hörer quasi im Subtext an bestimmte Szenen erinnerten. Er betrieb gewissermaßen Szenenregie, indem sich bestimmte Prozesse wiederholten (Hoftage, Verschwörungen, Schlachten). Dabei schätzte er die bewegte Szene mit einem wogenden Auf und Ab der Konflikte, wozu typischerweise Rede und Gegenrede die Handlung beleben sollten. Demnach müssen seine Werke gerade auch als Literatur verstanden werden, so dass trotz allen antik-römischen Traditionen das germanische Element des Heldenliedes mitschwang und etwa auch die „Annales“ mit epischen Zügen ausstattete. Dabei betonte er nach mittelalterlicher Tradition eher die ausgeschmückte Einzelszene als ihre kausale Verbindung mit anderen, ohne freilich eine übergreifende Konzeption zu vernachlässigen. Er setzte Sprache und Stilmittel gewandt ein und war so nie eintönig oder langweilig. Während seine Zeitgenossen mit Vorliebe Reimprosa und Wortspielereien benutzten, lehnte Lampert sie aufgrund seines klassischen Formgefühls ab. So zeigte seine Sprache individuelle Züge, die ja letztlich auch erst durch einen Stilvergleich mit Meinhard von Bamberg seinen Aufenthalt in Annos Bamberger Domschule erhellt haben (Kap. II.1)<sup>98</sup>. Denn beide verwendeten lateinische Klassikerzitate, typische Redewendungen und Wortverbindungen, wobei Identität und Zahl der benutzten lateinischen Verfasser (vor allem Livius) auffallend übereinstimmten. Freilich interessierte sich Lampert anders als Meinhard weniger für poetische Autoren.

Als Fazit stellte schon 1884 O. HOLDER-EGGER fest, dass Lamperts Sprache auf der Höhe der Formvollendung stand, die man im Mittelalter überhaupt erreicht hat<sup>99</sup>. Der Hersfelder sei im 11. Jahrhundert an Gewandtheit und Sicherheit im Ausdruck kaum von jemandem übertroffen worden. In seiner Sprache herrsche gleichermaßen absichtliche Künstlichkeit, rhetorische Färbung und bewusste Nachahmung antiker Muster vor, so dass sie dadurch mit ihrem gefeilten, ja gesuchten Ausdruck ein deutliches individuelles Gepräge erhalte, das bei mittelalterlichen Schriftstellern selten sei. Dabei habe Lampert die so unterschiedlichen Ausdrucksformen der christlichen und klassischen Literatur in seiner Sprache mit leichter Gewandtheit zu einem harmonischen Ganzen verschmolzen. Die hierdurch gewonnenen Kriterien benutzte der Forscher letztlich auch in einer Gegenüberstellung der wichtigsten Parallelstellen der bis dahin anonymen „Vita Lulli“ und der schon bekannten Lampertwerke „Institutio“ und „Annales“, womit er die zusätzliche Tätigkeit des Hersfelders als Hagiograph belegen konnte<sup>100</sup>. Doch wie sahen seine vier bekannten Schriften nun im Einzelnen aus?

#### a) „Vita Lulli“

Das erste Werk Lamperts war die 1073 fertiggestellte „Vita Lulli“<sup>101</sup>. Dabei handelt es sich um eine Lebensbeschreibung des Mainzer (Erz-)Bischofs und Hersfelder Klostergründers

<sup>97</sup> Lamperts Sprache: Holder-Egger, Vita Lulli und Verfasser, S. 293 u. 296-317; Lecheler, Lampert von Hersfeld, S. 124 f. u. Struve, Lampert, Teil A, S. 13-21.

<sup>98</sup> Erneut vergleichend: Lecheler, Lampert von Hersfeld, S. 122 u. Struve, Lampert, Teil A, S. 22-25.

<sup>99</sup> Als Sprachfazit: Holder-Egger, Vita Lulli und Verfasser, S. 296.

<sup>100</sup> Gegenüberstellung von Parallelstellen: Holder-Egger, Vita Lulli und Verfasser, S. 300-317.

<sup>101</sup> Über die „Vita Lulli“: Gräf, Städteatlas Bad Hersfeld, S. 6 f., 9 u. 38; Hafner, Reichsabtei Hersfeld, S. 82; K. Heinemeyer, Hersfeld im frühen Mittelalter, S. 26; Holder-Egger, Vita Lulli und Verfasser, S. 283-320;

Lullus (um 710-786), die nachträglich mit drei politischen Einschüben und einer Handvoll obligatorischer Wunderberichte versehen wurde<sup>102</sup>. Das Grundgerüst einer mittelalterlichen Heiligenvita, die prinzipiell ohne künstliche Ausschmückung auskam, unterlag festen hagiographischen Regeln und enthielt allgemeine Leitmotive, die bei einer Benutzung als geschichtliche Quelle zu besonderer Vorsicht aufrufen<sup>103</sup>. Dies verstärkt sich noch, wenn die behandelte Zeit mehrere Jahrhunderte zurücklag und das Wissen über die Vorgänge schon begrenzt war – wie in unserem Fall. Ein solches Werk hatte zudem als Schilderung des göttlichen Heilsplans anhand einer bestimmten Person einen erzieherischen Zweck und rückte seinen Protagonisten auch in ein vorteilhaftes Licht, zumal wenn dadurch erst dessen Verehrung gefördert oder gar eine Heiligsprechung erreicht werden sollte. Er war ein Vorbild für die Nachwelt und als demütiger Streiter für Gott auch Gegenbild zum heidnischen Kämpfer. Sein Gedächtnis sollte freilich ebenfalls aus Interesse am lukrativen Pilgerstrom bewahrt werden. Doch ist insgesamt zu betonen, dass der jeweilige Verfasser stets die Verbürgtheit des Geschilderten betonte, womit er allerdings eine höhere Wahrheit meinte, die sich nicht auf jedes Detail erstrecken musste. Schließlich sind gewöhnlich viele Heiligenviten anonym geblieben, da die zeitliche Überlieferung ihnen ungünstig war oder die Autoren ihre Namen aus programmatischer Bescheidenheit oder persönlicher Zurückhaltung verschwiegen<sup>104</sup>. So wurde auch die „Vita Lulli“ über Jahrhunderte in Abschriften und Drucken ohne Verfasser-namen tradiert. Erst 1884 konnte sie von O. HOLDER-EGGER, der das Werk auch erstmals vollständig herausgab, durch einen sorgfältigen Stilvergleich überzeugend Lampert zugeordnet werden<sup>105</sup>. Dadurch erregte das an sich unscheinbare Werk schlagartig große Aufmerksamkeit, obwohl Lullus’ Bedeutung nur lokal war – und trotz Vita auch blieb.

Vorher hatte es überhaupt keine Biographie des Klostergründers gegeben, was nur auf den ersten Blick verwundert, da er bis dahin gegenüber dem spätestens 780 von ihm nach Hersfeld überführten Hl. Wigbert nur eine untergeordnete Rolle gespielt hatte<sup>106</sup>. Die dortige Wigbertverehrung ging so weit, dass dieser auch die eigentlichen Patrone des Klosters, die Apostel Simon und Judas Thaddäus, zeitweise ganz verdrängte (Kap. IV.<sup>1,3+4</sup>). Lullus geriet wohl nach seinem Tod 786 trotz der Reminiszenz im „Breviarium S. Lulli“ zunächst in Vergessenheit und man erinnerte sich erst 852 bei der Überführung seiner Gebeine in eine neue Kirche wieder an ihn, was aber offensichtlich nicht lange vorhielt. Freilich stammt der bisher früheste Beleg für eine liturgische Verehrung von Lullus in Hersfeld immerhin schon aus der Zeit von etwa 940, da damals der mönchische Autor der „Miracula S. Wigberti“ eine „Sequentia de sancto Lullo“ zitierte, die von M. FLECK (2010) ediert wurde<sup>107</sup>. Außerhalb von Hersfeld finden sich aber nur geringe Spuren einer Lullusverehrung, so dass man es mit einem der vielen Lokalheiligen zu tun hat, um dessen Ansehen Lampert nun freilich gar vor Ort noch kämpfen musste. So mag gerade die Verdrängung durch Wigbert der erste Anstoß zur „Vita Lulli“ gewesen sein. Doch stellte sich die Situation schon etwa 200 Jahre nach den Ereignissen von 852 etwas besser dar, indem man bei der Neuordnung der 1037/38 abgebrannten Klosterkirche auf die Gräber von Wigbert und Lullus gestoßen war. Als man nun mit der Reparatur auch an eine langsame Vergrößerung des Gotteshauses ging, überführte

---

Lampert, Annales, Einleitung, S. XI; Lampert, Lullus-Leben, allgemein S. 1-27 u. 81-123; Lampert, Lullus-Leben II, allgemein S. 1-28 u. 93-153; Lampert, Opera, Praefatio, S. XIX-XXIX; Lecheler, Lampert von Hersfeld, S. 123; Schieffer, s. v. „Lampert von Hersfeld“, VerLex 5, Sp. 514 f.; Schmidt, s. v. „Lampert von Hersfeld“, BBKL 4, Sp. 1058; Struve, s. v. „Hersfeld“, LexMA 4, Sp. 2183 u. Struve, Lampert, Teil A, S. 34-37, 44-51 u. 60-62.

<sup>102</sup> Einführend zur Person: Ziegler, Äbte Hersfeld, Nr. 1, S. 6.

<sup>103</sup> Zum Genre der Heiligenvita: Lampert, Lullus-Leben, Einleitung, S. 11-15.

<sup>104</sup> Allgemeine Regel und Ausnahme Lampert: Lampert, Lullus-Leben, Einleitung, S. 15 f.

<sup>105</sup> Holder-Egger, Vita Lulli und Verfasser, S. 283-320. Vgl. Lampert, Opera, Praefatio, S. XIX.

<sup>106</sup> Zur Lullusverehrung: Lampert, Lullus-Leben, Einleitung, S. 17 u. Struve, Lampert, Teil A, S. 44 f.

<sup>107</sup> Mit Übersetzung: Leben und Wundertaten, Anhang, S. 180-183.



man beide Gebeine 1040 feierlich in die neue Krypta (Kap. IV.4). Laut T. STRUVE trat Lullus überhaupt erst seit dieser Zeit auch als Klosterpatron in Urkunden in Erscheinung, erstmals in einer Schenkung Heinrichs III. (1039/46-1056) vom 24. August 1044 (Kap. VI.2)<sup>108</sup>. Dort hieß es einleitend, der Akt geschehe namentlich: [...] *in honorem beatorum apostolorum Simonis et Tathei et ob spem patrocinii Lulli et Vuicberti electorum dei* [...] <sup>109</sup>. Dies ist freilich auch gleich das einzige erhaltene Beispiel für diesen Umbruch, da der Urkundenbestand in der zweiten Hälfte des 11. Jahrhunderts ja sehr gering war. Doch zeigt sich schon hier, dass die Beliebtheit der Klosterpatrone einer gewissen Konjunktur unterworfen war. Angesichts dieser Ansätze einer neuen Lullusverehrung schien es nun jedenfalls Lampert an der Zeit zu sein, fast 300 Jahre nach der Erhebung zur Reichsabtei 775 und nach dessen Tod 786 dem Klostergründer wieder verstärkt zu Ansehen zu verhelfen und die vorhandenen „Pflänzchen“ theoretisch zu unterfüttern. Nebenbei agierte er damit nicht zufällig wie schon sein Vorbild Lupus mit dessen „Vita Wigberti“ (836) in direktem Windschatten eines Neubaus der Klosterkirche, der je zumindest später direkt dem beschriebenen Heiligen geweiht wurde (Kap. IV.4). Dabei hatte Lampert freilich mit dem Problem zu kämpfen, dass Lullus durchaus kein fehlerloser Heiliger war, doch wurde dies wie dann beim Nachruf auf Anno II. von Köln in den „Annales“ von einer großen persönlichen Anteilnahme am Leben der Person überdeckt (Kap. II.2.d). Da er im Falle von Anno faktisch ja keine Heiligenvita schrieb, konnte er dort sogar negative Seiten beschreiben, was er in der „Vita Lulli“ natürlich unterließ.

Insgesamt ging die ältere Sicht von O. HOLDER-EGGER (1894) freilich davon aus, dass durch die Abfassung primär die Eigenständigkeit gegenüber dem traditionsreicheren Fulda herausgestrichen werden sollte<sup>110</sup>. In die gleiche Kerbe schlug noch E. LECHER (1992), indem die Vita dazu gedacht gewesen sei, die Bedeutung der Hersfelder Abtei gegenüber dem benachbarten Bonifatiuskloster zu unterstreichen. Dagegen ist gemäß T. STRUVE (1969) zu betonen, dass nicht so sehr die äußere Beziehung zu Fulda, sondern das geschilderte interne Bedürfnis nach Stärkung der Lullusverehrung zunächst den Ausschlag gab. Freilich wurde diese innere Vergewisserung zweifellos genauso wie eine äußere Identitätsbestimmung gegenüber Fulda durch ein Ereignis im Nachbarkloster selbst angeregt: Gerade hatte Othlo von St. Emmeram († nach 1070), ein früherer Hersfelder Schüler Albwins (Kap. IV.5), zwischen 1062 und 1066 bei einem Aufenthalt in Fulda für die dortigen Mönche eine neue Vita des Klosterstifters Bonifatius verfasst, was man aufgrund der dichten Verbindungslinien natürlich auch in Hersfeld zur Kenntnis nahm. Die Schrift könnte Lampert – entweder auf Eigeninitiative oder vom Abt beauftragt – als unmittelbarer Antrieb für seine Lullusvita gedient haben, was nicht nur für die Datierung seines ersten Werkes hilfreich ist, sondern auch ein Beispiel für den Kulturaustausch zwischen den Nachbarklöstern darstellt (Kap. IV.5). Denn sicher ist zumindest, dass Lampert Othlos Werk gut kannte und auch benutzte. Hier ist nämlich anzumerken, dass die von ihm über Lullus gesammelten Nachrichten bezeichnenderweise äußerst dürftig waren und meist aus anderen Quellen, vornehmlich Heiligenviten, entlehnt wurden. Natürlich wusste man im 11. Jahrhundert in Hersfeld aus lebendiger Überlieferung von Lullus so gut wie nichts mehr, was auch O. HOLDER-EGGER schon 1884 klar war<sup>111</sup>. Demnach musste Lampert die Biographie aus schriftlichen Hilfsmitteln zusammenstellen und griff dabei gewissenhaft auf alles historiographische Material zurück, was ihm in seinem Kloster zur Verfügung stand – und das waren eben themenbedingt neben kurzen Annalenangaben hauptsächlich Heiligenviten. Hier gilt es sich jedoch bewusst zu machen,

<sup>108</sup> MGH D. H. III., Nr. 127, S. 158 = Urkundenbuch Hersfeld, Nr. 94, S. 171 f.

<sup>109</sup> Urkundenbuch Hersfeld, Nr. 94, S. 172, Z. 12 f. Dazu: Gräf, Städteatlas Bad Hersfeld, S. 7 u. Struve, Lampert, Teil A, S. 45, Anm. 60.

<sup>110</sup> Lampert, Opera, Praefatio, S. XXVI, vgl. S. XXII. Folgend: Lecheler, Lampert von Hersfeld, S. 123. Dagegen: Struve, Lampert, Teil A, S. 34.

<sup>111</sup> Holder-Egger, Vita Lulli und Verfasser, S. 292-294.

dass auch wir heute noch auf sie als Hauptquellen für das Lullusleben angewiesen sind, abgesehen von zeitgenössischen Hersfelder Urkunden und den Briefen von Bonifatius und Lullus. Wie wir gleich sehen werden, benutzte Lampert durchaus das Hersfelder Urkundenarchiv, so dass er auch diese Quellengruppe berücksichtigte. Allein die erwähnte Briefsammlung seiner Protagonisten kannte er nicht, da offenbar keine Handschrift in der Hersfelder Bibliothek vorhanden war (Kap. IV.5). Dagegen benutzte er die tatsächlich herangezogenen Hilfsmittel auffällig frei, indem er nie einer Quelle allein folgte, sondern nur bestimmte Angaben übernahm, auf deren Basis er sich durch Kombination und Konjektur ein ganz neues Bild der Geschehnisse entwarf und dies breit und lebendig ausmalte (Kap. II.2). Doch legte er insgesamt Wert auf die Nachprüfbarkeit seiner Aussagen. Zum Schluss nannte er in Kapitel 27, einem Nachwort, demnach zur Abwehr von Angriffen seine wichtigsten Vorlagen beim Namen, um zu zeigen, dass er die Geschichte seines Heiligen nicht frei erfunden, sondern sich der (hagio-graphischen) Überlieferung bedient hatte. Denn er wäre nach eigenem Bekenntnis ein böswilliger Berichterstatte, wenn er aus Parteilichkeit wichtige Dinge verschwiegen hätte. Allerdings sah er sich eher als Sammler der älteren Quellenaussagen und schob die Verantwortung für deren Inhalt auf die früheren Verfasser. Ausgangspunkt für sein kurzes Abschlusskapitel, das wir ganz wiedergeben wollen, war das „Asbach-Wunder“ in Kapitel 26, wo er sich mit der Kritik an Lullus, die vor allem aus Fulda kam, auseinandergesetzt hatte (Kap. IV.7):

*27. Istud igitur in calce huius historiae satis, ut arbitror, oportune annexerim. Quod tamen ipsum, „si quid veri mens augurat“<sup>112</sup>, scriptori non nihil invidiae conflabit, apud eos potissimum, qui in contumeliam suam referent, quicquid in laudem viri huius ambitiosius dixi. Sed ego nullam invidiae, nullam odii, nullam persecutionis, si ea immineret, tempestatem gravem ac metuendam duco, quam cum tali viro mihi communem fore video. Illud tantum sibi a me responsum habeat iniquus ille quicumque est calumpniator, me non rudem cūdere materiam, sed in qua et alii scriptores iam ingenia sua detriperint; malignum me fuisse interpretem, si quid ab aliis scriptoribus traditum, quod modo ad rem attineat, ego aut odio motus aut gratia silentio preterissem. Rerum fides potissimum penes illos erit. Ego mihi eam tantum operam iniunxeram, ut de Vita sancti Bonifatii, sanctae Lyobae, Sturmionis abbatis, item et ex cyrographis et decretis principum, qui ea tempestate Galliis presidebant, quaeque in memoriam huius viri dicta exciperem et ea quasi disiecta historiae membra<sup>113</sup> in unius libelli corpusculum congererem<sup>114</sup>.*

Damit teilte er dem Leser quasi sein Arbeitsprogramm mit. Dies sollte er auch in der „Institutio“ machen, schließlich aber in den „Annales“ wegen der weniger geschlossenen Form unterlassen (Kap. II.2.c+d+3). Jedenfalls kann man die genannten Werke identifizieren: Es handelt sich um die Bonifatiusviten von Willibald und Othlo – vielleicht auch die anonyme „Passio S. Bonifatii“ –, die „Vita Leobae“ des Rudolf von Fulda und Eigils „Vita Sturmi“. Letztere kannte Lampert jedoch nur in einem Text der stilistisch geglätteten und inhaltlich bisweilen abweichenden Erlanger Tradition (Kap. IV.1)<sup>115</sup>. Alle Biographien hatten auffälligerweise Verbindungen nach Fulda, da dessen Gründungsphase verknüpft war (Kap. IV.1). Auch bei den angegebenen hoheitlichen Chirographen und Dekreten lassen sich Zuordnungen treffen, obwohl sie nicht näher spezifiziert sind: So zog Lampert gemäß O. HOLDER-EGGER mindestens zwei Diplome Karls des Großen (768/800-814) für Hersfeld heran – detailliert das Rechteprivileg 775<sup>116</sup> und oberflächlicher die Güterschenkung beim Karlsbesuch 782<sup>117</sup> (Kap. IV.1). Hinzu kam etwa die Privilegienbestätigung Ludwigs des

<sup>112</sup> Vergil, Aeneis VII, 273.

<sup>113</sup> Lampert, Opera, Vita Lulli, S. 340, Anm. 4, Z. 31 f.; Horatius, Satiren I, 4, 62: *disiecta membra poetae*.

<sup>114</sup> Lampert, Opera, Vita Lulli, cap. 27, S. 340, Z. 5-25.

<sup>115</sup> Lampert, Lullus-Leben, S. 93 f., Anm. Vita 42.

<sup>116</sup> MGH D. K. d. G., Nr. 89, S. 128 f. = Urkundenbuch Hersfeld, Nr. 5 f., S. 9-14.

<sup>117</sup> MGH D. K. d. G., Nr. 144, S. 195 f. = Urkundenbuch Hersfeld, Nr. 17, S. 29-31.

Frommen (814-840) von 820<sup>118</sup>. Zudem stimmt laut M. FLECK der in einer Bonifatiusrede im 6. Kapitel gebrauchte Ausdruck *gentilitatis spurcicias*<sup>119</sup> bis auf die Wortstellung mit der Formulierung in den Bestimmungen des „Concilium Germanicum“ 742 überein: [...] *ut omnes spurcicias gentilitatis abiciat* (Kap. IV.1)<sup>120</sup>. Da dies kaum Zufall ist, muss Lampert den Text dieser Verfügung Karlmanns (741-747) gekannt haben. Letztlich war ihm auch das „Breviarium S. Lulli“ aus dem 9. Jahrhundert vertraut, das er jedoch für ein Zeugnis der Lulluszeit hielt.

Insgesamt erscheinen seine Quellenangaben entgegen O. HOLDER-EGGER aber in günstigerem Licht. Denn der Editor übersah laut T. STRUVE, dass Lampert hier nur seine unmittelbaren Quellen aufführte, die ihm direkte Nachrichten über Lullus boten (Kap. II.3). So fehlte die „Vita Wigberti“ des Fuldaers Lupus von Ferrières, die er in Kapitel 17 gar zitierte (Kap. IV.1). Gleiches gilt für Einhards „Vita Karoli“ und Reginos „Chronicon“, die er in Interpolation wiedergab, deren historische Angaben er aber als Allgemeingut ohne Besitzanspruch sah. Folglich waren seine Quellenangaben in sich schlüssig und korrekt. Mit dem gleichen Verständnis zog Lampert natürlich auch hier schon klassische Autoren heran, vor allem seine Vorbilder Livius und Sallust (Kap. II.1). Dazu findet sich ein bezeichnendes Eigenurteil im Kapitel 14, als er in einem dritten politischen Einschub – davon gleich mehr – näher auf Karl den Großen einging. Demnach würde der Frankenkaiser Cäsar und Augustus an Ruhm übertriffen haben, wenn er Livius und Sallust als Biographen seiner Taten gehabt hätte:

*Et revera, si vel Titum Livium vel Crispum Salustium suarum rerum gestarum scriptorem nactus fuisset, salva fide dixerim, quod vel Iulii vel Augusti Cesaris vel cuiuslibet illustrissimi Romani imperatoris gloriam tam belli quam pacis artibus exequasset. Extant quidem eius gesta, sed pro rerum dignitate breviter nimis et strictim descripta. Quae tamen quisquis legerit, inveniet, quod is primus ex regibus Francorum appellatus sit Romanorum imperator augustus, idque nomen etiam in successores suos transfuderit, si qui tamen virtutem eius et industriam emulari potuerint; quod rem publicam XLVII annis strennue rexerit, magnifice auxerit, pacatissimam atque fama, opibus, edificiis, moribus, legibus ornatissimam decedens reliquerit*<sup>121</sup>.

Hier stößt man also in Lamperts betonter Verehrung Karls des Großen auch auf eine offenkundige Kritik an der nach 830 von Einhard verfassten, hochberühmten „Vita Karoli“, die heute unstrittig als reifste historiographische Frucht der karolingischen Renaissance gilt<sup>122</sup>. Diese Ablehnung hat aber wohl nichts damit zu tun, dass der um 770 geborene Einhard auch Mönch des Klosters Fulda gewesen war und der Hersfelder ihn daher aus Lokalpatriotismus mit kritischer Distanz behandelt hätte (Kap. IV.5). Vielmehr zeigt sich, dass unser chronistisch veranlagter Hagiograph in diesem Punkt selbstbewusst alle persönliche Zurückhaltung hinter sich ließ und dezidiert der Livius oder Sallust seiner Zeit sein wollte. Allerdings erfährt man im selben Atemzug zudem, dass er trotz allem auf das für ihn unzulängliche Werk Einhards zurückgriff, indem Lampert sogar gewissenhaft einige exakte Informationen daraus benannte. Daneben übernahm er viele Passagen aus der „Vita Martini“ des Sulpicius Severus, die das Vorbild für alle mittelalterlichen Heiligenviten war. Insgesamt gab Lampert so wichtige Hinweise auf seine Benutzung von Bibliothek und Archiv des Klosters (Kap. IV.5).

Nachdem sich jedenfalls durch die Literaturangaben inklusive Othlo der Entstehungskorridor nach hinten auf 1062-1066 begrenzen lässt, hilft nach vorne ein Blick in Lamperts nächstes überliefertes Werk, die ab 1074 entstandene „Institutio“ (Kap. II.2.c). Da er dort selbst seine „Vita Lulli“ zitierte, kann man deren Abfassung vorerst auf das Jahrzehnt 1063

<sup>118</sup> Urkundenbuch Hersfeld, Nr. 29, S. 49-51.

<sup>119</sup> Lampert, Opera, Vita Lulli, cap. 6, S. 316, Z. 12 f.

<sup>120</sup> Dazu: Lampert, Lullus-Leben II, S. 103, Anm. 40 mit Zitat Z. 31 f.

<sup>121</sup> Lampert, Opera, Vita Lulli, cap. 14, S. 327, Z. 33 - S. 328, Z. 9.

<sup>122</sup> Lampert, Lullus-Leben, S. 92, Anm. Vita 40.

bis 1073 grob datieren. Näheres eröffnet der selten glückliche Umstand, dass die Vita nicht nur unterschiedlich vollständig in mehreren Handschriften auf uns gekommen ist, sondern dass sich in der „Maihinger Handschrift“ auf Folio 21 bis 27 zufällig auch das erste Originalmanuskript Lamperts erhalten hat, das uns Einblicke in seine Arbeitsweise gewährt<sup>123</sup>. Es hat eine besondere Note, da es sowohl – mindestens größtenteils – in seiner persönlichen Handschrift tradiert ist, als auch eigenhändige Korrekturen enthält und sich so als regelrechtes Konzept erweist<sup>124</sup>. O. HOLDER-EGGER entdeckte den von ihm als kompletter Autograph eingeschätzten Text laut seinem diesbezüglichen Bericht von 1884<sup>125</sup> in der Maihinger Bibliothek der Fürsten von Oettingen-Wallerstein in einer Sammelhandschrift, die als kleiner Quartband von 43 Pergamentblättern nach einer kürzlichen, wohl selektiven Neubindung insgesamt noch drei ursprünglich unzusammenhängende Stücke enthielt. Beim ersten Text auf Folio 1 bis 20 handelt es sich um Gunzo von Novaras Brief an die Reichenauer Brüder, der auf sehr dickem, aber gut bearbeitetem Pergament in sehr sorgfältiger und schöner Schrift des 10. Jahrhunderts geschrieben sei. Die Ausstattung sei so prächtig, dass man an ein von Gunzo versandtes Dedikationsexemplar denken könnte, wenn nicht die letzten 13 Verse trotz noch vorhandenem Platz fehlen würden. Nach der „Vita Lulli“ fand er noch auf Folio 28 bis 43 die Dekrete des vierten Laterankonzils von 1215 in zierlich-kleiner, wohl nichtdeutscher Schrift des 13. Jahrhunderts auf sehr weißem und zartem Pergament, dazu auf dem ursprünglich leer gebliebenen Raum gottesdienstliche Stücke aus späterer Zeit. Insgesamt lieferte so schon O. HOLDER-EGGER im erwähnten Bericht von 1884 eine genaue Beschreibung der kompletten Sammelhandschrift. Auf ihn folgte aber wegen der zeitweiligen Unzugänglichkeit der Quelle in der „Bibliotheca Bodmeriana“ (1948-1971), auf die zurückzukommen sein wird, erst 1982 E. PELLEGRIN mit einem neuen Detailüberblick<sup>126</sup>. Zudem sind die einschlägigen Ausführungen von H. HOFFMANN (1986) zu beachten<sup>127</sup>. Diese Erkenntnisse wurden schließlich von M. FLECK (2007) in seiner Edition zusammenfassend bewertet.

Auf dieser Basis können wir uns nun speziell dem Originalmanuskript der „Vita Lulli“ (fol. 21-27) zuwenden, wobei schon O. HOLDER-EGGER die merkwürdige Beschaffenheit der Seiten ins Auge stach<sup>128</sup>: Sie sind nämlich nicht nur von etwas abweichender Größe, sondern auch unterschiedlich verbunden, indem nur Folio 22 und 27 sowie 23 und 26 je ein zusammenhängendes Stück Pergament bilden, wogegen Folio 21, 24 und 25 aus je einem Stück bestehen. Pointiert stellte der Forscher zum Charakter des Beschreibstoffes sogar weiter fest:

*Das Pergament derselben ist ungleich, einige Blätter dick und rauh, die übrigen dünn, schlecht bearbeitet und schlecht geglättet, in tausend Fältchen zerknittert, die Ränder sind unegal, schief und krumm*<sup>129</sup>.

Eine Liniiierung findet sich nur auf den ersten beiden Seiten. Dabei ging zunächst O. HOLDER-EGGER von einem Schreiber aus, der sichtlich aus dem 11. Jahrhundert stammte. Jener hielt seinen Text in langen Linien (nicht Kolumnen) sowie zierlichen, sehr konzinnen Zügen fest und benutzte dabei für seine Zeit viele Abkürzungen. Obwohl er dem Forscher

<sup>123</sup> Cod. Bodmer 80, fol. 21-27; einst Maihingen, Oettingen-Wallersteinsche Bibliothek I,2 Lat. 4° 29.

<sup>124</sup> Zum Originalmanuskript: Hafner, Reichsabtei Hersfeld, S. 82, Anm. 67; Holder-Egger, Vita Lulli und Verfasser, S. 283-320, Schrifttafel nach S. 320; Lampert, Lullus-Leben, Erläuterung zu Abb. 2, S. 119 f.; Lampert, Lullus-Leben II, Textgestaltung, S. 23-25 u. Erläuterung zu Abb. 5, S. 142-144; Lampert, Opera, Praefatio, S. XX f. u. Stengel, Lampert Abt, S. 245.

<sup>125</sup> Holder-Egger, Vita Lulli und Verfasser, S. 283-320.

<sup>126</sup> PELLEGRIN, Elisabeth: Manuscripts latins de la Bodmeriana; Catalogue établi par Elisabeth Pellegrin; Fondation Martin Bodmer; Cologny-Genève 1982; S. 148 ff.

<sup>127</sup> HOFFMANN, Hartmut: Buchkunst und Königtum im ottonischen und frühsalischen Reich; Schriften der Monumenta Germaniae Historica; Band 30.I; Stuttgart 1986.

<sup>128</sup> Grundlegende Beschreibung in: Holder-Egger, Vita Lulli und Verfasser, S. 286 f. Neuere Erkenntnisse nach: Lampert, Lullus-Leben II, Textgestaltung, S. 25 u. Erläuterung zu Abb. 5, S. 142-144.

<sup>129</sup> Holder-Egger, Vita Lulli und Verfasser, S. 286, Z. 25-28.

zufolge nachweislich das gesamte Stück geschrieben habe, lasse sich ein mehrfacher Wechsel in Schriftfarbe und Tinte feststellen, da der Schreiber offenbar Stück für Stück und zu verschiedenen Zeiten gearbeitet habe. Dies erkenne man etwa auf Blatt 21 v, wo die Züge der oberen Zeilen sehr klein und dünn seien, einige Zeilen darunter aber mindestens doppelt so groß und viel stärker. Doch bestand für O. HOLDER-EGGER (1884) kein Zweifel, dass die Vita von einer Hand geschrieben wurde, worauf auch E. PELLEGRIN (1982) noch von *une main* sprach<sup>130</sup>. Demgegenüber unterschied dann H. HOFFMANN (1986) zwei verschiedene Hände A und B<sup>131</sup>. Wenn O. HOLDER-EGGER den auch für Laien sichtbaren Unterschied im Schriftbild mit der sukzessiven Entstehungsweise des Werkes erklärte, würde dies laut M. FLECK (2007) bedeuten, dass Lampert seine Notizen mitten im Satz abbrach und einige Zeit später in anderer Schrift fortsetzte. Doch selbst dann bleibe immer noch ein scheinbar erstmals von H. HOFFMANN geäußertes Problem, wonach die von ihm der Hand B zugewiesenen Passagen außer dem abweichenden Schriftbild auch eine andere Orthographie zeigen, was klar am tironischen Kürzel für *et* (mit *y* vergleichbar) zu erkennen sei<sup>132</sup>: Das Zeichen ist bei Hand A regelmäßig deutlich höher gezogen und überragt den Folgebuchstaben merklich, wogegen es bei Hand B gleich hoch wie das Folgende ist. Zudem schrieb Hand B regelmäßig *ct* in Ligatur und Hand A dafür getrennt. Dabei ordnete H. HOFFMANN Hand A als „Hauptschreiber“ dem Autor zu, ohne sich jedoch über die Entstehung des Textes B zu äußern. Dieser Lesart zufolge wäre die „Vita Lulli“ also immer noch zum Hauptteil ein Autograph Lamperts, doch bleibt einiges unklar. So war für M. FLECK zwar weiter nicht an der Verfasserschaft Lamperts zu rütteln, doch stellte er nun zur Diskussion, ob jener auch der Schreiber war? Die Alternative von gleicher Hand zu verschiedenen Zeiten oder unterschiedlichen Händen zu verschiedenen Zeiten kann seiner Ansicht nach erst durch eine paläographische Untersuchung eindeutig geklärt werden. Daher müssen wir in der vorliegenden Darstellung vorerst weiter mit den seit O. HOLDER-EGGER gewonnenen Erkenntnissen vorliebnehmen, wo noch von einem etappenweisen Autographen Lamperts ausgegangen wurde.

Demnach benutzte unser Hagiograph den Raum, den ihm das schlecht bearbeitete Pergament bot, ausschöpfend aus, so dass an allen vier Rändern wenig bis gar kein Platz übrig blieb, was manchmal allerdings auch der Tatsache geschuldet sein kann, dass dort scheinbar später ein Stückchen Rand weggeschnitten wurde. Insgesamt fehlen im Text einige charakteristische Merkmale: So wurde die nun vorhandene Minuskelüberschrift *Vita Lulli episcopi*<sup>133</sup> frühestens im 14. Jahrhundert ergänzt, indem Lampert auf sie ebenso verzichtete wie auf irgendwelche Absätze zur Gliederung. Zudem stößt man im Text außer der ersten mit Minuskeln einfach gezeichneten kleinen Initiale auf kein Rot oder eine sonstige Farbe, auch auf kein anderes Zeichen, dass einen Absatz kennzeichnen würde. Wie wir teilweise gleich sehen werden, findet sich aber von Schreiberhand am Rand dreimal ein *ca*<sup>134</sup> als Anzeiger für einen Kapitelbeginn (7-9). Laut O. HOLDER-EGGER stand ein solcher Hinweis Lamperts vielleicht öfters, ging aber mit dem teils weggeschnittenen Rand verloren. Doch bleibt auch gemäß M. FLECK festzuhalten, dass die heutige Kapiteleinteilung der Vita bereits auf diesbezügliche Zeichen zurückgeht, die sich in Lamperts erstem Originalmanuskript finden. Wie gewöhnlich stehen dort jedoch keine Kapitelüberschriften<sup>135</sup>. Letztlich zeichnet sich die Interpunktion durch große Sorgfalt und stete Sinnmäßigkeit aus, was man auch bei den Kapi-

<sup>130</sup> Holder-Egger, Vita Lulli und Verfasser, S. 286 u. Pellegrin, Manuscripts, S. 148. Zit. n.: Lampert, Lullus-Leben II, Erläuterung zu Abb. 5, S. 143, Z. 5.

<sup>131</sup> Hoffmann, Buchkunst I, S. 186 f.

<sup>132</sup> Folgende Zitate: Lampert, Lullus-Leben II, Erläuterung zu Abb. 5, S. 143, Z. 14 f. u. 18.

<sup>133</sup> Zit. n.: Holder-Egger, Vita Lulli und Verfasser, S. 287, Z. 7 f.

<sup>134</sup> Zit. n.: Holder-Egger, Vita Lulli und Verfasser, S. 287, Z. 14.

<sup>135</sup> M. FLECK fertigte dann eine deutsche Inhaltsübersicht mit Kapitelüberschriften an: Lampert, Lullus-Leben, Übersetzung, S. 33 f. Vgl. Lampert, Lullus-Leben II, Text mit Übersetzung, S. 30-33.

telzeichen erwarten kann. Freilich benutzte Lampert laut M. FLECK (2007) abweichende, teils fehlerhafte Schreibweisen gleicher Wörter, wie *Pippinus* / *Pipino*, *Karolus* / *Carolus*, *haut* / *haud*, *prothrahitur* / *protrahit*, *aput* / *apud*, *inquit(!)* / *inquit*, *quit(!)* / *quid* und Ähnliches<sup>136</sup>.

Insgesamt führten diese Beobachtungen nun O. HOLDER-EGGER zu der Vermutung, dass es sich nicht um eine Reinschrift, sondern um die Originalhandschrift des Autors in Form eines Konzepts handeln müsse. Dies bestätigte sich durch eine große Zahl von zwischen den Zeilen eingefügten Korrekturen und an den Rand gesetzten Anmerkungen, die dem Forscher zufolge zweifellos Lampert persönlich unmittelbar oder bald nach dem ersten Niederschreiben mit etwas hellerer Tinte eintrug und somit eigens eine gründliche inhaltliche und stilistische Überarbeitung in Angriff nahm. Auch M. FLECK (2007) sprach trotz der von ihm ergänzten Neuerkenntnisse über die möglicherweise ganz personell unterschiedlichen statt nur zeitlich etappenhaften Hände A und B des Kerntextes weiterhin davon, dass der Hagiograph selbst das Manuskript vielfach verbesserte. Natürlich hat Lampert dabei gleichzeitig auch Worte, die ihm überflüssig erschienen, wieder getilgt. Zudem änderte er sehr oft die ursprüngliche Wortstellung durch übergeschriebene Buchstaben *b. a.*<sup>137</sup>, radierte häufig und schrieb sofort etwas anderes auf die Radierung, so dass man die originale Lesung nicht mehr erkennen kann. Manche Zusätze wiederum, wie etwa *ut creditur*<sup>138</sup>, waren dabei aber für den Sinn nicht notwendig und korrigierten auch keine Fehlleistung, sondern kommentierten oder relativierten die betreffende Passage. Darin erkannte O. HOLDER-EGGER ein für den Charakter Lamperts typisches Streben nach *Salvierung seines Gewissens*<sup>139</sup>, was für dessen wahrheitsgetreue Gesinnung interessant ist (Kap. II.3). Seine Korrekturen zeigen zudem, dass er die Form seines Textes zumindest teilweise erst während des Schreibens konzipierte und dadurch zunächst anfällig für gewisse Fehler war, die bei einem Abschreibeprozess aufgefallen wären und ja auch beim zweiten Durchgang ausgemerzt wurden. So drückte er offenbar häufig aus Versehen denselben Begriff, den er im Sinne hatte, beim Schreiben gleich zweimal synonym aus und korrigierte dies dann erst beim Wiederhinblicken oder Wiederdurchlesen mithilfe der Ersetzung eines der beiden Wörter oder auch durch zwischengesetztes *et* beziehungsweise angehängtes *-que*<sup>140</sup>. Zudem machte er beim ersten Schreiben noch viele, teils auffällige Rechtschreibfehler, da er eben geistig sehr stark mit der inhaltlichen und strukturellen Schaffung der Konzeptform beschäftigt war. Auch diese mechanischen Fehler entfernte er bis auf wenige Ausnahmen vollständig bei der Korrektur. Laut O. HOLDER-EGGER (1884) wären die restlichen, meist momentanen Konstruktionsfehler in einer letzten Reinschrift des sprachgewandten Mönches sicher auch noch beseitigt worden. Allerdings war dies spürbar von seiner damaligen These geprägt, dass Lampert die „Vita Lulli“ angesichts des unvollendeten Autographs nicht selbst fertiggestellt habe. Wie wir aber noch sehen werden, ging doch auch die komplette Fassung auf ihn zurück, in der sich – im Filter der dort nur abgeleiteten Überlieferung – sein letzter Stand an korrigierten oder übersehenen Fehlern spiegelt. Natürlich kann Lampert bei alledem auch schon vor der Originalhandschrift Material gesammelt und zusammengestellt sowie Stücke auf Wachstafeln ausgearbeitet haben.

Unabhängig vom umstrittenen Charakter von Hand A (= Lampert) und B im Kerntext einerseits und von den noch eigens durch Lampert eingefügten, vielfältigen Korrekturen andererseits finden sich freilich außerdem Wörter in einem klar abgrenzbaren Schriftbild, die an unterschiedlichen Stellen über dem gestrichenen Text stehen und meistens das gleiche Wort noch einmal bieten. Diese überflüssigen und teils falschen „Verbesserungen“ – wenn man sie denn so nennen will – stammen von einem ungebildeten und skrupellosen Bearbeiter des 15.

<sup>136</sup> Zitierte Beispiele: Lampert, Lullus-Leben II, Textgestaltung, S. 25, Z. 21 f.

<sup>137</sup> Zit. n.: Holder-Egger, Vita Lulli und Verfasser, S. 288, Z. 34.

<sup>138</sup> Zit. n.: Holder-Egger, Vita Lulli und Verfasser, S. 288, Z. 21.

<sup>139</sup> Holder-Egger, Vita Lulli und Verfasser, S. 288, Z. 27.

<sup>140</sup> Zit. n.: Holder-Egger, Vita Lulli und Verfasser, S. 289, Z. 28 f.

Jahrhunderts, der dem Manuskript dadurch stark schadete und von O. HOLDER-EGGER abschätzig als „Ballhornist“<sup>141</sup> bezeichnet wurde. Denn er „verbesserte“ für ihn unverständliche Passagen auf teils abenteuerliche Weise: So zog er oft verblasste Schriftzüge nach, indem er sie regelrecht überschmierte. Wenn er die an sich harmonische Schrift des 11. Jahrhunderts nicht lesen konnte, strich er Worte aus und schrieb sie für ihn lesbar in der – dem Forscher zufolge – ungleich ungestalteren Schrift seiner Zeit an den Rand, natürlich auch nicht immer richtig. Dabei ist die ursprüngliche Lesart laut O. HOLDER-EGGER aber überall noch zu erkennen, sei es auch manchmal nur mithilfe von Abschriften. Allerdings radierte jener spätere Leser zudem oft die von Lampert zur Änderung der Wortstellung übergeschriebenen Wörter einfach aus Unkenntnis ihrer Bedeutung weg. Die alten Abschriften hatten freilich schon vorher die vom Autor geänderte Wortstellung korrigiert (Endversion!), so dass mit deren Unterstützung überall im Originalmanuskript die Stellen der verschwundenen Hinweisbuchstaben zu rekonstruieren sind.

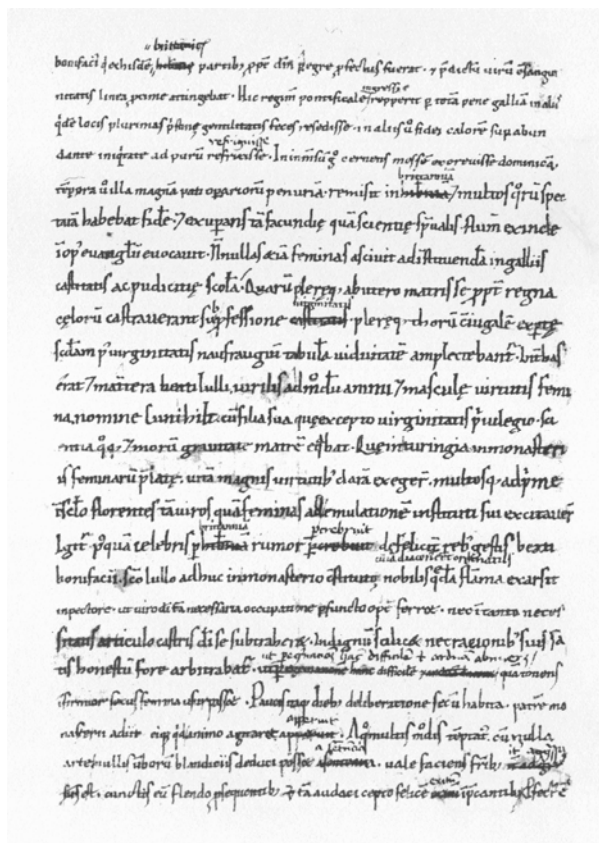
Den Konzeptcharakter unterstreicht schließlich auch die angedeutete Tatsache, dass der besagte Vitentext Lamperts schon im Kapitel 22 während der Erzählung des ersten, bei der Translation 852 geschehenen (Doppel-)Wunders mitten in einem unvollendeten Satz nach dem Namen *Gerhelm*<sup>142</sup> abbricht, so dass noch der Protagonist des zweiten Teils erscheint (Kap. IV.4). Das bedeutet aber eben entgegen O. HOLDER-EGGER (1884)<sup>143</sup> noch lange nicht, dass der Hagiograph die Vita nie vollendet hätte, sondern nur, dass sein Autographkonzept noch nicht alle Kapitel der Endfassung enthielt und er später die noch folgenden Kapitel in einem neuen Manuskript, das auch die übergeschriebenen Ergänzungen berücksichtigte, hinten anfügte. Doch davon später mehr. Wir wollen nun in drei Schritten das erhaltene Originalkonzept beispielhaft beleuchten, wobei zunächst in Anlehnung an M. FLECK (1986) die zweite Seite des Urtextes (fol. 21 v) herausgegriffen und anhand einer Abbildung erläutert werden soll, die aber nur das Schriftbild ohne den Beschreibstoff Pergament darstellt<sup>144</sup>. Es dreht sich hier übrigens um eine Passage am Übergang von Kapitel 2 und 3:

<sup>141</sup> Holder-Egger, Vita Lulli und Verfasser, S. 288, Anm. 1. Vgl. Lampert, Opera, Vita Lulli, Praefatio, S. XXI.

<sup>142</sup> Lampert, Opera, Vita Lulli, cap. 22, S. 337, Z. 7.

<sup>143</sup> Holder-Egger, Vita Lulli und Verfasser, S. 290.

<sup>144</sup> Zu dieser Seite: Lampert, Lullus-Leben, Erläuterung zu Abb. 2, S. 119 f. (Zitate: S. 120, Z. 6-14).



145

Der Abschnitt beginnt im ersten Satz von Kapitel 2 und reicht bis in die Mitte von Kapitel 3, nämlich von [...] *Bonifacius, qui ex [...]*<sup>146</sup> bis [...] *imprecantibus. Profectus est [...]*<sup>147</sup>. Lampert berichtete dort zunächst vom Wirken des Hl. Bonifatius, dem auf seinen Ruf viele Angelsachsen beiderlei Geschlechts ins Frankenreich folgten<sup>148</sup>. Darunter habe sich dann auch der Hl. Lullus befunden, um ihm bei der Heidenmission zu helfen. Beim Kapitelwechsel 2/3 in Zeile 16 fehlt heute der *cas*-Hinweis am Rand, da offenbar dort das leider nicht sichtbare Pergament etwas abgeschnitten wurde. Der Konzeptcharakter des Textes zeigt sich einerseits durch einen der erwähnten Wechsel in Schriftfarbe und Tinte, was traditionell als Pause im etappenweisen Schreiben Lamperts gedeutet wurde. Allerdings ergab sich ja neuerdings auch die Theorie zweier abweichender Hände A und B, wo höchstens der erste „Hauptschreiber“ mit Lampert identisch wäre. Auf unserer Seite sind jedenfalls die Züge der oberen Zeilen sehr klein und dünn (B), ab Ende der fünften Zeile jedoch mindestens doppelt so groß und viel stärker (A). Andererseits verrät sich das Konzept zudem anhand zahlreicher sachlicher und vor allem stilistischer Korrekturen, die – sicher gemäß älterer, aber offenbar auch noch laut neuerer Sicht – durch ein identisches Schriftbild dem Autor persönlich zugeordnet werden können: So entdeckt man auf der Beispielseite durchgehend die geographische Änderung von *hibernia* in *brittannia* (Zeilen 1, 5, 16). Zudem ersetzte Lampert im Kapitel 2 einmal im Kontext der weiblichen Bonifatiusanhänger *castitatis* durch *virginitatis* (Zeile 9), da er ersteren Begriff gerade schon benutzt hatte und Zweiterer in diesem Fall auch angemessener war. Endlich gibt es je eine darüber geschriebene Einfügung des Wortes *ingressus* im Kapitel 2 (Zeile 2) und des Nebensatzes *cum iam diaconus esset ordinatus* im Kapitel 3 (Zeile 17). Letzterer ist auch geschichtlich interessant, zumal Lampert dafür in seinen Quellen keinen Anhaltspunkt entdecken konnte (Kap. IV.1). Daneben finden wir natürlich auch die

<sup>145</sup> Originalmanuskript (fol. 21 v) aus: Lampert, Lullus-Leben, Einleitung, Abb. 2, S. 19.

<sup>146</sup> Lampert, Opera, Vita Lulli, cap. 2, S. 308, Z. 23 f.

<sup>147</sup> Lampert, Opera, Vita Lulli, cap. 3, S. 310, Z. 7 f.

<sup>148</sup> Inhaltsübersicht der betreffenden Kapitel: Lampert, Lullus-Leben, Übersetzung, S. 33.

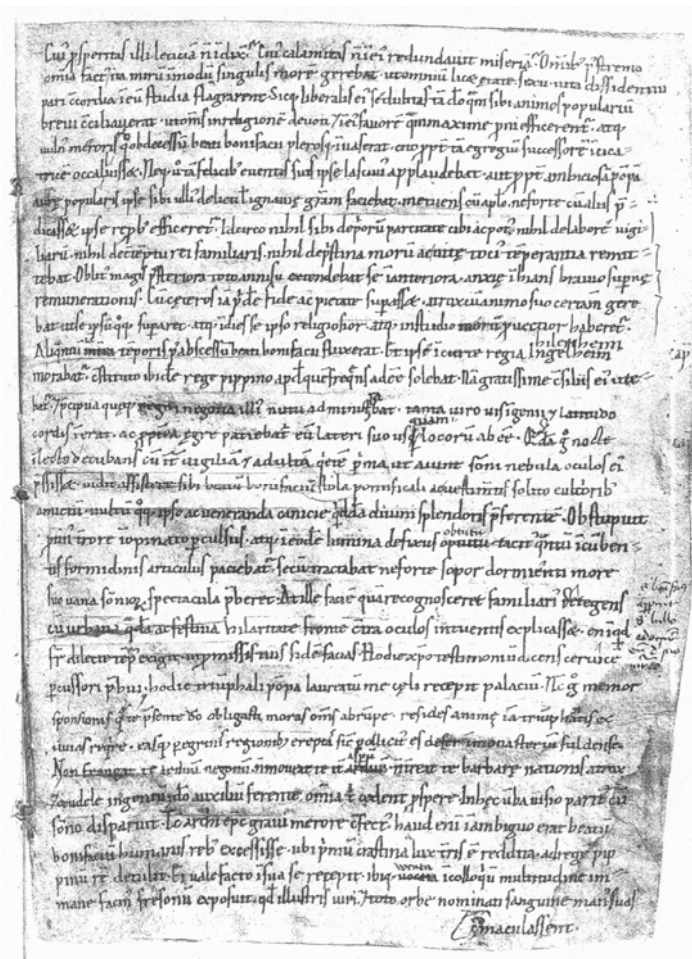


Spuren der erwähnten, überflüssigen und teils falschen Bearbeitung durch den vielgescholtenen Leser des 15. Jahrhunderts, indem an verschiedenen Stellen über dem gestrichenen Text Wörter stehen, die meist das gleiche Wort erneut bringen. Auf unserer Seite sei hier in Kapitel 3 zunächst auf Zeile 20 verwiesen, wo das Original für das letzte Wort *abnueret* stattdessen *duceret* bietet, dann auf Zeile 22 mit *apperuit* sowie letztlich auf Zeile 23 mit *iter aggressus est*, wo das Original *adgressus est* hat. Trotz aller Umtriebe des „Ballhornisten“ erkennt man etwa trotzdem noch, dass es Lampert selbst war, der schon in der Urform der „Vita Lulli“ seinen Protagonisten für das Genre angemessen als „beatus“ und „sanctus“ bezeichnete, so auf unserer Beispielseite mit *beati Lulli* (Zeile 11) und dann *sancto Lullo* (Zeile 17), was seine Bedeutung für die vorher schleppende Lullusverehrung unterstreicht und uns später noch beim „Hersfelder Karlspfennig“ begegnen wird (Kap. VI.7).

Zur Vertiefung soll nun aber im zweiten Schritt eine weitere Seite des Originalmanuskripts präsentiert werden, die schon 1884 der Entdecker O. HOLDER-EGGER als Schrifttafel jenem Aufsatz anfügte, durch den er die „Maihinger Handschrift“ auf Lampert selbst zurückführte<sup>149</sup>. Die besagte phototypische Seitenabbildung hatte W. WATTENBACH anfertigen lassen. Nach Auskunft des Verfassers zeigt sie fraglos weniger Korrekturen als die übrigen Seiten, von denen wir ja eine in dieser Hinsicht schon näher beleuchtet haben<sup>150</sup>. Die betreffende Seite sei aber nach der Entdeckung deshalb gewählt worden, weil sich von den anderen aufgrund ihrer größeren Unsauberkeit schwer eine gute Tafel hätte herstellen lassen. Es handelt sich jedenfalls um die siebte Seite des Urtextes (fol. 24 r), die die Kapitel 7 bis 10 berührt:

<sup>149</sup> Zur Erinnerung: Holder-Egger, *Vita Lulli und Verfasser*, S. 283-320.

<sup>150</sup> Erläuterung zur Abbildung: Holder-Egger, *Vita Lulli und Verfasser*, S. 320.



151

Nähern wir uns also auch dieser Seite etwas genauer, zumal bei ihr schon auf den ersten Blick andere Aspekte ins Auge stechen als bei der von M. FLECK. Der gezeigte Abschnitt setzt in der Mitte des Kapitels 7 ein und reicht bis zur Mitte des Kapitels 10, nämlich von [...] *Cuius prosperitas illi* [...] <sup>152</sup> bis [...] *manus suas conmaculassent*. [...] <sup>153</sup>. In den betreffenden Passagen erzählte Lampert, wie der Hl. Lullus nach dem Weggang des Hl. Bonifatius nach Friesland seine neuen Aufgaben als Mainzer Bischof in Angriff nahm, wie er zum engsten Vertrauten König Pippins (741/51-768) wurde, wie ihm der inzwischen 754 den Märtyrertod gestorbene Bonifatius im Traum erschien und wie Lullus daher schließlich ins Friesland aufbrach <sup>154</sup>. An besonderen Merkmalen fällt gegenüber der Abbildung bei M. FLECK zunächst auf, dass nicht nur das Schriftbild zu sehen ist, sondern auch das zugrundeliegende Pergament. Es ist in der Tat schlecht bearbeitet sowie eng und ausschöpfend bis zum Rand beschrieben, was den Konzeptcharakter unterstreicht. Wieder sind Ergänzungen von Lampert und dem späteren „Ballhornisten“ zu erkennen, obgleich sich der Hagiograph hier offenbar auf einzelne korrigierte Worte beschränkte und nicht wie oben auch ganze Sätze einfügte. Beispielsweise schrieb er im Kapitel 8 in Zeile 13 über den Ortsnamen *Ingelheim* die Korrektur *hilenheim*, was O. HOLDER-EGGER 1894 in seiner Edition zur Verbindung *Inghilenheim* auflöste <sup>155</sup>. Im Kapitel 9 änderte Lampert in Zeile 28 *iter arduum* in *iter asperum*, da am Beginn des gleichen Satzes bereits *Non frangat te arduum negotium* vorgekommen war <sup>156</sup>.

<sup>151</sup> Originalmanuskript (fol. 24 r) aus: Holder-Egger, Vita Lulli und Verfasser, nach S. 320.

<sup>152</sup> Lampert, Opera, Vita Lulli, cap. 7, S. 318, Z. 7.

<sup>153</sup> Lampert, Opera, Vita Lulli, cap. 10, S. 320, Z. 7 f.

<sup>154</sup> Inhaltsübersicht der betreffenden Kapitel: Lampert, Lullus-Leben, Übersetzung, S. 33.

<sup>155</sup> Lampert, Opera, Vita Lulli, cap. 8, S. 318, Z. 33 f. mit Anm. p, Z. 40 f.

<sup>156</sup> Lampert, Opera, Vita Lulli, cap. 9, S. 319, Z. 26 f. mit Anm. p, Z. 36 f.

Als strukturelle Seltenheit zeigen am rechten Seitenrand zwei schon von Lampert stammende Kürzel *ca* die Kapitelwechsel 7/8 und 8/9 in den betreffenden Zeilen 13 und 16 an, wobei es wie immer im Schriftbild keinen besonderen Absatz dazu gibt. Auf der gleichen Seite hätte man auch am Rand von Zeile 30 einen solchen Hinweis zum Kapitelwechsel 9/10 erwartet, doch ist in der unteren Seitenhälfte das Pergament rechts schräg abgeschnitten, was schon das Kürzel zu 8/9 teils wegfallen ließ. Im Gegensatz zur bereits präsentierten Seite sei noch auf die Besonderheit verwiesen, dass Lampert nun das Pergament an einem Satzanfang begann und ebenfalls sichtlich bestrebt war, den letzten Satz der Seite dort auch zu beenden, so dass er das abschließende Verb noch unter den Schriftblock setzte.

Zum Ausklang soll im dritten Schritt auf Grundlage von M. FLECK (2007) aber noch ein weiteres Doppelbeispiel zumindest angerissen werden, um mit ihm auch die neueren Erkenntnisse um die Abgrenzung der Hände A und B aufzuzeigen, die ja von Lamperts etappenweisem Schreiben oder von zwei verschiedenen Schreibern stammen<sup>157</sup>. In diesem Fall begnügen wir uns freilich mit einer puren Beschreibung, da die Fotos bei M. FLECK zwar erstmals farbig sind, aber nur gerade so den Schriftspiegel durchgängig zeigen<sup>158</sup>. Bei dieser Doppelseite handelt es sich um die vierte und fünfte Seite des Urtextes (fol. 22 v + 23 r), was inhaltlich von Kapitel 5 mit [...] *nusquam abfuturum; idcirco* [...] <sup>159</sup> über den Seitenwechsel [...] *auctoritate op/pressus communi* [...] <sup>160</sup> bis ins Kapitel 6 mit [...] *huius completis stipendiis* [...] <sup>161</sup> reicht. Beim Kapitelanfang in der Eingangszeile der zweiten Seite ist aufgrund des zu kleinen Bildes nur halbwegs die Tatsache zu erkennen, dass sich dort am Rand kein Hinweis *ca* mehr befindet. Dagegen verteilen sich die beiden Schreiberhände laut M. FLECK auf Grundlage von H. HERMANN so: Auf Blatt 22 v finden wir zunächst in den Zeilen 1-14 die Hand B (kleines *y*: 4, 5, 7, 8, 9, 10; *ct*-Ligatur: 6 *iunctus*, 7 *coniunctior*, 8 *spectacula*, 11 *hactenus*). Dann folgt Hand A (= Lampert) in den Zeilen 14-29 bis zum Ende der Seite (großes *Y*: 16, 17, 19, 22, 24, 25, 28; keine *ct*-Ligatur: 16 *victoriis*, 27 *cunctis*, 29 *auctoritate*). Auf Blatt 23 r stößt man in den Zeilen 1-2 bis *incoluntur* wieder auf Hand B (*ct*-Ligatur: 1 *obluctari*; kleines *y*: 2). Doch sind die zwei nächsten Worte *loca peragravit* von Hand A und erst die folgenden bis Zeile 9 *rebus* wieder von Hand B. Schließlich schrieb dann Hand A von Zeile 9 *subriperet* an den Rest der Seite. Besonders ins Auge sticht aber der Händewechsel von der letzten Zeile auf Blatt 22 v (*auctoritate* ohne Ligatur: A) zur ersten Zeile auf Blatt 23 r (*obluctari* mit Ligatur: B). Dagegen steht in Zeile 19 durch Hand A dasselbe Wort (*oblucteris*) ohne Ligatur. Darüber hinaus hinterließ natürlich auch der „Ballhornist“ aus dem 15. Jahrhundert seine Spuren auf unserer Doppelseite, wobei er wieder den Wortlaut des Hagio-graphen „verbesserte“: So hatte schon Lampert in Zeile 27 von Blatt 22 v nach den Worten *quam si* ein Auslassungszeichen gesetzt und am Rand nach diesem Zeichen *quis* nachgetragen. Der Bearbeiter aber strich das alles nun durch, setzte ein neues Auslassungszeichen und schrieb dann am unteren Rand den ganzen Satz (*quam si quis oraculum dei consulisset*) neu. Doch entstand dabei aufgrund der weiterhin leichten Lesbarkeit des durchgestrichenen Textes kein Schaden. Ähnlich liegen die Dinge in Zeile 3 von Blatt 23 r, wo der Originaltext *eidemontsravit* (!) lautet, was man gemäß Edition als *ei demonstravit* deuten muss. Freilich machte der „Ballhornist“ daraus *eidem mravit* mit Bogen über *r* und *a*, was O. HOLDER-EGGER fälschlich als *ministravit* las<sup>162</sup>. Der Schreiber der Handschrift 1e notierte in seiner sklavischen Übernahme aller Korrekturen *eidem monstravit*, indem er nur anders trennte. Der „Ballhornist“ änderte dann in der Folgezeile das originale *exquisitissimis*

<sup>157</sup> Lampert, Lullus-Leben II, Erläuterung zu Abb. 5, S. 143 f. (Zitate: S. 143, Z. 26 - S. 144, Z. 17).

<sup>158</sup> Farbige Abbildungen in: Lampert, Lullus-Leben II, Textgestaltung, Abb. 5, S. 26 f.

<sup>159</sup> Lampert, Opera, Vita Lulli, cap. 5, S. 313, Z. 11.

<sup>160</sup> Lampert, Opera, Vita Lulli, cap. 5, S. 315, Z. 1.

<sup>161</sup> Lampert, Opera, Vita Lulli, cap. 6, S. 316, Z. 20 f.

<sup>162</sup> Zum ganzen Fall: Lampert, Opera, Vita Lulli, cap. 6, S. 315, Z. 7 mit Anm. f, Z. 28-30.

in *exquisitis*. Dagegen brachten seine Korrekturen in den Zeilen 7 und 8 jeweils das Wort erneut.

Doch betrachten wir wieder das Manuskript als Ganzes. Dabei fällt gegenüber dem heute maßgeblichen Text der „Trierer Handschrift“ des 13. Jahrhunderts, der übrigens als Neuredaktion auch sämtliche Korrekturen Lamperts aus der ersten Fassung berücksichtigte, zunächst das Fehlen der Wunderberichte auf. Demnach verlief die Werkentstehung mindestens in zwei Etappen, wobei die erste Fassung, die durch das Originalmanuskript belegt wird, vorerst unvollendet blieb. Vielleicht waren keine – an sich ja notwendigen – Wunder von Lullus bekannt oder auf Anhieb in den Quellen zu finden, so dass unser Hagiograph abgesehen vom klassischen Auffinden des unversehrten Leichnams bei der Graböffnung nicht weiterkam. Denn interessanterweise besteht das fertige Kapitel 22 aus zwei Teilwundern, indem die Heilung eines bei der Unternehmung mit zerschmettertem Fuß zurückgebliebenen Mönches im Erstling noch fehlte (Kap. IV.4)<sup>163</sup>. Später konnte Lampert aber doch eine Handvoll Wunder nachtragen, so dass sich die zweite Fassung dadurch bis Kapitel 26 erweiterte<sup>164</sup>: Im Einzelnen ging es darum, wie ein Mönch durch Anrufung des Hl. Lullus die verlorenen Kirchenschlüssel wiederfand (Kapitel 23), wie durch das Vertrauen auf den Heiligen eine Frau von ihrer Blindheit geheilt (Kapitel 24), wie ein junges Mädchen auf einer Pilgerfahrt zum Heiligen von seiner lebenslangen Lähmung befreit (Kapitel 25) und wie ein lästerlicher Mönch durch die Anrufung des Heiligen vor dem Ertrinken gerettet wurde (Kapitel 26)<sup>165</sup>. Die Protagonisten beiderlei Geschlechts deckten natürlich auch hier geschickt verschiedene Personengruppen ab, die den Geschichten eine plausible Verankerung im klösterlichen Umfeld ermöglichten, aber auch im Hinblick auf eine wachsende Verehrung des Heiligen zu umwerben waren, also etwa Geistliche, Kranke, Pilger und auch Skeptiker. Wir werden demnach alle Wunder im Rahmen unserer Darstellung näher beleuchten, da jedes einzelne abseits seiner hagiographischen Aufgabe viele Aspekte des Klosterlebens behandelt (Kap. IV.4+7 + VI.6). Allgemein bleibt jedoch festzuhalten, dass die Episoden bezeichnenderweise teils bei der reichen Wundertradition Wigberts geborgt und den aktuellen Gegebenheiten angepasst wurden, was sie zu einer umso interessanteren Quelle für Lamperts Erfahrungshorizont macht (Kap. II.4). Bei einem Wunder konnte sogar direkt die Herkunft geklärt werden<sup>166</sup>. In einer heute verlorenen, aber anderweitig etwas rekonstruierbaren, metrischen Wigbert-Vita aus der Feder eines Hersfelder Mönches des 9. Jahrhunderts (Kap. IV.5) erschien gemäß M. FLECK ein Mönch Gerhelm, der bei einer Fuldadurchquerung auf seinem Pferd in Lebensgefahr geriet und von Wigbert gerettet wurde. Dieses Gerhelmwunder kam dann etwa 940 auch als Kapitel 1 in die „Miracula S. Wigberti“. Lampert übernahm nun den Namen Gerhelm (noch im Erstling!) für seine erste Episode zur Überführung der Gebeine 852 mit der wundersamen Heilung eines dabei Verwundeten (Kapitel 22) und die Handlung für das letzte Wunder zugunsten eines unbekannten Mönches Biso (Kapitel 26)<sup>167</sup>. Dieser kam pikanterweise aus Fulda und hielt daher natürlich gar wenig von Lullus, was sich freilich ändern sollte (Kap. IV.7). Im Hinblick auf die Heilung im Kapitel 22 findet sich ein ganz ähnliches Wunder in den späteren „Annales“ zu 1071<sup>168</sup>, diesmal vom Hl. Remaculus, dem Gründer der Klöster Stablo und Malmedy († um 675) – und mit spürbarer Negativfärbung des Königs<sup>169</sup>.

<sup>163</sup> Lampert, Opera, Vita Lulli, cap. 22, S. 336 f.

<sup>164</sup> Gruppe der Wunderberichte: Lampert, Opera, Vita Lulli, cap. 22-26, S. 336-340.

<sup>165</sup> Inhaltsübersicht der Wunderkapitel: Lampert, Lullus-Leben II, Text mit Übersetzung, S. 33. In Lampert, Lullus-Leben, Übersetzung, S. 34 sprach M. FLECK bei dem Mädchen noch von Gicht.

<sup>166</sup> Lampert, Lullus-Leben, S. 107, Anm. Vita 67.

<sup>167</sup> Lampert, Opera, Vita Lulli, cap. 22 u. 26, S. 336 f. u. 339 f.

<sup>168</sup> Lampert, Annales, S. 142-144.

<sup>169</sup> Lampert, Lullus-Leben, S. 107, Anm. Vita 68.

Zudem enthält die „Trierer Handschrift“ genau wie ihre fragmentarische Erlanger Schwester – beide aus dem 13. Jahrhundert – noch drei Zusätze, die sich deutlich als spätere Einschübe erkennen lassen. Es muss aber offen bleiben, ob sie gleichzeitig mit den Wundern ergänzt wurden. Doch zumindest gibt es gemäß T. STRUVE schon im erhaltenen Arbeitsstand des korrigierten Originalmanuskripts Hinweise auf die Einschübe. Die drei Interpolationen folgen im vollständigen Text nämlich genau dort, wo sich bereits im Konzept kleine, überschriebene Verweiszeichen finden, für die es keine andere Erklärung gibt, als dass sie sich eben auf die in den späteren Handschriften gerade hier befindlichen Einschübe beziehen. Demnach waren diese Ergänzungen für das Originalkonzept einst auf lose beigefügten oder eingelegten Blättchen notiert worden, die später verloren gingen. Möglicherweise wurden sie einfach überflüssig, als Lampert eine erweiterte Fassung des Konzepts anfertigen ließ, die er schon bei der Abfassung der „Institutio“ 1074/76 benutzte (Kap. II.2.c) und heute nur noch in späteren Abschriften erhalten ist. Die Einschübe behandeln jedenfalls historische Ereignisse, die nicht in direktem Bezug zum Lebenslauf von Lullus stehen, aber zweifellos wie die Wunderberichte auch von Lampert stammen. Das Geschehen dreht sich stets um Vertreter der Karolingerdynastie in der Reichsgeschichte, wozu er ebenfalls die Werke Einhards und Reginos von Prüm heranzog. Doch hielt er sich laut O. HOLDER-EGGER genauso wenig wie beim vorher geschriebenen Autographentext an die Worte seiner Quelle, sondern führte sie hier wie dort viel breiter aus und färbte sie stark ein. Die erste Passage findet sich am Ende von Kapitel 3, umfasst nur einige Zeilen und behandelt den Kampf des karolingischen Hausmeiers Karl Martell (714-741) gegen die Sarazenen mit dem Sieg bei Tours und Poitiers (732). Lampert richtete sich hier nach Kapitel 2 der „Vita Karoli“ Einhards und dem betreffenden Eintrag im „Chronicon“ Reginos zu 732. Die Gesamtverluste der Araber beliefen sich nach Regino auf 375.000, was sich durch ein sprachliches Missverständnis bei Lampert aber verdoppelte<sup>170</sup>. In der Edition werden die Erweiterungen übrigens stets mit eckigen Klammern umgeben. So ist dieses erste Beispiel gleich auch stilistisch interessant, da Lampert hier geschickt einen Satz der Urfassung als Ausgangspunkt nahm:

*Tum temporis summam rerum in Galliis tenebat Carolus [maior domus regni Francorum], vir incertum est fide an armis prestantior. [Hic enim est Karolus senior, qui inter cetera, quae egregie ac fortiter fecit, cum Sarracenis, qui in Gallias irruptionem fecerant, bis conflictit et eorum copias duobus preliis ita attrivit, ut, alias CCCLXXV milibus, alias pene totidem milibus cesis, pauci qui superfuerant vix et aegre in Hispaniam, unde eruperant, se reciperent.]*<sup>171</sup>.

Der zweite Einschub steht in Kapitel 5 und zeichnet sich demgegenüber durch einen beachtlichen Umfang aus<sup>172</sup>. Hier geht es hauptsächlich um die Absetzung des letzten Merowingerkönigs Childerich III. (743-751) durch Papst Zacharias (741-752) und die damit verbundene Erhebung des karolingischen Hausmeiers Pippin (741/51-768) zum König im Jahr 751<sup>173</sup>. Diese Schilderung entlehnte Lampert aus den ersten drei Kapiteln der „Vita Karoli“. Wir wollen hier exemplarisch zumindest die einleitende, nicht fehlerfreie Passage über die kurze Bruderregierung nach dem Tod des Hausmeiers Karl Martell († 741) wiedergeben:

*[Eo iam tempore Karolus maior domus regni Francorum vita excesserat, et Pippinus regni curam solus agebat. Duos siquidem filios suos Pippinum et Karlomannum Karolus heredes instituerat. Sed cum per aliquot annos pari iure et communicato principatu publica negotia curassent, Karlomannus*

<sup>170</sup> Lampert, Lullus-Leben, S. 83, Anm. Vita 10.

<sup>171</sup> Lampert, Opera, Vita Lulli, cap. 3, S. 310, Z. 11-20.

<sup>172</sup> Lampert, Opera, Vita Lulli, cap. 5, S. 312, Z. 9 - S. 313, Z. 6.

<sup>173</sup> Lampert, Lullus-Leben, S. 84 f., Anm. Vita 17-20.

*seculo renuntians, reliquam sibi aetatem procul a re publica habendam decrevit*<sup>174</sup>, *et sanctae conversationis habitu suscepto, primum Romae in monte Soracte, deinde in Samnio provincia, in castro Cassino a cunctis seculi occupationibus feriabatur*<sup>175</sup>.

Auch der dritte Einschub am Ende des Kapitels 14 erweist sich als recht umfangreich<sup>176</sup>. Er beschreibt den Anfangskonflikt König Karls des Großen (768/800-814) mit seinem mitregierenden Bruder Karlmann (768-771), würdigt aber gleichzeitig schon die Verdienste des sich durchsetzenden Karl<sup>177</sup>. Hier zog Lampert ein drittes Mal Einhard zu Rate, nämlich die Kapitel 3, 28 und 30. Allerdings wich er von seiner Quelle durchaus ab, indem er Karlmann zu einem arg bösen Menschen machte, der nichts anderes im Sinn hatte, als seinen Bruder Karl vom Thron zu stürzen und die alleinige Herrschaft zu erlangen. Dagegen erscheint Karl bei unserem Hagiographen selbst in seiner weiten Überlegenheit noch als ein Dulder, der mit Milde alle Unbill erträgt. Wir beschränken uns als Beispiel erneut auf die einleitende Passage, in der bereits eine deutliche Schwarz-Weiß-Zeichnung zugunsten Karls deutlich wird:

*[Interea Pippinus, cum per XV annos functus regiis honoribus fuisset, diem clausit extremum, duos filios relinquens superstites, utrumque adultum aetate et regno gubernando maturum, videlicet Karlomannum et Karolum, cui postea ex virtute et magnitudine rerum gestarum cognomen accessit*<sup>178</sup>, *ut Karolus Magnus diceretur. Hii duo, ut paci et concordiae prospicerent, paternum inter se divisere regnum. Nec tamen ad tutelam pacis id factum potuit sufficere. Karlomannus, vir ferocis naturae, totus ambitione preceps rapiebatur, neque irae aut cupiditati suae aliquatenus moderabatur, dummodo, fratre eiecto, solus regno potiretur. Sed Karolus lenis ingenii et provectae admodum gravitatis erat*<sup>179</sup>.

In diesem dritten Einschub findet sich ja auch die erwähnte Kritik an Einhard. Insgesamt darf man aber in den drei Interpolationen gegenüber den Vorlagen keine neuen historischen Erkenntnisse erwarten. Doch sei noch angemerkt, dass letztlich auch das bereits zitierte Schlusskapitel 27 zu den späteren Ergänzungen zählte. Jedoch verschob sich vor allem durch die historischen Einschübe nunmehr die Ausrichtung des Werkes: Die ursprüngliche Vita hatte noch ganz in der Tradition mittelalterlicher Heiligenbiographien gestanden und zunächst nur dem Zweck gedient, die neuaufgekommene Lullusverehrung literarisch zu fundieren. Nun wurde sie aber zu einer historischen Monographie ausgebaut, welche die hergebrachten Gattungsgrenzen sprengen musste. Dies hing freilich eng mit der problematischen Situation zu Anfang der Regierung Heinrichs IV. (1056/84-1106) zusammen (Kap. V.<sub>2</sub>). Der minderjährige König war seit 1056 für ein Jahrzehnt Spielball von Fürsten und Bischöfen, die die Schwäche der Zentralgewalt ausnutzten und sich langsam zu Territorialherren entwickelten, indem sie auf Reichskosten ihren Einfluss und ihre Herrschaftsgebiete vergrößerten. Ihr bevorzugtes Ziel wurden die traditionellen Reichsabteien wie Hersfeld und Fulda, die durch alte Privilegien unter dem Schutz des Königs standen, nun aber auf sich allein gestellt waren. So brachen etwa alte Zehntkonflikte mit den Bischöfen wieder auf, vor allem mit Erzbischof Siegfried I. von Mainz (1060-1084) (Kap. VI.<sub>3</sub>). Schließlich beanspruchte er 1073 auf einer Erfurter Synode die ganzen Thüringer Zehnten von Hersfeld und Fulda. Der König erreichte zwar einen Kompromiss, doch kostete ihn dies viele Sympathien gerade in Hersfeld, wo man den Ausgang als Niederlage betrachtete. Hier mag letztlich die Feindschaft Lamperts zu Heinrich IV. begründet sein, selbst wenn man die übergeordneten Gesinnungs-

<sup>174</sup> Lampert, Opera, Vita Lulli, cap. 5, S. 312, Anm. 3, Z. 40 f.: Vgl. Sallust, Catilina, cap. 4: *et mihi reliquam aetatem a re publica procul habendam decrevi*; Sallust, Jugurtha, cap. 4 eadem fere.

<sup>175</sup> Lampert, Opera, Vita Lulli, cap. 5, S. 312, Z. 9-19.

<sup>176</sup> Lampert, Opera, Vita Lulli, cap. 14, S. 326, Z. 25 - S. 328, Z. 10.

<sup>177</sup> Lampert, Lullus-Leben, S. 92, Anm. Vita 36-38.

<sup>178</sup> Lampert, Opera, Vita Lulli, cap. 14, S. 326, Anm. 5, Z. 44 f.: Vgl. Sallust, Jugurtha, cap. 5: *Cui cognomen postea Africano ex virtute fuit*.

<sup>179</sup> Lampert, Opera, Vita Lulli, cap. 14, S. 326, Z. 25 - S. 327, Z. 8.

unterschiede berücksichtigt (Kap. II.3). Die diplomatischen Mühen des Abts scheiterten 1073 aber eher an der mangelnden Rechtsbasis als am angeblich abgesprochenen Vorgehen von Erzbischof und König, auch wenn Lampert dies stets als böse und gewaltsam darstellte.

Jedenfalls kämpfte man jetzt in Hersfeld mit anderen Mitteln weiter. So nahm Lampert in seiner „Vita Lulli“ nun dezidiert eine Gegenüberstellung vor, indem er den eigensüchtig-machthungrigen Erzbischof und den schwachen König geschickt am stilisierten Idealpaar Karl der Große und Lullus maß, die harmonisch zum Wohle Hersfelds zusammengearbeitet hätten. Wohl in der gleichen Zeit wurde auch der „Hersfelder Karlspfennig“ geprägt, der die zwei verehrten Gestalten auf Vorder- und Rückseite zeigte und damit ihre angeblich enge Vertrautheit unterstreichen sollte. Somit fügte sich Lamperts Werk in eine größere publizistische Auseinandersetzung ein, in der es gar als ein Kernstück anzusehen ist (Kap. VI.7). Demnach dienten die drei Zusätze einer Verteidigung der Abteiinteressen durch historische Argumentation und Legitimation, indem Lampert die Bindung von Lullus an die Karolingerdynastie noch stärker hervorzuheben suchte, so dass mit Karl Martell, Pippin und Karl dem Großen gleichsam Großvater, Vater und Sohn darin ihren ruhmreichen Platz fanden. Gerade durch die Verbindung der Biographie des Klosterheiligen mit der Karls des Großen trachtete Lampert danach, die im Angesicht der Urkundenbasis ungünstige Rechtsposition Hersfelds im „Thüringer Zehntstreit“ mit der Berufung auf die Autorität des Frankenherrschers aufzuwerten. Prinzipiell sollten die Einschübe aber auch eine bessere Verknüpfung der in Gang gekommenen Lullustradition mit der schon klassischen Hersfelder Karlstradition herstellen<sup>180</sup>. Dass es eine Verehrung des Frankenherrschers im Kloster gab, verdeutlicht etwa der Eintrag seines Sterbejahres im Hersfelder Totenbuch (Kap. II.1). Aus den überlieferten Nekrologen A und C des 12. Jahrhunderts sind nämlich auch Männer zu entnehmen, die in einer besonderen Verbindung zum Kloster standen und denen man daher im Totenbuch gedachte<sup>181</sup>. Hier findet man neben Karl dem Großen (742-814) am 28. Januar noch den in Hersfeld bestatteten Fritzlarer Abt Wigbert (747) am 13. August, den Klostergründer und Mainzer (Erz-)Bischof Lullus (754-786) am 16. Oktober sowie den vertriebenen Hersfelder Mönch und späteren Hasunger Einsiedler Haimerad (1019) am 28. Juni, deren wechselvolles Schicksal nicht immer für eine solche Verehrung sprach. Dass Lullus hier nun aber so einträchtig neben Wigbert stand, kann man zu einem Gutteil Lampert zuschreiben, das Auftauchen Haimerads dafür seinem Schüler Ekebert (Kap. IV.6 + VI.5). Verbleibt man aber bei Karl, so übernahm Lampert selbst aus einer unbekannten Quelle das Geburtsjahr 742 in seine „Annales“: *DCCXLII. Karolus Magnus natus est*<sup>182</sup>. Es wird uns auch bei einer von Eberhard aufgegriffenen Sage zu Karls Empfängnis interessieren (Kap. III.4). Lampert jedenfalls erwähnte in seinen „Annales“ noch neben anderen Lebensstationen – wohl in der Tradition der „Hersfelder Annalen“ – dessen Kaiserkrönung: *DCCC. Karlus a Romanis augustus est appellatus*<sup>183</sup>. Auch führte er zu 814 an: *Karlus Magnus imperator obiit; [...]*<sup>184</sup>. Man findet sogar eine Notiz zur Graböffnung durch Kaiser Otto III. (983/96-1002) im Jahr 1000: *Imperator ossa Karoli Magni Aquisgrani, a pluribus eousque ignorata, invenit*<sup>185</sup>. Dass die Erinnerung an Karl in Hersfeld wach blieb, ist auch daran zu ermessen, dass man sich in Konfliktfällen stets auf seine Urkunden berief (Kap. IV.2 + VI.3). Die neue Dimension der „Vita Lulli“ war aber, dass man diese Verehrung fest mit dem Ruhm des Klostergründers verzahnte.

<sup>180</sup> Karlstradition und Lullusverehrung: Struve, Lampert, Teil A, S. 44-51.

<sup>181</sup> Struve, Lampert, Teil A, Anhang III, Liste C, S. 123.

<sup>182</sup> Lampert, Annales, S. 16, Z. 13.

<sup>183</sup> Lampert, Annales, S. 20, Z. 16: Auffälligerweise trotz Weihnachtsstil unter „DCCC“!

<sup>184</sup> Lampert, Annales, S. 20, Z. 29.

<sup>185</sup> Lampert, Annales, S. 38, Z. 12 f.

Gleichzeitig hatte Lampert schon in den Kapiteln der Erstfassung anhand von Lullus seine Idealvorstellung eines Bischofs kundgetan, was wie eine allzu offensichtliche Kritik an Siegfried I. klang: Demnach war die Sorge um das Kirchengut die vornehmste bischöfliche Aufgabe. Dabei sollte dieser niemals einen persönlichen Vorteil dem Gottesdienst voranstellen, sich aber auch nicht Schmeichelei oder Gewalt der Fürsten beugen. Indem Lampert noch die Hersfelder Tradition rezipierte, wonach schon Pippin stets gern einen Rat von Lullus angenommen hatte, hielt er dies Heinrich IV. als positives Gegenbild vor. Denn dieser hatte sich erst jüngst 1064 von Lamperts Lehrer Anno emanzipiert, was dem Hersfelder als Gefahr für Kirche und Reich erschien (Kap. V.<sub>2</sub>). Überhaupt war die Kritik an der Minderjährigkeitszeit im Angesicht des Privilegs von 775 überdeutlich, indem nun scheinbar die Immunität durch zehnthungrige Bischöfe verletzt wurde und die machtbewussten Fürsten die freie Abtswahl untergruben (Kap. VI.<sub>3+5</sub>). Die mit der zweiten Fassung aktualisierte „Vita Lulli“ sollte wohl letztlich Siegfried I. oder Heinrich IV. bei einem Aufenthalt in Hersfeld vorgelesen werden, war also zur Nachahmung empfohlen. Mit dem verklärten Rückgriff auf die Gründungsphase im Kontrast zum gegenwärtigen Niedergang schlug Lampert übrigens den gleichen Weg ein wie dann Eberhard um 1160 in Fulda (Kap. III). Bei alldem stand aber von Anfang an in der Heiligenvita auch die Rivalität zu Fulda im Vordergrund, indem Lampert Eigils „Vita Sturmi“ eine eigene Lullus-Biographie entgegensetzte, in der Sturmius mit seinen Mitbrüdern nicht gerade gut wegkam und Eigils Sicht quasi in die andere Richtung korrigiert wurde.

Auch wenn der Anlass der „Vita Lulli“ so recht gut eingekreist ist, eröffnet dieser Befund noch zwei Möglichkeiten: Wenn das Werk von vornherein als Propagandaschrift in Reaktion auf die Erfurter Synode 1073 gedacht war, dann müssten beide Fassungen zeitlich nahe beieinander liegen. Andernfalls wäre das Biographiegerüst älter und Lampert hätte es den neuen Gegebenheiten nur angepasst und mit den historisierenden Einschüben aktualisiert. Die Entscheidung für die zweite Variante fällt aufgrund einer in der ersten Fassung bereits vorhandenen Stelle im Kapitel 19, an der Lampert im Kontext der Klosterprivilegien 775 sarkastisch bemerkte, dass von dem Prinzip der freien Abtswahl nichts mehr übrig sei, da sie doch jetzt einen Abt hätten, der ihnen von den Großen des Reiches aufgezwungen worden sei (Kap. VI.<sub>5</sub>). Nebenbei gab er sich so schon im Kerntext offen als Hersfelder Mönch zu erkennen:

*Huius privilegii nos modo cassos tantum apices tenemus vanamque pristinae auctoritatis umbram veneramur, caeterum abbatem quem principes regni iusserint habemus. Ita cuncta in deterius ruunt, cum nec divina nec humana lex valeat apud modernos*<sup>186</sup>.

Während seiner dortigen Zeit erlebte Lampert nur zwei Abtswechsel, nämlich 1059 während der Vormundschaftsregierung der Kaiserinwitwe Agnes von Meginher (1036-1059) zu Ruthard (1059-1072) und 1072 von diesem zu Hartwig (1072-1090). Beide Ereignisse behandelte unser Mönch denn auch in „Institutio“ und „Annales“, wobei er in zwei der vier Passagen tatsächlich anstatt der Standardform *successit* das Verb *substituere* benutzte, allerdings nicht nur bei einem bestimmten Wechsel<sup>187</sup>: Wir finden es 1059 in den „Annales“ als *Meginhero abbati [...] substitutus est Ruothardus* (Kap. VI.<sub>2</sub>) und 1072 in der „Institutio“ als *Hartwigus [...] substituitur per eundem Heinricum* (Kap. VI.<sub>4</sub>)<sup>188</sup>. Doch bezog sich die Vitapassage aus sprachlichen und historischen Gründen eindeutig auf den ersten Wechsel: Zweifelsohne meinte Lampert nämlich mit dem oktroyierten Abt nicht den von ihm geschätzten Hartwig, zumal er auf dessen Drängen die Klostergeschichte verfasste und dessen Streben nach Revision der Erfurter Synode entschieden unterstützte. Vielmehr passt seine Aussage auf Ruthard, dessen umstrittene Persönlichkeit ihn auch in seinen anderen Werken beschäftigte und den er aus verschiedenen Gründen ablehnte. Für Lampert stand dieser in aus-

<sup>186</sup> Lampert, Opera, Vita Lulli, cap. 19, S. 333, Z. 3-7.

<sup>187</sup> Ausführlich dazu: Lampert, Lullus-Leben II, S. 94, Anm. 11 (einschlägige Zitate: Z. 3-17).

<sup>188</sup> Lampert, Annales, S. 68, Z. 31 u. Lampert, Opera, Institutio, lib. II, S. 354, Z. 2 f.



drücklichem Gegensatz zu seinem Vorgänger, indem er Meginher als mönchisches Ideal verehrte, während Ruthard zwar in Weltdingen klug, im Religiösen aber mittelmäßig sei (Kap. II.<sub>1</sub> + VI.<sub>2</sub>). Dabei sind laut M. FLECK auch die Bedenken von O. HOLDER-EGGER (1884)<sup>189</sup> hinsichtlich der zu 1072 folgenden „Institutio“-Passage *Anno hoc gratum habuit*<sup>190</sup> unbegründet, da Lampert seinen alten Lehrer hoch schätzte und so auch dessen Wahleinfluss nicht verteufelte (Kap. VI.<sub>4</sub>). Insgesamt dürfte demnach die Urfassung noch unter Ruthard bis 1072 vorgelegen haben. Sie entstand so vermutlich schon einige Jahre früher ohne Bezug zum Thüringer Zehntstreit, wobei W. D. FRITZ diesen Zeitpunkt um das Jahr 1070 einkreiste und ihm darin auch M. FLECK folgte<sup>191</sup>. Die Erweiterungen kamen dann erst nach der Synode wohl im Auftrag Hartwigs hinzu, ohne dass Lampert die pikante Stelle zur Abtseinsetzung nach dem Amtswechsel entfernt hätte. Dass die Erweiterungen wiederum schon vor Abfassung der „Institutio“ fertiggestellt worden sein müssen, zeigte O. HOLDER-EGGER (1884) anhand der historischen Einschübe<sup>192</sup>. Denn man findet in der „Institutio“ einen Satz über den fälschlich schon als Kaiser betitelten Karl den Großen, der offenbar einem dieser älteren Zusätze entnommen wurde: [...] *Karolum imperatorem, cui ex virtute nomen accessit, ut Karolus Magnus diceretur*, [...] <sup>193</sup>. Im dritten Zusatz der „Vita Lulli“ steht ja fast wortgleich: [...] *Karolum, cui postea ex virtute et magnitudine rerum gestarum cognomen accessit*<sup>194</sup>, *ut Karolus Magnus diceretur*<sup>195</sup>. Demnach stammen die Zusätze noch von Lampert und er griff schon bei der Übernahme von „Vita Lulli“-Passagen in die „Institutio“ auf die politischen Einschübe mit zurück, die wohl nicht mehr auf losen Zetteln, sondern in einem neugeschriebenen, aber verlorenen Gesamttext Lamperts standen. So bilden die um die Einschübe erweiterten, späteren Handschriften die Vita trotzdem in einer noch vom Autor edierten, abschließenden Form ab. Dies wird abgesehen von der eindeutig für Lampert sprechenden Sprache der Interpolationen noch dadurch unterstrichen, dass im dritten Zusatz gerade die von ihm so intensiv gelesenen Vorbilder Livius und Sallust erwähnt werden.

Wie bereits angedeutet, sprengte Lampert durch die drei Einschübe die hagiographische Gattung und wuchs so im Dienste des „Hersfelder Programms“ erst vom Heiligenbiographen zum Geschichtsschreiber heran. Sein großes formales Vorbild war dabei Sallust, vor allem dessen Schrift über Catilina mit den Exkursen zur römischen Geschichte und den eingefügten Reden der agierenden Personen. Wie Sallust gelangte Lampert so in seinem Gesamtwerk von biographisch-monographischen Vorarbeiten zu einer großen, zusammenhängenden Darstellung der Zeitgeschichte. Auf den zweiten Blick erweist sich demnach die „Vita Lulli“ als komplexes und vielschichtiges Werk, das zwar die Nähe zur hagiographischen Tradition nicht verleugnet, aber demgegenüber nicht naiv und schlicht gestrickt ist, sondern einen kunstvollen klassisch geschulten Stil aufweist. Selbst für seine Kritiker war Lampert daher ein Sprachkünstler, der zwar Anleihen bei Livius und Sallust sowie seltener auch bei den augusteischen Dichtern Horaz und Vergil nahm, diese aber gestalterisch mit einer persönlichen, unverwechselbaren Eigennote versah. So verwendete er laut M. FLECK elegant-leichte Perioden, setzte dezent-sparsam verschiedene rhetorische Figuren ein und zeichnete sich durch sprachliche und gedankliche Klarheit aus, so dass die „Vita Lulli“ zu einem stilistischen Kunstwerk wurde. Doch darf man dabei natürlich nicht die kritische Analyse seiner Fähigkeiten als Historiker vergessen, die ihm zu Recht viel Tadel eingebracht haben. Speziell

<sup>189</sup> Holder-Egger, Vita Lulli und Verfasser, S. 294 f.

<sup>190</sup> Lampert, Opera, Institutio, lib. II, S. 354, Z. 3 f.

<sup>191</sup> Lampert, Annales, Einleitung, S. XI u. Lampert, Lullus-Leben, Zeittafel, S. 118.

<sup>192</sup> Holder-Egger, Vita Lulli und Verfasser, S. 314 f.

<sup>193</sup> Lampert, Opera, Institutio, lib. I, S. 347, Z. 19-21.

<sup>194</sup> Lampert, Opera, Vita Lulli, cap. 14, S. 326, Anm. 5, Z. 44 f.: Vgl. Sallust, Jugurtha, cap. 5: *Cui cognomen postea Africano ex virtute fuit*.

<sup>195</sup> Lampert, Opera, Vita Lulli, cap. 14, S. 326, Z. 29 - S. 327, Z. 1.

im Genre der Heiligenvita lässt sich freilich noch einiges entschuldigen, etwa die Erfindung ganzer Passagen über die Kindheit und Jugend von Lullus oder das Einstreuen von nie gehaltenen Reden, denn dieses Vermischen von Wahrheit und Fantasie gehörte zur Vitatradition und war zudem schon seinem Vorbild Sallust eigen. Auch seine echte Begeisterung für Lullus und die Abneigung gegen jeden, der dessen Idealbild – gerade in Fulda – angriff, ist zunächst für einen Hagiographen noch nichts Ungewöhnliches. Allerdings ging Lampert am Schluss etwas weit mit der Behauptung, er habe nur aus vorhandenen Quellen ausgewählt – die er ja auch angab – und sei bei seiner Arbeit frei von Voreingenommenheit und Parteilichkeit gewesen. Nimmt man nämlich die Einladung zur Prüfung an, so stößt man auf einen allzu willkürlichen Umgang mit den Quellen, die er mehr entstellte und verfälschte, als dies selbst das Sujet gestattete. Obwohl voller Einseitigkeit, umweht alles ein trügerischer Schein von Objektivität, um Lamperts gezielte Interessenpolitik zu ummanteln. Hier werden Parallelen zu seinen anderen Werken deutlich, was einen Blick auf seine Haltung lohnt (Kap. II.3).

Letztlich ist aber gemäß M. FLECK (2007) in Korrektur seiner früheren Position (1986)<sup>196</sup> nicht eindeutig zu sagen, ob Lamperts hier im Mittelpunkt stehendes Diktum *aut odio motus aut gratia*<sup>197</sup> aus dem Kapitel 27 tatsächlich eine Anspielung auf das bekannte Tacitusmotto *sine ira et studio*<sup>198</sup> aus dessen „Annalen“ ist, da es sich auch nur um einen üblichen Bescheidenheitstopos handeln kann. Dies muss nach Auskunft des Forschers so lange offen bleiben, bis man die Frage nach Lamperts Kenntnis und Benutzung von Tacituswerken sicherer beantworten kann. Zumindest falle schon ein ungewöhnlicher Lampertbegriff auf, der abgesehen von einer dem Hersfelder sicher unbekannten Senecatragödie nur bei Tacitus auftaucht, indem im Kapitel 14 der „Vita Lulli“ von *tumidos spiritus*<sup>199</sup> als Vorwurf der Fuldaer Mönche an Lullus die Rede ist und dieser Ausdruck wörtlich und sinngemäß in den taciteischen „Annalen“ (4, 12) erscheine. Bei tatsächlicher Abhängigkeit hätte man das Paradoxon vor sich, dass Lampert gerade die kleineren, noch oft dem Hersfelder Traditionsweg zugeschriebenen Tacitusschriften nicht benutzte, dafür aber die bisher nicht mit dem Lulluskloster in Verbindung gebrachten „Annalen“. Andersherum wäre es bei Gegenwart des „Codex Hersfeldensis“ mit den Kleinschriften in der namensgebenden Abtei recht erstaunlich, dass Lampert für seine „Vita Lulli“ den „Agricola“ und die „Germania“ nicht benutzte. Denn die erste Schrift bot nicht nur einen breiten Exkurs über Britannien als Lullusheimat, sondern stellte die vorbildliche Biographie einer moralisch makellosen Persönlichkeit dar, während die beiden Monographien des von Lampert dezidiert herangezogenen Sallust eher fragwürdige Männer behandelten. Die „Germania“ wiederum hätte für Lampert viele Informationen geboten, die von Bonifatius auf dem Festland vorgefundenen Zustände mit einer Charakterstudie der einzelnen Völker zu veranschaulichen. Letztlich konnte er hier offenbar nicht auf den „Codex Hersfeldensis“ zugreifen, der wohl eher in Fulda entstand (Kap. IV.5)<sup>200</sup>. Lamperts Arbeitsmotto kann freilich immer noch von Tacitus beeinflusst sein.

Doch wenden wir uns der Rezeptions- und Überlieferungsgeschichte der „Vita Lulli“ zu, wobei die Nummern der Handschriften von O. HOLDER-EGGER stammen<sup>201</sup>. Auf das bedeutende Originalmanuskript der ersten Fassung von grob 1063-1072 (1), die ja bis zur Mitte des Kapitels 22 reichte, stößt man bekanntlich in einer Sammelhandschrift mit weiteren Schriften

<sup>196</sup> Lampert, Lullus-Leben II, S. 94 f., Anm. 14 entgegen Lampert, Lullus-Leben, Einleitung, S. 25.

<sup>197</sup> Lampert, Opera, Vita Lulli, cap. 27, S. 340, Z. 18.

<sup>198</sup> Zit. n.: Lampert, Lullus-Leben, Einleitung, S. 25, Z. 31.

<sup>199</sup> Lampert, Opera, Vita Lulli, cap. 14, S. 325, Z. 9.

<sup>200</sup> FLECK, Michael: Der Codex Hersfeldensis des Tacitus – Eine abenteuerliche Geschichte aus der Zeit der Renaissance; in: Hersfelder Geschichtsblätter; Band 1; Bad Hersfeld 2006; S. 98-116, speziell S. 111-113.

<sup>201</sup> Zur Rezeption: Holder-Egger, Vita Lulli und Verfasser, S. 285-291; Lampert, Lullus-Leben II, Textgestaltung, S. 23-25; Lampert, Opera, Praefatio, S. XX-XXIV; Schieffer, s. v. „Lampert von Hersfeld“, VerLex 5, Sp. 514 u. Struve, Lampert, Teil A, S. 35 mit Anm. 7 f., S. 49 u. 60-62.

aus (meist) späterer Zeit<sup>202</sup>. Diese lag bis 1933 in der Bibliothek der Fürsten von Oettingen-Wallerstein in Maihingen, worauf sie 1948 durch Verkauf in die Privatsammlung des Schweizer Bibliophilen Martin Bodmer in Cologny bei Genf kam („Bibliotheca Bodmeriana“)<sup>203</sup>. Dort war sie lange für Wissenschaft und Öffentlichkeit unerreichbar, wie dies noch T. STRUVE (1969) zu spüren bekam<sup>204</sup>. Mit dem Tod Bodmers 1971 wurde die Sammlung aber in eine Stiftung umgewandelt, worauf man die Bestände der Öffentlichkeit zugänglich machte. Vom Vitatext gibt es noch einige jüngere Abschriften, die keinen eigenen Quellenwert besitzen<sup>205</sup>: Auf der Originalhandschrift (1) beruhen über Zwischenstufen zwei „Münch-ner Handschriften“ des 12. Jahrhunderts (1a+b), eine aus dem Kloster Zwettl im 13. Jahrhundert (1c) sowie eine aus dem Stift Melk im 15. Jahrhundert (1d). Ein zweiter Überlieferungsstrang geht von dem noch von Lampert verfassten zweiten Manuskript aus, das ja um Wunder, politische Einschübe und Schlusskapitel erweitert war (2). Zwar ist dieses Originalmanuskript verloren, doch stammen von ihm eine „Trierer Handschrift“ (2a) und eine „Erlanger Handschrift“ (2b) aus dem 13. Jahrhundert ab. Diese Zuordnung wurde von M. FLECK (2007) bestätigt, doch korrigierte er die Angaben zu einer weiteren „Münchner Handschrift“ des 15. Jahrhunderts (1e), die O. HOLDER-EGGER nur indirekt nach G. WAITZ beschrieb und über eine Zwischenstufe von 1 ableitete<sup>206</sup>. Eine Betrachtung der Handschrift zeigt aber laut M. FLECK, dass dort alle Korrekturen zu finden sind, die Lamperts erstes Originalmanuskript im 15. Jahrhundert erlebte, so dass der Schreiber das bereits entstellte Originalmanuskript vor sich gehabt und konsequent die überschriebene Version als authentisch angesehen haben muss. Zwar übergang O. HOLDER-EGGER zu Recht meist diese Korrekturen, doch ist 1e nicht über Zwischenstufen, sondern direkt von dem (freilich entstellten) Original abgeleitet, so dass es einen eigenen Traditionsstrang darstellt. Demnach ist an der sonst wertlosen Handschrift laut M. FLECK doch bemerkenswert, dass noch im 15. Jahrhundert trotz der Existenz der anderen Handschriften Lamperts erstes Originalmanuskript als direkte Vorlage diente.

Insgesamt unterscheidet sich natürlich der Umfang der verschiedenen Handschriften, was prinzipiell mit ihrer Ableitung aus den zwei Arbeitsphasen zu tun hat, aber auch Abweichungen innerhalb der beiden Überlieferungsgruppen anzeigt<sup>207</sup>. Am Beginn des ersten Stranges reicht ja das zwischen 1063 und 1072 ohne die drei Exkurse entstandene erste Originalmanuskript Lamperts (1) bis Kapitel 22 und bricht mitten im ersten, zweigeteilten Wunderbericht nach dem Namen *Gerhelm*<sup>208</sup> ab, enthält also noch den Ansatz des zweiten Teils, aber nicht mehr dessen Ausführung und die restlichen Wunder mit Schlusskapitel. Der anknüpfende „Codex Monacensis“ (CIm 9506) des 12. Jahrhunderts (1a) aus Oberaltaich beinhaltet eine Vita, die auch bis ins Kapitel 22 reicht, aber schon nach dem Wort *dictitaverint*<sup>209</sup> am Ende des letzten ganzen Satzes abbricht. So schließt das Werk hier also inhaltlich sinnvoll mit dem ersten Wunderteil über die Auffindung des unversehrten Leichnams und verzichtet auf den folgenden fragmentarischen Satz, der bereits den Wunderteil mit Gerhelm andeutet. Der zweite „Codex Monacensis“ (CIm 22244) aus dem 12. Jahrhundert (1b) hat denselben Textumfang wie 1a und wurde von M. FLECK (2007) exemplarisch näher betrachtet<sup>210</sup>. Bei der Pergamenthandschrift handelt es sich um Band 5 des großen, sechsbändigen Legendariums aus dem früheren Prämonstratenserklöster Windberg in Niederbayern, der die Viten der Hei-

<sup>202</sup> Zum Originalmanuskript siehe erneut die obige Fußnote 124 in diesem Unterkapitel.

<sup>203</sup> Cod. Bodmer 80, fol. 21-27; einst Maihingen, Oettingen-Wallersteinsche Bibliothek I,2 Lat. 4° 29.

<sup>204</sup> Struve, Lampert, Teil A, S. 34, Anm. 4.

<sup>205</sup> Lampert, Opera, Praefatio, S. XX-XXIII.

<sup>206</sup> Lampert, Opera, Praefatio, S. XXII.

<sup>207</sup> Auflistung in: Lampert, Lullus-Leben II, Textgestaltung, S. 24 f.

<sup>208</sup> Lampert, Opera, Vita Lulli, cap. 22, S. 337, Z. 7.

<sup>209</sup> Lampert, Opera, Vita Lulli, cap. 22, S. 337, Z. 4.

<sup>210</sup> Dazu: Lampert, Lullus-Leben II, Textgestaltung, S. 23 f. u. Erläuterung zu Abb. 4 a/b, S. 142.

ligen vom 1. Oktober bis 17. November umfasst. M. FLECK bildete zwei Seiten ab, die wir hier nur kurz beschreiben<sup>211</sup>: Zunächst findet man die Ankündigung der „Vita Lulli“ auf einer Seite des kalendarischen Breviariums (Inhaltsverzeichnis), deren zweispaltiger Text in römischer Kalenderzählung bis zum 7. November mit Willibrord reicht (irrtümlich *VIII* statt *VII ID. NOV.*), wobei das Datum jeweils rubriziert und der Text meist schwarz ist. Am linken Rand steht in roter, teils schwarzer Farbe eine reichverzierte, spaltenhohe Initiale *I*, die von einem feuerspeienden Drachen umwunden wird. Der am 16. Oktober gestorbene Lullus ist korrekt in der vierten Zeile von Spalte 2 (*vita sancti Lulli episcopi et confessoris*) unter *XVII. K. Nov.* (= *ante diem decimum septimum Kalendas Novembres*) zu finden. Darüber radierte man deutlich sichtbar die Worte *sancti Galli confessoris*. Denn da dessen Fest auch auf den 16. Oktober fiel, verdrängte manchmal der eine Heilige den anderen. Später erlebte wiederum Lullus etwa in einem benediktinischen Kalendarium (1677) eine Verschiebung, wo er gegenüber dem Hl. Gallus mit dem 17. Oktober vorliebnehmen musste<sup>212</sup>. Zudem verehrte die Mainzer Kirche seit Ende des 15. Jahrhunderts Lullus am Tag nach seinem Todestag, während der 16. Oktober Gallus vorbehalten blieb. Auch vorher ist in Hersfeld der Tag der Kirchweihe durch den Mainzer Erzbischof 1144 umstritten (Kap. IV.4 + VI.7). Doch wenden wir uns nun der inhaltlichen Beispielseite des Clm 22244 zu, die den Anfang des Textes bis ins zweite Kapitel hinein mit [...] *resedissee, in aliis [...]*<sup>213</sup> zeigt. Der Text ist zweispaltig, wobei der Anfang des Kapitels 2 durch eine zweizeilige rote Initiale *E* gegen Ende der rechten Spalte kenntlich gemacht wurde. Dominierend ist aber die sechszeilige rote Initiale *L* in Drachenform, die den Vitatext Mitte der linken Spalte einleitet. Davon abgesehen wird der Stoff der beiden Münchner Codices aber noch vom „Codex Zwetlensis“ (14) aus dem 13. Jahrhundert (1c) und vom „Codex Mellicensis“ (M 7) aus dem 15. Jahrhundert (1d) geboten. Dagegen endet die Vita im dritten „Codex Monacensis“ (Clm 18171) aus dem 15. Jahrhundert (1e) im Kapitel 22 schon zwei Sätze vor 1a-d mit dem Satzende *crederes*<sup>214</sup>. Hier wurde bei der Beschreibung des unversehrten Leichnams auf die von Lampert kommentierte Relativierung verzichtet, dass der linke Schuh zerfallen war (Kap. IV.4). Stattdessen liest man nun:

*Haec sunt opera omnipotentis Dei, qui novit sanctos suos varie mirificare. Cui est honor et gloria in saecula saeculorum. AMEN*<sup>215</sup>.

Dafür umfasste als Ausgangspunkt des zweiten Überlieferungsstranges das zwischen 1072 und 1074 entstandene und leider verschollene zweite Originalmanuskript Lamperts (2) den ganzen Text bis zum Kapitel 27, indem es gegenüber dem erhaltenen ersten Originalmanuskript (1) um Exkurse, Wunderberichte und Schlusskapitel erweitert worden war. So enthält heute der daraus abgeleitete „Codex Treverensis“ (1151/56) aus dem 13. Jahrhundert (2a) als einzige Handschrift die gesamte Vita<sup>216</sup>. Sie stammt aus dem auf Pergament geschriebenen großen Legendarium von St. Maximin in Trier, das ehemals neun starke Folioebände umfasste. Heute sind seine noch vorhandenen Teile aber auf drei Bibliotheken verstreut, indem zwei Bände im Zuge der napoleonischen Besatzung in die Pariser Nationalbibliothek kamen, während vier andere später aus Privatbesitz in die Trierer Stadtbibliothek und zwei weitere in die

<sup>211</sup> Abbildung: Lampert, Lullus-Leben II, Einleitung, Abb. 4 a/b, S. 20 f. (Zitate: S. 142, Z. 10-16).

<sup>212</sup> Dazu: Lampert, Lullus-Leben, Erläuterung zu Abb. 9, S. 123 u. Lampert, Lullus-Leben II, Erläuterung zu Abb. 7, S. 144 f.

<sup>213</sup> Lampert, Opera, Vita Lulli, cap. 2, S. 308, Z. 28 - S. 309, Z. 1.

<sup>214</sup> Lampert, Opera, Vita Lulli, cap. 22, S. 336, Z. 30.

<sup>215</sup> Zit. n.: Lampert, Lullus-Leben II, Textgestaltung, S. 24, Z. 29-32. Vgl. Lampert, Opera, Vita Lulli, cap. 22, S. 336, Anm. t, Z. 41 f. Das Wort *gloria* las M. FLECK aus einer Abkürzung im Original, die O. HOLDER-EGGER als *gratia* aufgelöst hatte, ohne jedoch den Text gleichfalls einzusehen.

<sup>216</sup> Zur Trierer Handschrift: Hafner, Reichsabtei Hersfeld, S. 82, Anm. 67; Lampert, Lullus-Leben, Erläuterung zu Abb. 4, S. 121 f.; Lampert, Lullus-Leben II, Textgestaltung, S. 23 u. 25 u. Erläuterung zu Abb. 2, S. 140 u. Lampert, Opera, Praefatio, S. XXIII f.

dortige Seminarbibliothek gelangten. Dagegen ist der Dezemberband verschollen. Die „Vita Lulli“ freilich befindet sich auf den Seiten 66 bis 75 des Oktoberbandes, der in der Trierer Stadtbibliothek liegt<sup>217</sup>. Dabei schrieb man den Text in zwei Kolonnen und ohne Kapitelabtrennung. M. FLECK (1986/2007) zeigte hier die erste Seite<sup>218</sup>: Sie überschreitet die Mitte des zweiten Kapitels bis [...] *thorum coniugalem expertae* [...] <sup>219</sup>. Dabei sticht anfangs der linken Spalte die große mehrfarbige *L*-Initiale heraus, die sich vom oberen Rand über die Überschrift bis zur neunten Textzeile erstreckt und offenbar eine umrankte Schlange darstellt.

Im zweiten Traditionsstrang findet man noch den „Codex Erlangensis“ (Ms. 417) aus dem 13. Jahrhundert (2b), doch fehlen bei ihm die Kapitel 19 bis 27. Allerdings kann man wichtige Erkenntnisse aus der Einbettung des Fragments gewinnen, die auch seine Verstümmelung erklären: Denn im besagten Codex befinden sich insgesamt die Heiligenleben von Bonifatius, Sturmius, Burchard, Lullus, Wigbert, Gregor und Lioba, die bezeichnenderweise *petitionibus vestris fratres fuldenses*<sup>220</sup> zusammengestellt wurden. Damit findet man also neben den beiden Hersfelder Viten von Wigbert und Lullus noch drei Fuldaer Heiligenleben von Bonifatius, Sturmius und Lioba sowie die außenstehenden Viten Burchards von Würzburg und Gregors von Utrecht, womit wir ausschließlich Werke über Bonifatius und seine Schüler vor uns haben. So lässt sich gut erkennen, dass die Themenauswahl nach den Wünschen der Fuldaer Mönche zum Ruhme ihres Klosters samt Patron geschah. Daraus erklärt sich nun gemäß M. FLECK (2007) wohl auch, dass die letzten Kapitel der „Vita Lulli“ weggelassen wurden, da sich dort eine klar antifuldische Einstellung bemerkbar macht. Dies hatte schon O. HOLDER-EGGER (1884/94) erkannt und es für nicht unwahrscheinlich gehalten, dass diese Sammlung bonifazischer Heiligenleben in Fulda selbst angelegt wurde<sup>221</sup>. Zwar sprach dann R. SCHIEFFER (1985) von einer Herkunft des „Codex Erlangensis“ aus Heilsbronn, doch kann er ja erst von Fulda dorthin gekommen oder dort von fuldischen Mönchen in Auftrag gegeben worden sein. Eine Verbindung mit Fulda ist für uns auf jeden Fall interessant, da sie bei aller „Zensur“ eine Benutzung Lamperts im Bonifatiuskloster bedeutet. Doch gab es in den letzten Kapiteln einige Passagen, die den Fuldaern wie der Wahrheit übel mitspielten<sup>222</sup>. So schrieb Lampert in Kapitel 20, dass die Hl. Lioba auf Lullus’ Betreiben von Tauberbischofsheim (27 km südwestlich Würzburg) nach Schornsheim (18 km südlich Mainz) gegangen sei, damit sie nach ihrem Tod umso leichter nach Fulda überführt werden könne (Kap. IV.1). Diese Begründung ist nicht nur pietätlos, sondern faktisch falsch, da Schornsheim weiter von Fulda entfernt liegt (132 statt 104 km). Demnach finden wir auch nichts darüber in der zugrundeliegenden „Vita Liobae“ Rudolfs von Fulda. Wenig später stellte Lampert zudem tadelnd fest, dass die Fuldaer nicht dem Bonifatiusbefehl entsprechend seine Gebeine mit denen der Hl. Lioba in ein Grab gelegt hätten. Auch beklagte sich unser Hagiograph im Kapitel 21 über diejenigen, die noch nicht aufgehört hätten, den Hl. Lullus mit frecher Zunge zu schmähen, wie sie ihn auch stets im Leben verfolgt hätten (Kap. IV.1). Damit meinte er natürlich wieder die Fuldaer, in deren „Vita Sturmi“ sein Protagonist so schlecht wegkam. Auf die Spitze getrieben wurde diese Tendenz im letzten Wunderkapitel 26, wo der Fuldaer Mönch Biso seine Lullusabneigung bereute (Kap. IV.7). Angesichts all dessen kann man den Wunsch der Fuldaer Mönche verstehen, diese Kapitel lieber wegzulassen. Hier ging O. HOLDER-EGGER sogar davon aus, dass man schon in Hersfeld wegen der fuldischen Befindlichkeiten nur eine entschärfte Version freigab. Zumindest aber lässt sich

<sup>217</sup> R. SCHIEFFER: Trier, Stadtbibliothek, cod. 1151/422 vol. IV u. M. FLECK: Hs. 1151/456.

<sup>218</sup> Lampert, Lullus-Leben, Übersetzung, Abb. 4, S. 35 u. Lampert, Lullus-Leben II, Einleitung, Abb. 2, S. 9.

<sup>219</sup> Lampert, Opera, Vita Lulli, cap. 2, S. 309, Z. 11.

<sup>220</sup> Zit. n.: Lampert, Lullus-Leben II, Textgestaltung, S. 25, Z. 13.

<sup>221</sup> Holder-Egger, Vita Lulli und Verfasser, S. 318 f. u. Lampert, Opera, Praefatio, S. XXIII.

<sup>222</sup> Lampert, Opera, Vita Lulli, cap. 20 f. u. 26, S. 333-336 u. 339 f.

die enge Verbindung der zwei Klöster über die Gründungszeit hinaus erkennen, wobei auch unser Hagiograph eine Rolle spielte.

Allgemein wurde die „Vita Lulli“ aber zunächst von Lampert selbst als praktische Kurzfassung für die Anfänge seiner späteren Klostergeschichte (1074/76) rezipiert. Auch hinterließ sie gemäß T. STRUVE dann Spuren bei der Formulierung einer Bestätigungsurkunde des Saliers Heinrich V. (1106/11-1125) für Hersfeld vom 11. Januar 1112<sup>223</sup>. Damals war die Abtei gerade in eine neue Phase des Zehntkonflikts mit Halberstadt getreten, wo 1107-1123 der forsche Bischof Reinhard von Blankenburg amtierte (Kap. VI.7). Im Kontext des Hersfelder Strebens um Sicherung der Ansprüche kann die Privilegienbestätigung als vom Kaiser beglaubigte Endstufe eines diffizilen Fälschungsprozesses gesehen werden, der freilich nicht allein blieb. Anders als die übrigen Hersfelder Privilegien fußte sie formal nicht wenigstens unmittelbar auf der Karlsurkunde 775, sondern hatte angesichts von Anklängen in Narratio und Corroboratio wohl die Urkunde Heinrichs III. (1039/46-1056) von 1040 zum Vorbild (Kap. VI.2)<sup>224</sup>. Im Hauptteil finden sich zwar die Rechtssätze von 775, doch folgen sie der Überlieferung Lamperts in der „Vita Lulli“. Man entdeckt wesentliche Abschnitte zur Klostergründung (Kapitel 16) und Traditio (Kapitel 19) in fast wörtlicher Übereinstimmung (Kap. IV.1)<sup>225</sup>. Der zweite Teil behandelt die Kapellen des Zehntstreits und kann hier noch außen vor bleiben, da er eine diesbezügliche Fälschung und deren Bestätigung aufgriff. Jedenfalls wurde zuvor mit voller Absicht auf Lampert rekuriert und das noch vorhandene Original von 775 links liegen gelassen. So betrachtete man den Hagiographen noch im 12. Jahrhundert als verbindlich, was gemäß T. STRUVE nur unterstreicht, dass das 1073 initiierte „Hersfelder Programm“ Erfolg hatte. Zudem wird so überhaupt bewiesen, dass die „Vita Lulli“ damals noch benutzt wurde und die Erinnerung an den Autor wohl noch nicht verblasst war.

Gleiches gilt für eine weitere Urkunde aus Hersfeld vom 14. Januar 1341, die sich auf die „Vita Lulli“ berief<sup>226</sup>. Demnach war das Werk noch im 14. Jahrhundert aktuell. Der Hersfelder Abt Ludwig II. von Mansbach (1324-1343) beabsichtigte, die finanzielle Not des Klosters durch eine Belebung des gewinnträchtigen Pilgerstroms zu bekämpfen<sup>227</sup>. Dafür sollte der als heilig verehrte Chorbischof Albuin kanonisiert werden, dessen Leichnam gemäß „Vita Lulli“ 786 durch den Klostergründer in Hersfeld beigesetzt worden war (Kap. IV.1)<sup>228</sup>. Dort geschahen an seinem Grab nämlich offenbar viele Wunderheilungen, die dies lohnenswert erscheinen ließen. In der besagten Urkunde wurde nun Heinrich von Reichenbach, der Propst des Nebenklosters Johannesberg (Kap. IV.4) war, offiziell im Kanonisationsverfahren zum Prokurator des Leibes des heiligen Bischofs Albuin bestellt. Offensichtlich reichten die alten Patrone Simon und Judas Thaddäus, Wigbert und Lullus, die jeweils in einer bestimmten Zeit dominiert hatten, jetzt nicht mehr aus. Jedenfalls lassen sich in der Urkunde bei den Informationen zu Albuin teils wörtliche Anklänge an die „Vita Lulli“ beobachten. Auf Lamperts Erstlingswerk wurde im Kontext von Lullus gar ausdrücklich verwiesen: [...] *ut in vita ipsius invenitur* [...] <sup>229</sup>. Da Lampert dort eine auffällig ausführliche Schilderung von Albuins Tod präsentierte, die sogar länger als die zu Lullus war und offensichtlich auf eine Hersfelder Tradition zurückging, bot sich die „Vita Lulli“ leicht als Grundlage für die Verehrung von gleich zwei Heiligen an. Zumindest bei Lullus hat dies funktioniert, dessen Lokaltadttradition sich noch heute im 1326 erstmals urkundlich belegten, aber fälschlich schon auf die

<sup>223</sup> Struve, Lampert, Teil A, S. 115 f., Text als Anhang I, S. 115-117.

<sup>224</sup> MGH D. H. III., Nr. 63, S. 81 f. = Urkundenbuch Hersfeld, Nr. 92, S. 168 f.

<sup>225</sup> Lampert, Opera, Vita Lulli, cap. 16 u. 19, S. 329 f. u. 332 f.

<sup>226</sup> Struve, Lampert, Teil A, S. 117 f., Text als Anhang II, S. 117 f.

<sup>227</sup> Ergänzend: Lampert, Lullus-Leben, S. 102, Anm. Vita 62; Lampert, Lullus-Leben II, S. 124, Anm. 75 u. Ziegler, Äbte Hersfeld, Nr. 49, S. 17. Ausführlicher: WUNDER, Harald: Die Wigberttradition in Hersfeld und Fritzlar; Dissertation; Erlangen-Nürnberg 1969; S. 154 ff.

<sup>228</sup> Lampert, Opera, Vita Lulli, cap. 21, S. 334 f.

<sup>229</sup> Belegstellen: Struve, Lampert, Teil A, S. 61, Z. 17 (Zitat) u. Anhang II, S. 118, Z. 5 (Edition u=v).

Gebein-Translation 852 rückbezogenen Lullusfest manifestiert (Kap. VI.<sub>6</sub>)<sup>230</sup>. Die Urkunde belegt zudem eine Fortsetzung der Hersfelder Karlstradition, indem Albuin Kaplan des Frankenkönigs gewesen sein sollte. In diesem Kontext tauchte gemäß M. FLECK (2007) eine Verwechslung Albuins mit Alkuin auf, dem Vertrauten Karls des Großen (Kap. IV.<sub>5</sub>). Sie findet sich noch bei E. ZIEGLER (1970). Karl wiederum wurde im gleichen Schriftstück auch als Heiliger bezeichnet, was er seit Ende 1165 durch Barbarossa tatsächlich war (Kap. V.<sub>8</sub>). Allerdings blieb der Versuch einer beantragten Heiligsprechung Albuins und der daran anknüpfenden Einrichtung eines Kultes in Hersfeld letztlich erfolglos. Insgesamt repräsentiert die Urkunde laut T. STRUVE das späteste Zeugnis für Lamperts Nachwirken in Hersfeld. An anderen Stellen sind offenbar allgemein keine Bezüge zur „Vita Lulli“ mehr zu entdecken. Sie blieb aber weiter in der Klosterbibliothek, bis sie im 16. Jahrhundert von Humanisten aufgefunden wurde. Dabei darf freilich die erwähnte auswärtige Überlieferung nicht vergessen werden.

Wie ist nun schließlich das Werk einzuordnen? Die idealisierende Lullusdarstellung hing ohne Frage von bekannten, teils entstellenden Vorlagen ab und kann etwa den Aussagen aus Lullusbriefen meist nicht standhalten. Doch ist das pauschal-knappe Urteil von R. SCHIEFFER (1985), sie sei ohne eigenen Quellenwert, nur für die Epoche des Klostergründers korrekt und sagt auch nichts über die literarische Qualität aus. In diesem Sinne begann schon O. HOLDER-EGGER (1884) seinen Aufsatz zum Originalmanuskript mit einer abwägenderen Beurteilung:

*Lul, der Nachfolger des heil. Bonifaz auf dem Mainzer Stuhl, hat einen gleichzeitigen Biographen nicht gefunden, seine Lebensbeschreibung ist vielmehr erst zu einer Zeit abgefasst, da man von seinem Leben und Wirken keine lebendige Kunde mehr hatte, sie hat daher geringen oder gar keinen historischen Werth, ist aber ein Denkmal, welches litterarhistorisches Interesse in bedeutendem Masse in Anspruch nimmt und verdient*<sup>231</sup>.

Auch als Schlussfazit stellte der Forscher fest, dass man bei der Lektüre der Vita neuerlich Achtung vor dem Schriftsteller Lampert und seinem formalen Talent bekomme und dass sie für ein historisches Denkmal von hervorragendem Wert gelten würde, wenn nur eben alle ihre Quellen verloren gegangen wären<sup>232</sup>. Im Vergleich mit ihren Vorlagen erkennt man die Fähigkeit Lamperts, aus dem dürftigen, zur Verfügung stehenden Flickenteppich bekannter Fakten ein zusammenhängendes Ganzes zu weben, wobei er mit reicher Fantasie das Einzelne ausschmückte. Seine Uminterpretation ging so weit, dass er den herrschsüchtigen Lullus der „Vita Sturmi“, der zur Erreichung seiner Ziele nicht mal vor einer Verleumdung des gegenrischen Fuldaer Abts zurückschreckte, in der „Vita Lulli“ in einen Wohltäter des Nachbarklosters verwandelte, der seine gütigen Absichten an der Leidenschaftlichkeit von Sturmius scheitern sehen musste (Kap. IV.<sub>1</sub>). Ähnliches gilt für die erwähnte Gegenüberstellung des guten Karl und des schlechten Karlmann, die Lampert aus den dürftigen Angaben Einhards ableitete. Zwar kann man ihm zu Gute halten, dass er dies noch mit großem historischem Scharfblick darstellte und auch wahrheitsgemäß ein *ut fertur* oder *ut creditur*<sup>233</sup> einfügte, wenn er bei fehlender Überlieferung auf Vermutungen angewiesen war (Kap. II.<sub>3</sub>). Freilich sind in seinen Werken bei aller Korrektheit des historischen Gerüsts eben Zweifel erlaubt über die Berechtigung mancher Personenurteile und die Motivierung des Geschehenen, die in fingierten Reden gegeben wird. Letztlich ging es ihm vor allem um eine schöne Form.

Dabei ist es aber abgesehen vom literarhistorischen Interesse, das schon von O. HOLDER-EGGER positiv an die Seite des negativen historischen Wertes gerückt wurde, für Lamperts Zeit ja gerade die Gegenüberstellung der idealisierten Geschehnisse von vor drei Jahrhunder-

<sup>230</sup> Wiegand, Stadt Bad Hersfeld, S. 16.

<sup>231</sup> Holder-Egger, Vita Lulli und Verfasser, S. 285, Z. 1-7.

<sup>232</sup> Zum Folgenden: Holder-Egger, Vita Lulli und Verfasser, S. 319.

<sup>233</sup> Zit. n.: Holder-Egger, Vita Lulli und Verfasser, S. 319, Z. 40.

ten und der als krisenhaft empfundenen Gegenwart, welche die Vita als historische Quelle zwar nicht für das 8., aber eben für das 11. Jahrhundert so hilfreich macht. Nicht zuletzt zeigen auch die politischen Erweiterungen, wie das hagiographische Korsett für Lamperts geschichtliche Interessen langsam zu eng wurde und er sich neuen Aufgaben öffnete. So ist die „Vita Lulli“ gemäß M. FLECK weder eine traditionelle Heiligenvita noch eine Propagandaschrift für Klosteranliegen oder gar ein historisches Werk<sup>234</sup>. Doch hat sie von jedem dieser drei Genres etwas und verbindet dabei auf ihre Art Pietät, Parteilichkeit und Klosterinteresse.

### **b) „Hexameter-Gedicht“**

Etwa zur gleichen Zeit wie die Erweiterung der Heiligenvita verfasste Lampert (um) 1073 als zweite bekannte Schrift ein heute verlorenes zeitgeschichtliches Gedicht in Hexametern<sup>235</sup>. Es entstand wohl ebenfalls im Kontext der „Erfurter Synode“ von 1073 und war Teil des „Hersfelder Programms“ (Kap. VI.7). Inhaltlich ging es den meisten Forschern zufolge unter anderem um die jüngste Geschichte des Lullusklosters, worunter sich wohl auch eine Schilderung des Thüringer Zehntstreits mit Mainz befand. P. HAFNER fasste das Werk freilich noch etwas weiter als Versuch einer epischen Darstellung der Klostergeschichte auf, doch ist im Angesicht von Lamperts Selbstzeugnis am Gegenwartsbezug festzuhalten. Kenntnis über das Gedicht haben wir nämlich durch das eigene Testimonium im Prolog seines dritten Werkes über die Abteihistorie, das dann stattdessen als Erzähltext konzipiert war. Dort erwähnte er ein knapp zusammenfassendes Gedicht in *heroico metro*, wegen dem er von seinen Mitbrüdern heftig getadelt worden sei, weil er in deren Augen dort viel Falsches berichtet habe. Er hatte aber seine Lehren daraus gezogen, indem er in seiner „Institutio“ nur noch die geschichtlichen Tatsachen wiedergeben und das Zweifelhafte herauslassen wollte. Bei alldem zeigt sich schon seine Hinwendung zur Gegenwart, die er freilich noch mit einem Bescheidenheitstopos verband, indem er sich weniger geeignet für deren Beschreibung wisse:

*Ad hoc me accendunt studia rerum moderno tempore gestarum, quamquam sciam me ad has describendas minus idoneum. Quas tamen plerasque pro opibus ingenioli mei heroico metro strictim comprehendendi. Sed quoniam relata ab aliis ab aliis refelluntur, et in versibus plura falsa pro veris scripsisse accusor, in hoc genere stili manifesta transcurrere, dubia ne attingere statui*<sup>236</sup>.

Die Gründe für das geteilte Echo auf sein Gedicht sind nicht zuletzt durch Lamperts verständlicherweise eher schwammige Aussage in der Forschung umstritten, was auch deren unterschiedliche Haltung spiegelt: Einerseits vermutete T. STRUVE (1970), dass der Unmut im Kloster dadurch hervorgerufen wurde, dass Lampert einfach aufgrund seiner Unerfahrenheit mit dem lyrischen Genre größere Schwächen im Stil offenbarte und es so auch inhaltlich zu Unstimmigkeiten kam. Dies wird ja in der Tat durch die angekündigte stilistische Neuorientierung gedeckt. Andererseits hielt es noch W. D. FRITZ (1957/62) für wahrscheinlich, dass im Konvent gerade seine unwahre Darstellung der Ereignisse, also die allzu offensichtlichen inhaltlichen Entstellungen Lamperts negativ auffielen. Auch dies ist zweifellos aus der Aussage herauslesbar, indem er nun offensichtlich beabsichtigte, nur noch die sicheren Tatsachen wiederzugeben. Scheinbar hatten sich in seinem Gedicht eben auch zweifelhafte Nachrichten oder Schlüsse befunden, die bei seinen Brüdern negativ aufgefallen waren. Jedoch gab er

<sup>234</sup> Lampert, Lullus-Leben, Einleitung, S. 27.

<sup>235</sup> Über das „Hexameter-Gedicht“: Hafner, Reichsabtei Hersfeld, S. 82; Holder-Egger, Vita Lulli und Verfasser, S. 295; Lampert, Annales, Einleitung, S. XI; Lampert, Opera, Praefatio, S. XXXII; Lecheler, Lampert von Hersfeld, S. 124; Schieffer, s. v. „Lampert von Hersfeld“, VerLex 5, Sp. 514; Schmidt, s. v. „Lampert von Hersfeld“, BBKL 4, Sp. 1058; Struve, Lampert, Teil A, S. 38 u. Struve, Lampert, Teil B, S. 129-131.

<sup>236</sup> Lampert, Opera, Institutio, Prolog, S. 345, Z. 12-19.



keine unwahren Schilderungen über den Zehntstreit als Begründung für die Kritik an. Denn an sich war seine am besten in den späteren „Annales“ erkennbare Interpretation der Thüringer Angelegenheiten durchaus innerlich begründet und diente den Klosterinteressen. Ein möglicher Mittelweg wäre im Lichte seiner Aussage somit, dass Lampert aufgrund des strengen Reimschemas die Worte nach Kürze und Harmonie auswählen musste und keine langen Schilderungen der Fakten unterbringen konnte, so dass er sowohl inhaltliche als auch stilistische Mängel heraufbeschwor. So ist insgesamt T. STRUVE zu folgen, wenn er dann doch so weit ging, dass das Gedicht wohl inhaltlich und in der Form nicht geglückt sei. Lamperts berüchtigte Weitschweifigkeit hatte sich offenbar unter poetischen Bedingungen trotz aller nötigen inhaltlichen und begrifflichen Konzentration noch so verstärkt, dass die eigentlichen Ereignisse ganz an den Rand gedrängt wurden und jeglicher Zusammenhang verloren ging. Dabei muss man wissen, dass auch Meinhard von Bamberg eher distanziert zu Reimprosa war, worin ihm sein Studienkollege Lampert also beipflichtete. So verzichteten beide im Gegensatz zu vielen zeitgenössischen Schriftstellern auf diesbezügliche Kunstmittel, da sie sie scheinbar auch nicht richtig gelernt hatten. Denn zumindest bei Lamperts „Hexameter-Gedicht“ zeigt sich, dass er die komplizierten Kniffe nicht beherrschte und wohl auch dadurch die Zuhörer verärgert hatte. Dies mag dann ein Anlass gewesen sein, dass er sich nach seinem respektablen hagiographischen Erstling und dem gescheiterten Ausflug in die Poesie nur noch als Geschichtsschreiber umtun und sich ausschließlich auf die Fakten beschränken wollte. Zudem sah sich Lampert in seiner Selbsteinschätzung ja sowieso eher als Historiograph denn nur als Beschreiber der Zeitgeschichte. Trotzdem waren es aktuelle Anlässe, die ihn erst zum Geschichtsschreiber machten, nicht etwa ein Interesse an alten Stoffen.

Letztlich bezeichnete T. STRUVE übrigens das „Hexameter-Gedicht“ 1997 gar als das erste Werk Lamperts, womit er es vor die Endfassung der „Vita Lulli“ einordnete. Freilich hatte er wie M. FLECK das Gerüst der Heiligenbiographie bereits früher angesetzt und nur die politischen Einschübe auf 1073 datiert, die ja offenbar gleichzeitig mit Wundern und Schlusskapitel dazu kamen. Augenscheinlich entstand das Gedicht zumindest wie die zweite Vitafassung in Reaktion auf die „Erfurter Synode“ 1073, wobei aber die genauen Umstände unklar sind.

### c) „*Libellus de institutione Herveldensis ecclesiae*“

Danach folgte 1074/76 eine nur bruchstückhaft überlieferte Hersfelder Klostergeschichte mit dem erst später geprägten Titel „*Libell[us/i] de institu[c/t]ione Herveldensis [a]ecclesiae*“<sup>237</sup>. Lampert ist dabei durch das glaubhafte Zeugnis des Humanisten Paul Lang als Verfasser gesichert, war aber auch dessen Lehrer Johannes Trithemius (1462-1516) schon in dieser Rolle bekannt. Nach dem Befund der Überreste reichte das Werk offenbar bis 1076 und wurde durch einen zeitkritischen Prolog eingeleitet. Dieser bietet reichlich Stoff zu Lamperts Gesinnung und Quellen, zur Entstehung seines Werkes und – wie gerade gesehen (Kap. II.2.b) – auch zur inneren Verbindung seiner Schriften. Augenfällig ist in der Folge der meist chronologische, aber nicht exakt datierte Aufbau sowie die Teilung in zwei Bücher an der von Lampert tief empfundenen Wendemarke beim Tod Heinrichs III. (1039/46-1056): Das erste Buch behandelte die Zeit von Lullus bis 1056 und das zweite Buch setzte die Schilderung in der Regierung Heinrichs IV. (1056/84-1106) bis 1074/76 fort. Die früheren Jahrhunderte wurden aber nur flüchtig gestreift. Dass Lampert Schwierigkeiten mit der Epoche nach Lul-

<sup>237</sup> Zur „Institutio“: Chronica Fuldensis, Einleitung, S. 22 f., 41 u. 43; Hafner, Reichsabtei Hersfeld, S. 82 f.; Holder-Egger, Vita Lulli und Verfasser, S. 294 f. u. 313 f.; Lampert, Annales, Einleitung, S. XI f.; Lampert, Opera, Praefatio, S. XXIX-XXXIV; Lecheler, Lampert von Hersfeld, S. 124; Neuhaus, Geschichte Hersfeld, S. 66; Schieffer, s. v. „Lampert von Hersfeld“, VerLex 5, Sp. 515 f.; Schmidt, s. v. „Lampert von Hersfeld“, BBKL 4, Sp. 1058 u. Struve, Lampert, Teil A, S. 38-44.

lus 786 bis 970 hatte, enthüllte er selbst in einem nachgeschobenen Prologteil im ersten Buch, indem ihm dafür kaum Quellen zur Verfügung stünden. Allerdings waren durchaus Urkunden vorhanden, die er freilich meist nicht nutzte – eine für einen Historiographen etwas befremdliche Arbeitsweise. Lampert sei natürlich zugestanden, dass er genrebedingt nicht so auf sie eingehen konnte, wie es etwa Eberhard als Kompilator tun sollte (Kap. III.<sub>2.a+4</sub>). Dieser zog umgekehrt auch nur in bescheidenem Maß historiographisch-hagiographische Quellen heran, was Lampert quasi rehabilitiert. Der Hersfelder widmete sich denn auch dem Jahrhundert 970-1076 spürbar ausführlicher. Hier wird freilich deutlich, dass es im Mittelalter keine Unterscheidung von Urkunden und Darstellungen gab (Kap. II.<sub>3</sub>), so dass er im Prolog als die drei Quellenbereiche der „Institutio“ pauschal schriftliche Überlieferung, Erzählungen sachkundiger Männer und eigene Erfahrungen notierte. Dabei gewährte er auch einen Einblick in seine Gesinnung, da er zwar getreu dem Bescheidenheitstopos nur schreibe, um seine Fähigkeiten zu trainieren, sich aber selbstbewusst in einem Atemzug mit Jeremia nannte:

*Scribere disposui non ostentandi, sed exercendi causa ingenii, nec scientiae, quae inflat, sed caritatis gratia, quae aedificat*<sup>238</sup>, *quaecumque ad animum recurrunt eorum, quae olim me contigit super statu monasterii nostri vel legisse vel a probatissimis viris audisse, quaeque etiam ipse expertus sum, sedens cum Iheremia et flens casum*<sup>239</sup> *et, ut ita dicam, excidium patriae meae*<sup>240</sup>.

Dabei räumte er den Zeitzeugen nach mittelalterlicher Gewohnheit die größte Glaubwürdigkeit ein – für uns problematisch. Zudem zog Lampert in der „Institutio“ im Vergleich zu den späteren „Annales“ für seine Verhältnisse überdurchschnittlich viele Bibelstellen heran, was wohl der Klosterthematik sowie der eigenen Betroffenheit geschuldet war und bereits im Prolog spürbar wird. Dort enthüllte er ebenfalls einige Details über seine Inspiration:

*Ad quod studium me dormitantem vestra, si recolit, paternitas seponumero excitare curavit; sed timidum me filiumque diffidentiae tandem ad audendum*<sup>241</sup> *perpulit laeta cuiusdam Fuldensis abbatis historia subtiliter memoriae commendata, quamquam nec ea facundia nec ea mihi copia suppetat tam subtiliter enarrandi res partim oblivione, partim temporum prolixitate procul a memoria relegatas et ideo absque ambiguitate minus auctoritatis habituras*<sup>242</sup>.

Demnach kann der von Lampert hoch geschätzte Abt Hartwig (1072-1090) in der Tat auch hier als Förderer und Ideengeber für sein Werk angesehen werden<sup>243</sup>. Bezeichnenderweise entsprang dabei die Idee zur „Institutio“ erst Hartwigs Empfehlung einer – gemäß T. STRUVE (1969) verschollenen – Fuldaer Klostergeschichte, so dass man hier wie bei so vielem ein Vorbild aus dem Nachbarkloster vor sich hat. Jenes von Lampert sehr gerühmte und angeblich auf einen Fuldaer Abt zurückgehende Werk ist freilich laut W. HEINEMEYER (1976) möglicherweise identisch mit der damals gerade begonnenen „Chronica Fuldensis“ (Kap. IV.<sub>5</sub>). Dafür, dass der Auftrag des Abtes nun gerade auf Lampert fiel, gab offensichtlich die Beschäftigung mit aktuellen Ereignissen in der „Vita Lulli“ den Ausschlag, indem sich der Mönch ja im Angesicht des Thüringer Zehntstreits mit der zweiten Fassung schon sehr vom hagiographischen Kern entfernt hatte. Doch hielt er sich ja nach den Erfahrungen des zeitgeschichtlichen „Hexameter-Gedichts“ zunächst gar nicht befähigt, die bis in moderne Zeit reichende Aufgabe zu erfüllen (Kap. II.<sub>2.b</sub>), was durch die Betrachtung des Fuldaer Vorbildes noch verstärkt wurde. Er konnte dann aber – nach dieser obligatorischen Selbstbescheidung – doch zur Annahme überredet werden. Weil Lampert von seinem Abt auf die Aufgabe aufmerksam gemacht und dazu ermutigt wurde, ist es letztlich auch nicht verwun-

<sup>238</sup> 1. Korinther 8, 1.

<sup>239</sup> Threnos pr.

<sup>240</sup> Lampert, Opera, Institutio, Prolog, S. 344, Z. 29 - S. 345, Z. 4.

<sup>241</sup> Epheser 2, 2.

<sup>242</sup> Lampert, Opera, Institutio, Prolog, S. 345, Z. 4-12.

<sup>243</sup> Ziegler, Äbte Hersfeld, Nr. 25, S. 11.

derlich, dass er sein Werk gerade jenem Hartwig widmete, indem er aus der klosterinternen Kritik seines letzten Werkes den Schluss zog: *Vestri solius, pater mi, in hoc opusculo expecto iudicium*<sup>244</sup>. Damit stellte er nebenbei seine Schrift in demütiger Selbststilisierung als Diminutiv dar. Der Prolog begann jedenfalls mit einer Klage über die Not und die Schäden, die sein Kloster in den damaligen Zeiten erfahren habe. So beweinte Lampert als Anklang an den Propheten Jeremia und den Psalmisten in biblischen Worten den aktuellen Zustand Hersfelds als Spiegel der Gesamtkirche, so dass er bereits eine Vorstufe der „Annales“ erreicht wurde:

*„Quis dabit capiti meo aquam et oculis meis fontem lacrimarum“<sup>245</sup>, ut, etsi deflere non sufficio mala quae fiunt in aecclesia, lugeam saltem die noctuque filiam Babilonis miseram<sup>246</sup>, matrem scilicet meam Herveldiam, multis miseriis et calamitatibus filiam confusionis factam? Cuius dum recordamur pulchritudinis, quasi super flumina Babilonis sedemus et flemus<sup>247</sup>, quod, ut verum fateamur, peccata nostra et iniquitates patrum nostrorum<sup>248</sup> post tantam pulchritudinem confusionem ei modernae pepererint feditatis<sup>249</sup>.*

Daran schloss sich folglich gerade auch ein Vergleich mit der glorifizierten Gründungszeit des Klosters an, welcher namentlich von den Kapiteln 16 und 19 der „Vita Lulli“ inspiriert wurde und etwa die alte Mönchszahl von 150 Brüdern übernahm (Kap. IV.<sub>1+4</sub>)<sup>250</sup>:

*Denique, ut post dicemus, haut difficile est dictu, quantum brevi adoleverit diviciis, magnitudine, gloria, cum precipue studiis beati Lulli Mogontiacensis archiepiscopi, qui ei aedificandae manum iniecerat, tum favore ac liberalitate nobilium virorum atque feminarum, tum frequentia monachorum nobiliter ibidem in castris Domini militantium, quorum numerus iam tum excreverat usque ad centum quinquaginta. Tantam siquidem ei contulerat fecunditatem, „qui habitare facit sterilem in domo matrem filiorum laetantem“<sup>251</sup>.*

In der folgenden Schilderung der kritischen Lage, die er in ihrer bildhaften Zuspitzung etwas übertrieb, verurteilte Lampert als Hauptursache den 1073 begonnenen Sachsenkrieg (Kap. V.<sub>3</sub>). Er lehnte dabei einen Beitritt zu dieser Verschwörung aufgrund des von ihr hervorgerufenen Schadens für das Gemeinwesen und die Kirche ab<sup>252</sup>:

*At nunc effeta et exhausta, immo vero ideo effeta, quia exhausta, ingemiscit et parturit usque adhuc<sup>253</sup>, et non est virtus parturienti propter violentiam predonum, qui ei nihil reliqui fecerunt preter parietes et saxa. „Memento, Domine, filiorum Edom, qui dicunt: ‘Exinanite, exinanite usque ad fundamentum in ea’“<sup>254</sup>. Ob quod suggestioni eorum pravae, conspirationi rei publicae atque ecclesiasticae paci contrariae, assentiri periculosum ducimus<sup>255</sup>.*

Es gab offenbar tatsächlich eine Aufforderung der Thüringer und Sachsen an Hersfeld und Fulda zum Anschluss an ihre Sache, wobei ihnen ansonsten mit Plünderungen gedroht wurde (Kap. VI.<sub>4</sub>). Stets hatte man zudem mit Vergeltungsmaßnahmen zu kämpfen. Dass Lampert so aus dem Sachsenkrieg eine Beeinträchtigung des Klosters ableitete, war also an sich zutreffend, doch übertrieb er im Ausmaß erheblich. Zudem sollte er den Aufstand später in den „Annales“ doch prinzipiell als fürstliches Widerstandsrecht gutheißen. Jedenfalls deutete er schon in der „Institutio“ seine königsfeindliche Haltung an, indem Heinrich IV. am Nieder-

<sup>244</sup> Lampert, Opera, Institutio, Prolog, S. 345, Z. 19 f.

<sup>245</sup> Jeremia 9, 1.

<sup>246</sup> Psalm 136, 8.

<sup>247</sup> Psalm 136, 1.

<sup>248</sup> Jeremia 14, 20.

<sup>249</sup> Lampert, Opera, Institutio, Prolog, S. 343, Z. 18-27. Dazu: Struve, Lampert, Teil B, S. 54.

<sup>250</sup> Lampert, Opera, Vita Lulli, cap. 16 u. 19, S. 329 u. 332.

<sup>251</sup> Lampert, Opera, Institutio, Prolog, S. 343, Z. 27 - S. 344, Z. 5. Schlusszitat: Psalm 112, 9.

<sup>252</sup> Struve, Lampert, Teil B, S. 78 f.

<sup>253</sup> Römer 8, 22.

<sup>254</sup> Psalm 136, 7.

<sup>255</sup> Lampert, Opera, Institutio, Prolog, S. 344, Z. 5-14.

gang des Klosters Schuld habe. Dazu ist nicht zuletzt die direkt anschließende Feststellung im Prolog aufschlussreich, die freilich in ihren biblischen Ausdrucksformen auch auf die Vögte übertragen werden kann, die er im Anschluss noch speziell erwähnte (Kap. IV.<sub>3</sub>):

*Maximam autem violentiam patimur ab his qui defensores esse debuerant aecclesiae nostrae, quorum officium erat ex adverso adscendere et murum pro domo Israhel opponere<sup>256</sup>, qui, ut sufficerent pro castris Domini stare et preliari bella Domini<sup>257</sup>, aecclesiae sunt opibus locupletati. Sed avaricia cum inferno numquam dicit: 'Sufficit'<sup>258</sup>.*

Für die Hersfelder Frühzeit im ersten Buch benutzte er vermehrt seine „Vita Lulli“, so dass gerade die Gründung in wörtlicher Übereinstimmung mit den betreffenden Passagen der Heiligenvita stand. Demnach ist die Klostergeschichte überhaupt neben dem fuldischen Vorbild auch aus seinem hagiographischen Erstling hervorgegangen, der nicht nur seine schriftstellerische Rechtschaffenheit bewiesen hatte, sondern schon selbst zu einem geschichtlichen Werk gewachsen war (Kap. II.<sub>2.a</sub>). Nun griff er also in seiner Schilderung der Klosteranfänge auf die Kapitel 13 bis 19 seiner Lullusbiographie zurück<sup>259</sup>, wobei er jenes namentlich genannte Werk im Anschluss zur näheren Lektüre empfahl – freilich ohne zu erwähnen, dass er mit dem Verfasser identisch war. Hieraus ließ sich schon laut O. HOLDER-EGGER (1884) ein neues Beweismoment für die Autorenschaft Lamperts bei beiden Werken erkennen – entgegen dem Forscher gewiss aber nicht, dass er die Heiligenvita nicht selbst verfasste. Denn der durchaus mit Stolz auf die schon geschaffene Schrift gewürzte Hinweis blieb wohl nur deshalb so unbestimmt, da diese Doppelautorenschaft seinen Mitbrüdern bekannt gewesen sein dürfte, auch wenn Lampert seine Autographie stets ohne Autorennamen beließ:

*Haec de exordio Herveldensis cenobii strictim dicta libellus de vita sancti Lulli editus latius explicat, si quis ea plenius nosse desiderat<sup>260</sup>.*

Der Gründungsabschnitt der Klostergeschichte ist O. HOLDER-EGGER zufolge mit größter Geschicklichkeit aus der „Vita Lulli“ exzerpiert. Dabei variierte Lampert etwas die Reihenfolge der entlehnten Abschnitte und die diesbezüglichen Satzkonstruktionen, wie es die veränderte Anlage eben erforderte. Obwohl er die betreffenden Passagen der Heiligenvita fast wörtlich übernahm, änderte er einzelne Aspekte doch mit eigentümlicher Freiheit ab. Hier tat sich schon für den Entdecker des „Vita Lulli“-Originalmanuskripts ein Indiz für die Verbindung beider Schriften auf, da diese Abänderungsfreiheit sich im Mittelalter gewiss selten fand, wenn ein Autor das Werk eines anderen ausschrieb. Zudem erkannte der Forscher in Lampert genug Selbständigkeit der Gesinnung und Gedanken, dass er die von der „Vita Lulli“ in die „Institutio“ übernommene Wendung *ut mea fert opinio*<sup>261</sup> nicht ohne Weiteres einem anderen Verfasser nachgeschrieben und dann wenig später an anderer Stelle wiederholt hätte. Beispiele werden uns gleich in der „Institutio“ und später auch in der „Vita Lulli“ (Kap. IV.<sub>1</sub>) begegnen. Insgesamt reicht die Übereinstimmung der Heiligenvita und der Klostergeschichte von der reinen Sprache sogar bis in die Orthographie, obwohl bekanntlich nur von Ersterer das Originalmanuskript als letztinstanzlicher Nachweis erhalten ist.

Für die Ereignisse nach Lullus konnte er hingegen angeblich keine Daten finden und beschränkte sich demnach auf wenige Notizen. In seinem Hinweis auf den Mangel an schriftlicher Überlieferung sah O. HOLDER-EGGER indirekt auch einen weiteren Beleg für die Identität Lamperts als Verfasser der „Vita Lulli“, denn als ein außenstehender Benutzer hätte er im

<sup>256</sup> Ezechiel 13, 5.

<sup>257</sup> 1. Könige 18, 17.

<sup>258</sup> Lampert, Opera, Institutio, Prolog, S. 344, Z. 14-20. Schlusszitat: Prov. 30, 15 f.

<sup>259</sup> Lampert, Opera, Institutio, lib. I, S. 345, Z. 27 - S. 347, Z. 24. Vorlage: Lampert, Opera, Vita Lulli, cap. 13-19, S. 323-333.

<sup>260</sup> Lampert, Opera, Institutio, lib. I, S. 347, Z. 25-27.

<sup>261</sup> Zit. n.: Holder-Egger, Vita Lulli und Verfasser, S. 313, Z. 34. Hinweise dazu auf S. 310, Anm. 1.

Angesicht dieser von ihm kurz nach den Lulluspassagen geäußerten Klage für die Klostergeschichte gerade noch mehr Informationen aus der Heiligenvita über Leben und Nachleben des Protagonisten entnehmen können, um die Quellenarmut zu kaschieren. Schon über Tod und Begräbnis des Klostergründers wäre mehr zu entlehnen gewesen, um als Übergang auch die Folgezeit in der „Institutio“ besser zu beleuchten. Freilich gab er hier trotzdem weiter aufschlussreiche Einblicke. So wies er nun wie schon in der „Vita Lulli“ – und zweimal in der „Institutio“ selbst – erneut auf die Zahl von 150 Mönchen aus dem „Breviarium S. Lulli“ hin, was freilich angesichts mangelnder Informationen langsam den Eindruck einer Lückenfüllung macht (Kap. IV.<sub>3+4</sub>). Dies tat er nämlich bereits im Prolog und dann erst kurz vor der besagten dritten Stelle in dem von der „Vita Lulli“ beeinflussten Abschnitt des ersten Buches<sup>262</sup>. Allerdings bereicherte er trotz aller Unkenrufe nunmehr tatsächlich die Hersfelder Abtsreihenfolge durch ein neues Glied – den (Unter-)Abt Balthart, der abgesehen von der bestätigenden Angabe der „Annales“ in dieser Funktion unbekannt ist (Kap. IV.<sub>1</sub>). Schließlich behandelte unser Chronist die Zeit ab 970 auch wieder etwas näher, da er offensichtlich erneut über bessere Informationen verfügte. Zunächst gab er aber für die Zwischenzeit eingedenk der dortigen Wissensprobleme im Kern nur eine kurze Abtsliste an, die ohne Jahreszahlen auskommen musste und wohl grob aus den alten „Hersfelder Annalen“ übernommen wurde. Vorher begegnet uns übrigens auch die erwähnte Formulierung *ut mea fert opinio*:

*Qualiter vero post haec locus ille per incrementa temporum ad profectum pervenerit, aut qualiter supradictus fratrum numerus, C videlicet et L, integro adhuc rerum statu imminutus sit, vel quales viri sibimet in regimine loci illius successerint usque ad tempora Gozberti abbatis, parum compertum habemus. Nihil enim de his litteris inditum repperimus, magis, ut mea fert opinio, scriptorum incuria quam ingeniorum penuria. Quorum tamen seriem hic ponere duximus dignum, sive ne penitus vetustate e memoria aboleantur, sive quod aliqui eorum summo functi sacerdocio et usui profecto fuerunt nostro monasterio et honori: Balthart abbas, Buno abbas, Brunwart abbas, Drūgo abbas, Hardarat abbas, Diethart abbas, item Diethart abbas et episcopus, Burchart abbas et episcopus, Megengoz abbas, Hagano abbas, Guntherus abbas, Egilolf abbas, Gozbertus abbas<sup>263</sup>.*

Als er so die Äbte bis Gozbert (970-984/85) aufgeführt und bei Bedarf ihre Bischofskarrieren ergänzt hatte, folgte eine später zu behandelnde Kurzanzeige über den künstlerisch umtriebigen Abt Hagano (935-959) (Kap. IV.<sub>5</sub>). Dann schloss sich quasi ein zweiter Prolog an, wo Lampert seine mangelnden Kenntnisse durch das Klosterleben zu entschuldigen suchte. Dabei bot er wie in der „Vita Lulli“ ein Programm für sein Vorgehen (Kap. II.<sub>3</sub>):

*Ego mihi hanc tantum operam iniunxi, ut nostrae rei publicae consules, hoc est monasterii nostri patres atque rectores, cum calamitatibus, quae nos modernis temporibus oppresserunt, stili officio ad posteros transmitterem. Nam idem ipsi nimirum imperatores suorum secum habent precones meritorum, experientia, ut ita dicam, vernacula eis scribenda dictante et falsas opiniones veritate astipulante longius propellente. Verum haec hactenus<sup>264</sup>.*

Danach setzte er aber seine Schilderung der Zeit von Gozbert bis Meginher (1036-1059) mit viel ausführlicheren Nachrichten fort, welche bereits mit Ereignissen aus der Reichsgeschichte verwoben waren. Jedoch kann man im Grunde für das erste Buch noch von einer richtigen Klostergeschichte sprechen. Dagegen richtete sich sein Augenmerk im zweiten Buch vermehrt auf die Reichsgeschichte, womit die am Ende des ersten Buches beobachtete Tendenz noch anstieg. Ab spätestens 1040 können wir ja auch mit bewusst erlebten eigenen Erfahrungen des jungen Lampert rechnen (Kap. II.<sub>1</sub>). Dabei musste insgesamt freilich die zunehmende Stofffülle den Rahmen sprengen, denn zwangsläufig verlief nun einmal die Geschichte des Klosters und des Reiches parallel und war aufs Engste verknüpft, was sich in der

<sup>262</sup> Lampert, Opera, Institutio, Prolog, S. 344, Z. 1-3 u. lib. I, S. 347, Z. 18 u. 29 f.

<sup>263</sup> Lampert, Opera, Institutio, lib. I, S. 347, Z. 27 - S. 348, Z. 6.

<sup>264</sup> Lampert, Opera, Institutio, lib. I, S. 348, Z. 23-32.

Nachrichtenflut der Zeitgeschichte noch potenzierte. So leistete Lampert faktisch hier schon konzeptartig eine lokalbezogene Vorarbeit zu seinem „opus magnum“, wie dies auch bei dem verschollenen zeitgeschichtlichen Gedicht möglich scheint. Daher war dann der Abbruch der „Institutio“ eine konsequente Entscheidung und ist nicht etwa einer ungünstigen Überlieferung geschuldet. Die jüngsten dort geschilderten Ereignisse fallen in 1076, wobei man gerade in den letzten Jahren ausführlichere Entsprechungen in den „Annales“ findet. Es ist anzunehmen, dass Lampert schon für das zweite Buch Notizen benutzte, die er Jahr für Jahr zusammengestellt hatte. Als er aber aus Einsicht in die Überforderung des Rahmens einer Klostergeschichte 1077 alles auf die globalhistorische Karte setzte und bald parallel die „Annales“ vorlagen, verlor die „Institutio“ vor allem im zweiten Buch für potenzielle Benutzer an Interesse, hatte man doch nun eine ungleich ausführlichere Schilderung zur Verfügung. Darin lag so der Grund für die mangelnde Überlieferung vor allem des letzten Werkteils.

Durch die Exzerpte eines Hamerslebener Mönches von 1513 blieben wenigstens der Prolog und große Teile des ersten Buches, namentlich der Anfang, nahezu komplett und anscheinend wörtlich erhalten<sup>265</sup>. Allerdings wurden dann die Auszüge immer dürftiger und er bot schließlich vom zweiten Buch nur noch wenige Reste als knappes Fragment, so dass darüber kaum etwas bekannt ist<sup>266</sup>. Auf jenen Exzerptor geht auch der heutige, nicht authentische Titel zurück. Seine Überlieferung kann aber durch einige Angaben von humanistischen Geschichtsschreibern ergänzt werden: So finden sich drei zusätzliche Kurzzitate bei Paul Lang in dessen „Chronicon Citizense“ von 1518, der an einigen Stellen Nachrichten der „Institutio“ ausgeschrieben hat<sup>267</sup>. Zudem kann man den Inhalt erschließen über einzelne Passagen der deutschsprachigen „Landeschronik von Thüringen und Hessen“ des Wigand Gerstenberg aus den Jahren 1493 bis 1515<sup>268</sup>. Im Rahmen seiner Klosterreise war der Autor nämlich auch nach Hersfeld gekommen, was durch eine Aussage über den Hl. Wigbert belegt wird, dessen Vita er zitierte: *Alsus lesset man in siner legenden zu Hersfelt*<sup>269</sup>. Auch wenn aus der Formulierung nicht klar hervorgeht, welche der verschiedenen Hersfelder Wigbertschriften gemeint war, konnte M. FLECK (2010) doch anhand zahlreicher direkter Übernahmen belegen, dass es sich um die „Vita Wigberti“ des Lupus von Ferrières (836) handelte<sup>270</sup>. Damit war zumindest sie zu dieser Zeit noch im Kloster vorhanden (Kap. IV.5). Bei dieser Gelegenheit entdeckte Gerstenberg auch eine Handschrift der Klostergeschichte, die möglicherweise das dort gebliebene Original war. Die „Annales“ wurden ebenfalls von ihm herangezogen, doch davon später mehr (Kap. II.2.d). Zunächst ist grundsätzlich zu beachten, dass Gerstenberg nach einem Urteil von E. STENGEL sehr gewissenhaft seine Quellen angab. Dabei war ihm aber kein gemeinsamer Ursprung von „Annales“ und „Institutio“ bewusst, sondern er unterschied beide Werke auch personell deutlich voneinander: Während er die Jahrbücher wegen einer fälschlichen Verbindung zum Heiligen der Lütticher Kirche als *cronicken Lamberti Leodicensis* aufführte, sprach er bei der Klostergeschichte von einer *cronicken von Hirsfeld*<sup>271</sup>. Demnach hatte er einerseits trotz seiner falschen Ableitung offensichtlich den Erfurter Überlieferungsstrang der „Annales“ vor sich, der den Autorennamen – hier freilich ohne Ort – nannte. Andererseits benutzte er wohl das namenlose Original der „Institutio“. Demgegenüber muss Johannes Trithemius (1462-1516), der von Existenz und

<sup>265</sup> Zur Überlieferung: Lampert, Opera, Praefatio, S. XXX f.; Schieffer, s. v. „Lampert von Hersfeld“, VerLex 5, Sp. 515 u. Struve, Lampert, Teil A, S. 38-42.

<sup>266</sup> Wolfenbüttel, Herzog-August-Bibliothek, Cod. Guelf. 76.30 Aug. fol. (2754).

<sup>267</sup> Wolfenbüttel, Herzog-August-Bibliothek, Cod. Guelf. 19.35 Aug. 4<sup>o</sup> (3216).

<sup>268</sup> Schmincke, Monumenta Hassiaca I, 101, 105.

<sup>269</sup> Gerstenberg, Landeschronik, S. 53. Zit. n.: Struve, Lampert, Teil A, S. 111, Anm. 98.

<sup>270</sup> Näheres: Leben und Wundertaten, Teil I, Vita Wigberti, S. 91, Anm. 65.

<sup>271</sup> Zit. n.: Struve, Lampert, Teil A, S. 38, Z. 21 f. u. S. 110, Z. 23 f.

Autorenschaft von „Annales“ und „Institutio“ wusste, eine Abschrift der Klostergeschichte herangezogen haben, die auch den Namen des Verfassers Lampert von Hersfeld übermittelte:

*Lampertus monachus Hirsfeldensis [...] qui inter caetera ingenii sui opuscula scripsit Chronicon monasterii sui Hirsfeldensis, breve quidem, sed non inutile*<sup>272</sup>.

Diese Kenntnis gab er dann an seinen Schüler Paul Lang weiter. Jedenfalls fanden die bisher genannten Bruchstücke in die Edition von O. HOLDER-EGGER Eingang, die auch unserer Darstellung prinzipiell zu Grunde liegt. Doch konnte T. STRUVE sie durch weitere Überreste ergänzen, die zudem neue Erkenntnisse zur Abfassung des Werkes mit sich brachten<sup>273</sup>. Der letzte Eintrag des Hamerslebener Mönchs, mit dem auch O. HOLDER-EGGER seine Edition abschloss, befasste sich nämlich mit der Geburt des salischen Königssohnes Konrad am 12. Februar 1074 in Hersfeld (Kap. VI.4). Doch fand T. STRUVE noch Hinweise auf Ereignisse 1076, die mit unmissverständlichen Quellenangaben auf die „Institutio“ verweisen.

So berichtete Wigand Gerstenberg über vier große Plagen, welche die Menschheit bedroht hätten, wie man es aus dem zweiten Buch der Chronik von Hersfeld erfahre<sup>274</sup>. Die vier Plagen kann man in die Jahre 1065 bis 1076 datieren, wobei sie quasi symbolisch die Thematik des zweiten Buches umreißen: So ging es gemäß T. STRUVE zunächst um die Regierungsübernahme Heinrichs IV. (Kap. V.2), dann ab 1069 um den Thüringer Zehntstreit (Kap. VI.3) und ab 1070 um den Sachsenkrieg (Kap. V.3). Die letzte Plage sei jedoch ein Streit zwischen Kaiser und Papst beziehungsweise Geistlichen und Laien gewesen. Hier konnte er aber nur auf die Wormser Synode vom 24. Januar 1076 und die folgenden Ereignisse anspielen (Kap. V.4). Ein weiterer Überrest von 1076 findet sich laut A. PANNENBORG (1896/97) in der „Cronica ab origine urbis Romanae“<sup>275</sup>, in der gleichen Wolfenbütteler Handschrift wie die Hamerslebener Exzerpte. Dabei handelt es sich um einen Bericht über die Gefangenschaft und Flucht des Bischofs Burchard II. von Halberstadt (1059-1088) im Juni 1076, der im Grundsatz mit den „Annales“<sup>276</sup> übereinstimmte, aber kürzer war und der „Institutio“ zugewiesen werden kann. Die im Prolog beklagten Schädigungen waren wohl Folgen des Sachsenkriegs vor Abschluss des Gerstunger Friedens am 2. Februar 1074 (Kap. V.3). Gemäß O. HOLDER-EGGER begann Lampert unmittelbar danach mit der Abfassung der „Institutio“ und stellte sie noch im Frühjahr 1074 fertig. Dies konnte T. STRUVE insoweit korrigieren, als dass Lampert zwar 1074 mit dem Schreiben begann, seine Aufzeichnungen aber bis Mitte 1076 fortführte. So sei an einigen Stellen ein Parallelbericht zu den „Annales“ zu rekonstruieren, der aber im Schatten der dort ausführlicheren Schilderungen der Reichsgeschichte stehe. Allerdings gibt es auch aufschlussreiche Unterschiede in der Ausrichtung beider Werke: So hob die Klostergeschichte die Rolle des Mainzer Erzbischofs als treibende Kraft im Zehntstreit gegenüber den Jahrbüchern noch stärker hervor. In der „Institutio“ waren zudem die Zehntkonflikte auf Thüringen beschränkt. Auch verband sie Lampert hier noch nicht kausal mit dem Sachsenkrieg, was demgegenüber in den „Annales“ später sogar zu einem Leitmotiv wurde und bis in die hohe Reichspolitik die Handlungen der Akteure bestimmte (Kap. II.2.d).

Da die erhaltenen Exzerpte der „Institutio“ meist eher inhaltsbezogen sind, gingen dort Lamperts stilistische Eigenarten fast ganz verloren. Ausnahmen lassen sich nur an zwei Stellen beobachten: Einmal bieten ja der Prolog und dessen Nachschub einen Einblick in seine Gedankenwelt, so dass dort nicht nur häufiger Bibelstellen erscheinen, sondern auch seine reine, mit klassischen Zitaten gewürzte Sprache stärker hervortritt. Letzteres gilt gleichfalls für die Schilderung der Klostergründung im ersten Buch, da er dort einfach die „Vita Lulli“

<sup>272</sup> Trithemius, *Annales Hirsaugienses* I, S. 202. Zit. n.: Struve, Lampert, Teil A, S. 110, Anm. 87.

<sup>273</sup> Abgedruckt in: Struve, Lampert, Teil A, S. 40-42.

<sup>274</sup> Gemäß T. STRUVE: Gerstenberg, *Landeschronik*, S. 96 f. (P).

<sup>275</sup> Wolfenbüttel, Herzog-August-Bibliothek, Cod. Guelf. 76.30 Aug. fol., Bl. 30 v.

<sup>276</sup> Gefangenschaft und Flucht Burchards II.: Lampert, *Annales*, S. 362-368.

ausschrieb. Erst im weiteren Verlauf entwickelte sich die Schrift immer mehr zu einem sachlichen Vorspiel für die „Annales“, die in einem großen Rahmen die Themen der Zeitgeschichte behandeln sollten. Insgesamt stellte also die „Institutio“ eine wichtige Schaltstelle in Lamperts Werk dar, die ihn von Monographien über Lullus, Zehntstreit und Kloster zu einer großen historischen Darstellung führte. Die Klostergeschichte enthüllt in ihrem Prolog wichtige Details zur Werkgenese und sogar die Existenz eines verschollenen Gedichts. Im ersten Buch griff Lampert dann zunächst seinen hagiographischen Erstling auf. Schließlich entfernte er sich im zweiten Buch aber vom Kern einer Klostergeschichte. So mag ihm hier erneut der Stoff aus dem gesetzten Korsett gewachsen sein. Sein drittes Werk wurde auch in der späteren Tradition vor allem in den letzten Abschnitten ganz von den ausführlicheren „Annales“ verdrängt. Letztlich gewinnt die „Institutio“ aber gerade dadurch ihren Eigenwert, dass sie am deutlichsten Lamperts persönlich-mönchische Seite zum Ausdruck bringt, die in den Jahrbüchern schon distanzierter erschien. Doch haben diese natürlich andere Qualitäten.

#### d) „Annales“

Lamperts wichtigstes und umfangreichstes Werk, das seinen Ruhm als Historiker begründete, wurden also schließlich seine „Annales“, die immer mehr von kurzen Jahreseinträgen zur umfassenden Chronik anwuchsen<sup>277</sup>. Sie gelten auch deshalb formal als Weltchronik, da Lampert seinen zeithistorischen Jahresberichten einen Abriss der Weltgeschichte voranstellte, der auf den verlorenen „Hersfelder Annalen“ fußte (Kap. IV.5)<sup>278</sup>. Ihr solcherart ausgebildeter Mischcharakter verwundert insofern nicht, als dass es gerade die historiographischen Gattungen der Annalen sowie der Reichs- und Weltchroniken waren, die besonders im Zeitalter des Investiturstreits zu neuer Blüte gelangten. Zudem waren die Gattungsabgrenzungen moderner Prägung durchaus unmitttelalterlich, so dass sich die meisten Chroniken auch gar nicht in ein Schema pressen lassen und es häufig Anklänge ans Annalenschema gibt. Darüber hinaus endeten Vergangenheitshistorien regelmäßig übergangslos als Zeitgeschichten. Hier nahm Lampert sogar eine extreme Position ein, da bei den „Annales“ der als Weltchronik beginnende erste Teil nur noch als ein kurzer Vorspann zur Zeithistorie erscheint. Allerdings ist in manchem die Chronik Bertholds von Reichenau († 1088) mit ihm vergleichbar, die eine zeitgeschichtliche Fortsetzung der Weltchronik Hermanns von Reichenau († 1054) darstellte und namentlich ab 1075 in der zweiten Fassung ähnlich ausführlich war. Zudem gehörte Lampert zu den Historiographen, die zwar global eine engagierte, königsfeindliche Reichsgeschichte boten, gleichzeitig aber ungleich stärker als regionale Mönche schrieben, denen es vor allem um ihr Kloster ging. So verband er die allgemeine Weltchronistik mit den für das damalige und folgende Zeitalter typischen lokalen Bistums- und Klosterchroniken. Demnach wurde er auch bei der Abfassung seiner „Annales“ wahrscheinlich von Abt Hartwig gefördert<sup>279</sup>, was gemäß T. STRUVE schon deshalb nahelag, weil so die alten „Hersfelder Annalen“ fortgesetzt wurden (Kap. IV.5). Auch an die Möglichkeiten für die Reaktion auf den Thüringer Zehntstreit ist zu denken. Allerdings verzichtete Lampert im Gegensatz zu „Vita Lulli“ und „Institutio“ auf eine Vorstellung seines Programms, da er es mit einer weniger

<sup>277</sup> Über die „Annales“: Demandt, Geschichte Hessen, S. 353 f.; Goetz, Investiturstreit in der deutschen Geschichtsschreibung, S. 47-49 u. 51; Hafner, Reichsabtei Hersfeld, S. 83; Lampert, Annales, Einleitung, S. XII; Lampert, Opera, Praefatio, S. XXXIV-LXVI; Lecheler, Lampert von Hersfeld, S. 122 u. 124 f.; Neuhäus, Geschichte Hersfeld, S. 65 f.; Schieffer, s. v. „Lampert von Hersfeld“, VerLex 5, Sp. 516 f.; Schmidt, s. v. „Lampert von Hersfeld“, BBKL 4, Sp. 1058 f.; Stengel, Lampert Abt, S. 250 f.; Struve, Lampert, Teil A, S. 51-56, 62-84 u. 96-113; Struve, s. v. „Lampert von Hersfeld (um 1028 - nach 1081): Annales“, Hauptwerke, S. 350-352 u. Unger, s. v. „Hersfeld – Geschichtlicher Überblick“, GermBen 7, S. 593 f.

<sup>278</sup> Zur Einordnung: Goetz, Investiturstreit in der deutschen Geschichtsschreibung, S. 47-49 u. 51.

<sup>279</sup> Ziegler, Äbte Hersfeld, Nr. 25, S. 11.



geschlossenen Form zu tun hatte, wo Prolog und Epilog zudem ungewöhnlich waren (Kap. II.3).

Das Werk setzte jedenfalls mit einem von Beda und Isidor übernommenen Abriss der Weltgeschichte seit Adam ein, der bis 702 reichte, wie uns der gewissenhafte Chronist auch selbst im betreffenden Jahreseintrag kundtat: *DCCII. anno dominicae incarnationis. Huc usque Beda*<sup>280</sup>. Daraufhin ging Lampert ab 708 zur Annalenform über. Die Einträge wurden dabei prinzipiell nach dem Weihnachtsstil gegliedert, so dass das Jahr schon mit dem 25. Dezember beginnt<sup>281</sup>. Insgesamt beruhten seine älteren Teile tatsächlich auf den mehrfach überarbeiteten und seit 1040 von Lampert eigenständig fortgesetzten „Hersfelder Annalen“, die er als Anknüpfungspunkt benötigte, wenngleich sie nur noch in einer verkürzten Form vorlagen. P. HAFNER nannte in ihrem Kontext noch Erweiterungen bis 1039 und bis 1068<sup>282</sup>. Für den Zeitraum 984-1043/44 nutzte Lampert eine wenig überarbeitete Ableitung der „Hildesheimer Annalen“. Im annalistischen Teil nahm er aber schon erste Ergänzungen vor, wozu er auf die alten „Altaicher Annalen“ und Regino zurückgriff. Seine staatsrechtlichen Kenntnisse drückten sich laut T. STRUVE etwa darin aus, dass er die vorgefundene Angabe *pippinus rex*<sup>283</sup> nicht unkritisch wie die Hildesheimer, Weißenburger und Quedlinburger Annalen schon für dessen Hausmeierzeit übernahm. Zudem glättete er stilistische Unebenheiten der Vorlage. Ein Blick auf die „Hildesheimer Annalen“ verrät schließlich, dass er auch Kürzungen vornahm. So beinhalteten die „Hersfelder Annalen“ mehr Reichsgeschichte als Lampert für die betreffenden Frühpassagen der „Annales“ für nötig erachtete. Denn trotz Abfassung der „Vita Lulli“ hatte er ja an sich ein geringes Interesse an der „alten“ Geschichte und selbst in der Heiligenbiographie war der Blickwinkel so von der Gegenwart ausgegangen.

Doch wurde Lampert in seinen Jahresnotizen ab 1040 immer ausführlicher, da in dieser Zeit eben seine persönlichen Erinnerungen und Erfahrungen einsetzten, selbst wenn man sein Geburtsjahr nur grob zwischen 1020 und 1028 datieren kann (Kap. II.1). Nun sind auch deutlich selbständige Formulierungen erkennbar, indem 1041 die ersten Livius-Zitate und andere für ihn charakteristische Redewendungen auftauchten. Somit kann man in diesen Jahresberichten den Beginn seines eigenständigen Schreibens ansetzen. Er beließ es zwar anfangs noch bei der knappen Annalenform, doch kamen immer längere Erzählungen aus der neuesten Zeit hinzu. Dabei ist gerade für unsere landesgeschichtliche Fragestellung aufschlussreich, dass es hier besonders um hessische und thüringische Vorgänge ging, für die man sich im Kloster Hersfeld natürlich schon wegen dessen dortigem Besitzschwerpunkt interessierte (Kap. IV.3). Nachdem er nur die Tatsachen an sich beschrieben hatte, kamen nun auch immer mehr nach antikem Vorbild die dazugehörigen Hintergründe und Motive hinzu. Der Umfang nahm jetzt von Jahr zu Jahr kontinuierlich zu und entfernte sich ab 1063 zusehends von den annalistischen Dimensionen. So wurde die Darstellung mit dem Regierungsantritt Heinrichs IV., besonders aber seit 1069 immer ausführlicher. Das Werk mündete demnach schließlich in eine ab 1073 zunehmend vollständige und umfassende Beschreibung der Zeitgeschichte. Diese Stofffülle hielt Lampert daraufhin insgesamt für 4 ½ Jahre durch.

Wie sehr die „Annales“ in diesen Jahren den traditionellen Rahmen sprengten und *eine geradezu epische Breite*<sup>284</sup> erreichten, veranschaulicht daher eine von T. STRUVE angeführte Rechnung über den Umfang der drei Teile der „Annales“ mit ihren Unterabschnitten in Druckseiten<sup>285</sup>. So folgen wir hier ausnahmsweise gleichfalls den Seitenangaben der Edition von O. HOLDER-EGGER. Demnach umfasste die Weltchronik bis 702 (Teil I) nur 6

<sup>280</sup> Lampert, Annales, S. 14, Z. 4.

<sup>281</sup> Lampert, Annales, Einleitung, S. XX.

<sup>282</sup> Hafner, Reichsabtei Hersfeld, S. 83.

<sup>283</sup> Struve, Lampert, Teil A, S. 53, Z. 10.

<sup>284</sup> Schmidt, s. v. „Lampert von Hersfeld“, BBKL 4, Sp. 1059, Z. 1.

<sup>285</sup> Struve, Lampert, Teil A, S. 54, Schaubild. Punktuell abgeleitet: Lecheler, Lampert von Hersfeld, S. 124.

Druckseiten<sup>286</sup>. Danach folgten die „Hersfelder Annalen“ (Teil II), bestehend aus der 276 Jahre umspannenden Kurzfassung von 708 bis 984 mit 24 Druckseiten sowie aus der 56 Jahre umfassenden Fortsetzung von 984 bis 1040, wobei hier T. STRUVE leider keine Druckseiten angab<sup>287</sup>. Lamperts eigenständige Annalen (Teil III) gliedern sich in einen 22 Jahre umfassenden Abschnitt von 1040 bis 1063 mit 24 Druckseiten, einen 10 Jahre umspannenden Abschnitt von 1063 bis 1073 mit 60 Druckseiten und einen letzten nur 4 ½ Jahre umfassenden Abschnitt von 1073 bis 1077 mit stolzen 162 Druckseiten<sup>288</sup>. Den Gipfel erreichen seine Bemerkungen aber schon zum Jahr 1075, das allein 49 Druckseiten ausmacht. Dies verwundert freilich nicht, da es dort etwa um die Bamberger Wirren, den Sachsenkrieg und den Anno-Nachruf ging, für die sich Lampert durchwegs stark interessierte. Bei alldem bedeutet der große Umfang der letzten Jahre jedoch nicht zwangsläufig zunehmende Informationen für unsere landesgeschichtliche Fragestellung. So waren die Nachrichten der früheren Epochen zwar nicht so reichhaltig, enthielten im Umkehrschluss aber prozentual noch mehr Vermerke über Hersfeld und Fulda, während etwa die letzten Jahresberichte zu 1076 und Anfang 1077 die zwei Reichsabteien ganz außen vor ließen. Dies hatte eben damit zu tun, dass einerseits dort wohl nichts Erwähnenswertes geschah und andererseits die reichsgeschichtlichen Zusammenhänge mit Investiturstreit und Fürstenopposition Lampert zu sehr in Anspruch nahmen, während im Sachsenkrieg beide Aspekte noch ineinander gefallen waren (Kap. VI.4+5).

Doch lässt sich insgesamt durch den exponentiellen Zuwachs an Druckseiten in immer kleineren Zeiträumen ohne Zweifel die sprengende Kraft des in der Zeitgeschichte zunehmenden Stoffes erahnen. Damit bietet Lampert überhaupt die ausführlichste Schilderung der Frühzeit Heinrichs IV. Er orientierte sich in etwa am königlichen Itinerar und deckte damit die Geschehnisse des Reiches von Heinrich III. bis kurz vor der Wahl Rudolfs von Rheinfelden zum Gegenkönig am 15. März 1077 ab, also exakt 19 Jahre nach Lamperts Klostereintritt als erstem Selbstzeugnis (Kap. II.1). Dabei enden die Nachrichten vor dem Zusammentritt der Fürstenversammlung in Forchheim am 13. März (Kap. V.3). Natürlich ist klar, dass Annalen an sich ja unfertig blieben und Lampert zwangsweise irgendwann abbrechen musste. Genauso ist es nicht ungewöhnlich, dass anders als in „Vita Lulli“ und „Institutio“ ein Prolog, Epilog oder Widmungsschreiben fehlt, was bei Annalen eben nicht obligatorisch war. Dass sein ausufernder Erzählfluss aber ausgerechnet vor diesem Ereignis bewusst versiegte, sollte als Zeichen seiner Gesinnung aufgefasst werden, da Lampert hier eine geschichtliche Wendemarke zu erkennen glaubte (Kap. II.3). Doch spielten auch andere Erwägungen eine Rolle.

Nach allgemeiner Forschungsannahme hat Lampert sein größtes Werk nach dem 15. März 1077 begonnen, in einem Zug geschrieben und 1078 oder 1079 vollendet, zumindest aber in seine endgültige Form gebracht. Dabei ist es nämlich nicht auszuschließen, dass er auf eigene Materialsammlungen und Entwürfe aus früherer Zeit zurückgriff, so dass die „Annales“ 1077 bis 1078/79 auch einfach abschließend redigiert worden sein können. Denn er zeigte nun wohl die gleiche sorgfältige Arbeitsweise wie bei der „Vita Lulli“, indem er jährliche Notizen oder Aufzeichnungen zu Ereignissen anfertigte. Nicht zuletzt wuchsen seine Werke an sich ja schon auseinander heraus, so dass er etwa seine letztlich bereits arg annalistisch gewordene „Institutio“ heranziehen konnte. Dabei ging er in der Schilderung meist strikt chronologisch vor und benutzte diesbezüglich Verweise. Ein Beispiel ist der Anno-Nachruf am Ende von 1075, wo er diejenigen, die etwas über dessen Tätigkeit im Reichsdienst wissen wollten, an die jeweiligen Stellen der chronologischen Ordnung in den „Annales“ verwies:

<sup>286</sup> Lampert, Opera, Annales, S. 3-8.

<sup>287</sup> Lampert, Opera, Annales, S. 10-46 u. S. 46-56.

<sup>288</sup> Lampert, Opera, Annales, S. 56-81, S. 81-140 u. S. 140-304.

*Caetera, quae circa rei publicae administrationem vel egit vel passus est, si quis plenius scire voluerit, superiora libelli huius revolvat, et singula eo quo gesta sunt ordine et tempore copiose descripta inveniet*<sup>289</sup>.

Denn für Lampert war die Geschichte eine chronologische Folge von Ereignissen, so dass er allein deswegen schon das Annalenschema wählte. Aus christlicher Notwendigkeit nahm es seinen Anfang in der Heilsgeschichte seit Adam. Aus seiner konservativen Gesinnung heraus blieb Lampert diesem Muster auch im Angesicht der zeitgeschichtlichen Fülle treu und schrieb nicht wie etwa Bruno eine Monographie zum „Saxonicum Bellum“ (wohl 1082) oder wie später nach 1106 ein Anonymus zur „Vita Heinrici IV. imperatoris“ („Vita Heinrici IV. caesaris augusti“). Er blieb vielmehr bei einer Weltchronistik im annalistischen Gewand, wobei die Jahrbuchform zur Zeitgeschichte aber eben denkbar ungeeignet war. Allerdings unterschied sich Lampert vom einfachen Annalenmuster denn doch durch seine gebildete Persönlichkeit und die literarisch überhöhte Form. Er kam aber über den Grundwiderspruch nicht hinweg, dass er zwar traditionell am Annalenschema festhielt, sich aber aufgrund der bewegten Zeiten nur für die Gegenwart interessierte. Doch war sein gewähltes Jahrmuster keineswegs ein Mittel zur Verschleierung, sondern zeugte von einem tiefen Bedürfnis.

So kann seine Schlusserklärung (Kap. II.<sub>1</sub>), er sei überwältigt von der Stofffülle und müsse an dieser Stelle ein Ende finden, um einem Fortsetzer den Beginn bei Rudolfs Wahl zu ermöglichen, gemäß R. SCHIEFFER durchaus auch im wörtlichen Sinn ernst genommen werden, als dies bisher in der Forschung häufig getan wurde. Darin stimmte auch T. STRUVE überein. Möglicherweise hinderte Lampert ab etwa 1080 einfach die neue Leitungsaufgabe in Hasungen an der Fortsetzung seiner literarischen Tätigkeit. Letztlich hatte er sich aber auch hier wie bei seinen anderen Schriften vom vorgenommenen Schema im Umfang weit entfernt, indem nunmehr aus den Annalen schon eine Chronik zu werden drohte. Demnach zeigte er keine Reaktion mehr auf die Ereignisse von 1080, wusste also noch nichts von der zweiten Bannung Heinrichs IV. durch Papst Gregor VII. (1073-1085) vom 7. März 1080 und vom endgültigen Scheitern des Gegenkönigs Rudolf im gleichen Jahr, der am 15. Oktober verstarb (Kap. V.<sub>3+4</sub>). Allerdings werden in der Schilderung der Zeit von 1040 bis 1077 immer wieder indirekte Bezugnahmen auf die Krise von 1076/77 deutlich, was die Entstehungszeit einzukreisen vermag. Zunächst hielt T. STRUVE (1969) an der Datierung von O. HOLDER-EGGER (1894) auf 1077/78 fest, obgleich er zudem betonte, dass Lampert auch die – dem Editor noch unbekannte – Aufgabe in Hasungen zur Beendigung gezwungen habe, wo er erst 1081 als Abt belegt ist. Lamperts Gang nach Hasungen datierte R. SCHIEFFER (1985) dann um 1080, während er die Entstehungszeit der „Annales“ nach allgemeiner Annahme zwischen 1077 und 1078/79 angab. Nach E. LECHER (1992) ist Lampert bis etwa 1079 in Hersfeld nachzuweisen, bevor er nach Hasungen ging. Auch T. STRUVE bezog dann 1997 das Jahr 1079 noch mit ein, was einen Abbruch durch die Entsendung nach Hasungen wahrscheinlicher macht. Zumindest gilt es noch O. HOLDER-EGGER zu berichtigen, dass Lampert seine „Annales“ wohl nicht schrieb, um seine Mitbrüder zu beeinflussen und auf königsfeindlichen Weg zu bringen, da er sicher gut genug wusste, dass dies realistisch nicht zu erreichen war. Zudem hat er sie auch gegen die Vermutung E. STENGELS wirklich in Hersfeld vollendet und nicht erst in Hasungen. Lampert mag aber durchaus ein Handexemplar dorthin mitgebracht haben, das dann durch Abt Giselbert mit dem besagten Namenszusatz als älteste Handschrift an dessen neue Wirkungsstätte ins Erfurter Peterskloster gelangte (Kap. II.<sub>1</sub>).

Die „Annales“ waren die *reifste Frucht seiner schriftstellerischen Tätigkeit*<sup>290</sup> und zeichnen sich einerseits durch einen ausgeprägten Sinn für dramaturgische Wirkung, andererseits durch gekonnte stilistische Anknüpfung an antike Schriftsteller aus. Dies war das Ergebnis

<sup>289</sup> Lampert, *Annales*, S. 334, Z. 34 - S. 336, Z. 2.

<sup>290</sup> Struve, s. v. „Lampert von Hersfeld (um 1028 - nach 1081): *Annales*“, *Hauptwerke*, S. 350, Z. 20 f.



tograph. Es regte im späten 11. Jahrhundert die Hersfelder Rezeption an sowie dann um 1140 unter anderem die Nienburger Historiographie des Arnold von Berge († 1166). E. FREISE sah hingegen den Weg des Autographen geprägt durch die Verbindung Lamperts zu Arnold über Helmarshausen, was aber die Hersfelder Benutzung ausklammern würde und sich auch bei den Fachkollegen wie T. STRUVE offensichtlich nicht durchsetzen konnte, genauso eben wie die Gesamtthese zu Lamperts letztem Verweilen in Helmarshausen überhaupt (Kap. II.<sub>1</sub>). Die Handschrift gelangte später jedenfalls nach Wittenberg und prägte über die Kopie des Johann Setzer noch den Tübinger Erstdruck von Caspar Churrer (1525)<sup>293</sup>. Danach ging sie leider verloren. Die ebenfalls verschwundene Handschrift B war dagegen wohl eine Abschrift. Sie kam aus Hersfeld oder Hasungen, wo Lampert ja seine letzte verbürgte Bleibe fand, ins Erfurter Peterskloster. Das geschah gemäß T. STRUVE wohl wie bei der Hasunger „Gründungs-urkunde“ durch seinen von dort vertriebenen Nachfolger Giselbert, der vielfältige Kontakte von Hasungen nach Erfurt knüpfte. Doch blieb diese Zuordnung für R. SCHIEFFER noch ungewiss. Zumindest gehörte es zu den Markenzeichen der Linie des „Erfurter Codex“ (B), dass hier gegenüber dem von Hersfeld ausgehenden Strang der Name Lamperts und teils auch sein Hasunger Abbatat bekannt war. Lamperts offensichtliches Original (A) ohne Namensangabe verblieb offenbar in Hersfeld und wurde noch in den 1090ern dort benutzt. Nachweislich griffen nämlich seine beiden bekannten Schüler, der Mönch Ekebert mit seiner „Vita Haimeradi“ (1085-1090) und der anonyme Autor des „Liber de unitate ecclesiae conservanda“ (1091/92-1093), auf die „Annales“ zurück (Kap. VI.<sub>5</sub>). Scheinbar hat aber Lampert das Exemplar spätestens in Hasungen abgeschrieben oder – wohl eher – abschreiben lassen, worauf Giselbert dieser vom Verfasser beaufsichtigten Kopie (B) eine Überschrift gegeben haben mag. Die Handschrift wich von ihrem Vorbild nur durch eine Reihe von Fehlern und Auslassungen ab, besitzt aber für die Textkritik fast den gleichen Wert. Das Verhältnis der beiden Überlieferungszweige entspricht eben dem eines Originalkonzepts zur ersten, noch von Lampert überwachten Abschrift. So sind die Unterschiede der Hersfeld-Nienburger (A) und Hasungen-Erfurter (B) Überlieferung im Ganzen gering und ohne großen Einfluss auf die Textgestalt, auch gab es keine unabhängige Überlieferung. Auf die „Erfurter Handschrift“ gingen noch verschiedene Abschriften des 16. Jahrhunderts zurück, die meist in Verbindung mit Fortsetzungen der „Annales“ bis zur Mitte des 12. Jahrhunderts stehen, bevor auch sie verschwanden. Durch die geringe Zahl der Handschriften bis hin zur Archetyp-These von E. STENGEL bestätigt sich also in Ergänzung der erwähnten inhaltlichen Erwägungen genauso, dass die „Annales“ im Mittelalter nicht weit verbreitet waren.

Schon früh prägte jedenfalls der Nachruf auf Anno II. am Ende des Jahresberichts von 1075 wohl in Siegburg den Verfasser des „Annoliedes“ (nach 1080) und diente 1104/05 als Vorlage für große Stücke der anonymen „Vita Annonis maior“<sup>294</sup>. So findet man in der „Vita Annonis“ gemäß T. STRUVE eine noch stärkere Übereinstimmung mit Lampert als bei den Hersfelder Schülern, die sich nicht wie dort nur auf sprachlich-stilistische Aspekte beschränkte, sondern streckenweise wörtlich ausfiel. Demnach lohnt sich hier ein genauerer Blick: Der unbekannte Siegburger Mönch griff nur auf bestimmte Stellen der „Annales“ als Vorlage zurück, die ihm für sein hagiographisches Anliegen entgegen kamen: Der Bericht über den Kölner Aufstand 1074 trug nämlich an sich schon legendenhafte Züge, genauso wie der Nachruf von 1075 selbst bereits eine kleine Vita darstellte<sup>295</sup>. Letzteres wird schon durch die Einleitung deutlich, die gegen alle Kritik von einer heiligmäßigen Einordnung zeugt:

*Annum hunc multis cladibus insignem potissimum lugubrem fecit obitus Annonis Coloniensis archiepiscopi, qui post longam egrotationem, qua Dominus ‚vas electionis‘ suae ‚in camino‘*

<sup>293</sup> Zum Erstdruck 1525 vgl. Lampert, Opera, Praefatio, S. XLVIII f.

<sup>294</sup> Verbindung der „Vita Annonis“ mit Lamperts „Annales“: Struve, Lampert, Teil A, S. 71-84.

<sup>295</sup> Betreffende Passagen: Lampert, Annales, S. 236-248 (Aufstand) u. S. 328-340 (Nachruf).

*tribulationis transitoriae purius ,auro, purgatus mundo obrizo<sup>296</sup> decoxerat, II. Nonas Decembris, beato fine perfunctus, ad angelos ex hominibus, ad immortalia ex mortalibus transmigravit. Testantur hoc signa et prodigia, quae quottidie circa sepulchrum eius Dominus ostendere dignatur ad confutandam impudentiam eorum, qui paulo ante vitam eius sanctissimam atque ab omni huius mundi labe quantum ad hominem integerrimam livido dente carpebant et ,preciosam margaritam<sup>297</sup>, iam olim caelestis regis diademati destinata, falsis rumoribus obfuscare conabantur<sup>298</sup>.*

Zudem verdankte der Siegburger Verfasser gerade den „Annales“ sein historisch-biographisches Gerüst für die „Vita Annonis“, das in den hagiographischen Standardkapiteln sonst ganz fehlte. Jedoch benutzte er nur die besagten zwei Abschnitte der „Annales“, so dass er auch wichtige Informationen übersah, die Lampert über Anno II. in seinem sonstigen Text noch eingestreut hatte. Dies legt gemäß T. STRUVE nahe, dass Lamperts Anno-Nachrichten auch separat überliefert wurden und der Siegburger Mönch eben nur jene beiden Auszüge vorliegen hatte. Man verstand sie quasi schon selbst als geschlossene Vita. So findet man etwa in einer Handschrift aus der Mitte des 17. Jahrhunderts den Anno-Nachruf Lamperts in Verbindung mit dem mittelhochdeutschen „Annolied“. Jedenfalls holte der Siegburger das Letzte aus seinen beiden Lampertstellen heraus, zerschnitt und verteilte sie. Da er aber im Gegensatz zu Lampert eine Heiligenvita über Anno II. schreiben wollte, entfernte er anstößige Stellen, die der Hersfelder aus guter Kenntnis seines Lehrers noch im Annalentext hatte, nämlich etwa Annos Jähzorn, den vorhandenen Widerstand gegen seine Reformen sowie das nach Annos Rache verödete Köln. Auch über dessen Vetterwirtschaft erfährt man nichts. Man muss aber dem Siegburger Mönch noch zugute halten, dass dort an sich schon eine Parteilichkeit für Anno vorherrschte, da dieser es als letzten Zufluchtsort gewählt hatte. Da er auch die Vision des Erzbischofs aus den „Annales“ übernahm, gab er zumindest indirekt wie Lampert zu, dass das Strafericht einen Makel bei Anno hinterlassen hatte<sup>299</sup>. In der „Vita Annonis“ finden sich nur an den von Lampert entlehnten Stellen klassische Zitate in Form von typischen Mischzitaten und Weiterbildungen, nämlich von Livius, Sallust, Ammianus Marcellinus, Sulpicius Severus und Boethius. Doch blieb der Text meist frei von Stileinflüssen Lamperts, was auf eine oberflächliche Benutzung hindeutet. Er wurde der Persönlichkeit Annos nicht gerecht, da er wenig Verständnis für dessen politisches Wirken zeigte, das diesen doch gerade ausgemacht hatte. So beschränkt sich der Quellenwert nicht nur wegen der vielen Lampert-Anleihen insgesamt auf wenige Siegburger Nachrichten. Gemäß T. STRUVE setzten sich bis zur „Vita Annonis minor“, die zur Vorbereitung der Heiligsprechung (1183) entstand, die Entschärfungstendenzen weiter fort, so dass es nun quasi zur vollständigen Umpolung der Person vom harten Kämpfer zum untadeligen Heiligen gekommen war, was bei allem Wohlwollen Lamperts nicht mehr viel mit dem Annobild des Hersfelders zu tun hatte.

Der Siegburger Mönch bekannte übrigens in der Einleitung seiner „Vita Annonis“, dass er einem schriftlichen Entwurf seines Abtes Reginhard (1076-1105) folgte, indem er sein Vorbild aber mit eigenen Worten wiedergab. Dabei belegt ein Brief von Lamperts altem Mitschüler Meinhard von Bamberg († 20. Juni 1088) an Reginhard, dass der Abt sein nach eigener Einschätzung rohes und unvollkommenes Werk zunächst dem Bamberger Scholaster übergeben hatte, um es stilistisch zu überarbeiten und zu veröffentlichen. Meinhard hatte es aber sehr gelobt und eine Verbesserung des für ihn vollkommenen Werkes von sich gewiesen. Auch wenn man den Einfluss dieser verlorenen Kurzvita nicht bestimmen kann, scheint sie Meinhard doch im Rahmen des Genres gefallen zu haben. Für Lampert kam sie aber als Quelle nicht in Betracht, da er sich eher für Annos politische Rolle und Konflikte mit Heinrich IV. und Erzbischof Adalbert I. von Hamburg-Bremen (1043-1072) interessierte. Er griff

<sup>296</sup> Vgl. Apostelgeschichte 9, 15; Sprüche 17, 3 u. Jesaja 13, 12.

<sup>297</sup> Vgl. Matthäus 13, 46.

<sup>298</sup> Lampert, Annales, S. 328, Z. 4-15.

<sup>299</sup> Annos Vision: Lampert, Annales, S. 338-340.

so auf eigene Informationsquellen aus der Nähe Annos zurück, die er in Bamberg, Saalfeld, Siegburg und gar Köln kannte. Denn auch in Letzterem besaß er etwa in der Schilderung des Aufstands 1074 eine erstaunliche Ortskenntnis (Kap. II.4). Jedenfalls erhielten Reginhard und Lampert ihre Nachrichten auf getrennten Wegen und mit anderen Intentionen, obgleich laut Meinhards Brief etwa zur gleichen Zeit zwischen 1077 und 1085. Die „Vita Annonis“ des Siegburger Mönches entstand dann wohl noch zu Lebzeiten seines Abtes 1104/05. Sie bestand aus Reginhards Vorlage, den Auszügen aus Lamperts „Annales“ und eigenen Zusätzen des Hagiographen. Unabhängig davon benutzte auch das nach 1080 in Siegburg entstandene „Annolied“ die ältere Reginhard-Vita sowie die dortigen Exzerpte der „Annales“.

Wenden wir uns nun der weiteren Überlieferung der „Annales“ zu, so gingen zunächst drei bekannte mittelalterliche Abschriften aus der ersten Hälfte des 12. Jahrhunderts von Erfurt (B) aus, nämlich einmal die Gothaer Auszüge (B3a) zu 705 bis 1056<sup>300</sup> und die Pommersfelden-Exzerpte (B3b) zu 1039 bis 1075<sup>301</sup>. Sie behandelten hauptsächlich Thüringer Geschehnisse. Nicht zu vergessen ist aber das Wormser Fragment, das einen von Buchbänden abgelösten Textteil von 1076 enthält. Es stammt aus der Zeit von 1120 bis 1150 und ist somit der älteste erhaltene Textzeuge der „Annales“. Dabei handelt es sich um den Rest einer Abschrift der „Erfurter Handschrift“, die vielleicht schon aus Hasungen stammt. Zumindest ist gemäß Kapitel 37 der „Vita Haimeradi“ ein dortiger *frater* an die Wormser Domschule geschickt worden, wohin er vielleicht eine Abschrift oder wenigstens die Kenntnis davon mitbrachte<sup>302</sup>. Insgesamt kamen bei den genannten Beispielen noch unterschiedliche Ableitungen hinzu. Im weiteren 12. Jahrhundert verlagerte sich der Schwerpunkt ganz nach Thüringen und besonders Sachsen: Erwähnt seien etwa drei Erfurter Geschichtswerke aus dem 12. Jahrhundert („Annales antiqui“, „Auctarium Ekkehardi“) und 13. Jahrhundert („Cronica minor“). Hinzu traten die Chronik von Goseck, die Nienburger und Paderborner Annalen und die Chronik des Arnold von Berge (bei Magdeburg) im 12. Jahrhundert („Annalista Saxo“) mit ihren Ableitungen sowie die Lorscher Chronik. Hier kann man gerade den besagten Abt Arnold von Berge und Nienburg herausgreifen, der sich als Verfasser der „Nienburger Annalen“, des „Annalista Saxo“ und der „Gesta archiepiscoporum Magdeburgensium“ schriftstellerisch besonders hervortat. Er fand vielleicht schon bei seiner Ankunft in Nienburg 1134 die „Annales“ vor, zumindest besorgte er sie sich bald mithilfe seiner weiten Verbindungen. Am umfangreichsten benutzte er sie im „Annalista Saxo“, wo sie das chronologische Gerüst für die Jahre 1044 bis 1076 darstellten. Er übernahm gemäß T. STRUVE sogar Lamperts falsche Ortsangaben der Herrscheraufenthalte beim weihnachtlichen Jahresanfang. Arnold war freilich ein gewandter Schriftsteller und hat Lamperts Werk so gut gekannt, dass er es eigenständig kompilieren konnte. Ihm muss eine sehr gute Version vorgelegen haben, vielleicht sogar direkt der Hersfelder Autograph. Möglicherweise gab es noch im 12. Jahrhundert freundschaftliche Beziehungen zu Nienburg, wo vor genau 100 Jahren der Hersfelder Albwin 1035 Abt geworden war (Kap. IV.5). Das besagte Exemplar der „Annales“ wanderte wenigstens auf unbekannten Pfaden von Hersfeld nach Nienburg, wozu ja auch E. FREISE mit Helmarshausen in Erinnerung zu rufen ist (Kap. II.1). Abschließend gelangte es jedenfalls im 14. Jahrhundert noch an den westfälischen Dominikaner Heinrich von Herford, der das Werk in seiner bis 1355 reichenden Weltchronik benutzte. Bezeichnenderweise verwechselte er dabei den Verfasser mit Ekkehard von Aura (Kap. V.5+9 + VI.7), da seine Quelle offensichtlich keinen Namen trug – wieder ein Indiz für die aus Hersfeld stammende „Tübinger Handschrift“ (A). Dagegen kannten zwei spätere Schriftsteller den Verfasser als Hersfelder Mönch, was auf eine Benutzung der „Erfurter Handschrift“ (B) verweist: Dabei handelt es sich um den Erfurter Mönch Nikolaus von Siegen mit seinem „Chronicon

<sup>300</sup> Gotha, Forschungsbibliothek, Membrana I, 92.

<sup>301</sup> Pommersfelden, Gräflich Schönbornsche Bibliothek, cod. 148 (2675).

<sup>302</sup> Ekkeberti Vita S. Haimeradi, MGH SS. 10, cap. 37, S. 607.

ecclesiasticum“ von etwa 1490 und um Hieronymus Emser mit seiner „Vita Bennonis episcopi Misnensis“ von 1512. Somit können wir feststellen, dass sich die „Annales“ insgesamt nur im sächsisch-thüringischen Raum mit Ausbuchtung Hersfeld – und wohl auch Fulda – verbreiteten.

Schließlich wurde dann die aus Hasungen stammende „Erfurter Handschrift“ (B) gemäß W. D. FRITZ durch den gelehrten Arzt und Sammler Hartmann Schedel oder aber durch Wigan Gerstenberg im Erfurter Peterskloster wiederentdeckt<sup>303</sup>. Eine genaue zeitliche Abfolge ist nicht zu ermitteln, wenngleich laut T. STRUVE offenbar Schedel 1484 bis 1487 zuerst zu nennen ist. Doch benutzte Gerstenberg die „Annales“ zwar erst in seiner 1493 begonnenen „Landeschronik von Thüringen und Hessen“ (bis 1515), hatte die Handschrift aber vielleicht schon 1473 bis 1476 während seines Studiums gefunden. Zudem führte ihn seine Klosterreise ja auch nach Hersfeld, wo er die „Institutio“ – vielleicht noch im Original – entdeckte (Kap. II.2.c). Bekanntlich firmierte sie bei ihm als *cronicken von Hirsfeld* ohne irgendeinen Bezug zu Lampert, während die „Annales“ als *cronicken Lamberti Leodicensis* trotz unkorrekter Zuordnung nach Lüttich zumindest den Zweig der „Erfurter Handschrift“ als Quelle erahnen lassen<sup>304</sup>. Denn ihm war offensichtlich der Verfassersname Lampert schon bekannt, nur dass er ihn eben fälschlich mit dem Heiligen der Lütticher Kirche verband. Unter dieser Bezeichnung waren die „Annales“ jedenfalls die Hauptstütze seiner Jahresangaben. Da seine Auszüge aber schon 1076 abbrachen, muss seine Vorlage am Schluss unvollständig gewesen sein. Zudem enthielt die von Gerstenberg herangezogene Handschrift neben Zusätzen eine in Erfurt entstandene und bis 1165 reichende Fortsetzung. Sie ist gemäß T. STRUVE mit den „Annales S. Petri Erphesfurtenses maiores“, aber auch mit den Annalen von Hasungen und Paderborn verwandt. Somit benutzte Gerstenberg ebenfalls den Erfurter Zweig, obgleich seine reiche Vorlage leider verloren ging, die pikanterweise den Verfassernamen ohne Ort überlieferte und so seinen Irrtum heraufbeschwor. Dagegen stammen Schedels erste Exzerpte eben von 1484 bis 1487, gefolgt 1507 von einer ausführlichen Abschrift (B1c), wobei nach eigenem Bekunden die alte Handschrift noch im Erfurter Peterskloster war. Er teilte über das Aussehen der „Erfurter Handschrift“ mit, er habe seine Exzerpte *ex cronica Montis S. Petri Erffordie in libro spisso veteri*, indem der Codex in *littera antiqua* geschrieben sei<sup>305</sup>.

Aufgrund Gerstenbergs und Schedels Information wurden die „Annales“ auch von anderen Geschichtsschreibern wie Johannes Trithemius in dessen 1504 beendetem „Chronicon Hirsaugiense“ benutzt. Zudem entstanden an der Wende des 15. zum 16. Jahrhundert drei wohl ebenfalls von Schedel inspirierte Ableitungen in Würzburg (B1a), Göttingen (B1b) und Dresden (B2). Bei Schedel, Andreas von Michelsberg („Catalogus sanctorum ordinis S. Benedicti“) und der „Göttinger Handschrift“ erschien Lampert in der Überschrift als Abt von Hasungen (Kap. II.1)<sup>306</sup>. Hier soll zunächst Schedel zu Wort kommen, bei dem anders als bei Andreas von Michelsberg ein ergänzender Hinweis auf Hersfeld fehlt: *Ex cronica Lamperti quondam Hassung. abbatis que habetur in monte S. Petri in Merphesfurt in littera antiqua*<sup>307</sup>. Demgegenüber nannte die eng mit ihrer Göttinger Schwester verwandte „Würzburger Handschrift“ erstaunlicherweise Lampert nur als Hersfelder Mönch. Auch bei den restlichen mit Verfassernamen versehenen Handschriften wird er allein so bezeichnet, nämlich bei Nikolaus von Siegen („Chronicon ecclesiasticum“), Johannes Trithemius („Chronicon Hirsaugiense“), Paul Lang („Chronicon Citizense“), Hieronymus Emser („Vita Bennonis episcopi Misnensis“) und schließlich auch in einer Randnotiz der erwähnten Go-

<sup>303</sup> Entdeckung: Lampert, Annales, Einleitung, S. XVI-XVIII u. Struve, Lampert, Teil A, S. 106-109.

<sup>304</sup> Zit. n.: Struve, Lampert, Teil A, S. 38, Z. 21 f. u. S. 110, Z. 23 f.

<sup>305</sup> Zit. n.: Lampert, Annales, Einleitung, S. XVI, Z. 29 f.

<sup>306</sup> Weiter zur Hasungen-Spur bei den Humanisten: Stengel, Lampert Abt, S. 247-249.

<sup>307</sup> München, Bayerische Staatsbibliothek, Clm 901, fol. 134. Zit. n.: Struve, Lampert, Teil A, S. 85, Anm. 3.



thaer „Annales“-Exzerpte (B3a)<sup>308</sup>. Dabei handelte es sich laut E. STENGEL um die „Gothaer Handschrift“ der „Weltchronik“ Ekkehards von Aura (Kap. V.<sub>5+9</sub> + VI.<sub>7</sub>). Zunächst folgte die Handschrift freilich wie die ebenfalls aus dem 12. Jahrhundert stammenden Auszüge aus Pommersfelden (B3b) der gewöhnlichen Regel, dass ursprünglich keine Nennung Lamperts als Verfasser zu finden war. Jedoch wurde mit dem geweckten humanistischen Interesse im 16./17. Jahrhundert am Rand der „Gothaer Handschrift“ zu 1077 nun notiert: *Hic finitur cronica fratris Lamperti et monachi Hirsfeldensis*<sup>309</sup>. Auch hier war also keine Rede von Hasungen. Insgesamt müssen aber beide Angaben im Titel des „Erfurter Codex“ erschienen sein, auch wenn allein Andreas von Michelsberg sie in seinem „Catalogus sanctorum ordinis S. Benedicti“ zusammen an einer Stelle überlieferte, welche die Notiz zum Klostereintritt 1058 anfügte (Kap. II.<sub>1</sub>):

*Lampertus monachus Hersfeldensis et abbas Hasungensis scripsit cronicam famosissimam, qui de se ipso inter cetera sic scripsit [...]*<sup>310</sup>.

So beruhen alle Namensangaben – E. STENGEL kam immerhin auf 10<sup>311</sup> – auf dem „Erfurter Codex“. Noch vor 1525 wurde Lampert zudem von zwei Tübinger Gelehrten benutzt, nämlich von Johannes Naclerus (Vergenhans), der ihn in seiner 1504 abgeschlossenen Weltchronik zitierte, und von dessen Schüler Heinrich Bebel. Da er ihnen namentlich bekannt war, kann es sich nur um Codex B handeln. Letztlich gehen auf die „Erfurter Handschrift“ noch verschiedene Abschriften des 16. Jahrhunderts zurück. Sie waren meist mit Fortsetzungen bis ins mittlere 13. Jahrhundert verbunden<sup>312</sup>.

Den Erstdruck der „Annales“ nach der Handschrift A leitete 1525 in Tübingen Kaspar Churrer bei der Buchhandlung Morhardt in die Wege (A1), worauf acht Jahre später ein zweiter verbesserter Druck des damaligen Universitätsnotars Ludwig Schradin folgte. Angeregt wurde der Erstdruck durch Philipp Melanchthon, indem er die Aufgabe von Wittenberg aus in einem Brief vom 30. Mai 1525 an Churrer übertrug. Er hatte das Werk laut J. HALLER wohl bei den Augustinern in Tübingen während seines dortigen Studienaufenthalts 1513 bis 1518 kennengelernt. O. HOLDER-EGGER vermutete jedoch, dass der Codex A, auf dem der Erstdruck beruhte, von Melanchthon vielmehr in Wittenberg gefunden und an Churrer geschickt wurde, was auch R. SCHIEFFER zufolge wahrscheinlicher ist. Die Druckvorlage der „Annales“ kam nämlich gemäß einem Brief vom Februar/März 1523 aus den Händen der 1502 begründeten Wittenberger Augustiner. Zumindest zeigen auch Melanchthons Worte über den schlechten Zustand dieser Handschrift, dass er Lamperts Original vor sich hatte, welches schon Arnold von Nienburg benutzt hatte. Wir brauchen uns ja nur an das verwirrende und mit Korrekturen versehene Schriftbild des „Vita Lulli“-Konzeptes zu erinnern (Kap. II.<sub>2.a</sub>). Zudem blieb Melanchthon der Name Lamperts unbekannt. Erst durch den zweiten Herausgeber Ludwig Schradin wurden 1533 die beiden Stränge miteinander verbunden, indem er seiner Ausgabe das Trithemius-Lob in dessen „Chronicon Hirsaugiense“ voranstellte. Dieser kannte Lamperts Identität aber aus dem „Erfurter Codex“. Daraufhin gingen beide Handschriften A und B verloren, worin sich laut T. STRUVE zeigte, dass scheinbar für die Humanisten die alten Handschriften nach ihrer Drucklegung uninteressant wurden.

In Anknüpfung an diese generellen Aussagen zur Rezeption Lamperts soll noch ein Blick nach Fulda geworfen werden: Dazu ist eine Notiz von U. HUSSONG (1995) von Interesse, mit der er bei seiner Schilderung des Goslarer Sitzstreits 1062/63 (Kap. VI.<sub>3</sub>) auch auf eine all-

<sup>308</sup> Struve, Lampert, Teil A, S. 109, Anm. 84.

<sup>309</sup> Zit. n.: Struve, Lampert, Teil A, S. 110, Z. 15 f.

<sup>310</sup> Zit. n.: Struve, Lampert, Teil A, S. 85, Anm. 3.

<sup>311</sup> Stengel, Lampert Abt, S. 245 f.

<sup>312</sup> Genauerer bei O. HOLDER-EGGER in: Lampert, Opera, Praefatio, S. L-LIX.

gemeine Benutzung der „Annales“ in Fulda verwies<sup>313</sup>. Dies erscheint in den bilateralen Kontakten durchaus wahrscheinlich, zumal Lamperts Interesse für das Nachbarkloster ihn zu ausführlichen Berichten über dessen zeitgenössische Lage animierte (Kap. II.4). U. HUSSONG bezog sich auf einen Aufsatz von J. HARTTUNG über „Geschichtliche Aufzeichnungen aus dem Kloster Fulda“ (1879), dessen fünftes und letztes Kapitel sich Gedanken „Ueber Lambert von Hersfeld“ als hochmittelalterliche Quelle machte<sup>314</sup>. Die behandelten Geschichtswerke stammen zwar erst aus der Frühen Neuzeit, doch werden sie uns teils auch bei Eberhard begegnen. Für uns geht es im Kern um Christoph BROWER, der Lampert stark für seine „Fuldensium antiquitatum libri IIII“ verwendete (Antwerpen 1612). So findet man am Rand des Autographs auf Seite 63: *Lambert. Chronic. diversis locis MS.*<sup>315</sup>. Im Erscheinungsjahr war Lampert gemäß MGH-Edition aber schon achtmal veröffentlicht worden<sup>316</sup>, so dass die Benutzung desselben im Manuskript die Heranziehung eines Druckes nicht ausschließt. Ein genauerer Blick auf die verwendeten fuldischen Textpassagen – etwa zum „Servitium regis“ (Kap. IV.2 + VI.2) oder zu Abt Widerat (1060-1075) (Kap. VI.3) – zeigt, dass das für die „Antiquitates“ genutzte Lampertmanuskript keines der erhaltenen war, sondern leicht variierte und wohl reichhaltiger war. Dies erschien aber J. HARTTUNG wenig befremdlich, da auch die erhaltenen Codices in Einzelheiten abweichen, indem namentlich im Erfurter Peterskloster kleine Zusätze eingetragen wurden. So sei zu fragen, warum man in Fulda vor einem ähnlichen Verhalten zurückgeschreckt haben sollte? Natürlich ist aber auch an Eigentümlichkeiten von C. BROWER zu denken, die nichts mit der Fuldaer Quellenlage zu tun hatten.

Zur Einbettung fügte J. HARTTUNG noch externe Angaben zum Chronisten an. Sie bestätigen die starke Benutzung Lamperts unter möglicher Verwendung eigener Zusätze durch Johannes Trithemius im 1504 beendeten „Chronicon Hirsaugiense“. Dieser bemerkte über die von ihm verwendeten Werke „Institutio“ und „Annales“:

*Claruit his temporibus Lampertus monachus coenobii Hirsfeldensis nostri ordinis, vir studiosus et doctus, qui inter caetera ingenii sui opuscula monasterii sui chronicam, brevem quidem, sed non inutilem composuit. Scripsit etiam de rebus imperatorum, pontificum et principum in Alemannia gestis pulchrum opus et non injucundum, quod a temporibus Caroli magni, qui primus ex Theutonicis imperavit, incipiens, usque ad annum domini millesimum septuagesimum septimum, multa rerum memoria refertum continuavit. Henrici autem imperatoris quarti latissime, quia contemporaneus eidem fuit, res gestas in eodem volumine descripsit. Ex hoc ipso volumine nos non parum adjuti sumus*<sup>317</sup>.

Auffallend ist bei den von Trithemius benutzten Passagen der „Annales“ die Abgrenzung des historischen Korridors in der Zeit Karls des Großen (768/800-814), wo doch Lampert eigentlich von der Erschaffung der Welt an berichtete. Hier scheint eine absichtliche Beschränkung des Nutzers auf die für ihn relevante Epoche, aber auch eine nur auszugsweise vorhandene Textgrundlage möglich. Wie dem auch sei, jedenfalls stimmte die zitierte Beschreibung der zwei Lampertwerke an sich gemäß J. HARTTUNG zudem teilweise wörtlich überein mit einer Aussage von Trithemius in dessen 1509-1514 entstandenen „Annales Hirsaugienses“ (S. 202), die ebenfalls von „Institutio“ und „Annales“ kündeten. Zur Klostergeschichte sei an die schon oben nach T. STRUVE verkürzt zitierte Aussage erinnert (Kap. II.2.c):

<sup>313</sup> Hussong, Reichsabtei Fulda, S. 129, Anm. 337.

<sup>314</sup> Harttung, Aufzeichnungen, S. 397-446, speziell zu Lampert S. 443-446.

<sup>315</sup> Brower, Antiquitates, S. 83, vgl. 69. Zit. n.: Harttung, Aufzeichnungen, S. 443, Z. 9.

<sup>316</sup> MGH SS 5, S. 151.

<sup>317</sup> Trithemius, Chronicon Hirsaugiense, S. 67. Zit. n.: Harttung, Aufzeichnungen, S. 445, Z. 5-17.

*Lampertus monachus Hirsfeldensis [...] qui inter caetera ingenii sui opuscula scripsit Chronicon monasterii sui Hirsfeldensis, breve quidem, sed non inutile*<sup>318</sup>.

Der Bericht über die Jahrbücher schließt dort demgegenüber folgendermaßen:

*Historiarum volumen unum insigne et jucundae lectionis. Alia quoque multa composuit, quae ad notitiam nostrae lectionis non venerunt*<sup>319</sup>.

Das noch von J. HARTTUNG angeführte zweite Außenbeispiel sind die „Magdeburger Centuriatoren“, die ebenfalls von Lamperts Schriften berichteten. Allerdings gaben sie nicht an, ob sie eine Handschrift oder einen Druck verwendeten, wahrscheinlicher ist dem Forscher zufolge aber Letzteres. Die „Institutio“ als Chronik von Hersfeld wurde dort weder zitiert noch etwas daraus entlehnt, sondern nur die „Annales“:

*Extat hodie ejusdem de Germanorum rebus praeclare olim gestis historia: itemque rerum aliarum fere memoratu dignissimarum perbrevis et admodum jucunda quaedam annotatio ab exordio mundi repetita, tanta quidem diligentia, qualem Germanorum ad eam usque aetatem historicorum vix ullum praestitisse reperies: praesertim si turbulentum rerum tum imperii, tum ecclesiae statum sub quarto Heinricho attentius consideres*<sup>320</sup>.

Insgesamt gelten die „Annales“ über das 11. Jahrhundert hinaus als ein Höhepunkt der mittelalterlichen Geschichtsschreibung und ihr Verfasser Lampert als einer der bedeutendsten Stilisten des Mittelalters. Die Jahrbücher sind die wichtigste Quelle für die Geschichte Heinrichs IV. mit Sachsenkrieg und Investiturstreit bis zur Wahl des Gegenkönigs Rudolf im März 1077. Das durch sie vermittelte Negativbild des Saliers – insbesondere in der Darstellung der Ereignisse von Canossa<sup>321</sup> – *hat das historische Bewußtsein der Nachwelt bis in unsere Tage geprägt*<sup>322</sup>. So wirkt Lamperts suggestive Kraft noch auf die heutige Vorstellung des 11. Jahrhunderts nach. Durch glänzenden Stil, fesselnde Darstellungsart, ruhigen Ton und scheinbar tendenzlose Berichterstattung ermöglichen sie ein angenehmes Lesen und Hören. Dabei muss aber besonderes Augenmerk auf Lamperts Haltung gelegt werden, um sein Werk richtig einordnen zu können. Denn seine Aussagen sind nur mit aller Vorsicht historisch zu verwenden, da die Zuverlässigkeit der „Annales“ von der oft eben doch versteckt tendenziösen und subjektiven Darstellung Lamperts in Mitleidenschaft gezogen wird.

### 3. Haltung

Wenn wir uns nun Lamperts Haltung zuwenden, so müssen unsere dortigen Gedanken demnach erneut bei der Wiederentdeckung seiner Werke ansetzen und verschiedene Phasen der Rezeption benennen<sup>323</sup>. Denn wie bei vielen anderen mittelalterlichen und antiken Historio-

<sup>318</sup> Trithemius, *Annales Hirsaudienses* I, S. 202. Zit. n.: Struve, Lampert, Teil A, S. 110, Anm. 87.

<sup>319</sup> Trithemius, *Annales Hirsaudienses* I, S. 202. Zit. n.: Harttung, *Aufzeichnungen*, S. 445, Z. 20-22.

<sup>320</sup> Centuriatoren XI, S. 647. Zit. n.: Harttung, *Aufzeichnungen*, S. 446, Z. 5-12.

<sup>321</sup> Lampert über Canossa: Lampert, *Annales*, S. 398-412.

<sup>322</sup> Struve, s. v. „Lampert von Hersfeld (von Aschaffenburg)“, NDB 13, S. 462, Sp. A, Z. 37-39.

<sup>323</sup> Haltung und Einordnung Lamperts: Demandt, *Geschichte Hessen*, S. 354; Goetz, *Investiturstreit in der deutschen Geschichtsschreibung*, S. 47-57; Hafner, *Reichsabtei Hersfeld*, S. 53 f. u. 83 f.; W. Heinemeyer, *Hochmittelalter*, S. 165; Lampert, *Annales*, Einleitung, S. XII-XV; Lampert, *Lullus-Leben*, Einleitung, S. 25-27; Lecheler, *Lampert von Hersfeld*, S. 121 f. u. 125-127; Neuhaus, *Geschichte Hersfeld*, S. 44 u. 66; Schieffer, s. v. „Lampert von Hersfeld“, *VerLex* 5, Sp. 517-519; Schmidt, s. v. „Lampert von Hersfeld“, *BBKL* 4, Sp. 1058 f.; Struve, s. v. „Hersfeld“, *LexMA* 4, Sp. 2183; Struve, Lampert, Teil A, S. 9-12; Struve, Lampert, Teil B, S. 34-142; Struve, s. v. „Lampert von Hersfeld (von Aschaffenburg)“, NDB 13, S. 462; Struve, s. v. „Lampert von Hersfeld“, *LexMA* 5, Sp. 1632; Struve, s. v. „Lampert von Hersfeld (um 1028 -

graphen haben wir es auch bei ihm im Verlauf der Jahrhunderte mit einer starken Wandlung der Beurteilung zu tun. In der Rezeptions- und Forschungsgeschichte Lamperts folgten nämlich als Wellenbewegung auf eine geringe Bekanntheit zunächst ein hohes Ansehen, dann ein tiefer Fall und schließlich eine gleichmäßigere Einordnung. Im Mittelalter wurden Person und Werk ja bis auf Ausnahmen kaum beachtet, was aus der geringen Zahl von überlieferten Handschriften zu ersehen ist (Kap. II.2.a-d). Erst als am Beginn des 16. Jahrhunderts ein stärkeres Interesse von Gelehrten einsetzte, fand er eine weitere Verbreitung und so lassen sich allein für das folgende Säkulum sechs verschiedene Lampertausgaben nachweisen. Damals waren die Humanisten voller Lob über seine schriftstellerischen Fähigkeiten, worin ihnen urteilsmäßig fast alle Historiker der nächsten Jahrhunderte folgten. An Kenntnissen und stilistischen Gaben steht er auch in der Tat an erster Stelle unter den mittelalterlichen Geschichtsschreibern. Im Vergleich zur eindeutigen Papst- und Königspropaganda schien Lampert mit seinen „Annales“ einen Mittelweg darzustellen und galt daher lange Zeit als Muster vermeintlicher objektiver Geschichtsschreibung, dem man denn auch als Zeuge in solch aufgewühlter Zeit eher unkritisch vertraute. Von ihrem Wiederauffinden an dienten sie demnach lange Zeit bis weit ins 19. Jahrhundert hinein als zentrale Grundlage der Geschichtswissenschaft, wurden als beste Quelle für die frühe Regierung Heinrichs IV. 1056-1077 angesehen und waren somit die maßgebliche Richtschnur für die Auffassung der Geschichte jener Jahrzehnte um Investiturestreit und Sachsenkrieg. Demnach ging just das negative Image Heinrichs IV. in der älteren Forschung weitgehend auf die Schilderungen Lamperts zurück.

Auch wenn man später einzelne Einschränkungen machte, kam es doch erst 1854 zur richtigen Überprüfung der Glaubwürdigkeit Lamperts und seiner „Annales“ in einem Akademievortrag Leopolds VON RANKE (1795-1886), der die Stellung des Chronisten nachhaltig erschütterte, indem er Bedenken gegenüber dessen Zuverlässigkeit vorbrachte<sup>324</sup>. Dort bescheinigte der Redner anhand mehrerer Einzeluntersuchungen dem Hersfelder nämlich eine völlige Unglaubwürdigkeit und gehässige Tendenz gegen Heinrich IV. Zudem war Lampert nachweislich nicht so gut unterrichtet und auch nicht so unparteiisch, wie man bis dahin geglaubt hatte. Mit diesem negativen Urteil über seine Aussagekraft eröffnete L. V. RANKE eine tiefgehende Kritik Lamperts, die einen langandauernden Streit um den Quellenwert gerade der „Annales“ nach sich zog, indem sich die negative Bewertung noch verstärkte. Als auf dieser Basis die quellenkritische Forschung des 19. Jahrhunderts einen empfindlichen Mangel an Zuverlässigkeit bei der Überlieferung historischer Fakten feststellte und daraus schließen musste, wie sehr erst Lamperts sonstige, teils detaillierte und nur durch ihn verbürgte Aussagen wohl überhaupt nicht der Wahrheit entsprachen, kam es zu einer Revision seines Bildes. Bis auf Ausnahmen, wozu etwa W. GIESEBRECHT zählte, wurde die Kritik L. V. RANKES anerkannt, ja man strebte gar noch über sie hinaus. Denn war die Autorität Lamperts erst einmal grundsätzlich erschüttert, so ging man wie in ähnlichen Fällen immer weiter, bis der Hersfelder in gänzlich trübem Licht erschien: Hier nahm gerade sein Editor O. HOLDER-EGGER (1894) eine Spitzenposition ein, aber auch G. MEYER VON KNONAU (1890 ff.). Just der sonst verdienstvolle Herausgeber scheint nach dem etwas überspitzten Urteil von P. HAFNER (1936) geradezu darauf ausgegangen zu sein, überall bewusste Fälschungen zu finden. Die Verdammung gipfelte in O. HOLDER-EGGERS Aussage: *Dieser Mann hatte kein historisches Gewissen, er ahnte gar nicht, was geschichtliche Wahrheitstreue ist*<sup>325</sup>. Er trieb mit diesem

---

nach 1081): Annales“, Hauptwerke, S. 350-352; Unger, s. v. „Hersfeld – Geschichtlicher Überblick“, GermBen 7, S. 593 f. u. Vogtherr, Reichsklöster, S. 454.

<sup>324</sup> RANKE, Leopold von: Zur Kritik fränkisch-deutscher Reichsannalisten; Abhandlung der Königlichen Akademie der Wissenschaften zu Berlin; philologisch-historische Klasse; Berlin 1855 (vorgetragen 1854); S. 436-458; wieder abgedruckt in: Abhandlungen und Versuche; Sämtliche Werke; Band 51/52; Leipzig 1888; S. 125-149, speziell S. 133.

<sup>325</sup> Holder-Egger, Studien zu Lambert von Hersfeld, S. 517. Zit. n.: Struve, Lampert, Teil B, S. 124, Anm. 2.

scharfen Urteil eine damals verbreitete Anschauung auf die Spitze, in der Lampert als Historiker nun ebenso viel Tadel einstecken musste, wie ihm als Stilist weiter Lob gezollt wurde:

*Ergo homo adprime litteratus, perfectus scriptor, sed levissimus historicus, scriptor rerum gestarum nullius auctoritatis, nullius fidei ex hoc examine evadit Lampertus*<sup>326</sup>.

Freilich muss O. HOLDER-EGGER zugestanden werden, dass sich ihm, nachdem er selbst erstmals Lampert noch die „Vita Lulli“ zugewiesen hatte (Kap. II.2.a), auch ganz neue Vergleichsmöglichkeiten zu den „Annales“ boten. Denn im Gegensatz zu seinem Hauptwerk nannte der Hersfelder ja in der Lullusbiographie seine Kernquellen und verband dies gar mit der Versicherung einer gewissenhaften Benutzung, so dass der Forscher hier einen gleichsam doppelten Ansatzpunkt zur Prüfung hatte. Er kam freilich zu einem vernichtenden Ergebnis, da die Verwendung der Quellen einer kritischen Nachprüfung nicht standhielt. Dass nur ein Teil der Quellen aufgeführt wurde, lässt sich noch mit der diesbezüglichen Definition Lamperts erklären. Jedoch waren diese dann inhaltlich oft ins Gegenteil verkehrt. Allerdings sind ihm hier wiederum die genretypischen Merkmale der Hagiographie zuzugestehen, indem das Werk selbst nach den Erweiterungen der zweiten Version noch nicht vollständig in der Geschichtsschreibung angekommen war, sondern auch der alten Schwarz-Weiß-Malerei einer Heiligenvita verhaftet blieb. So können die Vorwürfe in diesem Fall laut T. STRUVE (1970) und E. LECHER (1992) nicht so schwer wiegen wie bei den „Annales“. Freilich lässt seine in der „Vita Lulli“ zu beobachtende Art des Ummodellns, Ergänzens, Auslassens oder Ausleihens von anderen Heiligen trotzdem Rückschlüsse auf seine anderen Schriften zu. Denn wie mochte er erst lügen oder fabulieren, wo er seine Quellen überhaupt nicht nannte? Die Zuordnung der „Vita Lulli“ rückte den Hersfelder also erst recht in ein negatives Licht, was auch Auswirkungen auf sein Geschichtswerk als Ganzes haben musste.

Insgesamt wurde so immer mehr deutlich, worin die so lange geglaubte scheinbare Zuverlässigkeit Lamperts begründet war<sup>327</sup>: Primär suggerierte sein Schreibstil, dass er die geschilderten Ereignisse selbst miterlebt habe. Zwar legte er den Fürsten häufig authentisch anmutende Klagen in den Mund, doch waren dies faktisch eher seine eigenen. Bei Informationsmangel erfand er diese mehr oder weniger frei. Auch besserte Lampert die wenigen ihm bekannten Fakten aus lebhaften eigenen Vorstellungen auf. Demnach wies man in den „Annales“ zahlreiche Unrichtigkeiten nach, vor allem bei Verhandlungen und Unterredungen wie in Tribur-Oppenheim und Canossa<sup>328</sup>. Lampert stand offensichtlich den weltlichen Geschäften und den Fragen der Politik recht fern. Daher kann man von ihm keine Antworten auf verfassungsrechtliche Fragen erwarten. So sind keine Aussagen über das, worum es im Thüringer Zehntstreit eigentlich ging, über die wirklichen Ursachen des Sachsenaufstandes oder die Erhebung der Bürger von Worms und Köln zu gewinnen. Zudem trog bei ihm der erste Anschein von Objektivität allzu häufig: Unter ihrem Mantel verbarg er oft, dass er seine Informationen zumindest teilweise nur gezielt weitergab. Auch nahm man nun in ungleich höherem Maße die mehr oder weniger versteckte Königskritik wahr. Die zwei letzten Punkte kommen etwa beim Ehescheidungsversuch Heinrichs IV. 1069 zusammen, als der König von Lampert der Sittenlosigkeit angeklagt wurde, wobei der Chronist wohlweislich verschwie, dass der gewünschte Gegenkönig Rudolf gerade das gleiche beabsichtigte (Kap. V.2)<sup>329</sup>. Darüber hinaus gab Lampert Einzelheiten ohne verlässliche Kunde wieder und konstruierte Zusammenhänge und Motivationen, die bei kritischer Prüfung in sich zusammenfallen, so dass ihm bald der Stempel eines „Lügenbarons“ anhaftete. Wenngleich er wahrlich keineswegs ein unparteiischer Beobachter war, ist er dennoch nicht als jener notorische Lügner zu be-

<sup>326</sup> Lampert, Opera, Praefatio, S. XXIX, Z. 21-24.

<sup>327</sup> Dazu kompakt: Lecheler, Lampert von Hersfeld, S. 126.

<sup>328</sup> Lampert, Annales, S. 382-392 (Tribur-Oppenheim) u. 398-412 (Canossa).

<sup>329</sup> Bericht zum Ehescheidungsversuch: Lampert, Annales, S. 114-120.

zeichnen, den die etwas zu quellenfixierte Forschung des 19. Jahrhunderts aus ihm machen wollte. Vielleicht wurden solch übertriebene Urteile auch aus Empörung darüber gefällt, dass Lampert seine Leser so lange über seine Gesinnung täuschen konnte. Denn es war damals längst bekannt, dass etwa Brunos oppositionelles „Saxonicum Bellum“ (wohl 1082) und die anonyme, kaisertreue „Vita Heinrici IV. imperatoris“ (nach 1106) die „wahren“ Geschehnisse gesinnungsmäßig interpretierten. Sie hatten eben ihre Partei offener zur Schau gestellt.

So sorgten erst neuere Ansätze vor allem in der zweiten Hälfte des 20. Jahrhunderts für ein differenzierteres Lampertbild, das in keines der beiden vorherigen Extreme verfiel. Es stellte vielmehr grundsätzlich fest, dass er nicht als planvoller Fälscher absichtlich die Wahrheit entstellte, sondern nach biographischen und zeittypischen Gesichtspunkten eingeordnet werden muss, welche die an sich unzweifelhaft wichtigen Erkenntnisse der Quellenkritik erst richtig bewerten helfen. So relativierte schon P. HAFNER (1936) die umfassende Kritik von O. HOLDER-EGGER<sup>330</sup>. Generell könne zwar nicht bestritten werden, dass Lampert in gewissen Dingen nicht genügend Kenntnisse gehabt habe, dass er allgemein der Darstellungsform mehr Bedeutung beigemessen habe als der genauen kritischen Forschung und dass er schließlich auch in einseitiger Parteilichkeit, ja sogar Gehässigkeit, gegenüber Heinrich IV. Position bezogen habe. Allerdings sei es eine Übertreibung, ihm pauschal immer absichtliche und bewusste Fälschung zu unterstellen und ihn *als vollendeten Bösewicht*<sup>331</sup> erscheinen zu lassen. So habe selbst O. HOLDER-EGGER schon anerkannt, dass der Chronist über viele Ereignisse, wie die königlichen Reisen, treffliche Schilderungen biete und die „Annales“ stets als ein Werk von großem Wert betrachtet werden müssten<sup>332</sup>. Insgesamt war Lampert so bereits für P. HAFNER bei aller berechtigten Kritik doch eine bedeutende Persönlichkeit, wörtlich

[...] *ein Mann von glänzenden Geistesgaben und großer Gelehrsamkeit, ein Schriftsteller ersten Ranges, in den klassischen Autoren belesen, wie kaum ein anderer Geschichtsschreiber des Mittelalters*<sup>333</sup>.

Auch wenn diese Bemerkungen fraglos einen wahren Kern haben, dürfen sie wieder andersherum auch nicht den Blick auf den problematischen Charakter unseres Chronisten verstellen. Freilich bedeutet das verständnisvollere Einbeziehen seiner mönchisch-adligen Identität in der neueren Forschung bei Weitem kein Reinwaschen Lamperts, dessen Verstellungen im Einzelnen auch noch von M. FLECK (1986/2007) nicht abgestritten wurden. Dabei wies W. D. FRITZ (1957/62) sogar noch dezidiert darauf hin, dass der Hersfelder an vielen Stellen bewusst gelogen habe. So könne er nur dem Urteil von K. HAMPE in der 10. Auflage von dessen „Deutscher Kaisergeschichte in der Zeit der Salier und Staufer“ (1949) beipflichten:

*Immerhin bleibt ein ungewöhnlich geringes Maß an historischem Wahrheitssinn und moralischer Zuverlässigkeit, so daß das an Stoffreichtum und Darstellungskunst glänzende Werk als Quelle nur mit Vorsicht zu benutzen ist*<sup>334</sup>.

Diese Beurteilung steht in der Lampertforschung aber quasi noch in einer Übergangszeit, da T. STRUVE dann in seiner für uns grundlegenden Dissertation 1969/70 und den folgenden Kurzartikeln noch weiter ging und Lampert durchaus ein subjektives Wahrheitsempfinden zugestand. Er erweiterte gleichsam die alte, primär quellenkritische Sicht hin zu einer umfassenden Einbeziehung von Charakter und Weltbild, wodurch er Lampert wieder in ein besseres Licht rücken wollte. Denn der Forscher nahm die Aussagen des Chronisten nicht absolut, sondern betrachtete sie unter stilkritischen Aspekten, indem die Geschichtsschreibung eben-

<sup>330</sup> Kritik an O. HOLDER-EGGER: Hafner, Reichsabtei Hersfeld, S. 83 f.

<sup>331</sup> Hafner, Reichsabtei Hersfeld, S. 83, Z. 31.

<sup>332</sup> Lampert, Opera, Praefatio, S. XLVII.

<sup>333</sup> Hafner, Reichsabtei Hersfeld, S. 81, Z. 21-24.

<sup>334</sup> HAMPE, Karl: Deutsche Kaisergeschichte in der Zeit der Salier und Staufer; bearbeitet von F. Baethgen; 10. Auflage; Heidelberg 1949; S. 2. Zit. n.: Lampert, Annales, Einleitung, S. XIV, Z. 27-30.

falls als ein Spiegel der Anschauungen des Autors und dessen Umgebung aufgefasst werden müsse. Daher beendete er seine Arbeit denn auch mit einem programmatischen Wunsch:

*[...] in der Hoffnung, das Verständnis für die Persönlichkeit Lamperts von Hersfeld gefördert und das traditionelle Mißtrauen gegenüber seinem Werk gemindert zu haben*<sup>335</sup>.

Lamperts Glaubwürdigkeit hält aber in der Tat in vielen Fällen einer wissenschaftlichen Nachprüfung nicht stand. Doch ist es heute nur schwer nachzuvollziehen, wo er gemäß W. D. FRITZ wirklich bewusst log, wo Entstellungen aus reinem Gewissen geschahen und wo er es einfach nicht besser wusste. Daher muss umso umsichtiger differenziert werden, denn eine Pauschalisierung Lamperts als vorsätzlicher Lügner ist genauso wenig statthaft wie seine Verklärung. Er nahm lebhaften Anteil an den Ereignissen seiner Zeit, die er so einordnete, wie ihm dies richtig erschien. Manchmal gingen Lampert dabei – wie seinen antiken Vorbildern – das ausufernde schriftstellerische Temperament und die Lust am Fabulieren durch. Von diesen ausgeschmückten Schilderungen und Monologen konnte er aber hinter Klausurmauern nicht in dem Umfang Kenntnis haben. Er mag auch Klosterklatsch und falsche Gerüchte unkritisch miteinbezogen haben, wenn sie in sein Bild der Welt passten. Weit entfernt von bewusster Verzerrung füllte er eben Wissenslücken, die er trotz Hersfelds Stellung als informiertes Reichskloster zwangsläufig haben musste, mit dialogreichen Szenen aus, die auch der Unterhaltung beim Vortrag dienen sollten. Er erstrebte scheinbar im Zweifel eher eine effektvolle denn wahrheitsgemäße Schilderung, wie im Falle der „Demütigung“ Heinrichs IV. in Canossa<sup>336</sup>. In seinen Werken manifestierte sich zudem seine subjektive Haltung und Wahrnehmung, was nicht pauschal mit absichtlicher Fälschung gleichgesetzt werden darf. Hier tritt vielmehr seine Persönlichkeit mit oft im Widerstreit stehenden Gefühlen hervor, wodurch er zum typischen Vertreter der Umbruchszeit Heinrichs IV. wurde (Kap. V.<sub>2-4</sub>).

Um eine Bilanz der beschriebenen Rezeptionsgeschichte Lamperts zu ziehen, ist an dieser Stelle zunächst auf ein Urteil von E. LECHER (1992) zu verweisen:

*Beim Lesen der Arbeiten über Lampert fällt auf, wie sehr offensichtlich nicht nur die mittelalterlichen Historiographen, sondern auch wir heute von unseren methodischen Ausgangspunkten her voreingenommen sind*<sup>337</sup>.

Demnach bleibt der Autorin zufolge festzuhalten, dass die rein quellenkritischen Ansätze des 19. Jahrhunderts sicher in der Gegenwart überholt sind. Nach der Auffassung der modernen Forschung kann man vielmehr von der Persönlichkeit und den historischen Vorstellungen des Geschichtsschreibers nicht abstrahieren. Im Mittelalter konnte laut F.-J. SCHMALE (1985) die Wiederherstellung der alten, „richtigen“ Ordnung als so bedeutendes Gut angesehen werden, dass der Historiker auf jedes Mittel bis hin zur Fälschung zurückgreifen durfte<sup>338</sup>. Daran anknüpfend ordnete E. LECHER bereits die als Verteidigung Lamperts konzipierte Monographie von T. STRUVE (1969/70) kritisch ein, die ja auch wir wegen ihrer vielen Vorzüge als eine Hauptstütze nehmen. Freilich wies E. LECHER auf den Widerspruch hin, dass der Autor zwar unterstellte, der Hersfelder habe seine Quellen sorgfältig geprüft, jedoch gleichzeitig zu dem Urteil kam, dass Lampert jeden Maßstab verloren habe und aus blindem Hass urteilte<sup>339</sup>. So habe sich T. STRUVE am Ende doch wieder O. HOLDER-EGGER als Lamperts größtem Kritiker angenähert, der ja dem Mönch jedes historische Gewissen abgesprochen hatte. Die Autorin schloss damit, dass die heftige Diskussion um die

<sup>335</sup> Struve, Lampert, Teil B, S. 142, Z. 11-14.

<sup>336</sup> Lampert allgemein zu Canossa: Lampert, Annales, S. 398-412.

<sup>337</sup> Lecheler, Lampert von Hersfeld, S. 126, Z. 30-32. Siehe dort auch die folgenden Ausführungen.

<sup>338</sup> SCHMALE, Franz-Josef: Funktionen und Formen mittelalterlicher Geschichtsschreibung; Darmstadt 1985; S. 57. Daraus abgeleitet: Lecheler, Lampert von Hersfeld, S. 126 f.

<sup>339</sup> Kritik an T. STRUVE: Lecheler, Lampert von Hersfeld, S. 127.

Glaubwürdigkeit des Hersfelders aber gerade die hohe literarische Qualität seines Werkes beweise:

*Wenn Historiographie auch literarischen Ansprüchen genügen soll, dann kommt das Werk des Lampert von Hersfeld dieser Forderung sicher in besonderem Maß entgegen*<sup>340</sup>.

Was lässt sich also aus Lamperts wechselvoller Rezeptionsgeschichte für uns als Maßstab für die folgende Betrachtung seiner Haltung herauslesen? Insgesamt müssen – wie bei Eberhard (Kap. III) – vor allem seine biographischen Umstände berücksichtigt werden, indem die neuere Forschung das Weltbild des Hersfelder Mönches besser enthüllen konnte. In seiner ungehemmten Kritik wurde er zudem Zeuge eines in der zweiten Hälfte des 11. Jahrhunderts einsetzenden politisch-sozialen Wandels in vielen Bereichen und mit weitreichenden Folgen, dessen Anzeichen etwa wachsende Territorialisierung und Individualisierung waren (Kap. V.9). Aus konservativ-geistlicher Sicht übte er in einer ‚altväterischen‘ Haltung<sup>341</sup> reichlich Kritik an der Politik Heinrichs IV. (1056/84-1106), die freilich von den Umständen erzwungen war. Lampert hatte aber noch dessen früh verstorbenen Vater Heinrich III. (1039/46-1056) miterlebt, an dem er sein Ideal ausbildete<sup>342</sup>. So konnte er die Tendenzen und Ziele der neuen Zeit nicht ergründen und war von allem nur noch enttäuscht. Dabei erkannte er nicht, dass die von ihm beklagten Missstände der Gegenwart teils schon unter der Regierung des verehrten Heinrich III. begründet worden waren. Man kann laut E. LECHER gar so weit gehen, dass Lampert überhaupt keine Vorstellung von der geschichtlichen Bedeutung seiner Zeit und von der Größe der damals stattfindenden Veränderungen hatte<sup>343</sup>.

Hinzu kam ein konservativer Adelsstandpunkt, der sich nicht nur in der Reichspolitik, sondern auch in sozialen Fragen äußerte<sup>344</sup>. Als Angehöriger des grundbesitzenden Adels betonte er die Standesunterschiede zwischen Hoch und Niedrig sowie Arm und Reich. Dies schätzte er sogar als wichtiger ein als die Abtrennung von Geistlichen und Laien, da für beide ja die gleichen Standesunterschiede galten. So wurden einerseits die Heeraufzüge zweier gegnerischer Parteien bei ihm zu geordneten Schauspielen der unterschiedlichen Rangstufen. Andererseits setzten sich die sozialen Unterschiede auch hinter Klostermauern fort, wie in seiner Schilderung des Fuldaer Aufstands 1063 deutlich wird, als man die betreffenden Mönche nach ihrem Stand bestraft habe (Kap. VI.3). Trotzdem rühmte Lampert aber die unparteiische Rechtspflege seines Mentors Anno II. von Köln, der sich ohne Ansehen der Person besonders für Arme und Unterdrückte eingesetzt habe. Jedoch wohnte in unserem Chronisten gemäß T. STRUVE die typische „Herrenethik“ adliger Kreise mit einer tiefen Bewunderung der Standesgenossen, denen die Herrschaft in allen Bereichen zustehe.

Dagegen erfüllte ihn Misstrauen gegenüber dem Aufstieg neuer sozialer Schichten wie der Ministerialität und dem Stadtbürgertum, die er als Emporkömmlinge ohne Machtanspruch abqualifizierte. Nach allgemeinem Glauben kamen nämlich aus ihren Reihen besonders viele Unruhestifter und Verräter. Und nun musste Lampert sehen, dass solche Leute auch noch vom König gefördert wurden! So wurde er ein energischer Fürsprecher fürstlich-adliger Standesinteressen, was ihn quasi auch zum Sprachrohr der fürstlichen Opposition aus Bischöfen, Herzögen und Grafen machte. Lampert gab dem Unmut der Fürsten über jene Leute niedrigster Herkunft Ausdruck, die von Heinrich IV. mit höfischen Führungsstellungen und militärischen Aufgaben in den entstehenden Königslandschaften betraut wurden und so zu Konkurrenten der alten Elite aufstiegen. Ein weiterer Ausfluss seines Standesbewusstseins war die Geringschätzung des niedrigen Volkes, das er als rohe, ungebildete Masse

<sup>340</sup> Lecheler, Lampert von Hersfeld, S. 127, Z. 11-13.

<sup>341</sup> Struve, Lampert, Teil B, S. 34, Z. 9.

<sup>342</sup> Lamperts glückliche Zeit unter Heinrich III.: Struve, Lampert, Teil B, S. 34-38.

<sup>343</sup> Lecheler, Lampert von Hersfeld, S. 125.

<sup>344</sup> Ausführlich zum konservativen Adelsstandpunkt: Struve, Lampert, Teil B, S. 39-47.



auffasste<sup>345</sup>. In seiner Schilderung des Sachsenkrieges (Kap. V.3) ließ er keinen Zweifel daran, dass es durch Anführer zu jeder Gewalttat aufgewiegelt werden, ja sogar selbst – wie beim Verwüsten der Harzburg – einen Aufruhr initiieren könne<sup>346</sup>. Daher sei stets eine Beschwichtigung der wankelmütigen und unberechenbaren Menge durch Vernünftige vonnöten, also durch die Fürsten. Dabei stellte er im Bericht zu 1075 zwar dezidiert dem Sachsenvolk ein negatives Zeugnis aus, verallgemeinerte es aber gleich schon selbst auf alles Volk: [...] *ut semper varium et instabile est plebis ingenium*, [...] <sup>347</sup>. Das Volk an sich sei stets gierig nach Neuem und ließe sich davon blenden. Die damit verbundene Geringschätzung von Tradition musste die Menge aber just in Gegensatz zum Adel und damit zu Lampert selbst bringen.

Einen regelrechten Hass empfand er gegenüber den Ministerialen, welche die Regierung Heinrichs IV. repräsentierten und die fürstliche Teilnahme an der Herrschaft auszuschalten drohten<sup>348</sup>. So gab er der Kritik der Adelsopposition Ausdruck, die die auf königliche Dienstmännern gestützte Königslandpolitik in Sachsen und das Eindringen von Ministerialen in den königlichen Rat ablehnte. Interessanterweise setzte Lampert die Ministerialen mit den Schwaben gleich, die ja auch tatsächlich einen großen Teil dieser Gruppe ausmachten. In seiner Rezeption sächsischer Propaganda ging der Chronist so weit, dass er ebenfalls behauptete, Heinrich IV. wolle die Sachsen ausrotten und dafür Schwaben ansiedeln. Dieser strebte aber die wirtschaftliche und militärische Beherrschung des Landes von Burgmittelpunkten aus an und setzte dafür treue, nicht zimperliche Dienstmännern ein. Damit intensivierte der König quasi alte, aber längst vergessene Reichsrechte gegenüber den Fürsten. Seine Maßnahmen führten zu Klagen in der Bevölkerung und zu Misstrauen im sächsischen Adel, was sich bald im Sachsenaufstand entlud (Kap. V.3). Doch regte sich im ganzen Reich Unmut über die Ministerialen, die in Schlüsselstellungen berufen wurden, so in den geheimen Rat, den Hofdienst, die Verwaltung königlicher Ämter und in politische Aufgaben (Kap. V.9). Unter den Königsvertrauten ragte Liupold von Meersburg heraus, über dessen Tod bei Hersfeld auch Lampert berichtete (Kap. VI.2). Zu nennen sind hier noch Regenger und Udalrich von Godesheim, die beide mit Mordanschlägen auf die Herzöge Rudolf von Schwaben und Berthold von Kärnten zu tun hatten. Auch das Goslarer Stift als Ausbildungsstätte der Reichskirche besetzte er mit seinen Vertrauensleuten. Besonders erbost war Lampert, als Heinrich IV. ihnen gar zu Bischofswürden verhalf, indem etwa der Goslarer Propst Rupert 1075 Bischof von Bamberg wurde. Auch Hildulf als königlicher Kandidat für das Erzbistum Köln 1076 stammte aus dem Goslarer Domstift. Beide waren aber an ihrer neuen Wirkungsstätte allzu unbeliebt. Jedoch übte Lampert keine pauschale Kritik am Goslarer Stift, da aus der Einrichtung ja gerade auch Gunther von Bamberg und Anno von Köln hervorgegangen waren. Vielmehr monierte er eben speziell die Identität der königlichen Kandidaten.

Insgesamt kann seine Kritik so nicht auf Standesinteressen reduziert werden, sondern war auch von der Furcht bestimmt, die Ministerialen würden das Reich zu Grunde richten. Denn augenscheinlich hörte der durch seine Dienstmännern schlecht beratene König die Fürsten nicht mehr, worin Lampert den Grund für den schlechten Zustand des Reiches erkannte und somit sein prinzipielles Misstrauen gegen die neuen ungewohnten Methoden bestätigt fand. Hier ist laut T. STRUVE der Ansatz für seine gesamte Kritik an König und Reich anzusiedeln. Wenn Lampert in seinen „Annales“ den Fürsten in Goslar 1073 und Tribur-Oppenheim 1076 diesbezügliche Gegenforderungen in den Mund legte, obwohl er vom wahren Hergang der Verhandlungen keine Informationen hatte, so handelte es sich in Wirklichkeit um seine eigenen Ansichten<sup>349</sup>: Dabei standen Stabilität des Reiches, fürstliche Beratung und Neuwahl des

<sup>345</sup> Lampert und das Volk: Struve, Lampert, Teil B, S. 40-42.

<sup>346</sup> Lampert über die Verwüstung der Harzburg: Lampert, Annales, S. 232-234.

<sup>347</sup> Lampert, Annales, S. 306, Z. 7 f.

<sup>348</sup> Lamperts Kritik an den Ministerialen: Struve, Lampert, Teil B, S. 42-46.

<sup>349</sup> Lampert, Annales, S. 180-186 (Goslar) u. 382-392 (Tribur-Oppenheim).

Königs im Zentrum. Durch die Bevorzugung der Ministerialen sei der Adel aus dem königlichen Rat verdrängt worden. Sie sollten daher entlassen werden und die Reichsverwaltung wieder an die Fürsten gehen, denen sie rechtmäßig zustehe. Bis- und Herzogtümer durfte der König nur nach fürstlicher Beratung besetzen. Auch habe Heinrich IV. mit seinem Vorgehen gegen die Sachsen und Thüringer den Frieden im Reich zerstört, den er von seinen Ahnen übernommen habe. Am schlimmsten schlug aber für den Mönch die Vernachlässigung der Kirchen und Klöster zu Buche. Zeigte sich der König angesichts dieser vielen Verletzungen der Herrscherpflichten noch uneinsichtig, sah Lampert auch ein Widerstandsrecht legitimiert.

So erkannte er den Fürsten eine entscheidende Rolle bei der Königswahl zu (1066, 1077), da sie für ihn zusammen mit dem König in Krieg und Frieden das Reich repräsentierten, was er sogar Heinrich IV. aussprechen ließ<sup>350</sup>. Daher sollten die Fürsten für die Würde des Reiches Sorge tragen, wie dies selbst der kaisertreue Verfasser der „Vita Heinrichi IV. imperatoris“ nach 1106 postulierte. Nicht nur gemäß Lampert hatten also die Fürsten ein Recht auf Mitwirkung an der Reichsregierung als *cura rei publicae*<sup>351</sup>. Als Reflex auf deren gestiegene Bedeutung seit der Minderjährigkeitsphase erhob er ihre Stellung gar zu einer das Reich neben dem König repräsentierenden Körperschaft. Er bezeugte damit das Vordringen eines transpersonalen Staatskonzepts, das von der Person des Herrschers losgelöst war. Dieser Prozess verstärkte sich noch durch seinen Rückgriff auf den antiken Begriff der *res publica*<sup>352</sup>. Allerdings förderte die Entwicklung gleichzeitig auch die Ausbildung eines Reichsbegriffs nationaldeutscher Prägung, so dass in den „Annales“ der Name *regnum Teutonicum* eine Ausweitung und Vertiefung auf institutioneller Ebene erfuhr. Man findet aber selbst in der Zeitgeschichte noch ungleich häufiger traditionell *Gallia*, was Lampert genauso auf das alte Frankenreich der Lullusjahre wie auf das ostfränkisch-deutsche Reich seiner Epoche übertrug, dabei aber für die Gegenwart das inzwischen abgetrennte Frankreich im Westen ausklammerte. Somit blieb er mit *regnum Teutonicum* und *Gallia* also sprachlich zerrissen zwischen Tradition und Moderne. Beide Begriffe waren allerdings gleichbedeutend in ihrer Abgrenzung gegenüber *Italia*, das auch zum *imperium*, aber eben nicht zum *regnum Teutonicum* gehörte. Doch unbeschadet solcher staatsrechtlicher Überlegungen stand für Lampert vielmehr der Verstoß gegen die fürstlichen und adligen Rechte, aber auch die persönliche Bosheit und Tücke Heinrichs IV. im Zentrum. Doch erkannte er nicht, dass die alte Einheit von Reich und Kirche schon lange aus den Fugen geraten war und der König einfach auf neue Helfer angewiesen war. Dabei stand der Konflikt zwischen Adel und Königsdienstmannen für eine längerfristige soziale Umwälzung, durch die die traditionelle Vormacht von Adel und Kirche in der Reichspolitik auf den Prüfstand kam. So wiederholte noch Walther von der Vogelweide (um 1170-1230) in fürstlichem Auftrag Lamperts Klage über die schlechten königlichen Ratgeber, obwohl er selbst wohl aus einem Ministerialengeschlecht stammte.

Bei Lampert spielten insgesamt auch seine juristischen Vorstellungen eine wichtige Rolle, indem er sich stets auf das Rechtmäßige wie Gesetzliche berief und grundsätzlich am bewährten alten Recht festhielt<sup>353</sup>. Für ihn waren folglich alle Lebensbereiche durch gutes Herkommen geregelt, das sich in der Zeit Karls des Großen (768/800-814) bis Heinrichs III. (1039/46-1056) gebildet hatte. Verstöße dagegen mussten ihm daher als Verfallszeichen vorkommen. Das Recht wurde im Mittelalter allgemein als überpersönliche geheiligte Ordnung verstanden, etwa abzulesen am Treueid. So mussten diesbezügliche Abweichungen auch als

<sup>350</sup> Maxime der fürstlichen Teilhabe: Struve, Lampert, Teil B, S. 46 f.

<sup>351</sup> Zit. n.: Struve, s. v. „Lampert von Hersfeld (um 1028 - nach 1081): Annales“, Hauptwerke, S. 351, Z. 27.

<sup>352</sup> Reichsbegriffe: Holder-Egger, Vita Lulli und Verfasser, S. 299, Z. 18 - S. 300, Z. 3 u. Struve, s. v. „Lampert von Hersfeld (um 1028 - nach 1081): Annales“, Hauptwerke, S. 351, Z. 26-38.

<sup>353</sup> Lamperts Berufung auf das Rechtmäßige und Gesetzliche: Struve, Lampert, Teil B, S. 48-51.

Verstöße gegen Gott erscheinen, gegen die man einen *iustum bellum*<sup>354</sup> führen durfte. Prinzipiell gab es in Lamperts Augen Gesetze für die diversen Sphären des öffentlichen Lebens. Allgemein unterschied er hauptsächlich *ecclesiasticae leges* und *leges forenses*<sup>355</sup> oder auch *ius caeli* und *ius fori*<sup>356</sup>. Dabei meinte er aber stets kein bestimmtes Rechtsgebiet, sondern ging von der Stellung innerhalb oder außerhalb der Kirche aus. Für das kirchliche Recht nahm er keine scharfe Trennung zwischen *ecclesiasticae leges* und *canones* vor, sondern benutzte beide Begriffe synonym<sup>357</sup>. Darin unterschied er sich von den Reformkreisen, die die *canones* in einem ganz autonomen Sinn verwendeten. Lampert konnte sich die damit verbundene kirchenrechtliche Tragweite gar nicht vorstellen, die zur Verdrängung des weltlichen Herrschers aus dem kirchlichen Bereich führen sollte. Für ihn stand die Kirche noch wie unter Heinrich III. unter königlichem Schutz, indem der Herrscher den Gesetzen im Reich Anerkennung verschaffen und Rechtsbrüche bestrafen sollte – gerade auch im kirchlichen Bereich. Hiermit vertrat er die traditionelle Vorstellung eines *defensor ecclesiae*<sup>358</sup>. Lampert machte sich so immer dann bemerkbar, wenn er die alten Rechtsnormen verletzt sah. Dies war bei den Kirchengesetzen etwa zur Absetzung Gregors VII. auf dem Wormser Reichstag in den „Annales“ zu 1076 der Fall, als er einzelne Bischöfe kurz widersprechen ließ<sup>359</sup>. Schon vorher hatte er unter 1073 – im Mantel an sich unwahrscheinlicher sächsischer Forderungen – auch das angeblich ehebrecherische Leben Heinrichs IV. angeprangert:

[...] *ut abdicato grege concubinarum, quibus contra scita canonum attrito frontis rubore incubabat, reginam, quam sibi secundum ecclesiasticas traditiones thori sociam regnique consortem delegisset, coniugali loco haberet et diligeret*; [...] <sup>360</sup>.

Neben den zwei größeren Rechtskreisen innerhalb und außerhalb der Kirche kannte Lampert noch Pfalzgesetze, die er aber auch in einem weiteren Rahmen sah (*palatinas leges*<sup>361</sup>). Für ihn verstand es sich von selbst, dass der Hof ebenfalls eine besondere Rechtsordnung besaß, der selbst der König untergeordnet war. So ließ er Heinrich IV. seine Bitte um Absolution bei Papst Gregor VII. (1073-1085) in den „Annales“ zu 1077 so begründen, dass der Salier, wenn er nicht binnen Jahresfrist vom Bann gelöst sei, *iuxta palatinas leges*<sup>362</sup> der Königswürde verlustig gehen würde. Dieses Gesetz gab es freilich laut T. STRUVE gar nicht. Zusätzlich erwähnte Lampert nach seinem Vorbild Sallust verschiedentlich an teils passenden und teils unpassenden Stellen (O. HOLDER-EGGER) auch das *ius gentium*<sup>363</sup>. Unter dem Begriff, den er anscheinend sehr mochte, verstand er allgemein bekannte Rechtsgrundsätze und anerkannte Gewohnheiten – auch die Rache. Er bezog es aber seltener speziell auf das Zusammenleben der Völker, etwa zur Legitimation des Schutzes für Gesandte und Kaufleute. Lampert berief sich vor allem dann auf das Völkerrecht, wenn es wie in den „Annales“ zu 1063 in Lorsch Gesandtschaften vor Übergriffen der aufgebrachten Menge zu schützen galt:

[...] *tantus dolor et indignatio omnes invasit, ut nec manibus in legatos ipsos temperassent, nisi ius gentium plus quam ira valuisset*<sup>364</sup>.

Später ließ er die Vokabel 1074 sogar durch den Hersfelder Abt Hartwig (1072-1090) von den aufständischen Sachsen an Heinrich IV. übermitteln (Kap. VI.4). Schließlich nahm bei

<sup>354</sup> Zit. n.: Struve, Lampert, Teil B, S. 48, Z. 27.

<sup>355</sup> Zit. n.: Struve, Lampert, Teil B, S. 48, Z. 29 f.

<sup>356</sup> Vgl. Holder-Egger, Vita Lulli und Verfasser, S. 307, Anm. 4.

<sup>357</sup> Zit. n.: Struve, Lampert, Teil B, S. 49, Z. 2 f.

<sup>358</sup> Zit. n.: Struve, Lampert, Teil B, S. 49, Z. 18.

<sup>359</sup> Lampert, Annales, S. 346, Z. 13-20.

<sup>360</sup> Lampert, Annales, S. 182, Z. 3-7.

<sup>361</sup> Zit. n.: Struve, Lampert, Teil B, S. 49, Z. 20.

<sup>362</sup> Lampert, Annales, S. 404, Z. 26.

<sup>363</sup> Zit. n.: Struve, Lampert, Teil B, S. 50, Z. 2. Dazu: Holder-Egger, Vita Lulli und Verfasser, S. 307, Anm. 3.

<sup>364</sup> Lampert, Annales, S. 90, Z. 14-16.

ihm aber noch der gerichtliche Zweikampf als Abart des Gottesurteils eine zentrale Position ein. Fundament eines solchen *iudicium dei*<sup>365</sup> war generell der Glaube an den Sieg des guten Rechts, indem Gott als gerechter Richter (*iudex iustus*<sup>366</sup>) keinen Sieg des Ungerechten zulassen konnte. Freilich erwähnte unser Chronist auch andere Formen von Gottesurteilen, etwa Krankheiten oder die Abendmahlsprobe. Sie trafen übrigens nicht zuletzt mit Vorliebe diejenigen Personen, die sich als Gegner Hersfelds und des Mönchtums erwiesen hatten.

Darüber hinaus empfand Lampert eine tiefe Abneigung gegen Neuerungen und schätzte im Gegenzug das Althergebrachte sehr hoch ein<sup>367</sup>. Schon dies belegt seine Distanz zu den Gregorianern, da gerade Gregor VII. hierüber anders dachte. Prinzipiell wies aber T. STRUVE darauf hin, dass das heterogene deutsche Reich tatsächlich solcher Traditionen zum Zusammenhalt bedurfte. Folglich wurden selbst notwendige und praktizierte Neuerungen noch in den Mantel der Tradition verpackt, da sie ansonsten suspekt gewesen wären. Dagegen befremdete Lampert ja besonders die Neuerungswut des Volkes. In Verbindung damit sah er den Sachsenkrieg als größtes Übel für den Frieden im Reich. Allgemein fasste er freilich die religiösen Neuerungen der Klosterreform gegenüber den politischen Veränderungen noch als ungleich folgenreicher auf. Dabei war Lampert auch in religiöser Hinsicht ein extrem konservativer Mann. Ihm fehlte offensichtlich ein tieferes Verständnis für die Anliegen und Wege der monastischen Kirchenreformbewegung. Daher zog er sich wie viele andere Anhänger der altüberlieferten Ordnung auf die Position des benediktinischen Reichsmönchtums zurück, die er mithilfe der traditionellen Berufung auf die Benediktsregel gegen die Neuerungen zu verteidigen suchte. Er war demnach – noch entgegen L. UNGER (2004) – bei aller Kritik an Heinrich IV. im Investiturstreit keineswegs ein Anhänger der Reformbestrebungen Gregors VII., sondern konnte sich als konservativer Geist trotz teilweiser Interessengleichheit weder mit der gregorianischen Reform von Kirche und Orden, noch mit dem cluniazensischen Mönchtum anfreunden. Er beklagte es sogar heftig, dass die Reformen der Cluniazenser im – von ihm sowieso argwöhnisch beäugten – Volk so großen Anklang fanden. Im Papst sah er vor allem den Gegner des Königs oder Kaisers, nicht aber den Reformen. Bei Lampert war so insgesamt der Begriff der *tempora moderna* oder *tempora nostra* gegenüber den verehrten *maiores* negativ konnotiert<sup>368</sup>. Auffällig ist, dass er als Nicht-Gregorianer die besagten Vokabeln zur Gegenwart benutzte, da sie eher von der Papstpartei rezipiert und von Königlichen gemieden wurden. Dagegen sprach er nicht von Gregor VII., sondern von *Hildebrandus papa*<sup>369</sup>, obgleich man den Taufnamen eher bei der Königspartei erwarten würde – freilich ohne *papa* (Kap. V.4). Doch nannte Lampert den Taufnamen schon bei Clemens II. (1046-1047) (Kap. VI.2). Er stand offenbar zwischen den Stühlen, was die Begriffswahl unterstreicht.

Wie sehr ihn jedoch die *tempora moderna* beschäftigten, zeigt sich schon daran, dass er nur der Gegenwart willen zum Geschichtsschreiber wurde und damit dezidiert eine erzieherische Funktion verband. Er befand sich dabei allerdings laut T. STRUVE in einem regelrechten Generationenkonflikt, indem er die Eigenart der neuen Zeit nicht verstehen konnte, aber die alten Maßstäbe unbrauchbar geworden waren. So richtete sich sein Groll ohne Differenzierung pauschal gegen gute und schlechte Fortschritte. Hinsichtlich der wechselvollen Ereignisse unter Heinrich IV. von dessen Minderjährigkeit über den sächsischen Aufstand bis zum Investiturstreit verklärte er die vorbildliche Zeit der *maiores* von Karl dem Großen bis Heinrich III. Noch unter dem gerühmten Salierkaiser hatte in Lamperts Augen annähernd das Ide-

<sup>365</sup> Zit. n.: Struve, Lampert, Teil B, S. 50, Z. 12.

<sup>366</sup> Zit. n.: Struve, Lampert, Teil B, S. 50, Z. 14 (Psalm 7, 12).

<sup>367</sup> Lamperts Abneigung gegen das Neue: Struve, Lampert, Teil B, S. 51-55.

<sup>368</sup> Zit. n.: Struve, Lampert, Teil B, S. 53, Z. 12-15.

<sup>369</sup> Beispielsweise: Lampert, Annales, S. 256, Z. 29.

al der Einheit von *regnum* und *sacerdotium*<sup>370</sup> – weltlicher und geistlicher Herrschaft – bestanden. Auch in der „Vita Lulli“ dominierte zumindest in der zweiten Fassung das Bedürfnis, eine idealisierte Erinnerung an die glanzvolle Geschichte von Hersfeld im Angesicht des sich abzeichnenden Niedergangs zu wecken. So strebte er allgemein danach, dem tatsächlichen oder vermeintlichen Verfall der *tempora moderna/nostra* das leuchtende Gegenbild einer angeblich besseren Vergangenheit gegenüberzustellen, sei es zur Klostergründungszeit („Vita Lulli“) oder noch unter Heinrich III. („Annales“), was freilich in seiner Gleichsetzung von Karl dem Großen mit dem Salierkaiser quasi ineinander fiel. Demnach sah er die alleinige Lösung der ihn und seine Zeitgenossen erschütternden Probleme in der Wiederherstellung jener alten Ordnung. Lampert erkannte so in den „Annales“ auch beim sächsischen Aufstand gegen den König die Verteidigung guten, alten Rechts, wenngleich er ihn doch noch in der „Institutio“ nicht nur aufgrund der Schäden für das Kloster abgelehnt hatte. Er hoffte daher nun auf Rudolf von Rheinfelden als den ersuchten Friedenskönig, der diesem Idealbild nachzueifern und eine „Renovatio“ einleiten würde. Dies sollte sich freilich nicht erfüllen.

In seiner Abneigung gegen Neuerungen überrascht es nicht wirklich, dass Lampert auch ein Misstrauen gegen die Jugend an sich erfüllte<sup>371</sup>. Diese war es aber gemäß T. STRUVE gerade, die wegen – genealogisch bedingt – meist jugendlichen Herrschern das Früh- und Hochmittelalter dominierte. Daraus entwickelten sich zwangsläufig Generationenkonflikte bis hin zu Vater und Sohn, wie sie um 830 etwa literarisch im fuldischen „Hildebrandslied“ verewigt wurden (Kap. IV.5) und damals tatsächlich zur Teilung des Karolingerreiches beitrugen. Fragte man nun jedenfalls Lampert in den 1070er Jahren, so bedurfte der jugendliche Heinrich IV. zugunsten der Stabilität des Reiches dringend einer fürstlichen Aufsicht. Dabei wurde seine schon in der „Institutio“ geäußerte Kritik nicht etwa von persönlichem Hass geprägt – wie ihm lange unterstellt wurde –, sondern durch seine allgemeine Abneigung gegen die Jugendlichkeit, die eben jetzt durch Heinrich IV. mitsamt Freunden und Beratern personifiziert wurde (*puerilis levitas*<sup>372</sup>). Alle von ihm beklagten Missstände führte er daher auf die jugendliche Unreife, Unfähigkeit und Lasterhaftigkeit des Königs zurück. Doch war Lampert genauso bestürzt, als sich 1063 in den Fuldaer Wirren jüngere Mönche über die Beschwichtigungen ihrer älteren Mitbrüder hinwegsetzten (Kap. VI.3). Auch der ausführlich geschilderte Kölner Aufruhr stand 1074 unter dem Einfluss der Jugend, indem etwa der Anführer ein junger Kaufmannssohn war (Kap. V.9). Schließlich erkannte er zwar im Rahmen der Bamberger Streitigkeiten 1075 an, dass Bischof Hermann ein ungebildeter Simonist war, doch durfte sich in seinen Augen darüber ein junger Kleriker noch lange keinen Scherz erlauben<sup>373</sup>.

Wendet man sich nun Lamperts Frömmigkeit zu, so war sein Leben ohne Zweifel von echter Religiosität geprägt<sup>374</sup>. Hier sei etwa daran erinnert, dass er 1058 aus freien Stücken sein recht weltoffenes Leben an der Bamberger Domschule gegen die strengere Zucht des Klosters Hersfeld eintauschte (Kap. II.1). Dieses Verhalten war charakteristisch für die zunehmende religiöse Besinnung im 11. Jahrhundert. Auch folgte ja 1058/59 seine überstürzte Pilgerfahrt, wobei freilich gemäß T. STRUVE nicht ganz klar ist, ob sie nur auf der zeittypischen Religiosität beruhte oder vielleicht noch unbekannte persönliche Erschütterungen eine Rolle spielten. Jedenfalls setzte sich Lampert, indem er seinem persönlichen Bedürfnis folgte, auch einigen Gefahren aus. Damals wurden die Zeitgenossen aber überhaupt von religiöser Bewegung ergriffen. Just in diesen Jahren nach dem Tod Heinrichs III. 1056 gab es allenthalben Endzeiterwartungen, so dass man bei Lampert nicht ausschließen kann, dass auch er damals tief bewegt war. Noch in seinen späteren Schriften stilisierte er ja des Kaisers Tod

<sup>370</sup> Zit. n.: Struve, s. v. „Lampert von Hersfeld (um 1028 - nach 1081): Annales“, Hauptwerke, S. 351, Z. 42.

<sup>371</sup> Lamperts Misstrauen gegenüber der Jugend: Struve, Lampert, Teil B, S. 55-57.

<sup>372</sup> Struve, Lampert, Teil B, S. 57, Z. 5.

<sup>373</sup> Lampert, Annales, S. 268-270.

<sup>374</sup> Lamperts Frömmigkeit: Struve, Lampert, Teil B, S. 57-59.

als spürbare Epochenwende. Einen weiteren Beleg für die damalige Stimmung liefert auch die berühmte und von ihm ausführlich geschilderte Pilgerfahrt der deutschen Bischöfe unter Führung Siegfrieds I. von Mainz und Gunthers von Bamberg (1064/65)<sup>375</sup>, über die er durch einen Bamberger Augenzeugen zuverlässig unterrichtet war (Kap. II.4). Eine tiefe religiöse Stimmung forderte also in dieser Zeit zu verstärkter Verinnerlichung auf. Bezeichnenderweise wurde Lampert vor allem in den „Annales“ immer dann offen religiös, wenn er als Mönch persönlich aus tiefster Seele zu etwas Position bezog, wie gegenüber Simonie (Kap. VI.5). Dann verdrängten einfache Bibelstellen seine so perfektionierten Stilmittel. Laut T. STRUVE spürte er hier scheinbar, dass das antike Bildungsgut nur oberflächlich und angelernt war. So benutzte Lampert zwar unbestrittenermaßen seltener die Bibel und christliche Schriftsteller, dies jedoch stets an wichtigen und tiefgründigen Stellen. Ein Beispiel ist schon sein Prolog zur „Institutio“, wo er wie bei ähnlichen Gelegenheiten Jeremia heranzog (Kap. II.2.c).

So wundert es nicht, dass er die Verweltlichung der Kirche und des Mönchtums als weitere moderne Verfallserscheinungen kritisierte, indem es simonistische Tendenzen bis hinauf zum Papststuhl gab, mit denen sich viele Kleriker durch Bestechung Bistümer und Abteien zu verschaffen suchten<sup>376</sup>. Demgegenüber bemühte man sich – nicht nur seiner Ansicht nach – etwa traditionell nicht um ein Kirchenamt, sondern musste, dem Beispiel vieler Heiligenviten folgend, nach hartnäckigem Sträuben förmlich mit Gewalt dazu genötigt werden. Nicht anders war es auch in der „Vita Lulli“ zum Klostergründer oder in den „Annales“ zu dem aus Hersfeld stammenden Fuldaer Abt Ruothart (1075), wobei er zumindest bei Lullus dazu nichts in den Quellen lesen konnte. Im Vorfeld des Geschehens um Ruothart wiederum zeigte sich aber schon ein unrühmliches Gegenbeispiel, nämlich Robert von Michelsberg bei Bamberg, den Lampert bezeichnenderweise als *Ruobertus abbas Babenbergensis, cognomento Nummularius*<sup>377</sup> in die Handlung einführte<sup>378</sup>. Jener bemühte sich etwa 1071 vergeblich, wie andernorts erprobt mit simonistischen Mitteln nunmehr auch Abt in Fulda zu werden, obwohl der damalige Abt Widerat noch lebte (Kap. VI.3). Damit stand er zeitlich mehrere Jahre vor einer Reihe weiterer Streiter um das Bonifatiuskloster, bei denen ebenfalls wie so häufig in diesen Tagen Gelderwerb und Wucher mehr zählten als die Benediktsregel, die aber erst beim Tod des Abtes aktiv wurden. Dies veranlasste Lampert bei der betreffenden Neuwahl von 1075 erneut zu einer längeren Klage, die mit dem klassischen Ausspruch *o mores, o tempora!*<sup>379</sup> einsetzte (Kap. VI.5). Seine Simoniekritik wies zwar über den Einzelfall hinaus, konnte aber auch gemildert werden, wenn Hersfeld etwa durch eine eigenmächtige Königsentscheidung wie hier gut wegkam. Bei den Zeitgenossen galten allgemein neben Robert von Michelsberg, der 1071 vom König zum Abt der Reichenau ernannt wurde, noch die Bischöfe Karl von Konstanz (1069), Hermann von Bamberg (1075) und Heinrich von Speyer (1075) als übelste Simonisten. Dabei richteten sich Lamperts Vorwürfe an diese Personen indirekt auch an Heinrich IV. selbst. Freilich hatte der König zwar laut T. STRUVE eine teils unglückliche Hand in seiner Personalpolitik, doch agierte er im gewöhnlichen Maß seiner Vorgänger. Nur wurde eben das bewährte Niveau angesichts der Simoniekritik Gregors VII. nun als anstößig empfunden. Dabei waren die Simonisten nicht pauschal zu verdammen: So war Hermann von Bamberg zwar kein Muster für geistliche und wissenschaftliche Bildung, doch kümmerte er sich stark um seine Kirche und war ein treuer Anhänger des Königs.

Allerdings fasste Lampert quasi unter dem Stichwort Simonie alle Missstände zusammen, die für ihn die Ordnung der Kirche gefährdeten<sup>380</sup>. Dabei vertrat er keineswegs den gregoria-

<sup>375</sup> Lampert zur Pilgerreise der Bischöfe: Lampert, Annales, S. 94-104.

<sup>376</sup> Verweltlichungskritik: Holder-Egger, Vita Lulli und Verfasser, S. 303 u. Struve, Lampert, Teil B, S. 59-65.

<sup>377</sup> Lampert, Annales, S. 144, Z. 29.

<sup>378</sup> Lampert über Robert von Michelsberg: Lampert, Annales, S. 144-148, 162 u. 352-354.

<sup>379</sup> Lampert, Annales, S. 324, Z. 32 f. Vgl. Cicero, I. Catilina 1, 2.

<sup>380</sup> Lampert und die Reformbewegung: Struve, Lampert, Teil B, S. 65-72.

nischen Standpunkt. Er brauchte sich nicht allein zu fühlen, als er aus Schutz der Tradition die Bamberger Unruhen gegen den fehlerhaften Bischof verurteilte: So hatten angeblich nicht nur die bischöflichen Geldgeschäfte die Bamberger Kirche zerstört. Vielmehr legten auch die Streitigkeiten, die seinen Sturz heraufbeschworen, das kirchliche Leben der Stadt lahm. Zunächst glaubte Lampert noch, dass die Kirchenreform dagegen den richtigen Weg ginge und rechtfertigte die diesbezüglichen Ideen seines Mentors Anno mit dem Verfall der Klosterzucht. Dabei bedauerte er, dass das Fehlverhalten einzelner Mönche alle ihre Mitbrüder in Misskredit bringe und verteidigte die Vertreter des wahren benediktinischen Mönchtums. Doch förderten weltliche und geistliche Fürsten immer stärker eine Reformausprägung, die nicht mehr nur bei der Restauration eines alten Zustandes Halt machte. Dazu riefen sie Mönche von jenseits der Alpen (*transalpinos monachos*<sup>381</sup>) herbei. Die Reform entwickelte eine Breitenwirkung, die so unterschiedliche Persönlichkeiten wie Anno II. von Köln und Hermann von Bamberg einbezog. Obwohl sie sich in ihrem Vorgehen ähnelten, wurden sie von Lampert eigensinnig bewertet, wobei Anno natürlich am besten wegkam: Dieser habe erstmals Reformmönche aus dem oberitalienischen Fruttuaria nach Deutschland gebracht und in sein Eigenkloster Siegburg geschickt, was dann für das ganze Land beispielhaft geworden sei. Freilich merkte Lampert an, dass es zwar ein segensreiches Werk Annos gewesen sei, aber auch ein Joch für die meist dazu gezwungenen Klöster bedeutet habe. Dagegen verurteilte er zu 1075 strikt das Vorgehen Hermanns von Bamberg gegen die Kanoniker des dortigen Stifts St. Jakob, die aus ihrer Heimat vertrieben wurden, um einem Kloster Platz zu machen. Die Kirche wurde nämlich nun vom – dazu durchaus berechtigten – Eigenkirchenherrn Hermann an Abt Ekbert vom Michelsberg übergeben, um dort das gewünschte Kloster einzurichten. Obwohl Lampert ja selbst Mönch war, verteidigte er die dortigen Weltgeistlichen, da er sich als ehemaliger Domkanoniker noch mit ihnen verbunden fühlte. So vertrat er ein harmonischeres Bild als die asketischen Reformkreise, in dem bei allem Vorrang der Mönche die Kanoniker gleichermaßen eine notwendige Funktion hatten. Sein Mönchsstand wog wohl in dieser Sache auch nicht so schwer, weil sein Verhältnis zum Bischof sowieso angespannt war. Dass Lampert auch seine Bamberger Ortskenntnis für sein negatives Urteil heranzog, werden wir noch sehen (Kap. II.4). Jedenfalls mochte er es stets nicht akzeptieren, dass Volk und Adel gleichermaßen die neuen Reformideen verklärten. So konnte er auch eine gewisse Schadenfreude nicht verhehlen, als die aufständischen Kölner Bürger dezidiert gegen Reformklöster wie St. Pantalon vorgingen<sup>382</sup>. Auch seine Informationsreise und ein Hersfelder Briefkontakt mit Monte Cassino zeugen von dem moderateren Weg des Klosters, der an der Benediktsregel strikt festhielt und dem etwa auch Fulda zustimmen konnte (Kap. VI.5).

Gleichzeitig führte der Tod Heinrichs III. 1056 auch zu einem Vakuum in der Reichskirchenführung. Der deutsche Klerus war gemäß T. STRUVE zunächst unsicher gegenüber den Reformansätzen vor dem Investiturstreit. So entbrannte der geistlich-geistige Zwist vor allem in den Reichsabteien, die an erster Stelle von mangelndem Schutz und fehlender Lenkung betroffen waren. Dabei war in der Phase Lamperts die Sicht des traditionellen Reichsmönchtums noch defensiv gegenüber dem geschlossenen Reformkonzept, indem man überall Kritik in Einzelfragen äußerte, wo die alte Kirche bedroht war, aber keine Einordnung in die großen Konflikte zwischen Papst und König oder geistlicher und weltlicher Gewalt vornahm. Dies sollte erst einer zweiten Phase vorbehalten bleiben, in welcher der „*Liber de unitate ecclesiae conservanda*“ eines kaisertreuen Lampertschülers den theoretischen Unterbau lieferte und auch klar machte, dass die Reformposition unabhängig von der Haltung gegenüber Heinrich IV. war. Für Lampert bedeutete Reform im engeren Sinne noch Kirchenreform. Dabei lehnte er in den „*Annales*“ zu 1074 und 1075 jedoch mit dem Reichsepiskopat den strikten Zölibat

<sup>381</sup> Zit. n.: Struve, Lampert, Teil B, S. 66, Z. 7.

<sup>382</sup> Lampert, *Annales*, S. 244.

der Papstpartei ab<sup>383</sup>. Denn eine so verwurzelte Gewohnheit wie die Priesterehe sei eben nur schwer auszurotten, wobei die dann einhergehende Unterdrückung des Naturtriebs noch die Ausschweifung fördern würde. Es entbehrt also nicht einer gewissen Ironie, wenn der Mönch Lampert hier dem Protest der verheirateten Priester Ausdruck verlieh. Er fügte sich insgesamt in eine Ablehnungsfront der Kirchenreform seit dem 10. Jahrhundert ein, die in ihr einen Verfall des benediktinischen Ideals sah und etwa schon Thietmar von Merseburg zu ihren Anhängern zählen konnte. Dabei entsprach der freie Geist der Reichsklöster mit humanistisch-antiker Bildung und Philosophie auch eher der Lebenswelt der adligen Mönche als etwa die Askese, so dass es eine Änderung tunlichst zu verhüten galt. War die Reform unter Heinrich III. noch in gelenkten Bahnen verlaufen, war sie nun allgegenwärtig. So wurde gerade Hersfeld zum Verteidiger des benediktinischen Reichsmönchtums und kritisierte die Bildungsfeindlichkeit der Reformer, die teils die Schul- und Lehrtätigkeit ganz aufgeben wollten. Anstatt umfassender Wissenschaften sollten demnach nur noch die *consuetudines humanarum traditionum*<sup>384</sup> der Hirsauer praktiziert werden, was just bei Lampert Angst vor einziehender Unbildung hervorrufen musste. Er wusste zwar um den Nutzen der Kirchenreform gegen Simonie und für Klosterzucht, sah sie aber als *reformatio*<sup>385</sup> des guten Alten und wollte die Leute nicht mit radikal Neuem überfordern, das noch dazu gegen die Ordnung der Väter war. T. STRUVE betonte daher, dass seine Haltung nur scheinbar schwankend war, sondern vielmehr konsequent konservativ, da er auch hier – wie generell adlige Vertreter des Reichsmönchtums – die Ideen und geistlichen Kräfte der *tempora moderna* nicht verstand.

Vor allen Dingen fällt bei Lampert ein starker mönchischer Standpunkt auf, der auch von zentraler Bedeutung für seinen Erfahrungshorizont ist (Kap. II.4)<sup>386</sup>. Er maß die Welt an der beschränkten Vorstellungswelt seines Klosters, wodurch sich die Perspektive des historisch Geschilderten spürbar verschob. Denn freilich konnten die Interessen der Mönche und speziell Hersfelds nicht Leitfaden der Politik Heinrichs IV. sein. Zudem zeichnete Lampert stets ein negatives Bild von denjenigen Personen, die seinem Kloster anscheinend schaden, wie etwa der Halberstädter Bischof Burchard I. und Graf Werner III. (Kap. VI.2+3). Ihnen wurde denn auch ein schlimmes Sterben zuteil, das Lampert in das Gewand eines Gottesurteils kleidete. Er war eben nicht nur berichtender Chronist, sondern bezog die Moral des göttlichen Gerichts in seine Überlegungen ein. Gemäß T. STRUVE machte ihn dies aber gerade auf einer höheren Ebene glaubwürdig für sein zeitgenössisches Publikum. Als Mönch empfand er starke Sympathie für Frömmigkeit und Askese, so dass er etwa Erzbischof Anno II. und die Kaiserinwitwe Agnes in dieser Richtung stilisierte, aber auch die Wahl Stephans IX. (1057-1058) zum Papst begrüßte, da dieser ebenfalls ein Mönch war. Gerade im Fuldaer Rangstreit sah er den Niedergang der alten Ordnung offenbar werden und legte bittere Ironie über das Vorgehen des Hildesheimer Bischofs an den Tag. Trotz aller Kritik allgemein an Fulda und speziell am damaligen Abt Widerat (1060-1075) verteidigte er diesen doch vor dem mönchsfeindlichen Hass der „Weltmenschen“ (Kap. VI.3). Zudem nahm aufgrund von Lamperts begrenzter Sicht eines Hersfelder Mönches gerade der Sachsenkrieg in den „Annales“ eine zentrale Stellung ein. Der König war demnach allein schon deshalb für ihn abzulehnen, da das Kloster dort viel Leid ertragen musste. Genauso verhielt es sich im für Hersfeld verlustreichen Thüringer Zehntstreit, wo sein klösterlicher Standpunkt ebenfalls bis in die höchste Politik reichte. Er blähte den Konflikt zwischen Mainz und den beiden Abteien Hersfeld und Fulda als Sache von ganz Thüringen auf und verband ihn mit völlig unabhängigen Dingen wie dem Ehescheidungsplan Heinrichs IV. und dem Sachsenkrieg (Kap. V.2+3). Dabei zog er ein allzu unglaubliches Geheimjunktum zwischen König und Erzbischof heran, wovon er

<sup>383</sup> Lampert zur Kontroverse Zölibat/Priesterehe: Lampert, Annales, S. 256-260 u. 302.

<sup>384</sup> Zit. n.: Struve, Lampert, Teil B, S. 71, Z. 16.

<sup>385</sup> Zit. n.: Struve, Lampert, Teil B, S. 71, Z. 23.

<sup>386</sup> Lamperts mönchischer Standpunkt: Struve, Lampert, Teil B, S. 72-82.



selbst bei wahrer Existenz ja keine Kenntnis gehabt hätte. Insgesamt litt Lampert – überspitzt gesagt – schon unter der krankhaften Vorstellung, dass sich die ganze Welt gegen Hersfeld verschworen habe. Jedoch hat er laut T. STRUVE mithilfe dieser Absprache nicht etwa beliebig eine Verbindung zwischen Zehntstreit und Sachsenkrieg erfunden. Vielmehr war es ein für ihn zwangsläufiger Schluss, da Hersfeld auch im Sachsenkrieg zu leiden hatte und er ja schon in der „Institutio“ – freilich übertrieben – über dessen Erschöpfung klagte (Kap. II.2.c). Indem Heinrich IV. angeblich dem Erzbischof Hilfe bei der Eintreibung der Zehnten zugesagt hatte, fand Lampert auch eine Rechtfertigung für den königlichen Burgenbau in Sachsen und Thüringen. Somit war er scheinbar über das wahrgenommene Elend so verwirrt, dass sein Blick für historische Zusammenhänge getrübt wurde, indem Heinrich IV. und Siegfried I. für alles verantwortlich waren und die Thüringer beim Sachsenkrieg ungebührlich im Vordergrund standen. In seinen diesbezüglichen Schilderungen sind ihm zwar fragwürdige Einzelheiten anzukreiden, jedoch keine bewussten Fälschungen. Lampert trat eben parteiisch für seinen Stand und sein Kloster ein, ohne aber eine tendenziöse Parteischrift zu verfassen oder die Wahrheit zu manipulieren, da er alles von ihm so Empfundene schon für Realität hielt.

Im Hinblick auf Lamperts Wesen und Werk ist aber auch seine Rezeption der Antike hervorzuheben, deren Grundlagen er in Bamberg kennengelernt hatte und die auch indirekt seinen Erfahrungshorizont beeinflusste (Kap. II.4)<sup>387</sup>. Er zeigte sich dabei nicht nur stilistisch als ein Erbe der römischen Schriftsteller, sondern auch in seinen Wendungen. Dies drückte sich etwa in zahlreichen antiken „termini technici“ aus, die er den mittelalterlichen Institutionen gab. Wie bereits kurz angedeutet, ist hier in erster Linie die Bezeichnung *res publica*<sup>388</sup> für das Reich zu nennen. Damit stand er im Kontrast zu den meisten zeitgenössischen Historiographen. Jedoch sprach er ja auch dem mittelalterlichen „Personenverbandsstaat“ entsprechend von *Teutonicum regnum*<sup>389</sup>. Während etwa Bruno im „Saxonicum Bellum“ von wohl 1082 sächsisch-partikulare Interessen vertrat, wurde Lamperts antik-idealisierte Schilderung von der Sorge um das ganze Gemeinwesen getragen. Er kann so gemäß T. STRUVE mit seiner Wiederbelebung antiker Muster als der „Klassizist“ unter den mittelalterlichen Geschichtsschreibern gelten. So besaß das Reich für Lampert wie in der Antike eine festgefügte und gegliederte Organisation, wobei sein Augenmerk quellenbedingt eher auf der römischen Republik als Vorbild ruhte. Die Position der einstigen Konsuln und Senatoren nahmen bei ihm nun die Bischöfe und weltlichen Fürsten ein, um gleichermaßen für Wohl und Bestand des Reiches zu sorgen und Verschwörungen abzuwehren. Dieses antike Schema übertrug er auch auf die Ebene des Klosters als seiner eigenen *res publica*, wo der Abt und die vorstehenden Väter als Konsuln fungierten. So sprach er ja im ersten Buch der „Institutio“ anlässlich der nachgeschobenen Prologergänzung über: [...] *nostrae rei publicae consules, hoc est monasterii nostri patres atque rectores* [...] <sup>390</sup>. In einem ähnlichen römischen Bild äußerte sich bezeichnenderweise auch sein Studienkollege Meinhard von Bamberg über seinen mainfränkischen Domstift. Lampert wiederum sprach schon in der „Vita Lulli“ im Kontext des Gottesstaates von *rem publicam Dei*<sup>391</sup>. In seinem Erstling zog er selbst den Himmel in sein römisches Konzept mit ein, indem die Apostel als Senatoren das Richteramt im Reich Christi innehatten. So sagte er über den verstorbenen Hersfelder Klostergründer Lullus (Kap. IV.1):

[...] *ut optamus, ut speramus, ut certissime confidimus, caelestis curiae senatoribus est annumeratus, sessurus quandoque cum choro apostolorum in subselliis iudicialibus et iudicaturus XII tribus Israel*<sup>392</sup>.

<sup>387</sup> Lamperts Rezeption der Antike: Struve, Lampert, Teil B, S. 83-87.

<sup>388</sup> Zit. n.: Struve, Lampert, Teil B, S. 83, Z. 5.

<sup>389</sup> Zit. n.: Struve, Lampert, Teil B, S. 83, Z. 10.

<sup>390</sup> Lampert, Opera, Institutio, lib. I, S. 348, Z. 24-26.

<sup>391</sup> Lampert, Opera, Vita Lulli, cap. 5, S. 314, Z. 15.

<sup>392</sup> Lampert, Opera, Vita Lulli, cap. 21, S. 335, Z. 20-24. Vgl. Lucas 22, 30.

Lampert rezipierte die allgemeine Vorstellung des Mittelalters, dass die Kirche das *imperium Romanum*<sup>393</sup> sei. Sie hatte gerade im Investiturstreit Hochkonjunktur, indem von Reformkreisen nun der Papst als Kaiser verstanden wurde und jener dagegen nur noch als Vassall. Lampert übertrug in seiner mönchischen Gesinnung diesen Gedanken auf die Klosterwelt. Jedoch besaß er wenig Bewusstsein für politische Differenzierungen, indem er etwa auch bei den Heiden einen Staat voraussetzte. Seine antiken Bezüge traten zudem immer dann auf, wenn er bei einem Geschehen nur über schlechte Informationen verfügte oder Spannung aufbauen wollte. Hier betonte T. STRUVE, dass dadurch zwar seine Glaubwürdigkeit belastet werde, er aber noch lange kein „Geschichtsfälscher“ sei. Der sachliche Rahmen sei durchaus korrekt, wie etwa die Schlacht von Homburg an der Unstrut in den „Annales“ zu 1075 zeige (Kap. V.3 + VI.4)<sup>394</sup>. Denn trotz aller antiken Stilisierung hatte er vor allem genaue Nachrichten über das königliche Heer, da sich darin ja auch regionale Aufgebote von Hersfeld und Fulda befanden. Allerdings blieb ihm selbst die verehrte Antike insgesamt gesehen noch fremd und er beließ es bei einer für das Mittelalter üblichen Nachahmung. Wurde es aber ernst und offenbarte er sein Innerstes, griff er stets auf die Bibel zurück.

Betrachtet man nunmehr auf dieser Grundlage Lamperts Herrschaftsverständnis, so stand für ihn prinzipiell der König an der Spitze von Reich und Lehensgesellschaft<sup>395</sup>. Er wurde zum Repräsentanten des Reiches durch seine Rolle als Träger der von den Ahnen tradierten Königswürde gegenüber den Fürsten als den Vertretern der Stämme und somit der regionalen Sonderinteressen. Für Lampert setzte sich die Reichsherrschaft folglich aus dem König und den Fürsten zusammen, so dass eine Majestätsbeleidigung beide gleichermaßen traf. Eine stabile Regierung konnte nur von einem starken König zusammen mit den Fürsten erreicht werden. Letztere hatten demnach für die Würde des Reiches Sorge zu tragen: Aus der von ihnen durchgeführten Wahl resultierte so je nach Bedarf eine Unterstützung des Königs oder eine Korrektur desselben. Im Ernstfall konnten sie auch zur Neuwahl schreiten, wenn sich der König als unfähig erweisen sollte. Ging er nicht auf die fürstliche Kritik – etwa an der Förderung der Ministerialen – ein, so durfte er abgesetzt werden. Der Herrscher hatte sich an die Gesetze der Vorfahren zu halten, um nicht in eine Tyrannis zu verfallen, worin ja die Kritik Lamperts an Heinrich IV. gipfelte. Er musste zudem in seinem Verhalten beispielhaft für das christliche Volk sein, um überhaupt erst der Kaiserkrone würdig zu werden. So wundert es nicht, dass Lampert wenig vom Ehescheidungsversuch 1069 hielt (Kap. V.2). Er befürwortete gar bei Heinrich IV. einen moralischen Anspruch des Papstes auf die Kandidatenprüfung vor der Kaiserkrönung, was eigentlich ein Gregorianerstandpunkt war. Doch ging es Lampert als Mönch im Kern darum, dass sich ein König um Kirchen und Klöster, Witwen und Waisen zu kümmern habe. Er musste Verfolgten und Bedrängten Zuflucht und Unterstützung gewähren und Verbrechen rächen. Im Reich hatte er für die Achtung der Gesetze und der sittlichen Zucht einzutreten und die Tugend der *magnificentia*<sup>396</sup> zu üben. Alles lief folglich auf das Ideal eines *rex iustus*<sup>397</sup> als dem erwarteten Friedenskönig hinaus, an dem sich auch Heinrich IV. messen lassen musste. Allerdings entsprach dies durchaus auch der Meinung des Verfassers der „Vita Heinrici IV. imperatoris“, kann also nicht als bloße Parteisicht gelten. Denn selbst Lampert fand in den „Annales“ zu 1076 bei allen Fehlern Heinrichs IV. noch anerkennende Worte über dessen persönliche Haltung und angeborene Herrschertugend<sup>398</sup>:

<sup>393</sup> Struve, Lampert, Teil B, S. 85, Z. 6.

<sup>394</sup> Lampert, Annales, S. 286-296.

<sup>395</sup> König und Reich bei Lampert: Struve, Lampert, Teil B, S. 95-101.

<sup>396</sup> Zit. n.: Struve, Lampert, Teil B, S. 96, Z. 11.

<sup>397</sup> Zit. n.: Struve, Lampert, Teil B, S. 96, Z. 12.

<sup>398</sup> Zimmermann, Heinrich IV., S. 133.

*Verum ille homo in imperio natus et nutritus, ut tantos natales, tantos prosapiae fascēs ac titulos decebat, regium in omnibus semper adversis animum gerebat, mori quam vinci malebat. Inexpiabilis ignominiae maculam putabat impune iniuriam accepisse, et econtra summum decus et vitae precio comparandum estimabat nihil quod secus accidisset inultum preterisse*<sup>399</sup>.

So fällt denn auch gemäß T. STRUVE diese klassisch an Sallust und Livius geschulte Passage gegenüber der steten Kritik besonders auf. Betonte Lampert sonst doch bei Heinrich IV. sein krankes Gemüt mit Unbesonnenheit und Jähzorn, seine Schwäche gegenüber den Ministerialen und seine politischen Missgriffe, die Hersfeld auszubaden hatte. Doch bewunderte er eben auch das königliche Geschick, eine schwierige Situation mit Klugheit Stück für Stück zu meistern. Diese Standhaftigkeit entsprach ganz den heidnisch-antiken Wertmaßstäben der Adelsethik, die Lampert aufgrund seines Herkommens trotz allem Mönchtum akzeptierte. Daher sprach er etwa in den „Annales“ zu 1075 anerkennend darüber, wie klug Heinrich IV. für sein Alter die Gesandtschaften zwischen Sachsen und oppositionellen Fürsten unterband:

*Sed regis prudentia, qua supra aetatem suam mirum in modum callebat, omnia sepserat, omnes vias, omnes aditus obstruxerat*<sup>400</sup>.

Aus seinem Studium der antiken Geschichte hatte sich bei Lampert nicht zuletzt auch ein Verständnis für die tragische Größe einer historischen Persönlichkeit gebildet. Dabei konnte freilich Heinrich IV. in seinen Augen nie die Statur Karls des Großen erreichen, was etwa durch den Vergleich mit dem biblischen Rehabeam als Typus des ungerechten Herrschers unterstrichen wird (Kap. V.2). Man findet diese Parabel aber nur in der „Institutio“, wo seine persönlich-mönchische Wortmeldung am deutlichsten wird, während er in den „Annales“ distanzierter berichtete. Stets bedauerte er aber, dass der für ihn doch so positive Einfluss Annos II. keine Spuren beim König hinterlassen habe. Dieser habe sich vielmehr in ein verwerfliches Leben voller Sittenverstößen und Grausamkeiten begeben, dazu noch den Sachsen ein als König unwürdiges Verhalten dargeboten und sein Heer nicht vor Verwüstungen zurückgehalten. All dies rechtfertigte in seinen Augen eine Neuwahl, womit er sich zum Sprecher der Adelsopposition machte und nach germanischer Tradition ein Widerstandsrecht gegen einen ungerechten Herrscher postulierte. Verstieß der König nämlich gegen das alte Recht, war der Treueid ebenfalls nichtig und man konnte gar gegen den Tyrannen als Feind des Christentums einen *bellum iustum*<sup>401</sup> führen. Daraus erklärt sich, warum bei Lampert der Sachsenkrieg so eng mit der Widerstandsbewegung gegen den König verknüpft war und so quasi gerechtfertigt wurde. Der neue Gegenkönig sollte dort auch als Heerführer fungieren.

Seine Forderung nach der Wahl eines Gegenkönigs bedeutete dabei faktisch eine Absetzung des rechtmäßigen Throninhabers. Damit wurde er laut T. STRUVE zum Anknüpfungspunkt für die spätere Verdammung Heinrichs IV. in Kirchenkreisen, aber auch in der deutschen Dichtung wie der vor 1147 in Regensburg entstandenen „Kaiserchronik“. Lamperts Bild musste schon deshalb schief werden, da er noch zur Wahl Gregors VII. 1073 von einem königlichen Einfluss nach Art von Heinrich III. ausging, was aber dem komplizierten Vorgang keineswegs mehr gerecht wurde. Dabei konnte er an sich mit einer königlichen Besetzung der Bistümer und Abteien leben und erhob gegen unbescholtene Kandidaten auch keinen Simonievorwurf. Doch werden wir noch häufiger sehen, dass er sich bei Amtswechseln – trotz seiner erwähnten Vorliebe für die Variation unterschiedlichster Sterbebegriffe wie *naturae concedere*<sup>402</sup> (Kap. II.1) – meist mit dem alten Annalengerüst (*N. obiit; cui N. successit*<sup>403</sup>) begnügte und nur selten Genaueres anfügte, was dann natürlich besonders ins

<sup>399</sup> Lampert, Annales, S. 372, Z. 9-14.

<sup>400</sup> Lampert, Annales, S. 280, Z. 23-25.

<sup>401</sup> Zit. n.: Struve, Lampert, Teil B, S. 99, Z. 11 f.

<sup>402</sup> Zit. n.: Holder-Egger, Vita Lulli und Verfasser, S. 312, Z. 25 f.

<sup>403</sup> Gerüst zit. n.: Struve, Lampert, Teil B, S. 100, Z. 21.

Auge sticht: So war er besonders kritisch beim zeitgenössischen Hersfelder Abt Ruthard (1059-1072) und wohlwollend beim aus Hersfeld stammenden Fuldaer Abt Ruothart (1075-1096) (Kap. VI.<sup>4+5</sup>). Insgesamt machte er sich nur bemerkbar, wenn ihm das Recht der freien Abtwahl durch König oder Fürsten bedroht schien. Dies war gerade während der Minderjährigkeitszeit in Hersfeld der Fall. Auch ist es auffällig, dass sich nur dreimal in der Hersfelder Abtsreihe in den „Annales“ der Zusatz *abbas electus est* findet, nämlich bei Burchard I. (928), Megingoz (933) und Gunther I. (959)<sup>404</sup>, worauf zurückzukommen ist (Kap. IV.<sup>2+3</sup>).

Nun soll uns aber die zentrale Stellung der handelnden Persönlichkeit in Lamperts Geschichtsbild beschäftigen, die uns auch viel über seine eigene Person enthüllen kann<sup>405</sup>. Sie wurde von ihm nämlich gemäß seiner eigenen „Doppelbiographie“ nach weltlicher und geistlicher Bildung, adligen Tugenden und persönlicher Frömmigkeit beurteilt. Die weltliche Bildung fand hier ihren Platz natürlich wegen seiner Bamberger Lehrjahre, doch würde sie allein zur Verführerin zu Stolz und Überheblichkeit. Daher müsse ihr die geistliche Bildung zur Seite gestellt werden, wie dies Gunther von Bamberg und Papst Gregor VII. vorgelebt hätten. Diese Doppelbildung war aber in seinen Augen nutzlos, wenn die – ihm aus der Adelswelt bekannte – persönliche Tugend fehlte. Er erneuerte die mittelalterliche Adelsethik durch eine Anknüpfung an die Antike mit *sapientia*, *prudentia*, *aequitas*, *audacia*, *virtus militaris* und *temperantia*, indem er Letztere gegen die *ferocitas* der Jugend mit Heinrich IV. stellte<sup>406</sup>. Fast ironisch mutet es an, dass er die zentrale *magnanimitas*<sup>407</sup> ausgerechnet durch den Hersfelder Abt Ruthard (1059-1072) vertreten sah, der aber wohl aus vornehmem Adelsgeschlecht stammte und nicht dem Mönchsideal entsprach (Kap. VI.<sub>2</sub>). Als Hauptvorbild für Lamperts Herrscherideal erwies sich aber Karl der Große, der eine harmonische Verbindung von Waffenhandwerk und Rittertugenden dargestellt habe. So geht es im dritten Historieneinschub der „Vita Lulli“ in Kapitel 14 (Kap. II.<sub>2.a</sub>) erstmals um [...] *Karolum, cui postea ex virtute et magnitudine rerum gestarum cognomen accessit, ut Karolus Magnus diceretur*<sup>408</sup>.

Dabei trat Lampert nach Art eines Fürstenspiegels nicht nur als Erzieher zum idealen König, sondern auch zum idealen Fürsten auf. Für einen Fürsten im Rat ziemten sich *sapientia* und *prudentia*, *aequitas*, *magnanimitas* und *temperantia*<sup>409</sup>. Darin erkannte T. STRUVE die vier Kardinaltugenden *sapientia*, *iustitia*, *magnitudo animi* – statt *fortitudo* – und *temperantia*, die Lampert aus dem römischen Tugendsystem geborgt habe<sup>410</sup>. Scheinbar benutzte er so auch Cicero, der sonst aber keine stilistischen Einflüsse ausgeübt hat. Freilich finden sich ja noch in Bamberg zwei einschlägige Handschriften „De officiis“ (Class. 26 f.). Für Lampert war jedenfalls wahre, christlich gewandelte *virtus* nur in Verbindung mit Frömmigkeit sinnvoll, so bei Bischöfen mit *innocentia*, *modestia* und *paupertas*<sup>411</sup> und bei Äbten mit mehr Sanftmut und Güte als einfacher Sittenstrenge. Er trat bei den Geistlichen für die apostolische Reinheit und gegen die Verweltlichung ein, wie sie etwa bei Anno II. zu beobachten war. An Heiligen schätzte er deren Keuschheit und Askese sowie frommes und sittenreines Leben, indem sie einen Hauch von Heiligkeit auf Erden verbreiteten (*sanctitas*<sup>412</sup>). Dabei zählte trotz allem punktuell beobachteten heiligmäßigen Verhalten nicht primär der Papst zu seinen kirchlichen Vorbildern, da er etwa die Gerüchte über eine angebliche unzüchtige Liebe zwischen dem sowieso umstrittenen Papst Gregor VII. (1073-1085)

<sup>404</sup> Lampert, Annales, S. 28, Z. 10 u. 15 u. S. 30, Z. 24.

<sup>405</sup> Lamperts Beurteilung der handelnden Persönlichkeit: Struve, Lampert, Teil B, S. 101-114.

<sup>406</sup> Begrifflichkeiten zit. n.: Struve, Lampert, Teil B, S. 102, Z. 16-18.

<sup>407</sup> Zit. n.: Struve, Lampert, Teil B, S. 103, Z. 2.

<sup>408</sup> Lampert, Opera, Vita Lulli, cap. 14, S. 326, Z. 29 - S. 327, Z. 1.

<sup>409</sup> Begriffe zit. n.: Struve, Lampert, Teil B, S. 103, Z. 16.

<sup>410</sup> Tugenden zit. n.: Struve, Lampert, Teil B, S. 103, Z. 18-20.

<sup>411</sup> Zit. n.: Struve, Lampert, Teil B, S. 104, Z. 16 f.

<sup>412</sup> Zit. n.: Struve, Lampert, Teil B, S. 105, Z. 6.

und Markgräfin Mathilde von Canossa-Tuszien (1060-1115) kannte<sup>413</sup>. Hieran änderte auch nichts, dass er die Anschuldigungen in den „Annales“ zu 1077 im gleichen Atemzug verwarf: *Sed apud omnes sanum aliquid sapientes luce clarius constabat falsa esse quae dicebantur*<sup>414</sup>. Denn insgesamt lobte er stattdessen vielmehr einzelne Äbte und Bischöfe des Reiches, die dort mit Waffenlosigkeit und Askese für Ordnung und Harmonie sorgten. Sie entsprachen damit den Fürsten, nutzten nur eben andere Mittel und waren bei Lampert als Heilige noch höher angesehen.

So stand der Mensch dem Hersfelder zufolge als „Doppelwesen“ in zwei Welten, indem Gunther von Bamberg für ihn das Ideal aus weltlicher und geistlicher Bildung sowie christlicher Tugend darstellte. Die Beschreibung des Bischofs zeigt zudem, dass im Mittelalter ein tugendhafter Geist durchaus auch in einem schönen Körper verortet wurde. Er gehörte so für Lampert noch dezidiert der Epoche Heinrichs III. an, während man unter dessen Sohn nur noch widersprüchliche Persönlichkeiten vorfand. Alle Repräsentanten der neuen Zeit waren zerrissen zwischen weltlicher Pracht und geistlicher Askese, egal ob sie nun Anno, Adalbert oder Siegfried hießen. Obwohl freilich Anno zu denselben Mitteln griff wie Adalbert, kam er bei seinem Schüler besser weg. In seinem Nachruf verklärte Lampert so auch dessen Tätigkeit in Reichspolitik und Rechtsprechung. Dabei erschien ihm Heinrich IV. als negativer Gegenpart im Kontext des „Heiligen“ Anno, womit er den König also nicht von sich aus anschwärzte, sondern zum Ruhm des Kölners. So habe sich Anno schließlich aufgrund der stetigen Bosheit Heinrichs IV. im Alter zur Weltabkehr aus dem Reichsdienst verabschieden wollen, eine Entlassungsbitte vorgebracht und sich ins Kloster Siegburg zurückgezogen, um dort in frommer Abgeschiedenheit den Rest seiner Zeit zu beten und zu fasten. Dies passte dem Chronisten besser ins Bild als die nicht so rühmliche Realität der Entmachtung (Kap. V.2).

Doch zeigte Lampert an ihm ebenfalls, dass ein Bischof nicht nur im Reichsdienst tätig sein, sondern auch für Kirchen, Klöster und seine Bischofsstadt sorgen sollte. Beispielgebend sei natürlich Köln mit den dortigen Klerikerstiften St. Marien und St. Georg sowie den auswärtigen drei Mönchsklöstern Siegburg, Saalfeld und Grafschaft, die Anno II. mit reichen Geschenken und Ausstattungen versah. Die Anführer des Reichsepiskopats begannen in der zweiten Hälfte des 11. Jahrhunderts aber auch mit einer neuen Territorialpolitik, wie etwa Siegfried I. in Thüringen (Kap. V.9). So wurden gerade die „Annales“ zur Projektionsfläche eines Verfassungswandels, nämlich der Auflösung des ottonisch-salischen „Reichskirchensystems“ sowie des Beginns der Territorialisierung, die auf der politischen Komponente des „Reichskirchensystems“ fußte und ihren Endpunkt mit den geistlichen Fürstentümern erreichen sollte. Prinzipiell sah Lampert diese Entwicklung laut T. STRUVE durchaus positiv, wenn sie nicht wie beim Mainzer Erzbischof gerade gegen sein Kloster gerichtet war. So konnten bei Anno und Siegfried territoriale Machtpolitik und Reformimpulse dem gleichen Ziel dienen, wurden aber von unserem Chronisten erneut unterschiedlich bewertet. Doch sahen schließlich die Bischöfe generell die weltliche Macht als Voraussetzung für geistliche Unabhängigkeit an – so dass Lampert bei Adalbert und Anno gleichermaßen *superbia*<sup>415</sup> feststellte. Denn er kritisierte fraglos auch seinen Lehrer, wenn er etwa dessen Jähzorn gegen die Kölner Bürger deutlich verurteilte. So bliebe ein Makel auf dem weißen Gewand des Heiligen, weswegen man Anno in dessen Vision gar des himmlischen Saales verwies<sup>416</sup>. Diese Begründung findet sich selbst noch vollständig in der ansonsten geglätteten „Vita Annonis“ (Kap. II.2.d)<sup>417</sup>. Lampert verteidigte ihn zwar gegen den Vorwurf des Meineids und Treubruchs, bezeichnete ihn aber als Mitwisser der Sachsenverschwörung, worin er einen Grund

<sup>413</sup> Lampert, Annales, S. 400.

<sup>414</sup> Lampert, Annales, S. 400, Z. 15 f.

<sup>415</sup> Zit. n.: Struve, Lampert, Teil B, S. 110, Z. 32.

<sup>416</sup> Annos Vision: Lampert, Annales, S. 338-340.

<sup>417</sup> Vita Annonis, edidit Georg Heinrich Pertz, MGH SS. 11, Stuttgart 1854, lib. II, cap. 25, S. 497.

für den Aufstand der Kölner Bürger sah. Demnach wurde durch die Verwirrung der Zeit sogar ein heiliger Mann vom Teufel in Versuchung geführt und es gab nicht mehr die geschlossene Persönlichkeit der ottonischen Heiligen. So konnte man ein starkes weltliches Auftreten beobachten, aber auch tiefe Frömmigkeit und Askese mit der Förderung des Mönchtums. Lampert hatte demnach selbst für Siegfried I. noch Lob bei dessen klösterlichen Neigungen übrig, etwa beim Eintrittsversuch ins Reformzentrum Cluny (Kap. II.<sub>1</sub>).

Die Epoche des Investiturstreits bedeutete eben auch einen Prozess der Individualisierung (Kap. V.<sub>9</sub>), den die „Annales“ ebenfalls spiegelten<sup>418</sup>. Nun waren die Menschen nicht mehr primär Vertreter einer sozialen Gruppe (Ritter, Mönch oder Bauer), indem sie ihr Selbstbewusstsein aus ebenjener Bindung entwickelten, sondern emanzipierten sich als geschichtliche Akteure, die aus persönlicher Verantwortung handelten. Vielen Zeitgenossen und vor allem der Kirche erschien freilich dieser Anspruch auf Individualität einzelner Personen noch als Anmaßung und Überheblichkeit, quasi als Angriff auf die göttliche Vollkommenheit. Doch musste die Persönlichkeit im Investiturstreit auch als politischer Faktor betrachtet werden, was Lampert sogar in erster Linie tat. Denn für ihn waren es gerade die wechselvollen Beziehungen der handelnden Persönlichkeiten, welche den Lauf der Dinge beeinflussten, da er die großen politischen Zusammenhänge und weltgeschichtliche Perspektive nicht durchschauen konnte. Freilich fungierten bei ihm die Geistlichen noch als stärkere Entwicklungsmotoren als die Laien, da Erstere eben auch eine bessere geistige und persönliche Bildung besaßen.

Doch war in Lamperts Vorstellung der Mensch trotz aller Individualisierung weiter übergeordneten Mächten unterworfen. So gab es mit dem Aufstieg der klassischen Studien im 11. Jahrhundert auch ein Aufleben der antiken Fortunatradition<sup>419</sup>. Dass dies gerade jetzt und nicht schon früher geschah, kann man gemäß T. STRUVE auch in Verbindung mit der sich just damals entwickelnden Persönlichkeit sehen. Der Begriff fand sich jedenfalls schon zur Jahrhundertmitte im Gebrauch der Domschulen und wurde besonders in Bamberg zum Modewort. So war es Lampert, der die *fortuna* wieder in die Historiographie einführte, wo sie dann ausgerechnet in der „Vita Heinrici IV. imperatoris“ einen Höhepunkt erreichen sollte. Jedoch knüpfte Lampert damit an keinen speziellen Autoren – schon gar nicht Livius – an, sondern verwendete seine geliebten Mischzitate. Auch war die *fortuna* für ihn keine weltgeschichtliche Größe per se, sondern gewann durch spezielle Eingriffe ihren Einfluss auf die Historie. Sie zeigte sich nämlich anhand konkreter Personen und Situationen, wie etwa dem Kriegsglück. Bei ihr handelte es sich letztlich um eine irdische Kraft, die in die göttliche Ordnung eingebunden war, quasi als von Gott bestimmte Lenkerin der Erdengüter.

Zudem trat aber für Lampert neben die *fortuna* noch die direkte göttliche Lenkung und Vorhersehung (*providentia*)<sup>420</sup>. Sie wirkte ebenfalls nicht im Weltprozess, sondern im persönlichen Umfeld – erinnert sei an das *iudicium Dei*<sup>421</sup> durch Gottesurteil oder Gottesgericht. Dies erfüllte sich bei Lampert stets für die Gegner Hersfelds, des Reiches und der Kirche, wie Wilhelm von Utrecht (1054-1076). Eine besondere Form war die Abendmahlsprobe als Verchristlichung des germanischen Gottesurteils (Probessessen) im Kirchenrecht. So schilderte der Hersfelder eine umstrittene Szene in Canossa 1077, als Gregor VII. nach der Bannlösung des Königs ein solches Gottesurteil bestand, Heinrich IV. sich aber gar nicht erst traute (Kap. V.<sub>4</sub>)<sup>422</sup>. Für den äußeren Rahmen nahm unser Chronist hier Regino zum Vorbild, wobei freilich der einstige Protagonist Lothar II. (855-869) akzeptiert hatte und Lampert auch sonst eigene Akzente setzte. Zumindest kannte er in seinen Formulierungen spürbar die Prozesspraxis seiner Zeit. Die Abendmahlsprobe fand sich aber beinahe nur bei ihm im Canossa-

<sup>418</sup> Individualisierung: Struve, Lampert, Teil B, S. 113 f. u. Zimmermann, Heinrich IV., S. 118 f. u. 126.

<sup>419</sup> Über die *fortuna*: Struve, Lampert, Teil B, S. 114-117. Begriff zit. n.: S. 114, Z. 18.

<sup>420</sup> Zur göttlichen Lenkung: Struve, Lampert, Teil B, S. 117-121. Begriff zit. n.: S. 114, Z. 19.

<sup>421</sup> Zit. n.: Struve, Lampert, Teil B, S. 117, Z. 28.

<sup>422</sup> Angebliches Gottesurteil: Lampert, Annales, S. 410-412.

Kontext. Für ihn gehörte so offensichtlich die gemeinsame Kommunion fest zur vorangegangenen Absolution. Dass diese aber von Heinrich IV. abgelehnt worden sei, hatte er wohl von königsfeindlichen Kreisen um Herzog Rudolf aufgeschnappt. Indem Lampert das Abendmahl zum Gottesurteil stilisierte, wurde auch der Papst von den wörtlich genannten Vorwürfen freigesprochen und konnte besser als Schiedsrichter im Streit zwischen Fürsten und König agieren, worauf es dem Chronisten ja primär ankam. Doch gestand angeblich auch Heinrich IV. sein Versagen indirekt ein, indem er gemäß Lampert eine Entscheidung auf einem Fürstentag forderte, den der König in Wahrheit doch just verhindern wollte. Dieser Widerspruch stand so längst im Licht der vom Hersfelder Mönch begrüßten Wahl des Gegenkönigs.

Auch der Teufel spielte bei ihm eine zentrale Rolle als Gegenspieler Gottes und Verführer zur Selbstüberschätzung des erwachenden Individuums<sup>423</sup>. Er wurde dabei wie stets im Mittelalter als reale Gestalt verstanden, nicht etwa nur als theologische Konstruktion. In Lamperts Augen gab es für die sich individualisierenden Menschen einen Zweikampf zwischen Teufel und Gespenstern auf der einen sowie Engeln und Heiligen auf der anderen Seite. Der Teufel war aber als Vollstrecker des Gottesurteils auch ein notwendiges Werkzeug des Schöpfers. Doch fungierte er zudem als Versucher, der vor allem bei dem von Lampert wenig geschätzten Volk einen Ansatzpunkt fand. Er trat sogar in direkte Konfrontation mit den Heiligen, wie Anno II. und Gregor VII. Im Sinne des Hersfelders war die Gegenwart sowieso als apokalyptisches Zeitalter zu verstehen, auf das zwar nicht das Reich Gottes, aber doch ein *rex iustus et pacificus*<sup>424</sup> folgte. Hierin erkannte er bei der Abfassung seiner „Annales“ fraglos Rudolf von Rheinfelden. Letztlich begegnet uns Satan nämlich auch im Kontext der Lampert zufolge von Heinrich IV. hervorgerufenen Konflikte im Reich, ausgedrückt in einem Kommentar zur Spaltung unter den Fürsten 1076, als viele wiederholt nicht zu angesetzten Beratungen des Königs kamen und es selbst bei den am 29. Juni in Mainz doch Anwesenden noch zu Streit kam. Zum angeblichen Empörungswillen sagte er aber nichts Genaues:

*Sed ne tunc quidem quisquam eorum vel supplicantem attendit vel precipientem, omnibus plane ad rebellionis studium immobiliter obstinatis. Ipsi qui convenerant feda simultate a se invicem dissidebant. Iam enim „solutus carcere suo Satanas“<sup>425</sup> non solum corporali, sed et spirituali armatura obpugnabat pacem ecclesiasticam, et quorum corpora iugulabat, animas quoque, ne in aeternum viverent, extinguere satagebat<sup>426</sup>.*

Nicht zuletzt fasste Lampert die Welt auch als Theater auf<sup>427</sup>. Dabei folgte er dem antiken Vorbild des *spectaculum humanarum rerum*<sup>428</sup>, wie es etwa bei Sallust erschien<sup>429</sup>. Demnach spielten die Menschen von Gott bewegt ihre Rollen, so dass heidnisch-antike und christliche Traditionen verschmolzen. Das Motiv wurde damals gerade in der Bamberger Domschule gepflegt, wo es auch Lampert rezipierte. Dabei stoßen wir auch wieder auf *fortuna*, die typischerweise bei dem Hersfelder als Regisseurin fungierte. Begrifflich gebrauchte er hier *spectaculum* stets im vulgären Sinn für Volksbelustigung und *fabulae* für gewisse Gerüchte<sup>430</sup>. Dagegen zog er *tragedia*<sup>431</sup> als Metapher für die kritisierte Zeitgeschichte heran. Denn war die Welt ein Theater, dann musste ein Geschichtsschreiber die Wahl treffen, ob er

<sup>423</sup> Lampert und der Teufel: Goetz, Investiturestreit in der deutschen Geschichtsschreibung, S. 51 u. Struve, Lampert, Teil B, S. 121 f.

<sup>424</sup> Zit. n.: Struve, Lampert, Teil B, S. 122, Z. 23.

<sup>425</sup> Vgl. Offenbarung 20, 7.

<sup>426</sup> Lampert, Annales, S. 360, Z. 10-16.

<sup>427</sup> Die Welt als Theater: Struve, Lampert, Teil B, S. 122-124.

<sup>428</sup> Zit. n.: Struve, Lampert, Teil B, S. 122, Z. 28 - S. 123, Z. 1.

<sup>429</sup> Sallust, Jugurtha, cap. 14.

<sup>430</sup> Begriffe zit. n.: Struve, Lampert, Teil B, S. 123, Z. 8 f.

<sup>431</sup> Zit. n.: Struve, Lampert, Teil B, S. 123, Z. 11.

über den Zustand der Gegenwart als Komödie oder Tragödie schrieb. Jedoch fiel ihm die Entscheidung für die Tragödie angesichts der beobachteten Fülle von Missständen leicht, wäre ihm gar ein eigenständiger Rahmen wert: Folglich kommentierte Lampert in den „Annales“ zu 1071 die durch Robert von Michelsberg salonfähig gemachte, weit verbreitete Simonie mit politischem Abteikauf und mönchischem Gelderwerb und Wucher folgenermaßen:

*Sed haec ut digne defleri possint, pro magnitudine sua et proprio volumine et prolixiore opus habent tragedia. Ad ceptum potius revertamur*<sup>432</sup>.

Auch bezüglich der Persönlichkeit des abgesetzten Bischofs Hermann von Bamberg sprach er in den „Annales“ zu 1075 von einer Tragödie, die vor dem ganzen Welttheater vorgetragen werden sollte. Dieses Urteil äußerte er aber wieder nicht direkt, sondern legte es den Bamberger Klerikern selbst im Angesicht eines fragwürdigen Nachfolgers in den Mund:

[...] *malebant tamen qualemcumque habere quam eum, adversus quem sedem apostolicam appellaverant, et cuius vitae institutionisque lugubrem tragediam toto mundi huius theatro decantandam vulgaverant, recipere*<sup>433</sup>.

So stieg das Tragödienmotiv bei Lampert zum Klagewort für die allgemeine Verwirrung in Reich und Kirche auf, genauso wie später bei seinem durchaus eigenständigen, anonymen Hersfelder Schüler im „Liber de unitate ecclesiae conservanda“ (Kap. VI.5).

Nun gilt es noch im Sinne von T. STRUVE Lamperts Rolle als Historiker zu pointieren, wobei wir uns zunächst mit dem von der quellenkritischen Forschung aufgeworfenen Problem der Wahrheit auseinandersetzen<sup>434</sup>. Lampert selbst versuchte ja bereits im Schlusskapitel seiner „Vita Lulli“ diesbezügliche Angriffe seiner Zeitgenossen abzuwehren (Kap. II.2.a). Er habe die Geschichte seines Heiligen nicht frei erfunden, sondern sich der (hagiographischen) Überlieferung bedient. In seinen Augen wäre er auch ein böswilliger Berichterstatter, wenn er aus Parteilichkeit Wichtiges verschwiegen hätte. Als namentlich aufgeführte Quellen benutzte er ja die Bonifatiusviten Willibalds und Othlos, vielleicht auch die „Passio S. Bonifatii“, zumindest aber noch die „Vita Leobae“ Rudolfs von Fulda und Eigils „Vita Sturmi“. Demnach war O. HOLDER-EGGER in seiner Kritik nicht bewusst, dass hier Lampert planmäßig nur die unmittelbaren Quellen zu Lullus nannte und etwa schon die nachweislich zitierte „Vita Wigberti“ des Lupus von Ferrières wegließ, genauso bekanntlich wie die historischen Darstellungen von Einhard und Regino als Allgemeingut ohne Verfasseranspruch. Folglich erscheinen seine Quellenangaben in sich korrekt. In guter mittelalterlicher Tradition war die „Vita Martini“ von Sulpicius Severus sein klassisches Vorbild. Im speziellen Fall lag seine Absicht ja in einer Korrektur der „Vita Sturmi“ als Parteischrift in anderer Richtung begründet. Demnach blieb er hier der hagiographischen Tradition treu, wonach das Leben ein Ausdruck göttlicher Wahrheit war. Dass er aber über eine Persönlichkeit in anderem Rahmen durchaus differenziert urteilen konnte, belegte er anhand des Anno-Nachrufes in den „Annales“ zu 1075. Die Quellenangaben der „Vita Lulli“ stellen zudem einen ungewöhnlichen Import eines Prinzips der „Gegenwartschronistik“ in die Hagiographie dar, was seine Gewissenhaftigkeit unterstreicht. Freilich schob er dadurch auch die Verantwortung über die Wahrheit auf seine Quellen. Denn er war laut T. STRUVE nicht so sehr ein gründlicher Historiker wie etwa Adam von Bremen, der ausgesprochen zeitintensiv an die Sache heranging, sondern ein literarisch gebildeter Erzähler, der mit geringem Aufwand sein Werk schuf. Demnach waren die „Annales“ eine über Sachangaben hinausgehende, an antiken Vorbildern geschulte dramatische Schilderung der Reichsgeschichte, die unter bestimmten Leitgedanken

<sup>432</sup> Lampert, Annales, S. 146, Z. 20-22.

<sup>433</sup> Lampert, Annales, S. 324, Z. 22-25.

<sup>434</sup> Lampert und das Problem der Wahrheit: Struve, Lampert, Teil B, S. 124-134.



stand. Freilich nutzte er gelegentlich durchaus das Klosterarchiv zur Abteigeschichte von Lullus bis zum Zehntstreit. Allerdings unterschied man generell im Mittelalter nicht zwischen Urkunden und Darstellungen, so dass er als Quellenbereiche der „Institutio“ nur schriftliche Überlieferung, Erzählungen sachkundiger Männer und eigene Erfahrung trennte (Kap. II.2.c). Hierin folgte er Beda, wobei er genauso wenig schriftliche und mündliche Überlieferung quantitativ abstufte. Global erkannte Lampert sogar wie seine Kollegen einem Augenzeugen den größten Aussagewert zu. Doch merkte ja selbst O. HOLDER-EGGER<sup>435</sup>, dass der Hagiograph beim zweiten Durchsehen der „Vita Lulli“ Wendungen wie *ut creditur*<sup>436</sup> im Sinne einer charaktertypischen *Salvierung seines Gewissens*<sup>437</sup> relativierend in eine Passage einfügte, wenn dies wegen deren Unsicherheit seinem Wahrheitsempfinden geboten schien (Kap. II.2.a).

Für sein Vorgehen teilte er sowohl im Epilog der „Vita Lulli“, als auch im „zweiten“ Prolog der „Institutio“ ein durchdachtes Programm mit, während ein solcher Hinweis in den „Annales“ fehlte, da diese eine weniger geschlossene Form aufweisen (Kap. II.2.a,c+d). Seine historischen Werke sind stets nach bestem Wissen und Bemühen um die Wahrheit verfasst, wobei er prinzipiell interessengeleitet sein musste. So wies T. STRUVE darauf hin, dass etwa die „Vita Lulli“ nicht als Basis des „Hersfelder Programms“ im Zehntstreit oder als Urkundenvorlage für 1112 benutzt worden wäre, wenn sie nicht für die Hersfelder glaubwürdig gewesen wäre. Zudem machte Lampert selbst einen Lernprozess durch, da er nach Kritik an seinem „Hexameter-Gedicht“ in seiner Klostergeschichte lieber das Zweifelhafte weglassen wollte (Kap. II.2.b). Auch wenn sich das Werk wohl um den Zehntstreit drehte, nannte er doch keine unwahren Schilderungen darüber als direkten Grund für die erfolgte Kritik, da seine Interpretation der Dinge ja durchaus begründet war und den Klosteranliegen zugute kam. In diesem Kontext zeigte er bekanntlich zudem einen typischen Bescheidenheitstopos, da jedes andere Verhalten eines Schreibers ja auch verwerflich wäre. Vielmehr schreibe er nur zur Übung seiner Fähigkeiten (Kap. II.2.c). T. STRUVE betonte darüber hinaus, dass ein mittelalterlicher Chronist durchaus gewohnheitsmäßig Kritik und Tadel seines Lesers erwartete. Dabei wurde im Mittelalter in der Regel stilistische und formale Kritik als zulässig erachtet, jedoch bezeichnenderweise nicht solche am Wahrheitsgehalt. So schien sich Lampert nach dem Widerspruch über seinen poetischen Versuch besonders mit dem Abtsauftrag für seine „Institutio“ absichern zu wollen und gab ihn demnach auch an. Folglich war Abt Hartwig für Inhalt und Form der Klostergeschichte mitverantwortlich. Allerdings belegt dessen „Schirmherrschaft“ ja auch, dass Lampert in seinem Kloster keinen schlechten Ruf genoss, da es sich dabei um eine einmalige und verantwortungsvolle Aufgabe handelte. Nachdem er zunächst als erfolgreicher Hagiograph tätig gewesen und dann als Dichter gescheitert war, da sein Werk in Inhalt und Form missglückt war, wollte er sich nun als Geschichtsschreiber auf die Fakten beschränken. Seine betonte Berufung auf die Wahrheit war ebenfalls ein Topos und entsprach keineswegs schlechtem Gewissen. Ebenso wenig gab es einen großen Streit mit seinen Mitbrüdern und er wurde dadurch auch nicht als Lügner entlarvt.

An dieser Stelle hilft ein übergeordneter Blick auf Geschichtsschreibung und Geschichtsbewusstsein im Hochmittelalter<sup>438</sup>. Die Historiographie (*historia*<sup>439</sup>) als reflektierter Umgang mit der Vergangenheit war im mittelalterlichen Selbstverständnis Ereigniserzählung, wie dies Isidor von Sevilla in seiner berühmten Definition *narratio rerum gestarum*<sup>440</sup> postuliert hatte. Obwohl so im Gegensatz zur Fiktion dem (wahren) Faktum verpflichtet, entstand sie gleich-

<sup>435</sup> Holder-Egger, Vita Lulli und Verfasser, S. 288.

<sup>436</sup> Zit. n.: Holder-Egger, Vita Lulli und Verfasser, S. 288, Z. 21.

<sup>437</sup> Holder-Egger, Vita Lulli und Verfasser, S. 288, Z. 27.

<sup>438</sup> Neben T. STRUVE: Goetz, Investiturstreit in der deutschen Geschichtsschreibung, S. 47.

<sup>439</sup> Zit. n.: Goetz, Investiturstreit in der deutschen Geschichtsschreibung, S. 47, Sp. A, Z. 8.

<sup>440</sup> Zit. n.: Goetz, Investiturstreit in der deutschen Geschichtsschreibung, S. 47, Sp. A, Z. 9 f.

zeitig aus einer aktuellen Situation und gegenwärtigen Vorstellungen, wobei ihre Abfassung tagesbezogene Interessen, Funktionen und Ziele verfolgte. So hielt der Historiograph nicht fest, wie ein Ereignis tatsächlich geschehen war, sondern wie es seiner Meinung oder seinem Wunsch nach verlaufen sein sollte. Dadurch drückt die chronikalische Schilderung primär die Vorstellungswelt des Verfassers als Zeitgenosse und – bei historiographischer Thematik – sein Geschichtsbild und -bewusstsein aus. Doch wurzelte er nicht nur in einem bestimmten Geschichtsbewusstsein – vielmehr wollte er dem Leser auch ein solches weitergeben. Zwar war das historische Interesse auf die in der Erinnerung (*memoria*<sup>441</sup>) zu vergegenwärtigende Vergangenheit gerichtet, doch hatte sie ihren Ursprung in den aktuellen Bedürfnissen und fand ihren Orientierungspunkt vor allem in der eigenen Institution. Gerade in der zeitgenössischen und spürbar situationsverhafteten Historiographie des Investiturstreits lassen sich diese allgemeinen Merkmale gut erkennen, da im Konflikt zwischen den Häuptern der Christenheit eine Stellungnahme, wenn nicht gar Parteiergreifung fast nicht zu vermeiden war, die freilich nicht einfach durch die Begriffe „gregorianisch – antigregorianisch“ zu beschreiben ist.

Schon unter normalen Umständen kannte ein mittelalterlicher Historiograph zwar einen Wahrheitsbegriff, doch war ihm keine „Objektivität“ im heutigen Sinne geläufig. So wundert es nicht, dass gerade in der turbulenten Epoche von Sachsenkrieg und Investiturstreit die Wahrheit zu einem dehnbaren Begriff wurde. Speziell bei Lampert kam gemäß T. STRUVE stilistische Meisterschaft, formale Gestaltungskunst und Lust am Fabulieren hinzu. Darin beeinflussten ihn antike Schriftsteller, was aber entgegen seinen Kritikern nicht den Wahrheitsgehalt seiner Darstellung beeinträchtigte. Dabei ist zu berücksichtigen, dass römische Antike und Mittelalter gleich drei verschiedene Bedeutungen für *historia* kannten, die auch Lampert alle benutzte: Erstens konnte das Wort geschichtliche Erzählung oder Geschichtsbericht bedeuten, zweitens aber auch Geschichtsschreibung. Drittens benannte man so speziell ein Geschichtswerk und übertrug den Begriff auch auf jedes Buch mit größerem Format. Dabei war zudem der Übergang von *historia* zu *fabula* von Anfang an fließend, da beide als *narratio* charakterisiert wurden<sup>442</sup>. Jedoch unterschied Lampert als Historiker tatsächlich zwischen einer geschichtlich wahren Erzählung (*historia*) und einer bloßen Dichtung (*fabula*, *tragoedia*, *scenica figmenta*), nahm also eine kritische Auswahl vor. Die „Annales“ waren für ihn als *historia* sowohl Geschichtswerk als auch Buch, Letzteres erschien aber zudem als *libellus*<sup>443</sup>. Generell war Lampert fraglos um gewissenhafte Quellenkritik bemüht, musste aber zwangsläufig im mittelalterlichen Rahmen bleiben. So war man allgemein gar nicht an einer wirklich objektiven Schilderung interessiert. Gemäß germanischer Tradition entschied man sich für eine Mischung aus Geschichte und Dichtung, die freilich gerade bei den Lesern und Zuhörern beliebt war, da man mit ihr vielfältige Spannungsmomente kreieren konnte.

Bei alldem war Lampert laut T. STRUVE zudem nicht nur Spiegel einer bestimmten Epoche, sondern auch der Auseinandersetzungen einer Persönlichkeit mit ihrer Zeit. Er wurde hier eher von der Geschichte geprägt, als dass er sich aktiv an der Gegenwart beteiligt zeichnete. Jedoch muss sein starker Gegenwartsbezug betont werden, indem er die Geschichte selbst in der „Vita Lulli“ nur im Hinblick auf die Jetztzeit behandelte. So rückte er die „Annales“, obwohl sie formal in die Weltchronistik gehörten, faktisch in die Streitschriftenkultur. Dadurch wird gleichermaßen die Zwitterstellung von Werk und Autor deutlich. Nicht zuletzt zeigt sich der Gegenwartsbezug der Geschichte auch im Prolog der „Institutio“, wenn es heißt: *Ad hoc me accendunt studia rerum moderno tempore gestarum, [...]*<sup>444</sup> (Kap. II.2.b). So stößt man zwar auf eine geschichtliche Sicht auf das unmittelbar Vergangene, doch ergab sich dabei die Gefahr der Subjektivität. In gewissem Sinne kann man sich hier auch den Spa-

<sup>441</sup> Zit. n.: Goetz, Investiturstreit in der deutschen Geschichtsschreibung, S. 47, Sp. A, Z. 25.

<sup>442</sup> Begrifflichkeiten zu *historia* und *fabula* zit. n.: Struve, Lampert, Teil B, S. 133, Z. 5, 10 f. u. 15.

<sup>443</sup> Zit. n.: Struve, Lampert, Teil B, S. 133, Z. 19-21.

<sup>444</sup> Lampert, Opera, Institutio, Prolog, S. 345, Z. 12 f.

gat der immer ausführlicheren „Annales“ in Erinnerung rufen (Kap. II.2.d). Denn dort hielt er nicht nur aus formalen Gesichtspunkten am traditionellen Annalenschema fest, sondern gerade auch mit Rücksicht auf seine konservative Haltung, indem so die Gegenwart und er selbst einen Standort im göttlichen Weltplan seit Adam bekamen. Hier griff Lampert keinesfalls auf einen publizistischen Kniff zurück, um seine gegenwartsbezogenen Interessen zu verschleiern. Vielmehr wies ihn die Einbettung in die Heilsgeschichte als christlichen Historiker aus, für den die irdische Geschichte mit dem Konflikt zwischen Gott und Teufel verknüpft war.

Dabei war er aber kein Geschichtstheoretiker wie Augustinus oder sein Hersfelder Schüler, der den „Liber de unitate ecclesiae conservanda“ verfassen sollte. Lampert entwarf auch keine große weltgeschichtliche Perspektive wie später Otto von Freising (nach 1111-1158) in seiner „Chronica“. Ihm mangelte es an Gespür für die geistigen Strömungen, die die Geschichte bewegten, sowie an einer inneren Gelassenheit, um einen übergreifenden Blickwinkel zu gewinnen. So erschien der Investiturstreit schon den Zeitgenossen als ein ungeheuerlicher Konflikt zwischen der weltlichen und geistlichen Gewalt, personifiziert in Kaiser und Papst. Doch ließen Lampert die geistlichen Kontroversen des beginnenden Streits fast kalt und ihm wurde nicht klar, worum es eigentlich ging. Freilich waren ihm durchaus die Schlüsselbegriffe *spiritualia* und *temporalia*<sup>445</sup> geläufig und er durchschaute zudem, dass viele Beteiligte des Konflikts unter dem geistlichen Deckmantel pure Machtpolitik betrieben. Er unterstrich aber in seiner Denkungsart laut T. STRUVE auch die unmittelbare, scheinbar naive Anschauung des Mittelalters auf die theoretisch-aufgeladenen Streitfragen, etwa wenn in den „Annales“ zu 1077 das Symbol des geistlichen Schwertes in der Hand des Papstes auf einmal handfeste Gestalt annahm, indem Lampert dort Heinrich IV. über Gregor VII. sagen ließ:

[...] *nec Romano pontifici, qui ad evertendum statum sanctae aecclesiae spirituali gladio circumquaque fulguraret, aliter satisfieri potuisse, [...]*<sup>446</sup>.

Unser Hersfelder Chronist bietet zudem einen Eindruck der weit verbreiteten Endzeiterwartungen, die sich in der Verwirrung und Bestürzung des Investiturstreits bildeten. So drängten sich ihm förmlich Bibelstellen aus der Apokalypse als Vergleich auf. Zudem sprach er von einer alternden Welt und hoffte auf den nahenden Friedenskönig. Er rezipierte hier auch die alte Vorstellung, dass der Antichrist und damit das Weltende nur durch die Fortexistenz des *imperium Romanum* – nun in fränkisch-deutscher Form – abgehalten werden könne. Demnach sah Lampert in der Gegenwart keine Katastrophe aus heiterem Himmel, sondern die letzte Stufe in der langsamen Realisierung des Heilsplans.

Davon abgesehen hob er sich persönlich spürbar von der im Mittelalter gewöhnlichen Zurückhaltung und Bescheidenheit ab. So wob er in seine Schriften bereitwillig Nachrichten über seine Lebensumstände sowie Überzeugungen ein und gab gerne Stellungnahmen zum Zeitgeschehen ab. Dies ging so weit, dass er sogar im Hinblick auf seine überstürzte und eigenmächtige Pilgerreise 1058/59 von einem Fehltritt sprach und sich nicht als fehlerlos stilisierte, was auch wieder einiges über sein Wahrheitsempfinden aussagt (Kap. II.1). Insgesamt lässt sich also aus seinen angedeuteten Idealen und Vorstellungen in Politik und Religion ein Bild seiner Persönlichkeit entwerfen, wie es in vergleichbaren Fällen (auch Eberhard) kaum möglich ist. So enthüllte er am Anfang des „zweiten“ Prologs der „Institutio“ sein Motto:

*Verum nos ea quae paulo ante nostram aetatem gesta sunt breviter, prout ea expiscari potuimus, attingentes, haec, quae nostris modo temporibus geruntur, lamentando potius quam dictando subnectamus*<sup>447</sup>.

<sup>445</sup> Zit. n.: Struve, Lampert, Teil B, S. 136, Z. 2.

<sup>446</sup> Lampert, Annales, S. 414, Z. 31-33.

<sup>447</sup> Lampert, Opera, Institutio, lib. I, S. 348, Z. 12-15.

Er hegte dabei keine Abneigung zur Gegenwart per se, sondern gegen das aktuelle Chaos innerhalb der traditionellen Ordnung. So verband Lampert seine Geschichtsdarstellung direkt mit seinem politischen Willen. Er hielt an einem strikten Gegenwartsbezug fest, damit gerade das gute Alte zukünftig restauriert werden konnte.

Zum Abschluss soll nun aber seine Haltung noch kurz in Verbindung zur Landesgeschichte pointiert werden: Er war ein Befürworter des imperialen Königtums der Prägung Heinrichs III., hoffte auf den Friedenskönig und hielt als Mönch weiterhin an der Benediktsregel als Richtschnur fest. Die Reichsklöster sollten unabhängig von der geistlichen und weltlichen Sphäre, namentlich von bischöflichen Einflüssen sein. Jedoch musste ihnen der König seinen Schutz und seine Schenkungen gewähren. Als Angehöriger des Adels verteidigte er dessen Standesinteressen gegen die aufsteigenden Kräfte und sozialen Bewegungen, indem ihm ein besonderer Hass gegen die Ministerialen eigen war. Dabei lehnte er auch die Stadtbewegung ab, obwohl er ihr großes Interesse widmete. Er postulierte das Recht des Adels auf Königswahl und Widerstandsrecht gegen einen Tyrannen. Als Historiograph fasste er gleichsam die mit dem Tod Heinrichs III. 1056 auseinandergefallene Welt zusammen. Trotz der gegenwärtigen Krise war er aber kein Pessimist, sondern vertraute auf *fortuna*. Nur musste eben der erwartete Friedenskönig bald gewählt werden. Sein politisches Ideal kann gemäß T. STRUVE als ein harmonischer Ausgleich zwischen der weltlichen und geistlichen Gewalt umrissen werden, wie er charakteristisch für das frühmittelalterliche Weltbild war. Erst die folgende Generation entwickelte dann durchdachte Theorien, wobei wiederum auf den anonymen Hersfelder Lampertschüler mit seiner Streitschrift zu verweisen ist. Insgesamt war Lampert ein Vertreter des Adels und Reichsmönchtums, welcher sich als reformfeindlicher Traditionalist auswies, der als Historiker häufig zum Moralist wurde. Seinen Charakter brachte T. STRUVE mit dem Begriff *konservativer Idealist*<sup>448</sup> auf den Punkt. Lamperts Lebenszeit zeichnete sich dabei durch einen Bruch der Generationen aus, indem die dem Chronisten voranschreitende bereits am Absterben war und so keine Hilfe mehr bieten konnte, zumal ihre Vorstellungen politisch überholt waren. Dagegen konnte er die nachwachsende Generation überhaupt nicht mehr verstehen, wodurch er laut T. STRUVE als *einsamer Rufer zwischen den Zeiten*<sup>449</sup> stand – eine gewisse Tragik, die freilich sein ganzes Leben bestimmte.

Letztlich ist Lamperts angespanntes Verhältnis zum König trotz aller allgemeinen Jugendkritik und Traditionsverklärung in seinen Beweggründen nicht völlig durchschaubar. Es stand zwar im Gegensatz zur traditionellen und aktuellen Königstreue der Reichsabtei Hersfeld nicht nur im sächsischen Aufstand, doch war Lamperts Haltung trotzdem gerade durch einen starken klösterlichen und lokalen Standpunkt geprägt: Hersfelder Belange in einer Zeit des spürbaren Niedergangs, die teils von Heinrich IV. negativ entschieden wurden wie im Thüringer Zehntstreit, konnten so bei ihm zum vordergründigen Bewertungsmaßstab von Personen und Ereignissen werden. Er betrachtete die Welt aus der begrenzten Perspektive des Klosters, indem sie von dieser Warte nur aus Förderern und Feinden bestand, deren noch so globale Handlungen man unter lokalem Gesichtspunkt mit Lobpreisung oder abgrundtiefem Hass beurteilen konnte. Daher ist es nicht verwunderlich, dass etwa seine „Annales“ abgesehen von praktischen Einflüssen auf die literarische Produktion in Hersfeld und die Viten Annos II. von Köln nur – oder gerade – im sächsisch-thüringischen Raum weitere Verbreitung fanden (Kap. II.2.d). Die Verwendung als Propagandamittel muss also ebenfalls bei der Einordnung seiner Werke mitberücksichtigt werden, was ihre historische, religiöse und politische Aussage jedoch umso facettenreicher macht. Die größere Tragweite der politischen und geistigen Konflikte, die die Zeitgenossen bewegten, blieb allerdings im Ganzen außerhalb seines Gesichtskreises. Auch war ihm eine umfassende geschichtsphilosophische Speku-

<sup>448</sup> Struve, Lampert, Teil B, S. 139, Z. 4.

<sup>449</sup> Struve, Lampert, Teil B, S. 139, Z. 10.

lation fremd, denn nur manchmal klangen bei ihm angesichts der angespannten Lage der Gegenwart endzeitliche Vorstellungen an. Die praktischen Bedürfnisse seines Klosters lagen ihm einfach näher, so das ihn der unglückliche Verlauf des Thüringer Zehntstreits wohl erst zum Historiographen werden ließ. Die gespürten Veränderungen verarbeitete er eher in Form einer allgemeinen Zeitkritik und von speziellen Vorbehalten gegen die Person Heinrichs IV. Dies alles stand im Geiste einer durchaus ernst zu nehmenden Sorge um den Bestand von Reich und Kirche als gemeinsamem System, das auch in mittelalterlichen Vorstellungen antiker Begriffe wie *res publica* und *imperium romanum* wurzelte.

Somit war Lampert also ein „konservativer Idealist“, der das, was er schrieb, in seiner beschränkten Weltsicht auch für wahr hielt. Dies entkräftet gemäß M. FLECK zwar nicht seine Parteilichkeit, lässt ihn aber als Persönlichkeit in einem milderen Licht erscheinen. Auch T. STRUVE betonte letztlich, dass die Hassliebe O. HOLDER-EGGERS gegenüber Lampert eher vom 19. Jahrhundert beeinflusst wurde, als dass sie dem Mittelalter gerecht geworden sei. So habe er sich trotz seiner vorzüglichen Edition in dieser Beziehung nahtlos in die damalige quellenkritische Forschung eingefügt. Neben den historischen Fakten müsse aber auch der schreibende Mensch in seiner Zeit richtig eingeordnet werden, indem man die Persönlichkeit und das Weltbild Lamperts aus seinen Werken rekonstruieren könne<sup>450</sup>. Dies betrifft angesichts der wenigen direkten Informationen vor allem seine Redepassagen, bei denen er umso mehr von sich selbst einfließen ließ, je weniger er über die wahren Vorgänge wusste.

Trotz seines Gegenwartsbezugs schuf er mit den „Annales“ keine politische Tendenzschrift, für die ihm die Weltchronik an sich ja schon ungeeignet erschienen wäre und für die er zudem einige Widersprüche und Fehler umgangen hätte<sup>451</sup>. Auch war er kein planvoller Lügner, was schon seine zahlreichen „Selbstwiderlegungen“ zeigen. Zudem benutzte er dort teils nachweisbare schriftliche Zeugnisse, besonders Briefe. Zu nennen sind hier der Scheidungsversuch 1069, Canossa 1077 und die Mainzer Synode 1075, die er jedoch fälschlich auf die Erfurter Synode 1074 bezog. Viele seiner Angaben werden auch durch die korrespondierende Berichterstattung unterstrichen, etwa die Pilgerfahrt der deutschen Bischöfe 1064/65, die Erhebung Markgraf Dedis von Sachsen 1069, aber auch wiederum der Scheidungsplan und Canossa. Zudem war er allgemein gut über die Ereignisse in der näheren Umgebung von Hersfeld im Bilde, was uns ja zu unserer landesgeschichtlichen Leitfrage führt. Daraus erklären sich auch seine Nachrichten aus Fulda und dem hessisch-thüringischen Raum. Doch selbst die Reichsgeschichte spielte hier hinein: Als beispielsweise Anno II. von Köln 1062 gerade den jungen Heinrich IV. in Kaiserswerth entführt hatte, befand sich der Hof mit König und Erzbischof schon wenig später in Lamperts Heimat, so dass er darüber Wissen aus erster Hand bekommen konnte (Kap. V.<sub>2</sub>). Ähnlich war es beim Sachsenkrieg 1074 mit der Schlacht bei Homburg an der Unstrut 1075, wobei er aber einige Dinge breit ausgemalt und mit Hersfelder Interessen verwoben haben kann. Zumindest war die Reichsabtei ähnlich wie ihre fuldische Nachbarin direkt davon betroffen (Kap. VI.<sub>4</sub>). Zudem besaß Lampert weiterhin Kontakte nach Bamberg und – seit seinem Aufenthalt in Siegburg und Saalfeld – wohl auch nach Köln, wo ja sein Lehrer Anno Erzbischof war. Dies wird uns weiter beim Erfahrungshorizont beschäftigen, erhielt er so doch authentische Nachrichten aus erster Hand (Kap. II.<sub>4</sub>).

Insgesamt wurde gerade von der älteren Forschung vernachlässigt, dass Lampert einerseits ein subjektives Bemühen um historische Wahrheit eigen war und dass man andererseits sein Werk aber nicht nur als pure Geschichtsdarstellung, sondern auch als unterhaltend-künstlerische Literatur verstehen muss. So ist seinen Berichten gemäß T. STRUVE trotz eindeutiger Fehler eine subjektive Wahrhaftigkeit nicht abzusprechen. Seine bedenklichsten Entstellungen seien dabei zwar nicht zu rechtfertigen, aber doch aus gewissen Motiven her-

<sup>450</sup> Lampert als Geschichtsschreiber in seiner Zeit: Struve, Lampert, Teil B, S. 134-139.

<sup>451</sup> Lampert in der Quellenkritik: Struve, Lampert, Teil B, S. 139-142.

aus zu entschlüsseln. Demnach kann Lampert abschließend wirklich abgenommen werden, dass er das von ihm Geschilderte auch tatsächlich glaubte. Er war daher entgegen J. HALLER (1865-1947) nicht der *Münchhausen unter den Chronisten des deutschen Mittelalters*<sup>452</sup>. Vielmehr verdient er es laut T. STRUVE, als eigenständige Persönlichkeit ernstgenommen zu werden, die in einer festen geistigen Tradition verwurzelt war und von ihrer politischen und gesellschaftlichen Umwelt geprägt wurde. Auf dieser Basis ging Lampert daran, die Geschichte seiner Zeit in genau der Art aufzuzeichnen, wie er sie eben mitfühlend miterlebte. Durch diesen Interpretationsansatz gewinnt man letztlich nicht nur ein tieferes Verständnis für ihn selbst, sondern auch für die Epoche, in der er lebte und wirkte.

---

<sup>452</sup> Zit. n.: Struve, Lampert, Teil B, S. 141, Z. 26.

#### 4. Erfahrungshorizont

An dieser Stelle bleibt also festzuhalten, dass Lampert unbeschadet der im Detail zu Recht an ihm geübten Kritik eine wichtige Quelle für die Geschichte Heinrichs IV. bis zum Ausbruch des Investiturstreits und der damit einhergehenden geistigen und politischen Umwälzungen darstellt. Zudem ermöglicht er durch seinen immer mehr oder weniger direkt vorhandenen Bezug auf das Kloster Hersfeld Einblicke in die Lokalgeschichte, die auch den Nachbarn Fulda betrafen. Dabei ist es aber nötig, überhaupt nach seinem geographischen wie mentalen Erfahrungshorizont zu fragen, um die Glaubwürdigkeit und Intention seiner Aussagen besser einzuordnen und schon im Vorgriff auf Eberhard einen Rahmen abzustecken (Kap. III.<sup>4</sup>)<sup>453</sup>.

Hier muss man natürlich mit der Biographie beginnen. Lampert entstammte einem wohlhabenden, wohl adligen Umfeld, das ein konservatives Interesse an der Bewahrung seiner traditionellen Stellung gegenüber Emporkömmlingen hatte. Zudem gehörte er in den Umbrüchen Heinrichs IV. bereits einer älteren Generation an, die in der Zeit bis zum Tod Heinrichs III. 1056, die sie aus ihrer Jugend kannte, das wieder zu erstrebende Ideal sah. Lampert war mit klassischen und christlichen Vorstellungen gleichermaßen vertraut und setzte sich daraus ein Bild zusammen. So konnte er auf ein profundes Wissen an biblischen und antiken Geschichten zurückgreifen. Kombiniert man dies noch mit der Entwicklung eines Weltgeistlichen zum Mönch, der den neuen Standpunkt nachhaltig für sich rezipierte, ergibt sich schon ein erster Eindruck seiner Lebenswelt. Diese vielschichtige Mischung haben wir ja bereits bei seiner Haltung kennengelernt (Kap. II.<sup>3</sup>)<sup>454</sup>. Folgt man nun seiner Betrachtung im „zweiten“ Prolog der „Institutio“ über die persönliche Arbeit und deren Grenzen, so lebte er nach eigenem Bekunden im Kloster eingeschlossen wie in einem Kerker. Daher pflege er wenig Umgang mit Menschen und sei nicht allzu wissbegierig auf die Ereignisse der Außenwelt:

*Et ne quis nobis crimini ducat, quod tempora regum vel Romanorum imperatorum per successiones suas huic opusculo subtexentes non eorum quoque feliciter vel secus gesta historiae more pariter inseramus, hoc sibi responsi habeat quicumque haec legere animum inducat, nos non statuisse omnia scribere, quae in re publica vel aecclesia gesta sunt aut geruntur, utpote monasterii carcere inclusos nec hominum expertos nec valde curiosos*<sup>455</sup>.

Er wurde demnach erst durch die Not des Klosters und die zunehmende Fülle seines Stoffes zum Historiker – nicht *historia more*. Er besaß stets einen beschränkten Horizont, was er aber auch selbst zugab. So stand er gerade als Mönch den Ereignissen der Welt fern und erfuhr vieles nur vom Hörensagen, besonders wenn dies weit weg war von Hersfeld. Demnach ist bei ihm zu unterscheiden zwischen einer absichtlichen Verzerrung der Wahrheit und einer phantasiereichen Erzählung aus Informationsmangel. So konnte er zwar über Geheimverhandlungen oder den genauen Wortlaut von Dialogen nicht viel wissen, doch waren dies schon in der Antike beliebte Mittel zur Belebung des Erzählflusses. Folglich bleibt festzuhalten, dass Lampert dabei durchaus nicht die Absicht hatte, die Wahrheit zu verfälschen. Auch

<sup>453</sup> Über Lamperts Erfahrungshorizont: Goetz, Investiturstreit in der deutschen Geschichtsschreibung, S. 48 f. u. 52; Lampert, Annales, Einleitung, S. X u. XIII; Lampert, Lullus-Leben, Einleitung, S. 16; Lecheler, Lampert von Hersfeld, S. 122 u. 124 f.; Schieffer, s. v. „Lampert von Hersfeld“, VerLex 5, Sp. 517-519; Struve, Lampert, Teil A, S. 28-31, 42 u. 82 f.; Struve, Lampert, Teil B, S. 72-95 u. 139-142; Struve, s. v. „Lampert von Hersfeld“, LexMA 5, Sp. 1632 u. Struve, s. v. „Lampert von Hersfeld (um 1028 - nach 1081): Annales“, Hauptwerke, S. 351.

<sup>454</sup> Mönchischer Standpunkt und gleichzeitige Antikenrezeption: Struve, Lampert, Teil B, S. 72-87.

<sup>455</sup> Lampert, Opera, Institutio, lib. I, S. 348, Z. 15-23.

war seine Sicht auf das Weltgeschehen aufgrund seines beschränkten Mönchsstandpunktes hinter Klostermauern doch nicht so vollständig verstellt, wie er uns in seiner Eigenstilisierung weismachen wollte. Denn in vielen Dingen zeigte er sich überraschend gut unterrichtet. Nur fehlte ihm wie den meisten mittelalterlichen Geschichtsschreibern die Fähigkeit, die historischen Tatsachen zu einer korrekten Kausalität zu verknüpfen. Doch muss betont werden, dass es auch Ausnahmen gab, in denen der Chronist über gute Informationen von auswärts verfügte: So fällt sein Interesse an den Orten auf, die für ihn im Laufe seines Lebens eine Rolle spielten, also vor allem Bamberg (Kap. II.1)<sup>456</sup>. Auch als er das Domstift verlassen hatte, riss seine Verbindung dorthin nicht ab, sondern er war bei guten wie schlechten Nachrichten immer auf dem Laufenden. Zudem besaß er weiterhin eine ausgezeichnete Ortskenntnis, was etwa bei der Schilderung zu den Wirren unter Bischof Hermann I. 1075 auffällt<sup>457</sup>: Dieser hatte ja die Kleriker aus dem dortigen Stift St. Jakob vertrieben und es dem Abt Ekbert vom Michelsberg übergeben, um in den Gebäuden ein Kloster einzurichten. Lampert lehnte diese Entscheidung aber trotz seines Mönchsstandpunktes aus alter Klerikersolidarität ab, da er bei allem mönchischem Vorrang beiden geistlichen Ständen gleichermaßen ihre Berechtigung zuerkannte (Kap. II.3). Nicht zuletzt hatte er aber auch die lokalen Gegebenheiten noch gut in Erinnerung: Demnach legte er den vereinten Klerikern von St. Jakob und der Hauptkirche als ein Argument gegen den Bischof in den Mund, dass St. Jakob nicht mehr als 30 Schritte (etwa 45 m) von der Bamberger Hauptkirche (Dom) entfernt an einem belebten Platz liege, der demnach viel geeigneter für weltoffene Kleriker als für Mönche in Klausur sei:

*Preterea aecclesiam, quam noviter ipse extruxisset, loco celebri in mediis huc et illuc diversantium turbarum fluctibus sitam nec a maiore aecclesia Babenbergensi plus XXX passibus disparatam, multo clericis oportuniorem esse quam monachis; [...]*<sup>458</sup>.

Diese Angaben entsprechen der Realität, da die Entfernung ziemlich exakt diejenige von St. Jakob zur Grenze der Domimmunität ergibt. Auch war der besagte Platz vor dem ehemaligen Haupttor, das erstmals 1154 erwähnt wurde, in der Tat an einer stark von Pilgern und anderen Reisenden belebten Kreuzungsstelle zwischen Kaufmannsstadt, Domberg und Mich(a)elsberg. Allein daraus wäre schon auf Lamperts Ortskenntnis zu schließen. Zudem findet sich ein Beispiel in den bei O. HOLDER-EGGER noch fehlenden Passagen der „Institutio“ zum Juni 1076 über die Gefangenschaft und Flucht Bischof Burchards II. von Halberstadt (Kap. II.2.c), der Bischof Rupert von Bamberg anvertraut worden war<sup>459</sup>. Das Fragment vermochte genau anzugeben, dass er auf der Burg Gößweinstein gefangen gehalten wurde. Dabei handelte es sich wohl um die von Bischof Gunther errichtete Burg „Stein“ (*petra*)<sup>460</sup> im fränkischen Jura. Laut T. STRUVE berichtet keine andere Quelle von der Burg, selbst in den „Annales“ hieß es dann bezüglich des königlichen Vorgehens gegen Burchard II. nur:

*Hunc Ruoperto Babenbergensi episcopo servandum crediderat, velut preter caeteros familiares suos immitis ac ferocis ingenii viro et erga se in adversis rebus spectatae sepe fidei*<sup>461</sup>.

Somit würde die ältere „Institutio“ hier erneut die Vertrautheit Lamperts mit dieser Region belegen, wenngleich er in den „Annales“ an passender Stelle auf eine genauere Lokalisierung verzichtete. Neben solchen praktischen Kenntnissen nahm er aus Bamberg aber auch sein Wissen über Inhalt und Stil der dortigen Bibliotheksbestände mit. Durch sein Studium der römischen Antike, vor allem von Livius, rezipierte er neben damaligen Wendungen und

<sup>456</sup> Lamperts Bamberg: Lecheler, Lampert von Hersfeld, S. 122 u. Struve, Lampert, Teil A, S. 28-31.

<sup>457</sup> Lampert, Annales, S. 262-275.

<sup>458</sup> Lampert, Annales, S. 264, Z. 26-29.

<sup>459</sup> Struve, Lampert, Teil A, S. 42.

<sup>460</sup> Zit. n.: Struve, Lampert, Teil A, S. 42, Z. 23.

<sup>461</sup> Lampert, Annales, S. 364, Z. 2-4.



Institutionen namentlich die Vorstellung von *fortuna* als Geschichtsmacht, die bekanntlich noch in den „Annales“ ein zentrales Leitmotiv wurde (Kap. II.3).

In einer erweiterten Dimension lässt sich sein Interesse an Bamberg natürlich auch auf die damit verbundenen Personen übertragen, die später zwar teils woanders Karriere machten, aber dadurch ja nicht zwangsläufig aus Lamperts Blickfeld gerieten (Kap. II.1). Hier ist eben vor allem sein Lehrer Anno als Erzbischof von Köln (1056-1075) zu nennen, zu dem er freundschaftliche Beziehungen unterhielt, die deutlich in seinem Werk belegt sind<sup>462</sup>. Dort zeigte sich Lampert über alle Geschehnisse in der Umgebung des Erzbischofs sehr gut informiert. Er widmete ihm in den „Annales“ neben zahlreichen eingestreuten, positiv gefärbten Berichten über seine politischen Aktivitäten bis hin zum Kölner Aufstand von 1074 auch spezielle biographische Passagen: Dabei handelt es sich um eine genaue Charakterisierung zu 1072 sowie einen durchaus kritischen Nachruf zu 1075, der ja zur Vorlage der – freilich geglätteten – „Vita Annonis“ werden sollte (Kap. II.2.d)<sup>463</sup>. Zudem verband ihn einiges mit Bischof Gunther von Bamberg (1057-1065), der ihm ebenfalls persönlich bekannt gewesen sein muss: In der Umgebung des vormaligen Kanzlers wurde Lamperts Gespür für weltliche Zusammenhänge in Politik und Geschichte geschärft, ja er bekam sogar einen Einblick in die Arbeit der Spielleute und Theaterschaffenden bei Hofe. Wenn er diese Welt später auch ablehnte, so konnte er zumindest aus eigener Anschauung urteilen, da man es in Bamberg mit einer durchaus weltoffenen Atmosphäre zu tun hatte. Lampert widmete dem Bischof ja auch einen empfindsamen Nachruf<sup>464</sup>. Der Tod ereilte jenen 1065 auf dem Rückweg von der Pilgerfahrt ins Heilige Land, die er an der Spitze der deutschen Bischöfe unternommen hatte – davon gleich mehr bei den Orientierungen Lamperts. Zudem hatte der Hersfelder laut E. STENGEL später Verbindungen zu den ja 1071 besuchten Klöstern Siegburg und Saalfeld, die Anno II. reformiert hatte (Kap. II.1 + VI.5). Dies zeigte sich etwa in den „Annales“ zu 1076 bei seinem Wissen über Saalfelder Verhandlungen eines königlichen Bevollmächtigten mit Otto von Northeim<sup>465</sup>. Demnach sind ähnliche Informationen vielleicht auch für Siegburg anzunehmen. Zudem erlangte Lampert so wohl seine guten Ortskenntnisse über Köln selbst, die er in seiner Schilderung des Aufstands 1074 in den „Annales“ unterbringen konnte (Kap. V.9)<sup>466</sup>. So vermochte er gemäß T. STRUVE detailliert wie ein Augenzeuge den Fluchtweg Annos II. zu beschreiben, als dieser durch ein Kanonikerhaus entwich, das direkt an der Stadtmauer gelegen war und erst kürzlich vom Hausherrn eine Mauerpforte erhalten hatte:

*Angustus aditus patebat de templo in dormitorium, item de dormitorio in atrium domumque canonici cuiusdam adherentem muro civitatis. Isque ante paucos dies ortae sedicionis impetraverat ab archiepiscopo, Deo ad salutem archiepiscopi hoc ipsum misericorditer providente, ut rupto muro civitatis parvulum sibi posticum facere sineretur. Ibi eductus archiepiscopus, [...]*<sup>467</sup>.

Als der zurückkehrende Erzbischof dann eine Nacht in St. Gereon verbrachte, verortete Lampert den Standort korrekt außerhalb der Mauern: *Ipse progressus ad Sanctum Gereonem, ibi extra urbem pernoctare statuit; [...]* <sup>468</sup>. Möglicherweise hat er so bei seiner Informationsreise auch Köln besucht, zumindest aber Neuigkeiten bei Annos Visiten in Hersfeld im Dezember 1072 und am 2. Februar 1075 erfahren – vor und nach dem Aufstand. Überhaupt lag ja Hersfeld zwischen Siegburg und Saalfeld, so dass sich wohl ein reger Nachrichtentausch entwickelte. Dass Lamperts Schilderung der Kölner Wirren aber eigenständig war und nicht

<sup>462</sup> Anno II. und Köln: Lecheler, Lampert von Hersfeld, S. 122 u. Struve, Lampert, Teil A, S. 82 f.

<sup>463</sup> Lamperts zentrale Portraits zu Anno II.: Lampert, Annales, S. 158 u. 328-340.

<sup>464</sup> Gunthers Nachruf: Lampert, Annales, S. 104.

<sup>465</sup> Saalfelder Verhandlungen: Lampert, Annales, S. 370-372. Dazu: Stengel, Lampert Abt, S. 256.

<sup>466</sup> Lampert zum Kölner Aufstand: Lampert, Annales, S. 236-248.

<sup>467</sup> Lampert, Annales, S. 242, Z. 3-9.

<sup>468</sup> Lampert, Annales, S. 246, Z. 20 f.

etwa von einer Siegburger Vorlage stammte, zeigt sich im Hinweis auf den Wormser Bürgeraufstand, von dem nur er zu 1073 berichtet hatte und den er nun mit dem Kölner verknüpfte:

*Preterea in mentem veniebat Wormaciensium insigne preclarumque facinus, quod episcopum suum insolentius agere incipientem urbe expulissent, et cum ipsi multitudine, opibus armisque instructiores sint, dedignantur, quod inferiores estimetur audacia et archiepiscopum tyrannico sibi fastu imperitantem tamdiu muliebriter patiantur*<sup>469</sup>.

So konnte Lampert also auch im Kölner Kontext auf persönliche Informationen und Erfahrungen zurückgreifen. Allerdings bleibt es fraglich, ob ausgerechnet der reformkritische Hersfelder später auch die Verbindungen von Saalfeld und Hasungen zur Einführung der cluniazensischen *Consuetudines* geknüpft hat (Kap. II.1).

Betrachtet man sich nun Lamperts Kenntnisse über seine langjährige Heimatabtei Hersfeld, so muss man zunächst einschränkend auf die örtlichen Gegebenheiten hinweisen, um die Grenzen, aber auch die Bedeutung seiner diesbezüglichen Schilderungen abschätzen zu können. Scheinbar wurde dort nämlich die Überlieferung der Klosteranfänge und der ersten Äbte schon früh abgeschnitten (Kap. IV.1)<sup>470</sup>. So wussten die Hersfelder bald nicht mehr viel über die eigene Geschichte und Lampert musste mit einer allzu dürftigen Grundlage auskommen. Zunächst sind die wenigen Urkunden und Verzeichnisse zu nennen, die er schon für die „*Vita Lulli*“ heranzog (Kap. II.2.a). Sonst standen ihm allein die wenigen Informationen zur Verfügung, die er den alten „Hersfelder Annalen“ entnehmen konnte (Kap. IV.5). Doch selbst diese waren ihm nur mehr in einer Kurzform bekannt. Daraus resultierten etwa die bei Lampert zu beobachtenden schwankenden Jahresangaben, die oft von der zeitgenössischen Annalistik abwichen und auch durch Urkunden revidiert werden können. Freilich findet man die von ihm tradierte Abtsreihe in dieser Form auch im offiziellen Äbtekatalog des Hersfelder Totenbuchs (Kap. II.1)<sup>471</sup>. Offensichtlich bemühte sich der Chronist, das Bestmögliche aus den desperaten Quellenbeständen zusammenzutragen. Zieht man so zu Lamperts Grundgerüst die Einträge im Hersfelder Nekrolog (besonders im Kalendar C) hinzu, so lässt sich eine fast vollständige Liste der Hersfelder Äbte bis 1090 rekonstruieren. Dabei helfen als Ergänzung noch die Nekrologe von Tegernsee, Abdinghof, Paderborn und nicht zuletzt Fulda<sup>472</sup>. Lamperts Wissen über die fuldischen Äbte war – wiederum in auffälliger Parallelität zum Hersfelder Nekrolog – um einiges lückenhafter, aber zumindest deutet eine besondere Heraushebung der Nachbarabtei auch auf ein spezielles Interesse hin (Kap. IV.7). Kehrt man nach Hersfeld zurück, so kann die dortige Annalistik auch in Bezug auf den Äbteaustausch besonders in der Frühzeit keine Angaben bieten. Zwar findet man dann in der diesbezüglichen Rubrik des Hersfelder Nekrologs A insgesamt 24 Hersfelder Mönche, die als Äbte in auswärtige Klöster wie etwa Fulda gingen, doch ist ihre Identität schwer nachzuprüfen. Allerdings helfen hier neben der Tegernseer Überlieferung vor allem wieder Lamperts „*Annales*“, die so zumindest 10 Entsendungen des 11. Jahrhunderts erhellen können<sup>473</sup>. Der letzte – annalenunabhängige – Nekrolog-Eintrag war er selbst als Abt von Hasungen 1081. Den anderen werden wir besonders im Kontext der Gorzer Klosterreform begegnen (Kap. IV.6). Insgesamt ist es somit auch Lampert, welcher der Forschung hilft, unter Hinzuziehung von Urkunden die frühen Abtslisten in Hersfeld und – mit Abstrichen – Fulda zu bestimmen und ihre wechselseitigen Beziehungen aufzuzeigen. In diesem Sinne ruht denn auch unsere diesbezügliche Auflistung (Kap. IV.4) zu einem guten Stück auf den Schultern des Chronisten.

<sup>469</sup> Lampert, *Annales*, S. 238, Z. 17-21. Über den Wormser Aufstand: Lampert, *Annales*, S. 208.

<sup>470</sup> Quellennot: Hafner, Reichsabtei Hersfeld, S. 13 u. Struve, Lampert, Teil A, Anhang III, S. 119 f.

<sup>471</sup> Erinnerung an den parallelen Wissensstand: Struve, Lampert, Teil A, Anhang III, S. 119 f.

<sup>472</sup> Struve, Lampert, Teil A, Anhang III, Liste A, S. 121 f.

<sup>473</sup> Struve, Lampert, Teil A, Anhang III, Liste B, S. 123.

Weitet man den Blickwinkel etwas auf die nähere Umgebung von Hersfeld und Fulda, so wurden die lokalen Informationen ebenfalls stark von der Besitzstruktur des Klosters Hersfeld bestimmt, die sich noch stärker als Hessen auf Thüringen erstreckte (Kap. IV.<sub>3</sub>). Damit kreuzten sich aber notgedrungen auch die Wege mit dem ähnlich ausgerichteten Nachbarkloster Fulda. Dabei standen zwangsläufig die Ereignisse in Hessen, Sachsen und Thüringen im Vordergrund. Erwähnt wird in Hessen etwa der Konflikt des Klosters mit Graf Werner III. („Annales“) und der Erstbeleg des Dorfes Asbach südwestlich bei Hersfeld („Vita Lulli“), wovon wir noch hören werden (Kap. IV.<sub>7</sub> + VI.<sub>2</sub>). Zudem lieferte Lampert Informationen zur Reichspolitik – jedenfalls so, wie sie durch die Stellung Hersfelds als Reichsabtei etwa bei Königsaufenthalten oder im Kontakt mit anderen Klöstern dort ankamen. Nachrichten zu auswärtigen Konventen wie Corvey waren dann intensiver, wenn etwa ein dortiger Abt später selbst in Hersfeld tätig sein sollte (Ruthard) oder wenn umgekehrt Hersfelder Mönche nach draußen gingen und damit den Ruhm des Heimatklosters förderten. Auch wenn Lampert schließlich nichts mehr in seinen Schriften über seine Aktivität in Hasungen berichtete, ist natürlich sein dortiges Schicksal auch landesgeschichtlich interessant.

Es lohnt sich aber noch ein Blick auf seine Wahrnehmung fremder Länder und Völker<sup>474</sup>. Bei fernerer Ereignissen zeichnete er sich gemäß W. D. FRITZ durch stets ungenaue Kenntnisse und große Fehlerhaftigkeit aus. Hier sind etwa Lothringen, Italien oder England hervorzuheben. Auch T. STRUVE unterstrich, wie auffallend schlecht unterrichtet Lampert über das Geschehen in Italien war, obwohl es sehr eng mit der Reichspolitik verknüpft war<sup>475</sup>. Doch während er diesseits der Alpen das Itinerar des Königs gut kannte, fehlte ihm bei den italienischen Ereignissen quasi jedes Gefühl für Raum und Zeit. Im Gegensatz zu Bruno im „Saxonicum Bellum“ (wohl 1082) benutzte er nämlich kaum Briefquellen von Heinrich IV. und Gregor VII., sondern verließ sich eher auf Hörensagen. Wie wir freilich wissen, griff er prinzipiell durchaus auch auf teils nachweisbare schriftliche Zeugnisse zurück, worunter sich sogar gerade Briefe befanden (Kap. II.<sub>3</sub>). In Bezug auf Italien bleibt aber festzuhalten, dass er sich in Marginalien verrannte und dass seine eigenen Vorstellungen den Kern des eigentlich Relevanten verfehlten. So werden wir noch von der Hochzeit Heinrichs IV. mit Bertha, der Tochter des Markgrafen Otto von Savoyen-Turin hören (Kap. V.<sub>2</sub>). Anlässlich dieses Ereignisses sprach Lampert in den „Annales“ zu 1066 pauschal von *Berhtae reginae, filiae Ottonis marchionis Italarum*<sup>476</sup>, womit er deutlich die wahren Herrschaftszustände verkannte.

Gerade von der Institution des Papsttums besaß er ebenfalls nur verschwommene Vorstellungen, was selbst seine wortreichen Schilderungen der Papsterhebungen von 1058 bis 1073 nicht kaschieren können. Er blieb dabei trotz aller Umbrüche in der alten Ordnungswelt Heinrichs III. befangen und sah die gesteigerte Rolle des Papsttums naiverweise primär in der nunmehrigen Anrufung als Schiedsrichter auch in königlichen Rechtsfragen. Auch wenn er hier im Kern durchaus Recht hatte, fehlte ihm doch das Gespür für die politischen und geistigen Hintergründe, die viel weiter gingen. Für ihn war der Papst eher der weise Vater in der Ferne, der im Notfall eingriff und dem alle – auch der König – zu folgen hatten. Dabei stellte der Papst aber mehr eine moralische als politische Instanz dar, indem die Rechtsdimension seines Amtes ausgeblendet wurde. So ging es für Lampert bei der Fastensynode 1076 nicht um die Absetzung Heinrichs IV. und die Entbindung vom Treueid, sondern nur um die Exkommunikation (Kap. V.<sub>4</sub>). Gegenüber den Italienern hegte er aus seiner Unwissenheit ein Misstrauen, dass sie durch Streitigkeiten Unruhe stiften könnten. Als Ausnahme ist freilich seine Schilderung der Geschehnisse in Canossa herauszuheben, über die er – briefliche! – Informationen aus dem päpstlichen Rundschreiben von Ende Januar 1077 an die

<sup>474</sup> Lampert über fremde Länder und Völker: Struve, Lampert, Teil B, S. 87-95.

<sup>475</sup> Lampert und Italien: Struve, Lampert, Teil B, S. 79-81 u. 87-90.

<sup>476</sup> Lampert, Annales, S. 110, Z. 27 f.

deutschen Fürsten sog (Kap. V.4)<sup>477</sup>. Er lieferte damit neben Gregors Briefen eine der selten strikt zeitgenössischen Schilderungen, da die meisten anderen Chroniken das Geschehen erst im Nachhinein beleuchteten und somit allein schon deshalb einer kritischen Bewertung zu unterziehen sind<sup>478</sup>. Allerdings schmückte Lampert die Fakten frei aus und reicherte sie mit Rede und Gegenrede an. Machte Gregor VII. in seinem Brief keine Angaben über gewisse Dinge, findet man bei Lampert nur Allgemeinplätze. Zudem sah er Canossa dezidiert als Vorstufe der Absetzung Heinrichs IV. durch die Fürsten, so dass er die Situation des Königs schwarz malte und sie mit der Wahl Rudolfs verknüpfte. Er stilisierte Heinrich IV. in kompletter Ohnmacht, indem dieser sich den Papstforderungen habe fügen müssen und dabei noch scheinheilig agiert habe. So durchschaute Lampert keineswegs die wahren Vorgänge oder die weltgeschichtliche Bedeutung, sondern verbuchte es als weiteren Beleg für die Missstände in Reich und Kirche, in denen es des Papstes als Schiedsrichter bedurfte. Schon die Ereignisse danach verloren wieder an Kontur, indem etwa der Lombardenaufstand angeblich nur die Absetzung des Königs zum Ziel hatte. Im Ganzen gesehen erwartete Lampert in seiner Idealisierung Heinrichs III. auch von dessen Nachfolger die Durchsetzung der Kaisermacht in Oberitalien, so dass er kurzsichtig einfach deutsche Vorstellungen dorthin übertrug. Der neue Friedenskönig sollte natürlich hier wie dort seine Herrschaft entfalten...

Eine Besonderheit in Lamperts Biographie ist bekanntlich seine Pilgerfahrt nach Jerusalem 1058/59, während der er Weihnachten an der Grenze zwischen Ungarn und Bulgarien verbrachte (Kap. II.1)<sup>479</sup>. Auch wenn wir von ihm leider kaum weitere Nachrichten darüber besitzen, hat er doch damals die Welt des Orients mit den dort lebenden Christen und Heiden erlebt. Freilich berichtete er in den „Annales“ zu 1064/65 in einer langen Geschichte über die Pilgerfahrt der deutschen Bischöfe ins Heilige Land, auf deren Rückkehr ja der anführende Bischof von Bamberg verstarb, was Lampert einen tiefgehenden Nachruf wert war. Überhaupt fiel sein Bericht zu dieser abenteuerlichen Unternehmung sehr detailliert aus, da er eben über eigene Erfahrungen verfügte<sup>480</sup>. Zudem beruhte seine genaue Kenntnis wohl auf einem Augenzeugenbericht, der aufgrund der zentralen Stellung des Bamberger Bischofs auf dieser Expedition wohl aus dessen Bamberger Umkreis stammte, wohin ja Lampert noch Kontakte pflegte. Bei seiner eigenen Pilgerfahrt wiederum war es sicher kein Zufall, dass er davon noch das Weihnachtsfest überlieferte, da es sowieso stets seine Jahresberichte einleitete und hier zudem wegen der besonderen Umstände im Bewusstsein blieb. So weilte er damals zwar – wohl geschützt – in der unbekannten Stadt *Marouwa*, doch lernte er in dieser Zeit anscheinend trotzdem den Winter in Gebirgsregionen kennen. Dies hat im Nachhinein noch großen Eindruck auf ihn gemacht, so dass er nicht nur das Weihnachtseignis direkt in den „Annales“ erwähnte, sondern die Erinnerungen dieser Tage auch auf die detailreiche Darstellung der Alpenüberquerung Heinrichs IV. nach Canossa in den „Annales“ zu 1076/77 übertrug (Kap. V.4)<sup>481</sup>. So kann man aus dieser Schilderung selbst bei anzunehmender Ausschmückung Einblicke in die Praxis einer solchen Gebirgsüberquerung gewinnen, indem Lampert auch auf eigene Erfahrungen zurückgriff. Die abenteuerliche Welt des Orients ließ er dann jedenfalls zudem in die fabelhafte Erzählung über die Ausfahrt Roberts von Flandern in den „Annales“ zu 1071 einfließen<sup>482</sup>. Am Anfang sprach er den Leser sogar direkt an: *Non ingratum fortassis lectori fecero, si gestae rei historiam quam paucis potero absolvam*<sup>483</sup>. Die Geschichte handelt von einem unversorgten, jüngeren Sohn aus einer Dynastie, der sein

<sup>477</sup> Lampert und Canossa: Lampert, *Annales*, S. 398–412. Rundbrief Gregors VII.: Register IV, 12.

<sup>478</sup> Inhalt und Einbettung: Goetz, *Investiturstreit in der deutschen Geschichtsschreibung*, S. 48 u. 52.

<sup>479</sup> Lampert, die Pilgerfahrt und der Orient: Struve, Lampert, Teil B, S. 91 f.

<sup>480</sup> Lampert, *Annales*, S. 94–104.

<sup>481</sup> Lampert über die Alpenüberquerung Heinrichs IV. 1076/77: Lampert, *Annales*, S. 392–398.

<sup>482</sup> Lampert, *Annales*, S. 136–142. Dazu: Struve, Lampert, Teil B, S. 91 f.

<sup>483</sup> Lampert, *Annales*, S. 136, Z. 9 f.

Glück in der Fremde suchte, um mithilfe seiner eigenen Tüchtigkeit Land und Reichtum zu erwerben. Hier begegnet uns zunächst einmal als zentrales Motto erneut das bei Lampert sehr beliebte und aus der Antike entlehnte Motiv der *fortuna* (Kap. II.3). Darüber hinaus enthält sein Bericht reichlich spielmannhafte Züge, wie man sie aus der volkssprachlichen Literatur des Mittelalters kennt. Hier waren sie freilich noch in lateinischer Sprache verfasst. Scheinbar kombinierte Lampert aber aus Interesse verschiedene Stränge der damals kursierenden Vorkreuzzugsgeschichten, hatte vielleicht sogar eine volkssprachliche Vorlage in Augenschein genommen. In gewissem Sinne fand die Welt der Sagen auch durch seine von Jordanes übernommene Geschichte zu „Attilas Schwert“ Einzug in die „Annales“ (Kap. VI.2).

Über die nördlichen und östlichen Nachbarn des Reiches besaß Lampert insgesamt nur fragmentarisches Wissen, das deren Eigenarten nicht zu durchdringen vermochte<sup>484</sup>. Überhaupt zeichneten sich die „Annales“ trotz ihrer globalen Herangehensweise ja eindeutig durch einen Reichsbezug aus, so dass auswärtige Mächte in der Regel nur durch Interaktion mit diesem relevant wurden. So war damals in sächsischen Kreisen offensichtlich der Verdacht einer Einkreisungspolitik zu ihren Ungunsten weit verbreitet. Demnach rezipierte auch Lampert Gerüchte, der junge König wolle die Sachsen mithilfe von deren Nachbarn ausrotten. In dieser Hinsicht wurde denn auch das Bündnis Heinrichs IV. mit dem Dänenkönig Sven Estridson in Bardowick (1071) von Lampert und Bruno gedeutet, wobei es der Hersfelder – ohne Ortsangabe – bezeichnenderweise erst zu 1073 beim Sachsenkrieg aufführte<sup>485</sup>. Daneben bezog man auch die Liutizen und Polen in die Eingrenzungspolitik ein. Dabei sah Lampert die heidnischen Liutizen in den „Annales“ zu 1073 aus der gleichen Sicht, wie dies Tacitus mit den Germanen getan hatte, indem deren Zwietracht gut für das Reich sei<sup>486</sup>. Er folgte darin stilistisch aber eher Justin und man kann so leider keine direkte Benutzung der wohl nicht in Hersfeld, jedoch in Fulda vorhandenen „Germania“ ableiten (Kap. II.2.a + IV.5)<sup>487</sup>. Jedenfalls schwirrten darüber hinaus offenbar viele Gerüchte über sächsische und königliche Bündnisangebote in Hersfeld herum. Diese hätten zu einem blutigen Bürgerkrieg unter den Heiden geführt, wodurch sie an auswärtigen Kriegen gehindert würden, was ja allgemein – hier ging es Lampert nicht mehr primär um die Sachsen – Kirche und Reich nur nützen konnte. Gleich im Anschluss folgte ein phantastischer Bericht über eine Hilfsexpedition der Dänen, der Reginos Schilderung der Normannen als Vorbild hatte<sup>488</sup>. Dort war es ja schon um die bekannte Kriegslist gegangen, die Schiffe seineaufwärts und über Land zu schicken, um die feindlichen Stellungen zu umgehen. Auch wenn Lampert eine Bedrohung des Reichs durch fremde Mächte erkannte, wies er doch eine Konspiration zwischen Anno von Köln und Wilhelm dem Eroberer (1074) verständlicherweise als Gerücht zurück<sup>489</sup>. Allerdings nahm er in den „Annales“ von der Königskrönung des Polenherzogs Boleslaw II. zu Weihnachten 1076 Notiz, was er als schlechtes Zeichen wertete, dass die Barbaren durch die inneren Zwistigkeiten der deutschen Fürsten – inklusive Heinrichs IV. in Sachsen – übermütig geworden waren<sup>490</sup>. Zur Thronerkämpfung des englischen Königs rund um die Wende von Hastings hatte er freilich 1066 nur ungenaue Kunde bekommen, obgleich zumindest etwas über eine enorme Schlacht im Norden auch Hersfeld erreicht hatte und von Lampert dann in einen kosmischen Kontext gestellt wurde:

<sup>484</sup> Lampert über die nördlichen und östlichen Reichsnachbarn: Struve, Lampert, Teil B, S. 92-94.

<sup>485</sup> Lampert, Annales, S. 174.

<sup>486</sup> Lampert und die Liutizen: Lampert, Annales, S. 200.

<sup>487</sup> Lampert, Lullus-Leben II, S. 94 f., Anm. 14 u. Struve, Lampert, Teil B, S. 93, Anm. 32.

<sup>488</sup> Lampert und die Dänen: Lampert, Annales, S. 200.

<sup>489</sup> Lampert, Annales, S. 252.

<sup>490</sup> Lampert, Annales, S. 394.

*In festis paschalibus per quatuordecim fere noctes continuas cometa apparebat. Quo in tempore atrox et lacrimabile nimis prelium factum est in partibus aquilonis; in quo rex Anglisaxonum tres reges cum infinito eorum exercitu usque ad internicionem delevit*<sup>491</sup>.

Dabei muss generell angemerkt werden, dass er aus seinen Quellen und der eigenen Erinnerung an vielen Stellen Nachrichten von Naturphänomenen wie Erdbeben, Hungersnot, Fruchtbarkeit oder Himmelszeichen einfügte und sie teilweise auch spürbar mit weltlichen Ereignissen in Verbindung brachte, wie eben im Falle von Hastings. Dies zeugt – wiederum typisch für Lamperts Persönlichkeit – sowohl von einem christlichen Bewusstsein für solche Belege der göttlichen Allmacht, als auch von einem aus der antiken Bildung übernommenen Interesse als Naturphänomen. Hier sei nur noch eine kurze Erwähnung eines Erdbebens in Bayern von 1021 beispielhaft angeführt: *Ingens terrae motus factus est in Baioaria*<sup>492</sup>. Wir werden aber noch im Sachsenkrieg neue Himmelszeichen in Hersfeld sehen (Kap. VI.4).

Bleiben wir nun aber bei den Nachbarländern, so gab es auch häufige Berichte zu Thronkonflikten in Ungarn und über königliche Feldzüge dorthin wie nach Böhmen, etwa unter Heinrich III. mit fuldischen Verlusten (Kap. VI.2). Wie seine Zeitgenossen staunte Lampert dann in den „Annales“ zu 1075 wiederholt über die reichen Schätze aus Gold, Silber und anderen edlen Stoffen, welche die sich streitenden russischen Könige an den Salierhof schickten, um jeweils für Unterstützung zu werben<sup>493</sup>. So lässt sich folglich ein differenziertes Verhältnis Lamperts zu fremden Kulturen feststellen: Einerseits betrachtete er noch vor der späteren militanten Kreuzzugsstimmung die orientalischen Völker mit Staunen und Neugier. Andererseits misstraute er aber den heidnischen Nachbarn im Norden und Osten, da sie dem Reich unmittelbar gefährlich werden konnten. Insgesamt war unser Hersfelder Chronist also trotz seiner zitierten Klostermauern keineswegs weltfremd<sup>494</sup>. Lampert verfügte über eine Fülle persönlicher Erfahrungen durch seine Lebensstationen sowie Reisen und profitierte von der verkehrsgünstigen Lage Hersfelds als Reichsabtei. So war seine klösterliche Heimat von den „Weltereignissen“ oft unmittelbar betroffen. Lamperts Interesse an fremden Völkern beschränkte sich dementsprechend aber auch nur auf den Bezug zum Reich, ohne deren kulturelle Eigenarten zu verstehen und gegenüber seiner Heimat zu differenzieren. Auch liebte er es wie seine lesende und zuhörende Umwelt, in die exotischen Berichte noch zur Unterhaltung sagenhafte Einschübe unterzubringen.

Nach dieser Reise durch Lamperts Erfahrungshorizont kristallisiert sich also heraus, dass man nur die Nachrichten mit größerer Sicherheit betrachten kann, die mit seinem biographischen Umfeld und seinen Interessen zu tun hatten, da er so auch besser an Informationsquellen gelangen konnte. Daher bietet sich eben gerade eine landesgeschichtliche Betrachtung im Hinblick auf Hersfeld und Fulda an. Selbst hier ist natürlich noch mit Stilisierungen zu rechnen, wenn er etwa die Kinder- und Jugendzeit seines Protagonisten in der „Vita Lulli“ mit allzu vielen Parallelen zu Bonifatius versah, wie dies schon dessen Biographen Willibald und Othlo geschildert hatten (Kap. IV.1). Auch Lamperts Wunderberichte waren ja bei anderen Heiligen entlehnt, doch gewannen sie eben dadurch ihre besondere Note, dass er sie auf seine Lebensumwelt übertrug. So kamen dann etwa seine Geschichten vom nahen Asbach oder Frauenberg zustande, die trotz aller hagiographischen Regeln einen Eindruck vom Leben in der Umgebung vermitteln, da sie ja letztlich für die Gläubigen nachvollziehbar sein mussten (Kap. IV.7 + VI.6). Auch die Lokalnachrichten aus „Institutio“ und „Annales“ werden uns noch begegnen und diesen Eindruck verstärken. Um dies alles aber vergleichend zu bewerten, muss vorab der spätere Nachbar Eberhard von Fulda genauso eingeordnet werden.

<sup>491</sup> Lampert, Annales, S. 110, Z. 19-22.

<sup>492</sup> Lampert, Annales, S. 40, Z. 12.

<sup>493</sup> Lampert, Annales, S. 262 u. 300.

<sup>494</sup> Lampert nicht weltfremd: Struve, Lampert, Teil B, S. 94.

### **III. Eberhard von Fulda (vor 1135 - nach 1165/68)**

#### **1. Biographie**

An dieser Stelle lohnt sich also ein genauerer Blick auf unseren zweiten Protagonisten. Dabei können wir im Lebenslauf des Fuldaer Mönches Eberhard und in der Entstehungs- und Rezeptionsgeschichte des „Codex Eberhardi“ viele interessante Parallelen, aber auch fundamentale Unterschiede zu Lampert von Hersfeld aus dem letzten Jahrhundert finden. Unbeschadet aller biographischen Abweichungen erstrecken sich die Gemeinsamkeiten von freimütigen Einblicken in persönliche Befindlichkeiten und Arbeitsablauf bis hin zum nicht spannungsfreien Verhältnis zu den Äbten. Der Kopist des „Codex Eberhardi“ wollte genauso wie Lampert durch dessen Schriften das Heimatkloster mit der Feder als Waffe aus der gegenwärtigen Schwäche herausholen, obgleich Eberhard mit seiner Kompilation ein anderes Genre wählte und mit seinen Fähigkeiten insgesamt nicht an den Hersfelder Vorgänger herankam.

Zunächst wollen wir uns nach altbekanntem Muster Eberhards Biographie zuwenden<sup>1</sup>. Dabei findet man allerdings in seinem Werk und in anderen Quellen nicht annähernd so viele Daten, wie wir es von Lampert kennen. Doch zeigt dies eben wieder, welche Ausnahme der Hersfelder Chronist darstellt (Kap. II.1). Selbst wenn uns zur Person Eberhards außer seinem Namen keine Nachrichten überliefert sind, können wir uns immerhin aus seinem Werk ein, wenn auch unvollkommenes und unsicheres Bild mit wenigen konkreten Angaben machen. Dieser literarische Ausgangspunkt zeigt uns laut H. MEYER ZU ERMGASSEN (1995), dass der Mönch der Reichsabtei Fulda wohl bald nach Mitte des 12. Jahrhunderts, spätestens ab 1158, das Urkundenmaterial seines Klosters nahezu vollständig sammelte und es in zwei starken, kunstvoll angelegten Bänden abschrieb oder bearbeitete. Dabei stellte er fast alle Privilegien, Schenkungen, Verträge und ähnliche Stücke zusammen, die sich im Klosterarchiv befanden und die Bonifatiusabtei betrafen. Im Detail stammen nach den letzten Königs- (um 1151) und Papsturkunden (1151, 1155-1159) die jüngsten datierten Stücke des Urbestandes als Privat-urkunden aus 1158 (Kap. VI.7)<sup>2</sup>. Problematischerweise sind sie aber schon eingebettet in einen Nachtrag vom Anfang der 1160er Jahre (noch ohne Gesta), da die Vorlagen von Eberhards Oblationen zwischen 1157 und 1162 entstanden (Kap. III.2.a)<sup>3</sup>. Demnach ordnete B. HÄUPTLI (2007) den Fuldaer Schreiber chronologisch so ein, dass dieser über Jahre hinweg (1158-1162) das Urkundenregister zugunsten des Klosters redigierte, verfälschte und fälschte, um es schließlich in einem Chartular zusammenzufassen. So sprach auch H. MEYER ZU ERMGASSEN (2009) zuletzt grob von um 1160. Dass Eberhard trotz aller auffälligen Parallelen zum Reformprogramm seines Abtes Marquard I. (1150-1165) vor allem zum Vorteil des Konventes und nicht des Klostervorstehers agierte, wird später eine Schlüsselrolle für seine

<sup>1</sup> Zur Biographie Eberhards: Backhaus, Besitzkarte frühkarolingischer Klöster, Karte 9, S. 47; Chronica Fuldensis, Einleitung, S. 20 f., 44 f., Text 1 a, Anm. 1, S. 53, Text 5 a, Anm. 1, S. 62, Text 9 a, Anm. 12, S. 81 u. Text 9 b, Anm. 1 f., S. 82; Codex Eberhardi I, Einleitung, S. IX; Codex Eberhardi IV, Buchschmuck, S. 1, 24, 85 u. 114, Anm. 317; Demandt, Geschichte Hessen, S. 337 f.; Freise, s. v. „Markward, Abt von Fulda (1150-65)“, NDB 16, S. 223; Häuptli, s. v. „Markward I. von Fulda (Marquard, Marcuardus)“, BBKL 27 (Erg. 14), Sp. 912; K. Heinemeyer, s. v. „Markward I. von Fulda“, LexMA 6, Sp. 315; Hussong, Reichsabtei Fulda, S. 143; Kathrein, s. v. „Fulda, St. Salvator – Geschichtlicher Überblick“, GermBen 7, S. 239; Leinweber, Fuldaer Äbte, S. 57; Meyer zu Ermgassen, Nominis nostri, S. 202; Müller, Eberhard und Thüringen, Teil I, S. 5, 34 f. u. 40; Roller, Eberhard, S. 1, 59 f., 63, 69 u. 76-78; Traditiones et Antiquitates, Vorrede, S. IV f., VII u. X; Urkundenbuch Fulda, Einleitung, S. XXVIII u. Worstbrock, s. v. „Marquard von Fulda“, VerLex 6, Sp. 80.

<sup>2</sup> Codex diplomaticus, Nr. 823 f., S. 405 f. u. 406 = Codex Eberhardi II, fol. 182 r u. 190 r+v, S. 339 f. u. 353. Dazu: Roller, Eberhard, Beilage I, Nr. 321 u. 334, S. 70 f. u. 72 f.

<sup>3</sup> Oblationen: Codex Eberhardi II, fol. 159 v - 190 v, S. 305-353. Dazu: Roller, Eberhard, S. 60-64 u. Beilage I, Nr. 283-334, S. 62-72 u. Urkundenbuch Fulda, Einleitung, S. XXIX mit Anm. 8.

Haltung spielen (Kap. III.<sub>3</sub>). Allerdings ist bei 1158 eben wirklich von einer gewissen Vorlaufzeit auszugehen, so dass W. MÜLLER (1987) von einer Abfassung frühestens ab 1152 bis spätestens 1162 ausging, indem Eberhard neben seinem Abt auch Friedrich I. Barbarossa (1152/55-1190) als aktuellen Herrscher benannte. Dies geschah in einer Einleitung, die uns nun auch beim Verfasser beschäftigen wird. Auf jeden Fall brauchte Eberhard für die Codexherstellung einige Jahre, laut W. MÜLLER knapp ein Jahrzehnt. Global betonte der Mönch das über 400-jährige Alter der Abtei, deren Gründung er sogar schon vor 744 datierte (Kap. III.<sub>3</sub>).

Über den biographischen Hintergrund Eberhards lassen sich aufgrund fehlender direkter Angaben nur einige Schlüsse ziehen. Dies kennen wir freilich schon von Lampert, obgleich es bei unserem Fuldaer Kompilator noch ungleich schwieriger ist, da er im Gegensatz zum Hersfelder Chronisten nicht mal ein paar Schlüsseldaten mitteilte. Fangen wir aber einfach bei den wenigen Fakten an: Der Kopist Eberhard lebte in seiner Schaffenszeit zwischen mindestens 1158 und 1162 als Mönch des Klosters Fulda. Seinen Namen äußerte Eberhard – selbstbewusster als Lamperts *n.* – an zwei nahe beieinander liegenden Stellen am Beginn des zweiten Bandes: Zunächst erschien er als Autor in einem ganzseitig-zweispaltigen Geleittext von zeilenweise abwechselnder roter und brauner Auszeichnungsschrift (fol. 5 v) zu den Abfassungsumständen, wo er in der Datierung neben Abt Marquard I. (Regierungszeit 1150-1165) und Cellerar Duto (im Amt belegt seit 1156, † um 1160) bereits Barbarossa als Kaiser aufführte, was den Entstehungskorridor insgesamt zumindest auf 1155-1162 einschränken würde. Doch scheint Eberhard das ganze Doppelblatt nachgeschoben zu haben, so dass man es nicht zwangsläufig als zu Anfang des Projektes hergestelltes Stück ansehen darf:

*Scriptus est autem liber iste regnante imperatore Friderico sub Marcv(ardo) abbate a fratre Eberhardo, Dutone cellerario membranam subministrante ad laudem et gloriam domini Ihesu Christi*<sup>4</sup>.

Da in dieser Passage, die eigentlich am Beginn des Gesamtwerkes zu erwarten wäre, also mehr Informationen stecken als nur Eberhards Name, wird sie uns weiter verfolgen (Kap. III.<sub>2.a+3</sub>). Ähnlich liegen die Dinge bei der gleich anschließenden zweiten Gelegenheit, bei der Eberhard seinen Namen nannte. Dies ist das von ihm selbst gezeichnete Widmungsbild, das ebenfalls nach der nötigen Aufteilung des Stoffes erst im zweiten Band (fol. 6 r) steht (Kap. III.<sub>3</sub>). In dieser künstlerisch wie historisch wertvollen Darstellung finden wir sogar ein kleines, aber ganzkörperliches Selbstportrait, wo man einen zu Füßen der Klosterheiligen Bonifatius und Sturmianus liegenden, noch jugendlichen Mann mit Tonsur, aber ohne Bart erkennt:

<sup>4</sup> Codex Eberhardi II, fol. 5 v a+b, S. 9, Z. 5-8.





In der Frisur ist wie bei mehreren anderen selbst gemalten Mönchen ein Haarknoten zu sehen, den man unsymmetrisch über der Stirn trug. Eberhard trägt ein weißes Mönchsgewand und hält in seinen signalhaft überproportionierten Händen einen spruchbandartigen Zettel mit den namensverratenden Worten: *Fratris Eberhardi miserere, pater Bonifaci*<sup>6</sup>. Diese später noch in Gänze darzustellende Szene erweist sich so neben der zweiten Namensnennung auch daher als kostbar, weil hier allein ein noch jugendliches Alter Eberhards angedeutet wird. So entstünde ein klarer Kontrast zum alten Lampert mit dessen Jugendablehnung (Kap. II.3). Doch ist wie bei allen mittelalterlichen Personendarstellungen kritisch zu fragen, inwieweit die gewählte Abbildung einer Stilisierung geschuldet ist? Immerhin erforderte gerade die Abfassung eines Kopiers einige Erfahrung und man hätte auch von Klosterseite nicht einfach einem beliebigen jungen Mitbruder die wertvollen Altbestände anvertraut – umso weniger, wenn dieser nicht in Abtsauftrag, sondern Eigeninitiative handelte. Insgesamt darf man aber annehmen, dass Eberhard 1155-1158 schon das 20. Lebensjahr erreicht hatte und damit als erwachsen galt, so dass er vor 1135 das Licht der Welt erblickt haben muss. Ein möglicher Fundus an Erlebnissen oder zumindest Hörensagen ergibt sich aus fünf Immunitäten (Nr. 108-112) mit nur einem Originalvorbild (Nr. 109), die an die neu eingesetzten Äbte Heinrich I. (1126-1133), Bertho I. (1133-1134), Konrad I. (1134-1140), Aleholf (1140-1148) und Marquard I. (1150-1165) gingen, wobei ihre Einsetzung in der Narratio thematisiert wurde (Kap. III.2.a)<sup>7</sup>. Schon im drittletzten Fall (Nr. 110) reichen die Berichte zu 1134 mit dem Tod Berthos I., der Einsetzung Konrads I. und der Regierung Kaiser Lothars III. (1125/33-1137) nahe an die eigene Zeit heran, so dass sie nicht auf einem Original, sondern als Fälschung auf Erinnerungen Eberhards oder älterer Mitbrüder beruhen können (Kap. VI.7).

Von Geburt war der Fuldaer Mönch nach allgemeiner Überzeugung der Forschung wahrscheinlich ein Thüringer. Diese Zuordnung traf schon O. ROLLER (1901), womit er die wenig ältere Vermutung von G. BOSSERT (1895)<sup>8</sup> revidierte, in Eberhard *einen Welschen, wenigstens keinen Deutschen*<sup>9</sup> zu erkennen: Denn er sah dessen vorzugsweise der Namensschreibung entlehnten Begründungen als widerlegt an, da es sehr viele Beispiele einer ganz korrekten Übertragung von Namen aus den alten Formen in die um 1160 üblichen Versionen gab. So war Eberhards Unterscheidung von *Germania* und *Alemannia* wohl eine auch bei zweifellos deutschen Schriftstellern erscheinende pleonastische Tautologie, wobei sich solche Tau-

<sup>5</sup> Codex Eberhardi II, fol. 6 r: Das hier im Detail präsentierte Bild wurde vom „Hessischen Landesamt für geschichtliche Landeskunde“ in Marburg zur Verfügung gestellt (Zu weiteren Abbildungen: Fußnote 547).

<sup>6</sup> Codex Eberhardi II, fol. 6 r, S. 9, Z. 15.

<sup>7</sup> Codex Eberhardi I, fol. 129 r - 135 v, S. 201-210. Dazu: Roller, Eberhard, S. 59 f. u. Beilage I, Nr. 108-112, S. 20 f.

<sup>8</sup> Gemäß O. ROLLER: Bossert, Württemberg, S. 225, Anm. 14.

<sup>9</sup> Roller, Eberhard, S. 76, Anm. 2. Dort finden sich auch die folgenden Quellenzitate.

tologien sonst ebenfalls bei ihm finden. Gleichfalls abzulehnen sei die angeblich mehrfach bei Eberhard auftauchende Neigung zu französischer Lautgebung (anlautend *es* + Konsonant statt *s* + Konsonant). Dass Eberhard einmal deutlich statt dem ihm ungeläufigen *Sneite(n)* (Schnaitheim) – wie er später dreimal richtig schrieb – gedankenlos das ihm vertrautere *Esnidi* (Essen) einsetzte<sup>10</sup>, bezeugt gemäß O. ROLLER scheinbar eine mechanische Einwirkung des ihm geläufigen deutschen Ablauts (*snidan*, *sneit*). Zudem nannte er sich ja *Eberhardus* – wörtlich nacheinander in den Formen *Eberhardo* und *Eberhardi*<sup>11</sup> – und nicht *Eberardus* (*Ebrardus*) oder *Everardus*, so dass er insgesamt kein Romane war.

Eine genauere Zuordnung seiner Heimat lässt sich laut O. ROLLER (1901) und W. MÜLLER (1987) dann gewinnen, wenn man von Eberhards Urkundenausügen ausgeht, die er aus den unter Abt Hrabanus Maurus (822-842) in 15 Chartularheften eingetragenen und zu acht Chartularbänden gebündelten Schenkungen geringerer Leute (*minores traditiones*<sup>12</sup>) bildete (Kap. III.2.a + IV.3)<sup>13</sup>. Denn er begann seine zunächst in einem zehnteiligen Abschnitt kompakt eingeflossenen, dann aber auf beide Bände verteilten „Summarien“ ursprünglich ohne geographische Ordnung mit den Traditionen aus dem karolingischen Thüringen-Chartular (Nr. 234)<sup>14</sup>. Auch sonst widmete er dem Land (und Besitzzentrum!) viele Kapitel, wobei O. ROLLER mit seiner unspezifizierten Trias noch untertrieb. Zudem finden wir einen klaren Hinweis auf Eberhards thüringische Herkunft in der Oblation des karitativen Mönches Ortwin (Kap. IV.4)<sup>15</sup>, deren Text er genauso bearbeitete wie die der anderen Stücke dieser Gattung. Dem Eintrag (Nr. 329), der nicht von der Parallelüberlieferung Pistorius III flankiert wird (Kap. III.2.a), fehlen Datierung und Zeugen, die wohl im Original vorhanden waren. Dazu bot J. SCHANNAT (1683-1739) eine Version, die mehrere Varianten aufweist und gegen Ende durch Auslassungen ziemlich verkürzt ist. Zudem gab er *ex chartario*<sup>16</sup> mit circa 1165 ein angesichts der Codexentstehung zu spätes Datum an, das zwar von O. ROLLER (1901) übernommen, dann aber von H. MEYER ZU ERMGASSEN (1996) korrekt auf circa 1162 rückdatiert wurde. Dass der Aussteller einer von Eberhards Mitbrüdern war, zeigt schon die im zweiten Originalband (K 426) in der ersten Seitenzeile rubrizierte Überschrift, welche von einer zweizeilig am linken Rand stehenden Kapitelangabe in roter Farbe begleitet wird: *De conquisicione prediorum domini Ortwini fratris nostri. Capitulum XLVIII*<sup>17</sup>. In der bei Eberhard weiter als Carta überlieferten Urkunde spricht Ortwin zwar meist im Singular von sich, doch wird an einer wichtigen Stelle die erste Person Plural benutzt: [...] *tam in Fresia quam in nostra patria* [...], *videlicet in Thuringia* [...]<sup>18</sup>. Diese Mehrzahl ist laut O. ROLLER am ungezwungensten damit zu erklären, dass sich Eberhard hier wie bei zwei oder drei anderen Pluralen mit einbezog und so unbeabsichtigt seine Herkunft andeutete.

Auf dieser Basis nahm E. STENGEL (1958) gar eine kleinräumigere Zuordnung in Thüringen vor, die dann W. MÜLLER (1987) übernahm. Demnach stammte Eberhard vielleicht aus dem Ringgau am westlichen Ufer der mittleren Werra, der heute freilich zu Hessen gehört.

<sup>10</sup> Gemäß O. ROLLER: Bossert, Württemberg, S. 250, 5 (Anm. 2) gegen 250, 12; 253, 12 u. 254, 15.

<sup>11</sup> Vgl. Müller, Eberhard und Thüringen, Teil I, S. 34, Z. 20 f.

<sup>12</sup> Zit. n.: Müller, Eberhard und Thüringen, Teil I, S. 34, Z. 28.

<sup>13</sup> Urkundenausüge („Summarien“): Traditiones et Antiquitates, Teil I, cap. 3-7 u. 38-42, S. 5-59 u. 69-115 = Codex Eberhardi I, fol. 137 r a - 170 v a, S. 211-308 u. Codex Eberhardi II, fol. 83 v a - 115 v b, S. 131-223. Dazu: Roller, Eberhard, S. 64-68 u. Beilage I, Nr. 113-117 u. 234-238, S. 22 f. u. 50 f. u. Urkundenbuch Fulda, Einleitung, S. XXV-XXVIII.

<sup>14</sup> Thüringen: Traditiones et Antiquitates, Teil I, cap. 38, S. 69-79 = Müller, Eberhard und Thüringen, Teil II, Anhang, Band 1, S. 5-23 = Codex Eberhardi II, fol. 83 v a - 90 r b, S. 131-153. Dazu: Roller, Eberhard, Beilage I, Nr. 234, S. 50 f.

<sup>15</sup> Codex diplomaticus, Nr. 828, S. 408 = Codex Eberhardi II, fol. 187 v, S. 348 f. Dazu: Roller, Eberhard, S. 76, Anm. 2 u. Beilage I, Nr. 329, S. 70 f.

<sup>16</sup> Zit. n.: Roller, Eberhard, Beilage I, Nr. 329, S. 71, Z. 38.

<sup>17</sup> Codex Eberhardi II, fol. 187 v, S. 348, Z. 8 f.

<sup>18</sup> Codex Eberhardi II, fol. 187 v, S. 348, Z. 14 u. 16.

Auf die schon im Mittelalter unterschiedlich beschriebene Grenze zwischen Hessen und Thüringen wird auch mit Lamperts Hilfe gerade bei der Grundherrschaft zurückzukommen sein, um die außerordentliche Bedeutung der thüringischen Besitzungen für beide Klöster besser ermessen zu können (Kap. IV.<sub>3</sub>). Jedenfalls lässt sich eine dortige Herkunft Eberhards dadurch vermuten, dass er just für den thüringischen Ringgau bei seinen Interpolationen eine auffallende Vorliebe an den Tag legte. So schwärzte er in drei Urkunden für das fränkische Aschfeld das ringgauische Archfeld ein: Dies betrifft zunächst ein Stück zum 6. Juni 780-796 (789/94?) mit *As[c]feldun* (UB) beziehungsweise *Ascfeldu(n)* (E)<sup>19</sup>, dann eine andere Urkunde zum Juni/Juli (?) etwa 790-802 mit *As[c]feld* (UB) beziehungsweise *Ascfelden* (E)<sup>20</sup> und schließlich ein Stück um 750-802 mit *Arhfelden* (UB) beziehungsweise *Marhfelden* (E)<sup>21</sup>, die bei Eberhard stets nur als Chartularauszüge weiter im Kapitel des Saale- und Werngaus (1 + 2) sowie der ostfränkischen Gaue (3) erscheinen. Zumindest sind die ersten zwei aber auch abschriftlich im grundlegenden Pistorius-Chartular überliefert (Kap. IV.<sub>3</sub>). Bei Zutreffen der These wäre Eberhards Ersetzung immerhin die Ersterwähnung des kleinen Ortes.

Abgesehen von der thüringischen Heimat Eberhards herrscht ebenfalls Konsens, dass er wohl ministerialer Abstammung war. Dies entbehrt freilich nicht einer gewissen Pikanterie, indem gerade unser erster Protagonist Lampert als Vertreter des alten Adels mit ausgesprochenem Misstrauen auf den Aufstieg der betreffenden unfreien Dienstmannen im 11. Jahrhundert geschaut hatte (Kap. II.<sub>3</sub>). Denn so wäre ausgerechnet Eberhard im 12. Jahrhundert ein Repräsentant dieser neuen Schicht des werdenden Niederadels, die auch Aufnahme in angesehene Reichsabteien wie Fulda und Hersfeld fand (Kap. V.<sub>9</sub> + VI.<sub>1</sub>). Dabei erwiesen sich zu seiner Zeit gerade die Ministerialen als immer größerer Problemfaktor, da sie wegen Besitztrentfremdung und Aufsässigkeit auch dem Bonifatiuskloster zusehends immensen Schaden zufügten. Obwohl der Kompilator im „Codex Eberhardi“ sonst wie ein Luchs nach möglichen Gefährdern seiner geliebten Heimatabtei Ausschau hielt, rückte er seine Standesgenossen aus Sympathie spürbar in ein milderes Licht und verteuflte stattdessen lieber die – meist fürstlichen – Vasallen des Klosters (Kap. III.<sub>3</sub>). Die Vermutung einer ministerialen Herkunft kam schon O. ROLLER (1901) angesichts Eberhards um 1160 noch sehr unüblichen Gewohnheit, die Ministerialen als *nobiles*<sup>22</sup> zu bezeichnen. Dieses Prädikat wurde nämlich ansonsten bis weit ins 13. Jahrhundert durchaus nur Edelherren gegeben. Aus den vielen Beispielen für solche anmaßenden Bezeichnungen im Codex, die bezeichnenderweise in der unabhängigen Parallelüberlieferung der Oblationen im dritten Buch von J. PISTORIUS fehlen (Kap. III.<sub>2.a</sub>), griff O. ROLLER sechs Stück heraus, wovon wir zwei anführen wollen: So findet man in einer bei Eberhard durch eine lange Narratio stark erweiterten, undatierten Oblation (Nr. 326) von etwa 1150 (Pistorius III: Nr. 34, beides Notitiaform)<sup>23</sup> zum Aussteller: [...] *quidam miles de Sconerstete in Turingia, ministerialis huius ecclesie de nobili progenie oriundus, Perhtoldus nomine*, [...] <sup>24</sup>. Ein weiteres Beispiel entdecken wir in einer auch als

<sup>19</sup> Urkundenbuch Fulda, Nr. 206, S. 304 f. = Codex Eberhardi I, fol. 160 v a, Nr. 114, S. 284. Vgl. Codex diplomaticus, Nr. 132, S. 76 (P) mit Traditiones et Antiquitates, Teil I, cap. 5, Nr. 114, S. 29 (E). Form: Urkundenbuch Fulda, Nr. 206, S. 305, Z. 7 (UB) u. Codex Eberhardi I, fol. 160 v a, Nr. 114, S. 284, Z. 9 (E).

<sup>20</sup> Urkundenbuch Fulda, Nr. 287, S. 418 f. = Codex Eberhardi I, fol. 160 v a, Nr. 116, S. 284. Vgl. Codex diplomaticus, Nr. 191, S. 105 (P) mit Traditiones et Antiquitates, Teil I, cap. 5, Nr. 116, S. 29 (E). Form: Urkundenbuch Fulda, Nr. 287, S. 418, Z. 33 u. Codex Eberhardi I, fol. 160 v a, Nr. 116, S. 284, Z. 15.

<sup>21</sup> Urkundenbuch Fulda, Nr. 289, S. 419 f. = Codex Eberhardi I, fol. 143 v b, Nr. 17, S. 234. Vgl. Traditiones et Antiquitates, Teil I, cap. 4, Nr. 17, S. 17 (E). Form: Urkundenbuch Fulda, Nr. 289, S. 420, Z. 19 u. Codex Eberhardi I, fol. 143 v b, Nr. 17, S. 234, Z. 9.

<sup>22</sup> Zit. n.: Roller, Eberhard, S. 77, Anm. 1. Dort auch sechs Beispiele.

<sup>23</sup> Codex diplomaticus, Nr. 804, S. 397 = Codex Eberhardi II, fol. 185 v, S. 345 f. Dazu: Roller, Eberhard, S. 77, Anm. 1 u. Beilage I, Nr. 326, S. 70 f.

<sup>24</sup> Codex Eberhardi II, fol. 185 v, S. 345, Z. 14 f.

Notitia ohne Datum erscheinenden Oblation von etwa 1137 (Nr. 313)<sup>25</sup>. Gegenüber der Pistorius-Notitia (Nr. 23) ist sie um eine Publicatio und den Schluss von *ea lege et condicione*<sup>26</sup> an vermehrt und zudem ein wenig ausführlicher. Gegen Anfang hieß es nun über den Aussteller, der aus der Stadt Fulda (!) stammte (Kap. VI.6): [...] *Hecekindus, huius sanctę ecclesię ministerialis et huius Fuldensis civitatis indigena satis nobilis et ingenuus, [...]*<sup>27</sup>.

Solche Standeserhöhungen zollten dem gerade mithilfe der Staufer weiter gewachsenen Standesbewusstsein der Ministerialen Tribut. Dies ist umso beachtenswerter, da Eberhard zwar sonst für alle Klosterschäden eine Interpolation wusste, hier nun aber die aufsässigen Ministerialen – mit denen von Haselstein an der Spitze – allzu sehr schonte und ihre Gewalttaten verschwieg. Vielmehr erkannte er ihre Rechte und Ansprüche beim Abteigut durchaus an, wie drei zu vertiefende Urkundenpassagen belegen, die laut O. ROLLER wohl die einzigen Einschübe über fuldische Ministeriale sind (Kap. III.2.a). Zunächst geht es um eine veränderte Zweitversion des Privilegs Papst Silvesters II. (999-1003) vom 31. Dezember 999 (Nr. 43)<sup>28</sup>:

[...] *precipimus [...], ut nullus de redditibus et fundis vel decimis [...] aliquid preter legitima ministerialium beneficia auferat vel cuiquam prestat, [...]*<sup>29</sup>.

Das zweite Beispiel finden wir in seiner direkt anschließenden Zweitversion eines Privilegs von Papst Johannes XIX. (1024-1032) zum März 1031 (Nr. 44)<sup>30</sup>:

*Nullius persona principis [...] de rebus eiusdem monasterii [...] in beneficium prestare audeat excepto solo abbate, qui legitima beneficia viris ac ministerialibus suis prestare habet, [...]*<sup>31</sup>.

Als drittes Beispiel ist noch die den beiden vorangestellte Zweitversion eines Privilegs von Johannes XIII. (965-972) vom Dezember 968-971 (Nr. 42) zu nennen<sup>32</sup>: *Et quęcumque preter legitima beneficia ministerialium in prediis habere possis, [...]*<sup>33</sup>. Abgesehen davon lehnte Eberhard aber wie sein Abt Verleihungen von Abteieigen aufs Schärfste ab. Dass er bei den hier gefährlichen Ministerialen eine Ausnahme machte, legt seine dortige Herkunft nahe. Doch hielt ihn dies nicht ab, in dem selbst gefälschten Diplom Konrads III. (1151) neben den Fürsten auch den klösterlichen Dienstmännern Habgier vorzuwerfen (Kap. VI.7).

Insgesamt haben wir nun jedenfalls mit dem erschlossenen thüringischen Ministerialengeschlecht, vielleicht aus dem Ringgau, die soziale und geographische Wiege vor uns, in welcher der kleine Eberhard zunächst aufwuchs. Auch wenn über seinen weiteren Werdegang keine Angaben zu entdecken sind, ist doch aufgrund seiner hauptsächlich lokal-bezogenen Bildung und dem ziemlich jungen Alter auf dem Widmungsbild anzunehmen, dass er bereits als Knabe vielleicht auf Veranlassung seiner Eltern in die Reichsabtei Fulda aufgenommen wurde. Wenn das Bild auch gemäß O. ROLLER keinen zu großen Anspruch auf Portraitähnlichkeit machen darf, sei Eberhard doch ein so geschickter Zeichner gewesen, dass er zu einer Andeutung des Alters des Dargestellten wohl fähig war (Kap. III.2.a). Möglicherweise ist dabei wie schon bei Lampert der Weg zu einer geistlichen Laufbahn damit zu

<sup>25</sup> Codex diplomaticus, Nr. 793, S. 389 = Codex Eberhardi II, fol. 178 r, S. 333 f. Dazu: Roller, Eberhard, S. 77, Anm. 1 u. Beilage I, Nr. 313, S. 68 f.

<sup>26</sup> Codex Eberhardi II, fol. 178 r, S. 334, Z. 2.

<sup>27</sup> Codex Eberhardi II, fol. 178 r, S. 333, Z. 25 f.

<sup>28</sup> Codex diplomaticus, Nr. 728, S. 341 f. = Codex Eberhardi I, fol. 46 r+v, S. 77 f. Dazu: Roller, Eberhard, S. 34, 77, Anm. 1 u. Beilage I, Nr. 43, S. 8 f.

<sup>29</sup> Codex Eberhardi I, fol. 46 v, S. 78, Z. 15-18.

<sup>30</sup> Codex diplomaticus, Nr. 741, S. 351-353 = Codex Eberhardi I, fol. 47 r - 48 r, S. 78-80. Dazu: Roller, Eberhard, S. 77, Anm. 1 u. Beilage I, Nr. 44, S. 8 f.

<sup>31</sup> Codex Eberhardi I, fol. 47 v, S. 79, Z. 24-26.

<sup>32</sup> Codex Eberhardi I, fol. 45 r+v, S. 76 f. Dazu: Roller, Eberhard, S. 77, Anm. 1, Beilage I, Nr. 42, S. 8 f. u. Beilage II, Nr. 2.

<sup>33</sup> Codex Eberhardi I, fol. 45 v, S. 77, Z. 2 f.

begründen, dass beide schon einen älteren Bruder hatten, der die weltlichen Angelegenheiten ihrer adligen beziehungsweise ministerialen Familie fortsetzte. Demnach hätte man die jüngeren Brüder nach alter Gewohnheit auf durchaus ebenfalls standesgemäße und repräsentative Weise untergebracht. Hier erkennen wir letztlich eine von vielen adligen Gepflogenheiten, die sich ministeriale Familien in dieser Zeit immer mehr zu eigen machten. Dass die Wahl seiner Angehörigen ausgerechnet auf das Bonifatiuskloster fiel, ist möglicherweise dadurch zu erklären, dass es im Ringgau fuldischen Grundbesitz gab und auch die ministeriale Verwandtschaft daher bereits mit der Abtei dienstlich oder privat in Kontakt gekommen sein kann.

Jedenfalls wurde der begabte und dem Klosterleben zugeneigte Knabe gemäß O. ROLLER wohl schon früh in die hochberühmte und gut ausgestattete Klosterschule von Fulda aufgenommen. Normalerweise geschah dies mit acht Jahren, doch fehlen uns hier nähere Angaben. Dass er sich aber von jeher trotz der augenblicklich ungünstigen Lage der Bonifatiusabtei in seinem Stand wohl fühlte, zeigt die überall – gerade in den Narrationen der Oblationen – erscheinende mönchische Gesinnung Eberhards, wie wir sie ja auch von Lampert kennen (Kap. II.<sub>1</sub>). In der Folge besuchte er die Klosterschule mit gutem Erfolg und wuchs per Profess zum gebildeten Mönch heran. Proben seines Wissens, die im „Codex Eberhardi“ durchscheinen, werden wir noch beim Erfahrungshorizont näher behandeln, wobei wir allerdings keinen Anhaltspunkt für entferntere Lebensstationen oder Reiseaktivitäten finden (Kap. III.<sub>4</sub>). Folglich ist auch aus dieser Warte davon auszugehen, dass gleich eine Mönchslaufbahn für ihn vorgesehen war und er nicht wie Lampert erst später als Weltgeistlicher umschwenkte. Für eine fuldische Ausbildung wiederum spricht letztlich auch, dass er noch in seinem Compendium eine Vorliebe für die dortige Klosterschule zeigte, die er gut ausgestattet wissen und wohl gerade im Angesicht des gegenwärtigen Niedergangs in Schutz nehmen wollte. Hier ist vor allem auf eine Codexurkunde (Nr. 173) zu verweisen, die uns weiter beschäftigen wird (Kap. IV.<sub>4+5</sub>). Dort fälschte er ein an den berühmten Hrabanusschüler, Literaten und Schulleiter Rudolf von Fulda (vor 800-865) gerichtetes Diplom Ludwigs des Deutschen (843-876) zum 27. Januar 849 ohne echte Vorlage, wobei freilich ein späterer Vermerk über ein ehemals vorhandenes Siegel auffällt<sup>34</sup>. Das Eschatokoll ist vollständig, aber verkürzt und mit Titelmonogramm. Die rubrizierte Überschrift in der ersten Seitenzeile der Originalhandschrift K 426 lautet noch allein amtsbezogen: *Traditio Ludewici regis Fuldensi scolastico*. [Capitulum] XXX<sup>35</sup>. Dabei steht die Zahl mit roter Tinte am rechten Rand, jedoch ist das letzte X mit hellerer roter Tinte auf Rasur nachgetragen und danach ein weiterer Schaft durch Rasur getilgt. Darunter findet man noch die erwähnte Angabe des 15./16. Jahrhunderts zum angeblich früher vorhandenen Siegel: *Sigill(ata) fuit*<sup>36</sup>. Insgesamt ging es Eberhard aber nicht nur um den Schulmeister Rudolf, sondern eben auch um dessen Nachfolger bis in seine Zeit. Hier wird deutlich, dass der eigentliche Fälschungsgrund in dem gegenwärtigen Schutzbedürfnis der Einrichtung lag, zumal wohl für die Mitte des 13. Jahrhunderts noch zwei weitere gefälschte Diplome Ottos I. (936/62-973) und Heinrichs II. (1002/14-1024) zugunsten der Schulleiter bekannt sind, die an die ältere Fälschung im Codex anknüpften (Kap. IV.<sub>5</sub>)<sup>37</sup>. Letztlich erfahren wir jedoch im ganzen Kopiar nichts über Eberhards Lehrer, so dass die Bindung wohl nicht so eng war wie bei Lampert und Anno (Kap. II.<sub>1</sub>). Allerdings erscheint in der Carta-Oblation Gerhards von Vargula (Nr. 327) zu 1134 (Pistorius III: Nr. 36) bei den

<sup>34</sup> Codex diplomaticus, Nr. 556, S. 249 = MGH D. L. d. D., Nr. 52, S. 70 f. = Codex Eberhardi II, fol. 30 r+v, S. 47 f. Dazu: Roller, Eberhard, Beilage I, Nr. 173, S. 32 f.

<sup>35</sup> Codex Eberhardi II, fol. 30 r, S. 47, Z. 12.

<sup>36</sup> Codex Eberhardi II, fol. 30 r, S. 47, Anm. c, Z. 33.

<sup>37</sup> Codex diplomaticus, Nr. 684, S. 317 f. = MGH D. O. I., Nr. 436, S. 588 f. u. Codex diplomaticus, Nr. 729, S. 342 f. = MGH D. H. II., Nr. 518, S. 667.

Zeugen nach Dekan, Propst und Kämmerer ein *Iohannes scolasticus*<sup>38</sup>. Obwohl etwas zu früh, könnte es sich schon um Eberhards Lehrer handeln, den er unkommentiert abschrieb.

Jedenfalls nahm dann der Junge nach Beendigung der Klosterschule seinen Platz unter den Fuldaer Mönchen ein. Dabei wurde er im Abteidienst entsprechend seiner Anlage und seinen Kenntnissen hauptsächlich mit der Feder beschäftigt. Auf eine Schreibertätigkeit vor der Codexabfassung deutet laut O. ROLLER zunächst sein Verhältnis zur Vorlage A seiner Kopie einer angeblichen Zehntübereinkunft Bischof Wolfgars von Würzburg (810-832) mit Abt Ratger von Fulda (802-817) vom 2. Mai 816, die von Kaiser Ludwig dem Frommen (814-840) bestätigt wurde (Nr. 246)<sup>39</sup>. Dabei handelt es sich um eine plumpe Fälschung auf Basis des zweckdienlich interpolierten echten fuldisch-würzburgischen Zehntvertrages vom 27. März 815 (Nr. 242)<sup>40</sup> (Kap. III.2.a, IV.3 + VI.3) unter anderweitiger Entlehnung der Datierung. Dieser Fälschung (Einzelkopie 12. Jh.) scheint Eberhard nicht fern zu stehen. Dabei kopierte er die Vorlage A bis auf wenige Varianten in der Namensschreibung mit alleiniger Interpolation eines dritten Forstes (*Zunternhart*<sup>41</sup>) ganz getreu bis *per totam Buchoniam*<sup>42</sup>, worauf er J. SCHANNAT (vgl. Stück 242) mit Veränderung des Diktats folgte und die königliche Konfirmation mit Signum wegließ. Die Zeugen stammen aus A, doch fehlen die Nuntien Meginbold und Truand sowie die Datierung, wobei die Zeugen ein Auszug aus der Schannatreihe mit veränderter Folge sein können. Insgesamt haben wir es also mit einer Auslassung der Kerninterpolationen – Konfirmation (und Nuntien) – zu tun, wobei er Letztere selbst schon in Stück 242 interpolierte. Darüber hinaus dürfte Eberhard laut O. ROLLER der zeitgenössischen Sammlung von Oblationen nicht fern gestanden haben, die er dann als Anhang seines zweiten Bandes abschrieb (Kap. III.2.a)<sup>43</sup>. Denn er setzte die Umwandlungen und Diktatveränderungen seiner Vorlage ganz getreu fort. Auf weitere Urkundenbeschäftigung deuten auch Stellen wie in Papsturkunde 31<sup>44</sup> *Actum Lateranensi palatio*<sup>45</sup> – wenn nicht von Othlo (Kap. IV.5) – und die Invokationen der zweiten Papstserie (Kap. III.2.a), da beides eine Beeinflussung durch die Diplomformeln darstellt. Diese müssen Eberhard somit vor der Niederschrift der den Codex einleitenden Privilegien vertraut gewesen sein, mithin also vor Anlage des Werkes. Da O. ROLLER noch von einem Abtsauftrag für den Codex ausging, sah er eine vorherige Schreibertätigkeit Eberhards letztlich auch deshalb als wahrscheinlich an, weil Marquard I. gerade ihn mit dieser wichtigen Aufgabe betraut habe. Allerdings geht die neuere Forschung eher von einer Eigeninitiative des Mönches aus, so dass dieses Argument wohl wegfällt (Kap. III.3 + VI.7). Freilich zeugt selbst dann der mutige Schritt zur eigenverantwortlichen Bearbeitung solch eines großen Werkes zumindest davon, dass Eberhard sich dieses Unterfangen aufgrund seiner diplomatischen Erfahrung schon in jungen Jahren zutraute. Insgesamt ist also so oder so von einer vorherigen Tätigkeit im Skriptorium auszugehen.

Trotz aller schreibkundig-diplomatischen Fertigkeiten waren aber einem Aufstieg Eberhards in der Klosterhierarchie standesbedingte Grenzen gesetzt. Denn auch wenn er in seinem Codex die unfreien Ministerialen gerne zu freien Adligen stilisierte und so einem schon

<sup>38</sup> Traditiones et Antiquitates, Teil I, cap. 75, S. 152 f. = Codex Eberhardi II, fol. 186 r+v, S. 346 f. (Zitat: fol. 186 v, S. 347, Z. 15). Dazu: Roller, Eberhard, Beilage I, Nr. 327, S. 70 f.

<sup>39</sup> Codex diplomaticus, Nr. 323, S. 156 f. = Codex Eberhardi II, fol. 120 v - 121 r, S. 231 f. Dazu: Roller, Eberhard, Beilage I, Nr. 246, S. 52 f. u. Beilage II, Nr. 6.

<sup>40</sup> Codex Eberhardi II, fol. 118 v - 119 r, S. 227 f. Dazu: Roller, Eberhard, Beilage I, Nr. 242, S. 50-53 u. Beilage II, Nr. 6.

<sup>41</sup> Codex Eberhardi II, fol. 121 r, S. 232, Z. 9.

<sup>42</sup> Codex Eberhardi II, fol. 121 r, S. 232, Z. 9 f.

<sup>43</sup> Oblationen: Codex Eberhardi II, fol. 159 v - 190 v, S. 305-353. Dazu: Roller, Eberhard, S. 60-64 u. Beilage I, Nr. 283-334, S. 62-72 u. Urkundenbuch Fulda, Einleitung, S. XXIX mit Anm. 8.

<sup>44</sup> Codex diplomaticus, Nr. 77, S. 47 f. = Urkundenbuch Fulda, Nr. 155, S. 231-234 (dort mit Othlo-These!) = Codex Eberhardi I, fol. 34 r+v, S. 61 f. Dazu: Roller, Eberhard, Beilage I, Nr. 31, S. 6 f.

<sup>45</sup> Codex Eberhardi I, fol. 34 v, S. 62, Z. 18.

seit dem 11. Jahrhundert wachsenden Selbstbewusstsein seiner Standesgenossen Ausdruck verlieh (Kap. V.9), verhinderten doch die noch bestehenden Vorbehalte im Kloster gegen unfreie Brüder seine weitere Abteikarriere, die nebenbei vielleicht auch für eine bessere Dokumentation seines späteren Lebens in den Quellen gesorgt hätte (Kap. IV.4). So ist gemäß O. ROLLER festzuhalten, dass Eberhard wegen seiner Herkunft aus unfreiem Stande einerseits keine höhere Stellung zuteilwerden und er andererseits auch nicht die Weihen (Diakon, Priester) erhalten konnte. Demnach legte er sich selbst keinerlei Bezeichnung bei, die auf einen Rang oder ein Amt hindeutet. Dagegen ist ja beim adligen Mönch Lampert sowohl eine Priesterweihe, als auch eine Tätigkeit als Schulmeister und auswärtiger Abt zu erschließen (Kap. II.1). Jedoch wäre Eberhard selbst mit freier Abstammung vielleicht bei Abfassung des Codex noch nicht Priester gewesen, da die Weihe bekanntlich ein Alter von mindestens 30 Jahren erforderte, was bei seinem Aussehen auf dem Widmungsbild ja nicht unbedingt vorauszusetzen ist. Freilich konnte man es trotz unfreier Ministerialenherkunft inzwischen mithilfe des Kaisers auch in Fulda gar zum Abt bringen, wie Erlolf von Bergholz (1114-1122) als erster belegter, wenn auch importierter Fall gezeigt hatte (Kap. VI.7). Daraufhin war Bertho I. von Schlitz (1133-1134) aus wohl einst edelfreier, aber längst dienstadliger Familie vom Großpropst zum Abt aufgestiegen. Zumindest gab Eberhard an, dass er trotz seiner Verwendung in der Schreibstube und Tätigkeit bei den Urkunden nicht Archivar (Bibliothekar) des Klosters war, da er laut dem Prolog am Anfang des ersten Bandes offenbar von diesem die einzutragenden Stücke erhielt, so dass auf eine untergeordnete Stellung zu schließen ist (Kap. III.3): *Singulas enim scedulas accepimus a librario sicut poterant inveniri. Quibus redditus alias accepimus*<sup>46</sup>. Letztlich erscheint er auch in keiner der aufgenommenen Urkunden aus seiner Zeit als Zeuge, was eine klosterinterne Rolle zusätzlich ausschließt.

Doch erwies sich Eberhard in seiner Schreibtätigkeit als so geschickt und brauchbar, dass ihn entweder im Sinne der älteren Forschung Abt Marquard I. mit der Anlage eines offiziellen Codexwerkes beauftragte oder der Mönch selbst gemäß neueren Erkenntnissen den Mut zu einem eigenständigen Unternehmen fand, wobei freilich eine gegenseitige Befruchtung nicht ausgeschlossen ist (Kap. III.3). Jedenfalls zeigte nun Eberhard eine sichere Beherrschung der lateinischen Sprache und ein großes Geschick, sich schnell in die ihm ungewohnten verschiedenen Kursiven einzulesen. Dass diese per se wünschenswerte Vertrautheit freilich bei neuen Quellengruppen jeweils zu einem raschen Nachlassen der anfänglichen Sorgfalt führte, steht auf einem anderen Blatt (Kap. III.2.a+3). Unbestritten brachte Eberhard aber mit sehr großer Begabung die wohl nicht so sehr vom Abt, als vielmehr von ihm selbst gestellte Aufgabe hinter sich, indem er schon gemäß O. ROLLER – immerhin Verfechter des Abtsauftrags – zwar prinzipiell den Intentionen seines Abtes eifrigst entsprach, sich aber nicht zum willenlosen Werkzeug desselben machte. Stattdessen versuchte er auf clevere Art, die Rechte und Freiheiten des Konvents gegenüber dem Abt zu betonen und zu bewahren, so dass man ihm gar eine abtsfeindliche Tendenz nachweisen kann. Indem diese Animosität selbst von den Vertretern des Abtsauftrags zugestanden wurde, erkennen wir in Kombination mit der gleichzeitig unleugbaren Bedeutung des „Codex Eberhardi“ für Abt und Kloster, dass die Beziehung Marquards I. und Eberhards vielschichtiger ist, als dies die starren Begriffe von Eigeninitiative und Abtsauftrag beschreiben können, wenngleich Ersteres heute dominiert. Dabei vermutete schon G. BOSSERT (1895)<sup>47</sup> eine Beeinflussung Eberhards durch den Kellermeister Duto († um 1160) als angeblich oppositionellem Gönner des Kompilators, indem Letzterer ihm ja im zitierten Geleittext für das Pergament dankte – der Abt diente nur zur Datierung! Das Lob wiederholte er am Ende seines Nachrufs auf Duto (Nr. 322): *Super*

<sup>46</sup> Codex Eberhardi I, fol. 1 v, S. 2, Z. 11 f.

<sup>47</sup> Gemäß Roller, Eberhard, S. 78, Anm. 3; Bossert, Württemberg, S. 228.

*hec omnia etiam ad describendum librum istum membranam impendit*<sup>48</sup>. Laut H. MEYER ZU ERMGASSEN (2009) schrieb Duto sogar die älteste Lage des Codex. Jedoch half der Cellarer ebenso treu bei den Marquardreformen und ist nicht identisch mit dem dann 1168 vertriebenen Mönch gleichen Namens, so dass die Oppositionsthese wackelt (Kap. III.3 + VI.7+8).

Letztlich verwundert es gleichzeitig auch, dass ein offenbar noch junger Mönch für seine Kopiararbeit schon so einfach die wertvollsten Bestände des Klosterarchivs ausgehändigt bekam. Zudem brachte er sogar auf den etappenweise herangezogenen Originalurkunden und sonstigen Dokumenten Textkorrekturen und Rückvermerke an, die auch zur Harmonisierung mit gefälschten Angaben des „Codex Eberhardi“ beitrugen (Kap. III.2). Vieles hängt so auch hier eben von der Frage ab, ob seine Arbeit als Abtsauftrag zustande kam oder auf oppositioneller Eigeninitiative beruhte, indem er mit dem Segen Marquards I. sicher an die Bestände gekommen wäre, bei dessen Ablehnung aber Versorgungsprobleme bekommen hätte (Kap. III.3 + VI.7). Eine Schlüsselrolle für die Bevorzugung der These zur Eigeninitiative wird so auch weiter die obige Beobachtung spielen, dass Eberhard eine dezidierte Konventsposition an den Tag legte, die bei aller Sorge um das Kloster Fulda als Ganzes durchaus die Interessen der Mönche vor diejenigen des Abtes stellte. Insgesamt wäre daher denkbar, dass er zwar ein primär persönliches und nicht immer abtskonformes Ansinnen in die Tat umsetzte, dennoch aber von Marquard I. allgemeine Unterstützung erhielt, da es zum Wohl des Klosters geschah und auch die Reformpläne des Abtes unterstützen konnte. Schließlich ist aber auch an einen Rückhalt für die Pläne Eberhards im von ihm geförderten Konvent zu denken, der ihm (wie Duto) selbst bei Widerstand des Abts einen Weg zu den Archivbeständen verschafft haben kann – zumal gar eine längere Abwesenheit Marquards I. im „Servitium regis“ möglich ist.

Aus biographischer Sicht bleibt noch anzumerken, dass Eberhard zwar keine codexunabhängigen Spuren hinterließ, aber auch nicht mit der vorläufigen Fertigstellung des Werkes durch die letzten nachgetragenen Oblationen von 1162 verschwand. Denn es gibt dort noch die „Gesta Marcvardi“ als weiteren Nachtrag, die nach neueren Erkenntnissen von Marquard I. erst zwischen seiner Absetzung am 15. August 1165 und seinem Tod am 23. Juli 1168 verfasst wurden (Kap. VI.7). Dieser Nachtrag setzt sich gemäß H. MEYER ZU ERMGASSEN (1996) paläographisch nicht von der üblichen Codexschrift ab, so dass eine Ergänzung noch durch Eberhard naheliegt, wie es schon E. DRONKE (1844) und W. HEINEMEYER (1976) anführten<sup>49</sup>. Dies passt auch zu der gleichförmigen Ausführung der zugehörigen Initiale mit dem Portrait Marquards, die H. MEYER ZU ERMGASSEN (2009) eindeutig Eberhard zuordnete. Alles in allem würde diese Homogenität aber bedeuten, dass unser Mönch noch zwischen 1165 und 1168 weiter belegt ist. Freilich sind unabhängige Nachrichten über sein Nachleben ebenso Fehlanzeige wie diejenigen über seinen Werdegang, indem ihm anders als weiteren Mönchen des Reformkreises um Marquard I. wegen seiner standesbedingten Einschränkungen eine Karriere in höheren Positionen verwehrt blieb. Ein früher Tod kann nur insoweit ausgeschlossen werden, als das Eberhard in der „Chronica Fuldensis“, die in ihren Jahresberichten auch Totenangaben bietet (Kap. IV.5), in den relevanten Fragmenten 1164-1171 nicht auftaucht (dann Nekrologlücke bis 1190)<sup>50</sup>. Nur eine Notiz am Ende von 1191 kann passen, ist aber vieldeutig: *Ebi*[.....]<sup>51</sup>. Insgesamt bleibt also zu beachten, dass wir die Persönlichkeit Eberhards letztlich noch stärker als diejenige Lamperts nur durch sein – zudem auf den Codex beschränktes – Werk erkennen, dem wir uns nun auch etwas näher zuwenden wollen.

<sup>48</sup> Traditiones et Antiquitates, Teil I, cap. 72, S. 149 f. = Codex Eberhardi II, fol. 182 v - 183 r, S. 340 f. (Endzitat: fol. 183 r, S. 341, Z. 25 f.). Dazu: Roller, Eberhard, Beilage I, Nr. 322, S. 70 f.

<sup>49</sup> Traditiones et Antiquitates, Teil I, cap. 76, S. 156, Anm. 3; Chronica Fuldensis, Einleitung, S. 21, Anm. 14.

<sup>50</sup> Chronica Fuldensis, Text 5 a, S. 61 (1164), Text 6 a, S. 65 (1165), Text 7 a, S. 69 (1166) u. S. 70 (1167), Text 8 b, S. 78 (1168), Text 9 b, S. 81 f. (1169), Text 10 a, S. 82 f. (1170) u. S. 83 (1171).

<sup>51</sup> Chronica Fuldensis, Text 15 b, Z. 21, S. 103. Vgl. Chronica Fuldensis, Text 13 b, S. 94 (1190).



## 2. Werk

Nun soll es – wie schon bei Lampert (Kap. II.2) – in einem nächsten Schritt um das Werk unseres zweiten Protagonisten gehen. Doch im Gegensatz zum Hersfelder Hagio- und Historiographen mit seinen vier bekannten Schriften gibt es bei Eberhard von Fulda an sich nur ein Erzeugnis zu verzeichnen – und das ist eben der „Codex Eberhardi“. Das heißt freilich nicht, dass der Autor nicht auch anderswo tätig war oder Spuren hinterließ. So haben wir ja im biographischen Überblick gesehen, dass er bereits laut O. ROLLER (1901) schon vorher in der klösterlichen Schreibstube tätig gewesen sein dürfte (Kap. III.1). Auch stammen von ihm Textkorrekturen und Rückvermerke auf Urkunden und anderen älteren Dokumenten, die er während seiner Kopiararbeit quasi nebenher auf den neuesten Stand brachte und mit seinem Kompendium harmonierte. Hier fand E. STENGEL (1958) kleinere Notizen von Eberhards Hand, die eine nähere Betrachtung lohnen. Zusätzlich wies S. HEYNE (1992) seine Feder auf einigen Handschriften-Bruchstücken aus Fulda nach, die zuletzt von H. MEYER ZU ERMGASSEN (2009) aber nicht näher eingeordnet wurden<sup>52</sup>. Doch können solche vorherigen und gleichzeitigen Tätigkeiten auch im Vergleich zu Lamperts Kanon nicht als selbständige Werke eingeordnet werden, da einerseits die Parallelkorrekturen doch eng mit dem Hauptwerk selbst verbunden sind und daher auch dort mit behandelt werden (Kap. III.2.a) sowie andererseits die früheren Schreibarbeiten wie Lamperts Heranziehung als Diktator für Hersfelder Privaturkunden besser für die biographische Klosterposition abseits des Werkes heranzuziehen sind (Kap. III.1). Letztlich sind bei Eberhard natürlich auch die gleichzeitigen Originalkorrekturen unter demjenigen Aspekt für seinen Lebenslauf relevant, wie er überhaupt vorher an die wertvollen Bestände des Klosterarchivs kommen konnte. Denn dies setzte ja eine gewisse Vertrauensstellung voraus – wenn nicht beim Abt, so doch beim Konvent.

Nun beschränken wir uns jedenfalls auf eine Betrachtung des Codex an sich, wobei freilich die angefügten „Gesta Marcvardi“<sup>53</sup> besser später bei Abt Marquard I. aufgehoben sind (Kap. VI.7) und hier allein in der Gesamtschau erscheinen. Um jedoch das Werk Eberhards bereits jetzt gebührend einzuordnen, sei noch vergleichend im Hinblick auf Lamperts Abtei in der Nachbarschaft erwähnt, dass man parallel in Hersfeld zur Mitte des 12. Jahrhunderts ebenfalls ein Kopialbuch („Liber de libertatibus locorum Hersfeldensium“) schuf, indem man dort ebenfalls die urkundlichen Rechte auf diese Weise sammeln und sichern wollte<sup>54</sup>. Daher lohnt es sich in gewissem Sinne gleich doppelt, nun den „Codex Eberhardi“ einmal genauer anzuschauen: Denn nicht allein an sich gewinnt er eine besondere Bedeutung als Quelle, sondern eben auch im Vergleich zu seinem Nachbarn, der trotz seines unbestreitbaren Quellenwertes nicht an die qualitätvolle Ausarbeitung in Fulda herankommt – ganz zu schweigen von der über pure Dokumentation hinausgehenden Propagandadimension (Kap. VI.7).

<sup>52</sup> HEYNE, Sirka: Ein Fuldaer Legendar des 12. Jahrhunderts; in: Deutsches Archiv für Erforschung des Mittelalters; Band 48; Köln 1992; S. 551-584. Dazu: Codex Eberhardi IV, Buchschmuck, S. 109, Anm. 10.

<sup>53</sup> „Gesta Marcvardi“: Codex Eberhardi II, fol. 191 r - 196 r, S. 354-361. Vgl. Traditiones et Antiquitates, Teil I, cap. 76, S. 153-157 u. Gesta, Wibaldbrief, Immunität, S. 176-191 (mit Übersetzung). Dazu: Roller, Eberhard, Beilage I, Nr. 334 a, S. 72 f.

<sup>54</sup> HStA Marburg, Abt. Hss. K 244.

### a) „Codex Eberhardi“

Am Anfang unserer Betrachtung des zweibändigen Kopiarss muss eine gebührende Einordnung stehen<sup>55</sup>: Schon laut O. ROLLER (1901) finden wir im „Codex Eberhardi“ grob [d]as gesamte Fuldaer Urkundenmaterial bis zur Mitte des XII. Jahrhunderts, genauer [d]ie Privilegien und Diplome mit verschwindenden Ausnahmen, die Masse der älteren Privaturkunden auszugsweise<sup>56</sup>. Damit handelt es sich gemäß E. STENGEL (1958) um die *umfänglichste Sammlung der älteren Fuldaer Urkunden*<sup>57</sup>. So muss auf die Erforschung dieser im Sinne von W. HEINEMEYER (1995) *für die ältere Geschichte des Klosters Fulda umfassendsten zeitgenössischen Quelle*<sup>58</sup> ein besonderes Augenmerk gelegt werden, indem dort in einer großangelegten Aktion die älteren Rechte und Güter der Bonifatiusabtei auf einmalige, aber kritikwürdige Weise zusammengestellt wurden. Allerdings erschien der Codex W. KATHREIN (2004) gerade daher *von seinem Umfang wie seiner Fälscherkunst wegen von herausragender Bedeutung*<sup>59</sup>. Trotz seiner vielfachen Verfälschungen war er auch für K. DEMANDT (1972/80) *wegen seiner, wenn auch noch so summarischen Zusammenfassung*<sup>60</sup> der besitzrechtlichen Tradition Fuldas unersetzlich. Da sich nämlich gemäß W. MÜLLER (1987) von den Vorlagen nur noch ein Teil erhalten hat, ist der „Codex Eberhardi“ heute *für einen Großteil der Fuldaer urkundlichen Überlieferung, namentlich den überwiegenden Teil der Privaturkunden, die einzige Quelle*<sup>61</sup>. Dabei ergänzen sich insgesamt innere und äußere Besonderheiten zu einem interessanten Quellenbefund voller Anreize für weitergehende Fragen.

Doch beginnen wir ganz praktisch mit den Umständen der Entstehung um 1155/58-1162, worüber Eberhard selbst sowohl in seinen Vorbemerkungen, als auch verstreut im Text Aufschlüsse gibt. Darauf wird bei seinen Selbstzeugnissen näher einzugehen sein (Kap. III.3). Hier belassen wir es so bei der bekannten Passage, in der unser Verfasser – umschichtungsbedingt erst zu Beginn des zweiten Bandes – sein Werk grundlegend einordnete (Kap. III.1):

*Scriptus est autem liber iste regnante imperatore Friderico sub Marcv(ardo) abbate a fratre Eberhardo, Dutone cellerario membranam subministrante ad laudem et gloriam domini Ihesu Christi*<sup>62</sup>.

<sup>55</sup> Zum „Codex Eberhardi“ (HStA Marburg, Abt. Hss. K 425 f.): Aris/Pütz, s. v. „Fulda, St. Salvator – Bibliotheksgeschichte“, GermBen 7, S. 349; Backhaus, Besitzkarte frühkarolingischer Klöster, Karte 9, S. 47; Backhaus, Reichskirchengut 10.-13. Jh., Karte 10 a+b, S. 55; Chronica Fuldensis, Einleitung, S. 20 f., 44 f., Text 1 a, Anm. 1, S. 53, Text 5 a, Anm. 1, S. 62, Text 9 a, Anm. 12, S. 81 u. Text 9 b, Anm. 1 f., S. 82; Codex Eberhardi I, Einleitung, S. IX-XV; Codex Eberhardi IV, Buchschmuck, S. 1-115; Demandt, Geschichte Hessen, S. 337 f.; Freise, s. v. „Markward, Abt von Fulda (1150-65)“, NDB 16, S. 223; Häuptli, s. v. „Markward I. von Fulda (Marquard, Marcuardus)“, BBKL 27 (Erg. 14), Sp. 912; K. Heinemeyer, s. v. „Markward I. von Fulda“, LexMA 6, Sp. 315; Hussong, Reichsabtei Fulda, S. 103 f. u. 142-144; Jäger, s. v. „Fulda, St. Salvator – Wirtschaftliche, rechtliche und soziale Verhältnisse“, GermBen 7, S. 275; Kathrein, s. v. „Fulda, St. Salvator – Geschichtlicher Überblick“, GermBen 7, S. 239; Leinweber, Fuldaer Äbte, S. 57; Meyer zu Ermgassen, Nominis nostri, S. 201-267; Müller, Eberhard und Thüringen, Teil I, S. XVI-XXI, 1-64 u. 108-119; Roller, Eberhard, S. 1-79 u. Beilage I, S. 1-73; Traditiones et Antiquitates, Vorrede, S. IV-X u. XII-XV; Urkundenbuch Fulda, Einleitung, S. XXVIII-XXXVI; Vahl, s. v. „Fulda, St. Salvator – Archivalien“, GermBen 7, S. 415 u. Worstbrock, s. v. „Marquard von Fulda“, VerLex 6, Sp. 80.

<sup>56</sup> Roller, Eberhard, S. 1, Z. 1 f. u. Anm. 1.

<sup>57</sup> Urkundenbuch Fulda, Einleitung, S. XXVIII, Z. 15.

<sup>58</sup> Codex Eberhardi I, Vorwort, S. VIII, Z. 24 f.

<sup>59</sup> Kathrein, s. v. „Fulda, St. Salvator – Geschichtlicher Überblick“, GermBen 7, S. 239, Z. 4 f.

<sup>60</sup> Demandt, Geschichte Hessen, S. 338, Z. 3 f.

<sup>61</sup> Müller, Eberhard und Thüringen, Teil I, S. 5, Z. 21-23.

<sup>62</sup> Codex Eberhardi II, fol. 5 v a+b, S. 9, Z. 5-8.

Dort beschränkte er sich also bei der Datierung auf die Regierung des bereits zum Kaiser gekrönten Friedrich I. Barbarossa (1152/55-1190) sowie des Abtes Marquard I. (1150-1165), so dass sich formal eine Eingrenzung auf 1155-1165 ergibt, wobei Eberhard die Passage aber wohl nachtrug. Inhaltlich ist ja eine genauere Datierung auf eine wohl 1158 fertige Hauptphase und Nachträge bis 1162 möglich (Kap. III.<sub>1</sub>). Darüber hinaus finden wir aber auch eine selbstbewusste Nennung seines Namens, wie sie sich im Widmungsbild wiederholen sollte. Der Satz schließt mit einer dankbaren Würdigung des ab 1156 belegten Cellerars Duto († um 1160) und mit dem Abfassungszweck, wonach das Werk zum Lob und Ruhm des Herrn Jesus Christus geschrieben worden sei. Hier entdeckt man also in Kurzform bereits einige zentrale Faktoren zum Verständnis des Kopiers, auf die es zurückzukommen gilt (Kap. III.<sub>3</sub>).

Wenn man sich im Detail den beiden Codexbänden zuwendet, so stechen zunächst deren künstlerische Qualität und inhaltliches Ausmaß hervor, indem der Mönch Eberhard alle verfügbaren Rechts- und Besitztitel der Reichsabtei sammelte und sie in eine prachtvolle Handschrift niederschrieb<sup>63</sup>. Laut U. HUSSONG (1995) zählen die Codexbände zu *den aufwendigsten und umfangreichsten Kopialbüchern des hohen Mittelalters in Deutschland*<sup>64</sup>. Sie informieren auf umfassende Weise über päpstliche und königliche Privilegien, Privatschenkungen sowie die daraus resultierenden Abteibesitzungen von der Gründungszeit bis ins Hochmittelalter. Der Codex kann folglich nach der schon unter Abt Hrabanus Maurus (822-842) erfolgten Zusammenstellung der älteren Privatschenkungen in mehreren Chartularen (Kap. IV.<sub>3</sub>) als kompakt anknüpfender, aber formal abweichender und thematisch reichhaltigerer Zweitversuch gesehen werden, sämtliche Urkunden des Klosters in Kopialbücher einzutragen. Dort traten noch neue Dienst- und Zinsregister hinzu, da dies im Hinblick auf die zwischenzeitlich vom Kloster erlittenen Besitzverluste dringend nötig erschien. Freilich sind viele Urkundentexte von Eberhard verändert oder gar frei erfunden worden, was ihn in der Forschung als einen der größten mittelalterlichen Urkundenfälscher gelten lässt. Zudem ließ der Kompilator als durchaus selbstbewusster Mönch viele Selbstzeugnisse über seine Motive und Vorgehensweise einfließen, welche die von Lampert sinnvoll ergänzen können. Schließlich ist gegen Ende des zweiten Bandes eben noch ein nachträglicher Rechenschaftsbericht Marquards I. auf uns gekommen, die gesondert zu behandelnden „Gesta Marcvardi“ (Kap. VI.<sub>7</sub>).

Formal hebt sich die Pergamenthandschrift durch ihre beachtliche Spannbreite und bemerkenswert reiche Ausstattung von vergleichbaren zeitgenössischen Werken ab und gehört so in der Tat zu den umfangreichsten und aufwendigsten Kopialbüchern des deutschen Hochmittelalters. Die Urschrift umfasst zwei Bände, die sich nach langer, wohl aber zum Schutz im Dreißigjährigen Krieg (1618-1648) kurz unterbrochener Aufbewahrung in Fulda gemäß H. MEYER ZU ERMGASSEN (2009) erst seit 1874 (nicht schon 1871) im heutigen Staatsarchiv Marburg befinden (K 425 f.), wo sie zu den wertvollsten Beständen zählen. Freilich wurden die beiden Codices im Spätbarock – exakt in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts (nicht schon im 17. Jahrhundert) – neu gebunden, indem sie Holzdeckel mit weißem gepresstem Lederüberzug (Schweinsleder) und Metallbeschlägen (Messingschließen) aufweisen. Auf diese Zeitstellung deuten die hier schwach erhaltenen Verzierungen mittels der Buchbinderrolle. Ursprünglich hatte der Codex dem Forscher zufolge in seinem Einband wohl auch die zeittypischen Holzdeckel, da das erste Blatt, das sich unmittelbar mit dem vorderen Deckel berührte, ja vielleicht gar als Spiegel aufgeleimt war, starke Holzwurmgänge besitzt. Darüber

<sup>63</sup> Kodikologie und Ausschmückung: *Chronica Fuldensis*, Einleitung, S. 20, Text 1 a, Anm. 1, S. 53 u. Text 5 a, Anm. 1, S. 62; *Codex Eberhardi I*, Einleitung, S. XI f. u. XIV; *Codex Eberhardi IV*, Buchschmuck, S. 1-115; Hussong, Reichsabtei Fulda, S. 143; Kathrein, s. v. „Fulda, St. Salvator – Geschichtlicher Überblick“, *GermBen* 7, S. 239; Meyer zu Ermgassen, *Nominis nostri*, S. 201-267; Müller, Eberhard und Thüringen, Teil I, S. 6 f. u. 34; Roller, Eberhard, S. 1, 4-8, 10, 12-14, 44, Anm. 1, S. 77, Anm. 2 u. S. 79 mit Anm. 7-9; *Traditiones et Antiquitates*, Vorrede, S. V u. IX f. u. *Urkundenbuch Fulda*, Einleitung, S. XXVIII-XXX.

<sup>64</sup> Hussong, Reichsabtei Fulda, S. 143, Z. 4 f.

hinaus zeigen Rostspuren auf dem letzten vollständigen Blatt im zweiten Band (fol. 195 v), die sich in Form eines dreischenkligen Dreiecks in der Mitte des unteren Randes befinden, dass die Handschrift vor der spätbarocken Neubindung ein „Liber catenatus“ war<sup>65</sup>. Demnach hatte man dort eine Kette befestigt, mit der die Handschrift zwar benutzbar, aber unverrückbar an einem Bücherpult fixiert wurde. Dies weist generell auf die frühere Geschichte des Codex als Bibliotheksband hin, kann vielleicht aber auch ein Schlaglicht auf seine anzunehmende Auslegung im publikumsfrequentierten und damit diebstahlgefährdeten Karitativbereich des Klosters werfen (Kap. III.3). Zur buchtechnischen Ausstattung der Handschrift gehörten jedenfalls auch einige Aufschlaghilfen, die bei der Neubindung durch den Binder zerstört wurden. Dabei handelte es sich um Pergamentstreifen, die in manche Seiten mittels eines Schwalbenschwanzschnittes eingelassen waren. Sie standen ursprünglich über den Schnitt hinaus und konnten so beim Aufschlagen von neuen Texteinheiten benutzt werden.

Bei der Neubindung beschnitt man auch die Blätter, so dass sie jetzt etwa 20,5 (21) cm breit und 31 (31,4) cm hoch sind<sup>66</sup>. Die Codices bestehen noch aus 178 und 196 Blättern, die sich gemäß O. ROLLER (1901) auf unterschiedlich angelegte und erhaltene Lagen verteilen<sup>67</sup>. So gliedern sich die 178 Blätter des ersten Bandes in 26 Lagen, von denen nach ursprünglicher Ordnung die Lagen 2-7, 9-16, 18 und 20 Quaternionen, die Lagen 8, 17 und 21-25 aber Ternionen sind. Dagegen bestanden die Lagen 1 und 19 erst nur aus zwei Doppelblättern, die Anfang und Schluss des ersten Bandes bildeten. Heute ist von der Lage 1 freilich nur noch das äußere der beiden Doppelblätter erhalten. Die Lage 26 umfasst nun zwar nur vier Blätter, doch ging wohl das mittige Doppelblatt verloren. Zudem ist Blatt 2 der vierten Lage (fol. 20) an der Falz eines ausgeschnittenen Blattes angenäht, während in Lage 5 das siebte Blatt sowie in Lage 10 das sechste Blatt (zwischen fol. 32 und 33 sowie 69 und 70) ausgeschnitten wurden. Gleiches gilt für die Miniatur auf Blatt 87, S. 174 und Blatt 107, S. 214, wogegen das vierte Blatt von Lage 17 (zwischen fol. 122 und 123) später – laut Notiz 122 v vor 1716<sup>68</sup> – herausgerissen wurde. Während das erste Blatt der Lage 18 sehr unregelmäßig ausgeschnitten oder ausgerissen ist, überlebte das letzte Blatt der Endlage 26 (fol. 178) nur zum geringeren Teil. Dagegen sind Blatt 51 in Lage 8 und Blatt 136 in Lage 19 nachgetragen und deuten zwischen Lage 4 und 5 korrigierte Rubrumnummern das Fehlen einer ganzen Lage an.

Demgegenüber findet man bei den 25 Lagen des zweiten Bandes mit 196 Blättern abgesehen von vier Ausnahmen nur Quaternionen. Während hier die Lagen 1, 6 und 10 als Ternionen herausfallen, war Lage 20 erst ein Quinio. Dabei mangelt es Lage 1 am ersten und dritten Blatt, während Folio 2 und 4 Einzelblätter aus ursprünglichem Bestand sind. Das Doppelblatt 5/6 zwischen den Lagen 1 und 2 wurde wohl genauso eingeschoben wie das Einzelblatt 18 in Lage 3, während in Lage 5 das äußere Doppelblatt fehlt. Hinsichtlich der beiden Einzelblätter 46 und 49 in Lage 7 ist Ersteres sicher ursprünglich, während das zugehörige Blatt (nach 49) von Eberhard ausgeschnitten und durch 49 ersetzt wurde, genauso wie in Lage 8 beim alten Blatt 54 und dem Ersatzblatt 57. Während in Lage 9 das Einzelblatt 68 nachgeschoben wurde und in Lage 11 die Blätter 76 und 81 scheinbar Nachträge sind, gehörte das dortige Einzelblatt 78 ebenfalls zum Grundbestand wie scheinbar das Einzelblatt 133 in Lage 18. Dagegen wurde in Lage 20 das Einzelblatt 153 eingeschoben, um mitten unter den Dienst- und Zinsregistern eine Fälschung (Nr. 275)<sup>69</sup> aufzunehmen, die im Kontext des folgenden Registers

<sup>65</sup> Zur Vertiefung siehe die betreffende Abbildung: Codex Eberhardi IV, Buchschmuck, S. 2, Abb. 1.

<sup>66</sup> Zahlen: Roller, Eberhard, S. 4; in Klammern: Chronica Fuldensis, Einleitung, S. 20.

<sup>67</sup> Zum Lagenüberblick: Roller, Eberhard, S. 4-8 nebst Schema in Beilage I, S. 1. Ein neueres Schema von H. MEYER ZU ERMGASSEN findet sich in: Codex Eberhardi IV, Buchschmuck, S. 364-367.

<sup>68</sup> Codex Eberhardi IV, Buchschmuck, S. 111, Anm. 115. Irrig: Roller, Eberhard, S. 6, Anm. 1.

<sup>69</sup> MGH D. P., Nr. 41, S. 58 f. = Urkundenbuch Fulda, Nr. 46, S. 78-80 = Codex Eberhardi II, fol. 153 r, S. 293 f. Dazu: Roller, Eberhard, Beilage I, Nr. 275, S. 58 f.

(Nr. 276)<sup>70</sup> steht und für die Fuldaer Marktsiedlung interessant ist (Kap. VI.6). Diese Einschubung geschah aber wohl noch während der Arbeit, da der Text von Blatt 153 v auf 154 r weitergeht. Dann sind Folio 160 und 163 Einzelblätter und der Text wird je durch die Falze unterbrochen, wobei die betreffende Lage 21 ursprünglich ein Quaternio war und von Eberhard durch den Ausschnitt des zu 160 gehörenden Blattes verkleinert wurde. Damit wollte er – vergleichbar mit Blatt 46 in Lage 7 – Platz für einen Nachtrag zum Stück 286<sup>71</sup>, wobei das Folgende<sup>72</sup> auf dem Großteil des ausgeschnittenen Blattes nun gekürzt wurde. Schließlich ist das letzte Blatt der Lage 25 und damit des Gesamtbandes nach Blatt 196 ausgeschnitten.

Gemäß O. ROLLER haben im zweiten Band anders als im ersten Reste einer Lagenzählung überdauert, indem Eberhard römische Zahlen auf den unteren Rand von Blättern schrieb, die sich am Beginn oder Schluss einer Lage befinden. Dabei weisen die ersten zwei Lagen mit dem nachgeschobenen Doppelblatt dazwischen zwar keine Nummern auf, wohl aber alle bis zur Lage 9, wobei aber in Lage 5 das äußere Doppelblatt mit der anzunehmenden *V* fehlt<sup>73</sup>: Sonst steht aber am Ende von Lage 3 auf Blatt 23 v unten eine *III*, am Anfang von Lage 4 auf Blatt 24 r unten eine *IV*, am Beginn von Lage 6 auf Blatt 38 r unten eine *VI*, am Schluss von Lage 7 auf Blatt 51 v unten eine *VII*, am Anfang von Lage 8 auf Blatt 52 r unten eine *VIII* und am Beginn von Lage 9 auf Blatt 60 r unten eine *VIII*. So stammt also auch hiernach der Blattstumpf vor Lage 9 nicht von einem ausgeschnittenen ersten Blatt der Lage, sondern vom am Lageende nachgeschobenen Blatt 68. Die Lage 10 ist aber wie alle anderen nummerlos. Wenn letztlich fehlende Blätter auch zu inhaltlichen Verlusten führten, können sie in manchen Fällen durch eine ebenfalls aus Fulda nach Marburg gekommene und unten näher zu beleuchtende Abschrift des 14. Jahrhunderts (K 427) ergänzt werden: Dies gilt im ersten Band einerseits für das bekanntlich einst doppelblattartige zweite und dritte Blatt der Lage 1<sup>74</sup> und andererseits für das ausgerissene vierte Blatt der Lage 17<sup>75</sup>. Im zweiten Band dagegen sind das ja ebenfalls zusammengehörige erste<sup>76</sup> und letzte<sup>77</sup> Blatt der Lage 5 nicht mehr vorhanden. Darüber hinaus wurden erneut im ersten Codexband die heutigen Blätter 145 bis 156 falsch gebunden, doch können sie strukturell rekonstruiert werden (Kap. IV.3)<sup>78</sup>.

Das von Cellerar Duto zur Verfügung gestellte Pergament war so des Lobes wert, dass sich Eberhard nach dem Geleit auch im Nachruf (Nr. 322) dazu äußerte (Kap. VI.7): *Super hec omnia etiam ad describendum librum istum membranam impendit*<sup>79</sup>. Dem Anlass entsprechend ist es tatsächlich von guter Qualität, ziemlich weiß und zeigt nur selten Löcher. Allerdings wurde es nicht immer gut geglättet, so dass es laut O. ROLLER bisweilen nicht entscheidbar ist, ob Rasur oder raues Pergament vorliegt. Doch sei ein zu raues Pergament wohl manchmal die Veranlassung zum Ausschneiden von Blättern gewesen. Im Ganzen hat

<sup>70</sup> Traditiones et Antiquitates, Teil I, cap. 58, S. 137 f. = Codex Eberhardi II, fol. 153 v - 154 r, S. 294 f. Dazu: Roller, Eberhard, Beilage I, Nr. 276, S. 60 f.

<sup>71</sup> Traditiones et Antiquitates, Teil I, cap. 66, S. 144 f. = Codex Eberhardi II, fol. 162 v - 163 r, S. 309 f. Dazu: Roller, Eberhard, Beilage I, Nr. 286, S. 62 f.

<sup>72</sup> Codex diplomaticus, Nr. 762, S. 369 = Codex Eberhardi II, fol. 163 v, S. 311. Dazu: Roller, Eberhard, Beilage I, Nr. 287, S. 62-65.

<sup>73</sup> Zahlen aus Tabelle in: Roller, Eberhard, S. 8, Z. 13-19.

<sup>74</sup> Codex Eberhardi I, (K 427, fol. 1 r+v), S. 2-4, einzuordnen zwischen fol. 1 v u. 2 r a. Dazu: Roller, Eberhard, Beilage I, Nr. C f., S. 2 f.

<sup>75</sup> Codex Eberhardi I, (K 427, fol. 80 r+v), S. 190 f., einzuordnen zwischen fol. 122 v u. 123 r. Dazu: Roller, Eberhard, Beilage I, Nr. 101 f., S. 20 f.

<sup>76</sup> Codex Eberhardi II, (K 427, fol. 140 r a, ab Z. 19), S. 50 f., einzuordnen zwischen fol. 31 v u. 32 r. Dazu: Roller, Eberhard, Beilage I, Nr. 175 a, S. 34 f.

<sup>77</sup> Codex Eberhardi II, (K 427, fol. 143 v b - 144 v), S. 60 f., einzuordnen zwischen fol. 37 v u. 38 r. Dazu: Roller, Eberhard, Beilage I, Nr. 182, S. 36 f.

<sup>78</sup> Codex Eberhardi I, fol. 145 r a - 156 v b, S. 238-273. Vgl. die dortigen Sprünge der Kapitel 4-6.

<sup>79</sup> Traditiones et Antiquitates, Teil I, cap. 72, S. 149 f. = Codex Eberhardi II, fol. 182 v - 183 r, S. 340 f. (Endzitat: fol. 183 r, S. 341, Z. 25 f.). Dazu: Roller, Eberhard, Beilage I, Nr. 322, S. 70 f.

man es aber H. MEYER ZU ERMGASSEN (2009) zufolge mit einem weitgehend gleichmäßigen und fehlerfreien Pergament zu tun, wobei nur die Lage 20 des zweiten Bandes (fol. 139-146) schlechter ist, die wie ihre Nachbarlagen urbariale Aufzeichnungen in nachlässigerer Schrift beinhaltet. Allgemein sind zudem kleinere Mängel am Pergament (Knochenlöcher) schon deshalb hinzunehmen, weil für das große Vorhaben Eberhards immerhin Felle einer großen Viehherde nötig waren. In künstlerischer Hinsicht fällt eine bemerkenswert reiche Ausstattung ins Auge. Der Codex ist in sorgfältiger schwarzer Buchschrift nebst rubrizierten Überschriften verfasst. Dabei gibt es in beiden Bänden ganze Abschnitte mit mehrfarbig ausgemalten Doppelbögen als Rahmen für zweispaltige Texte. Dort sind die Seiten durch drei in matte Farben getauchte Säulen geteilt, die oben in Bögen schließen und gemäß W. MÜLLER sicher den Eingang in eine Halle darstellen. Dann gibt es einleitende Passagen, die über mehrere Seiten in Auszeichnungsschrift polychrom und in doppeltem Zeilenabstand sehr aufwendig gestaltet sind. Doch auch wenn so die „Summarien“ und einige Register allein in Kolumnen unter Bogenstellungen auf schlanken Säulen geschrieben sind und wichtige Einleitungspassagen besonders herausgehoben wurden, findet man den größten Teil der Handschrift doch in ununterbrochenen Linien über die ganze Breite der Blätter, gerade wenn es um die einfache Wiedergabe von Urkunden geht. Dort ist der Fließtext aber durch ornamental-figürliche Initialen und graphische Monogramme verziert, die ebenfalls von Eberhard stammen. Zur Textausrichtung sind die Privilegien, Immunitäten und Traditionen auf Bleilinen geschrieben, während die Urkundenauszüge auf blinden Linien unter Bogenstellung stehen. Daneben kommen auch die zarten Linien eines Silberstiftes im Codex vor. Eberhards typische Liniierung ist aber die mit Blei, wodurch kräftige graue Farblinien bewirkt werden. Dabei ist die Zeilenzahl einer Seite durchgängig 30, obgleich das Linienschema zu Anfang noch 31 Zeilen besitzt. Die untere Zeile ließ er frei, die Zeilenhöhe beträgt etwa 7,5 mm.

Zur Gliederung des umfangreichen Werks nutzte Eberhard laut H. MEYER ZU ERMGASSEN (2009) verschiedene Rubrizierungen. Dies waren in roter Tinte geschriebene Überschriften zu einzelnen Sinneinheiten des Textes sowie rote Markierungen im Text, wodurch insbesondere Versalien oder Großbuchstaben, mithin wichtige Namen und Wörter, markiert wurden. Dazu gehören Kapitel- oder Paragraphzeichen in rot und braun, aber auch einfache, durch Größe und Farbe hervorgehobene Anfangsbuchstaben. Zudem weist der Codex besondere Randzeichen auf, die eine Inhaltsstelle hervorheben: Dabei handelt es sich um monogrammatisch geschriebene „Nota“, wo alle Buchstaben des Wortes zu einem Zeichen verbunden sind. Sie stammen zumindest teils schon von Eberhard. Abgesehen davon sind einige benachbarte Rubren, die an den Rand geschrieben wurden, mit verschiedenartig verzierten „Rahmen“ eingefasst. Ebenfalls benachbart treten Rubren mit ockerfarbenem „Grund“ auf.

Hinsichtlich des Buchschmucks im „Codex Eberhardi“ gewann man zwar schon in der älteren Forschung verstreute Erkenntnisse, doch befasste man sich in Relation zu den Urkundentexten stets nur am Rande mit ihm. Und wenn dann einmal das allgemein geringe Interesse an ihm doch geweckt wurde, so gab man dem Buchschmuck schlechte Noten. Auch wenn einzelne komplette Raubschnitte von Figureninitialen auf eine gewisse Liebhaberei schließen lassen, schrieben oder schnitten andere, weniger angetane Benutzer des Codex häufig einfach in die Malereien hinein. Eher positiv eingestellt waren aber schon E. DRONKE (1844) und O. ROLLER (1901). Damit standen sie in Kontrast zum freien Umgang von J. SCHANNAT (1729) und zum eher negativen Urteil von E. STENGEL (1958). Besonders ins Auge stechen natürlich die – ebenfalls über Bleilinen hinweg – in Miniaturzeichnungen ausgestalteten Initialen der Urkunden, welche die herausgehobene Bedeutung des Codex feierlich unterstreichen und mit denen daher viele Texteinheiten – oft Seite auf Seite – versehen sind. So ist die Handschrift bereits gemäß E. DRONKE wegen der großen Menge bildlicher Darstellungen auch für die Kunstgeschichte von hoher Wichtigkeit. Dieser Editor war es auch, der erstmals eine farbige Abbildung aus dem Codex im Druck veröffentlichte – allerdings mit einer Bogenarchitektur

(Band 2, fol. 83 v). Die Ausschmückungen belegen auch laut dem zurückhaltenderen E. STENGEL immerhin eine, wenn auch bescheidene, künstlerische Befähigung ihres Zeichners. Allgemein schreibt man sie Eberhard selbst zu, so dass er über eine – bei Lampert genrebedingt unbekannte, aber auch nicht zu erwartende – künstlerische Ader verfügte. Gewöhnlich wird die Rolle der Initialen durch Bilder, ganze oder halbe Figuren, groteske Tiergestalten, phantastische Ungetüme und Arabesken eingenommen. Dabei stehen die Figuren in enger Beziehung zu den Urkunden und erscheinen je nach dem Stand oder Geschlecht des jeweiligen Ausstellers des Dokuments oder des Schenkers der darin gemachten Vergabungen als so unterschiedliche Persönlichkeiten wie Päpste, Kaiser, Könige, Ritter, Mönche und Frauen. Dieser Fundus von – meist der Oberschicht angehörigen – Personen gewährt uns einen unschätzbaren Einblick in die um 1160 gängige, auch über das klösterliche Umfeld hinausgehende Vorstellung über das typische Aussehen bestimmter Sozialgruppen. Dabei ist die circa 21 Zeilen hohe Kaiserfigur Konrads II. (1024/27-1039) als Initiale *I* auf Blatt 115 r im ersten Band laut O. ROLLER auch heraldisch aufschlussreich, da der nur kurz vor dem Aufkommen der heraldischen Bilder schreibende Eberhard hier den Schild des Kaisers nicht mit dem Adler, sondern mit einem Schildbeschlag schmückte (Kap. VI.<sub>1</sub>)<sup>80</sup>. Die Krone ähnelt dem Forscher zufolge in ihrer eckigen Form denen auf Kaisersiegeln. Allerdings relativierte hier H. MEYER ZU ERMGASSEN (2009), dass diese winklig gezeichnete Form nur gelegentlich auf Kaisersiegeln vorkommt, etwa auf dem Königssiegel Ottos III. Ansonsten sind in einigen Fällen individuelle Anklänge möglich, wie bei der Eigendarstellung im Widmungsbild (Kap. III.<sub>1+3</sub>) und der ihm geläufigen Erscheinung Marquards I. als Gesta-Initiale (Kap. VI.<sub>7</sub>).

Hier müssen wir uns mit einer These von E. DRONKE beschäftigen, laut der J. SCHANNAT die Personenbildnisse im Codex scheinbar generell für Portraits von Zeitgenossen Eberhards hielt. Zumindest gab er in der „Dioecesis Fuldensis“ (1727) ein Bild der Matrone (verheirateten älteren Dame) Burcswind (etwa 810) als das einer Matrone Berth(e)rada (1137) aus<sup>81</sup>. Gemäß W. HEINEMEYER (1976) erscheint Letztere wohl auch auf Fragment 5 a der „Chronica Fuldensis“ zu 1164 über den Tod zweier namenloser Sanktimonialen vom Frauenberg:

[Annus M.C.LXIII., ind(iccio) XII<sup>a</sup>. O(bierunt) ....., quarum una quan]do diu cum marito suo religiosam satis vitam duxerat, altera post obitum viri sui seculo renunciaverat assumptoque religionis habitu non parvo tempore in Monte beate Marie honeste conversata felici fine presentem vitam immutavit; [...]<sup>82</sup>.

Dabei könnte laut W. HEINEMEYER die erste der beiden Sanktimonialen die *matrona Ebbeceiz nomine, huius Fuldensis civitatis incola*, beziehungsweise *matrona nomine Ebeza* sein, von der bei Pistorius III und Eberhard zwei fuldanahe Schenkungen in Kämmerzell (vor 1164)<sup>83</sup> und Neustadt (um 1150)<sup>84</sup> zum Seelenheil ihres Gatten je in Notitiaform überliefert sind. In der ersten Notitia ist die Constitutio bei Eberhard (Nr. 314) bis auf den etwas völligeren Ausdruck gleich wie bei Pistorius III (Nr. 24), dessen Arenga im Codex fehlt, während dieser eine kurze Invokation und Zeugen mehr als Pistorius III hat. Die zweite Notitia ist bei Eberhard (Nr. 317) reichlich gegenüber Pistorius III (Nr. 27) erweitert, dem auch die Zeugen

<sup>80</sup> Roller, Eberhard, S. 12, Anm. 4 u. Beilage III, Nr. 1 (Schwarz-Weiß-Abbildung). Vgl. aber Codex Eberhardi I, fol. 115 r, S. 178, Z. 3 mit Anm. c u. Codex Eberhardi IV, Buchschmuck, S. 114, Anm. 353.

<sup>81</sup> Kritisch zu Schannat, S. 120 f. (Bild S. 121): Chronica Fuldensis, Text 5 a, Anm. 1, S. 62; Codex Eberhardi IV, Buchschmuck, S. 6 f. u. Traditiones et Antiquitates, Vorrede, S. IX, Anm. 1.

<sup>82</sup> Chronica Fuldensis, Text 5 a, Z. 1-7 (vorher 3), S. 61. Von 1164 fehlen wohl 3, vielleicht 4 Zeilen.

<sup>83</sup> Codex diplomaticus, Nr. 805, S. 397 f. = Codex Eberhardi II, fol. 178 r, S. 334 (Name: Z. 8 f.). Dazu: Roller, Eberhard, Beilage I, Nr. 314, S. 68 f.

<sup>84</sup> Codex diplomaticus, Nr. 806, S. 398 = Codex Eberhardi II, fol. 179 v, S. 336 (Name: Z. 5). Dazu: Roller, Eberhard, Beilage I, Nr. 317, S. 68 f.

fehlen. Dabei heißt der Gatte im Codex abweichend *Gundelah(i)*<sup>85</sup> und *Almund(i)*<sup>86</sup>, während in den wohl zuverlässigeren Fassungen bei Pistorius III nur in der Kämmerzeller Urkunde der Name (*Gundilah*<sup>87</sup>) genannt wird. Letztlich verdient *Ebbeceiz* auch als Einwohnerin der Stadt Fulda Beachtung (Kap. VI.6). Die zweite Sanktimoniale ist sicher die *matrona nomine Berthrada (Berhterada)*, Witwe des Fuldaer Ministerialen Christian von Goldbach, die 1137 der Abtei ihr Dorf Elende (Ober-/Unterellen (süd)westlich Eisenach oder Elende südwestlich Nordhausen) stiftete und dafür einen Wohnsitz und eine Präbende auf dem Frauenberg sowie eine weitere Präbende in der Hauptkirche angewiesen bekam<sup>88</sup>. Die Notitia erscheint in zwei Codexversionen: Die bei den Schenkungen (Nr. 199) hat mehrere Varianten und ein gekürztes Ende. Von den 26 Zeugen werden nur fünf genannt und der Schlusssatz ist geändert (Kap. VI.1). E. DRONKE druckte aus J. SCHANNAT (*ex Pistor. III collatum cum autographo*<sup>89</sup>), der gegen Pistorius III (Nr. 30) einige (15) Varianten besitzt; in einigen stimmen Pistorius III und Eberhard gegen J. SCHANNAT. Die bei den Oblationen (Nr. 318) weist ein zur Pistorius-Notitia und Erstversion ziemlich erweitertes Diktat auf, doch ist das Ende, von der Zeugenreihe an (dafür *coram multis testibus*<sup>90</sup>) fortgelassen – wie die Pistorius-Arenga (Kap. IV.4).

Freilich verband J. SCHANNAT mit dieser Person eine andere Initiale: So steht im zweiten Band bei der echten Schenkung einer Matrone *Burcswind* von etwa 810 (Nr. 175)<sup>91</sup> als Initiale *D* von neun Zeilen Höhe das Brustbild solch einer Matrone (fol. 31 r), das der Gelehrte jedoch für ein Portrait Berth(e)radas hielt. Laut W. HEINEMEYER stellt die Abbildung der Portraitzeichnung bei J. SCHANNAT aber nicht Berth(e)rada, sondern die dort auch behandelte Matrone *Burcswind* dar. Eberhards allein figürliche Zeichnung zur Erstversion 1137 (Band 2, fol. 54 v), eine Initiale *I* von circa 10 Zeilen Höhe, zeigt dagegen gemäß W. HEINEMEYER zwei Personen, wohl Mann und Frau, die sich an den Händen halten, gemeinsam in einem Rock stecken und zusammen nur zwei Beine haben. Hier meinte Eberhard ihm zufolge offenbar das Ehepaar Christian und Berth(e)rada von Goldbach. Allerdings handelt es sich laut H. MEYER ZU ERMGASSEN (2009) einfach um siamesische Zwillinge ohne Bezug zur Urkunde, da in der Darstellung kein Unterschied des Geschlechts zu sehen sei. Immerhin stellte Eberhard solche für ihn wunderlichen Phänomene auch sonst öfters dar – davon bald mehr.

Was nun die laut E. DRONKE mit der Zuordnung von J. SCHANNAT verbundene These einer Abbildungsübertragung angeht, so lässt sich dies natürlich nicht so einfach ausschließen, doch gehen die Überlegungen von H. MEYER ZU ERMGASSEN in eine andere Richtung. Demnach schob J. SCHANNAT das „Portrait“ der Schenkerin *Burcswind* einfach einer ganz anderen Matrone, nämlich Berth(e)rada, unter, ohne dies klar anzugeben. Dies ist demnach allein ein Beispiel für seine willkürliche Arbeitsweise. Denn es gibt eben im Codex gar keine Bild-darstellung der Berth(e)rada zu ihrer zweimal kopierten Schenkungsurkunde. J. SCHANNAT stattete die Schenkerin von 1137 dennoch mit einem Portrait aus, indem er auf die Initiale zu einer Schenkung der Matrone *Burgswind* von um 810 zurückgriff<sup>92</sup>. Wenn er schon auch erkannte, dass Eberhards Personen nur „Typen“ darstellen (etwa Matronen), aber keine realen Personen, ist sein Verhalten gemäß H. MEYER ZU ERMGASSEN doch bedenklich. Dieser Lesart zufolge erkannte E. DRONKE die Vertauschung zwar schon, deutete sie aber anders. In

<sup>85</sup> Codex Eberhardi II, fol. 178 r, S. 334, Z. 10.

<sup>86</sup> Codex Eberhardi II, fol. 179 v, S. 336, Z. 6.

<sup>87</sup> Zit. n.: *Chronica Fuldensis*, Text 5 a, Anm. 1, S. 62, Z. 20.

<sup>88</sup> Codex diplomaticus, Nr. 792, S. 388 f. (S. 388, Z. 30: *Bertheradam*) = Codex Eberhardi II, fol. 54 v - 55 r, S. 86-88 (fol. 54 v, S. 86, Z. 22: *Berhteradam*) u. fol. 180 r - 181 r, S. 336-338 (fol. 180 r, S. 336, Z. 21: *Berthrada*). Dazu: Roller, Eberhard, Beilage I, Nr. 199 u. 318, S. 40 f. u. 68 f.

<sup>89</sup> Zit. n.: Roller, Eberhard, Beilage I, Nr. 199, S. 41, Z. 31 f.

<sup>90</sup> Codex Eberhardi II, fol. 181 r, S. 338, Z. 15 = Roller, Eberhard, Beilage I, Nr. 318, S. 69, Z. 26.

<sup>91</sup> Codex diplomaticus, Nr. 296, S. 145 f. (Name: S. 145, Z. 29) = Codex Eberhardi II, fol. 31 r+v, S. 49 f. (Name: fol. 31 r, S. 49, Z. 6). Dazu: Roller, Eberhard, Beilage I, Nr. 175, S. 32-35.

<sup>92</sup> Abbildung der Schannatdarstellung in: Codex Eberhardi IV, Buchschmuck, S. 6, Abb. 7.



dessen Sinn weist eine lateinische Randbemerkung mit Bleistift II fol. 31 r J. SCHANNAT einen „Irrtum“ bei der zeitlichen Zuweisung nach<sup>93</sup>. Letztlich konnte Eberhard sowieso bei älteren Darstellungen ungleich einfacher seine Phantasie einsetzen, statt mühsame Kopien anzufertigen. Bei zeitgenössischen Motiven ist jedoch eine gewisse Portraitähnlichkeit nicht auszuschließen, namentlich bei Eberhard selbst, Abt Marquard I. und dem Frauenberger Propst Rugger (Kap. VI.7). Hier darf man eben zwar selbst beim Eigenbildnis keinen großen Anspruch auf Portraitähnlichkeit erwarten, doch war er immerhin als Zeichner so geschickt, dass er etwa das Alter des Motivs andeuten konnte (Kap. III.1). Jedenfalls ragt dabei wieder neben den Gesta das für Eberhards Haltung zentrale Widmungsbild heraus (Kap. III.3).

Generell ist laut O. ROLLER (1901) aber auch auf eine innere Verbindung von Bildern und Urkunden hinzuweisen, welche über die inhaltsbezogene Darstellung hinausgeht: Denn während im ersten Band bis auf ganz wenige Fälle das einleitende *I* (*In nomine* [...])<sup>94</sup> der verbalen Invokation die Initiale bildet, war Eberhard anscheinend im zweiten Band diesen Stereotyp leid und änderte daher mehrfach den Auftakt, indem er die Invokation teils einfach wegfallen ließ. Dabei lässt sich natürlich in den Zeichnungen und der Farbengebung ein Fortschritt seiner Kunstfertigkeit ablesen. Freilich entwarf Eberhard seine späteren Zeichnungen leichter und daher auch bisweilen weniger sorgfältig, während die Darstellungen immer grotesker wurden, indem nun statt Päpsten, Kaisern oder anderen menschlichen Figuren Teufel, Frauengestalten mit Fischleibern, Doppeladler und vielfältige Fabelwesen erschienen<sup>95</sup>. Zudem finden wir Tiere wie Hirsche, Böcke und Adler, Gestalten mit einem Unter- und zwei Oberkörpern oder einen Mann mit zwei Armen und Beinen, aber nur einer Hand und einem Fuß. Abgesehen davon gibt es aber auch Initialen mit der schönsten romanischen Ornamentik ohne jegliche Tiergestalten. Dabei sind die Farben laut O. ROLLER relativ einfach und (inzwischen) ziemlich matt, wobei Eberhard nur über Rot, Blau, Grün und Gelb, ein schmutziges Rosa sowie natürlich Schwarz und Weiß verfügte. H. MEYER ZU ERMGASSEN (2009) sprach kompakter von Braun, Rot, Grün, Ocker, Blau und Rosa, was sich alles gesammelt just im Widmungsbild findet (Kap. III.3). Laut O. ROLLER haben wir es hier abgesehen vom Rosa nur mit heraldischen Farben zu tun. Dabei benutzte Eberhard das Gelb namentlich zum Grundieren der Initialen, während das Rosa als Fleischfarbe diente. Vor allem aber konnte er trotz seiner bescheidenen Farbpalette eine sehr reiche Abwechslung erzeugen. Insgesamt verfügte Eberhard so gemäß O. ROLLER über ein nicht unbedeutendes künstlerisches Talent. Namentlich besaß er einen guten Geschmack in der Farbkombination und einen feinen Sinn für die Wirkung der Ornamentlinien. So seien die romanischen Blattornamente der Initialen *vielfach von geradezu entzückender Wirkung*<sup>96</sup>. Zudem war seine künstlerische Phantasie weit fortgeschritten, tendierte aber leicht zum Bizarren bis Grotesken. Insgesamt würdigte O. ROLLER also Eberhards darstellerische Fähigkeiten durchaus positiv, wenn er auch dessen reine Ornamentik bevorzugte. Damit hob sich seine Bewertung noch merklich von der E. STENGELS ab, der dem Mönch später ja nur ein bescheidenes Kunstvermögen bescheinigte. Demnach konnte die ältere Forschung kein einheitliches Urteil über die künstlerischen Qualitäten Eberhards gewinnen, was auch mit der punktuell-marginalen Sicht zu tun hatte.

Einen Perspektivwechsel nahm erst H. MEYER ZU ERMGASSEN (2009) im vierten Editionsband vor, wo Eberhards Buchmalereien nicht nur erstmals komplett im Druck erschienen, sondern auch in eine überschaubare Ordnung gebracht und in eine ganzheitliche Betrachtung des Codex einbezogen wurden<sup>97</sup>. Immerhin demonstrierte Eberhard neben sprachlichen Fer-

<sup>93</sup> Codex Eberhardi IV, Buchschmuck, S. 109, Anm. 27.

<sup>94</sup> Zit. n.: Roller, Eberhard, S. 44, Anm. 1.

<sup>95</sup> So: Codex Eberhardi II, fol. 49 r: Roller, Eberhard, Beilage III, Nr. 3 (Schwarz-Weiß-Abbildung).

<sup>96</sup> Roller, Eberhard, S. 79, Anm. 8.

<sup>97</sup> Beschreibung: Codex Eberhardi IV, Buchschmuck, S. 29-115; Katalog: S. 117-358 (Initialen S. 120-187 und ganzseitiger Buchschmuck S. 188-358) u. Übersicht über die Verteilung S. 360-363.

tigkeiten eines Schreibmeisters genauso Fähigkeiten als Kalligraph, bildender Künstler und virtuoser Buchmaler. Dabei erscheinen seine Bilder als „Schule des Sehens“ und geben vielfältige Einblicke in die Vorstellungswelt eines Mönches und das alltägliche Leben im Mittelalter. Demnach treten nur wenige damalige Brüder so plastisch als Persönlichkeit vor Augen wie Eberhard, indem er die etwa zum – ebenfalls auf seine Weise herausragenden – Lampert klaffende Lücke bei den Biographieangaben durch sein künstlerisches Erbe überbrückt. Zudem trägt der Buchschmuck zur Erkenntnis des Werkcharakters bei, zumal der Codex in dieser überaus reichen Ausstattung keinem bekannten klassischen Kopiar im Sinne eines „Archivbehelfs“ entspricht (Kap. III.3). Immerhin sind von den 748 Seiten mehr als die Hälfte, exakt 386, mit ganzseitigem Buchschmuck oder mit Schmuckinitialen versehen. Dabei nahm H. MEYER ZU ERMGASSEN mit seinem Katalog anders als seine verstreuten Vorgänger bewusst keine künstlerische Wertung vor, sondern wies nur eindringlich auf den Bestand hin.

Allerdings äußerte sich Eberhard anders als zu seinen Texten nicht zu seinen Abbildungen und deren Funktion (Kap. III.3). Bei den Schmuckinitialen erscheint die Menge der Einzelformen bei aller Variation aus einem Guss, indem eine augenfällige Ähnlichkeit in vielen Personendarstellungen und mehrere fast deckungsgleiche Entwürfe über den Codex hinweg auffallen. Auch gibt es einzelne charakteristische Motive in unterschiedlicher Verwendung, so das kleeartige Dreiblatt, das kreuzblumenförmige Vierblatt sowie die bandartige Verzierungen am Flügelgelenk bei Vögeln, Drachen und Monstern. Das Verfahren bei der Ausstattung des Codex macht auf den ersten Blick einen widersprüchlichen Eindruck: In machen Fällen ist die Priorität des Textes augenfällig, indem der Text Platz für die Zeichnung auspart und diese wiederum auf ihn reagiert. Dies zeigte H. MEYER ZU ERMGASSEN bei einer Königsinitiale auf Blatt 110 r des ersten Bandes: In die vom Text gelassene Lücke kam zuerst eine zarte Vorzeichnung und dann die braune Grundzeichnung. Während des Prozesses konnten spontane Zusätze erfolgen (so Schriftbänder), was Radierungen nötig machte und Asymmetrien in Kauf nahm. Im zweiten Arbeitsschritt folgte die farbige Tönung einzelner Teile, dann wurde die ganze Figur mit roter Tinte strukturiert. Auch musterte Eberhard nun einzelne Partien (etwa Strümpfe). Die verwendete rote Tinte ist identisch mit der des Rubrics, das der Zeichnung ausweicht und einzelne Buchstaben des Textes auszeichnend rubriziert. In mehreren anderen Fällen, vorwiegend im ersten Band, ist ebenfalls die Priorität des Textes zu erkennen, da die Initialfiguren teils über den Text hinweg gemalt wurden. Auf der anderen Seite gibt es aber zahlreiche Beispiele dafür, dass die Texte den Initialen – oft mitten in einem Wort – ausweichen, sowohl Auszeichnungsschrift als auch normaler Text. Hier muss die Zeichnung also vor dem Eintrag der Schrift ausgeführt worden sein. Die mit roter Tinte geschriebenen Überschriften stammen ebenfalls von Eberhard, wobei er eben in diesem Arbeitsgang auch die Initialen vervollständigte. Dabei führte er im ersten Band einige der Schmuckbuchstaben überhaupt erst aus. Da hier das Zeichnerische ohne andere Zusätze einheitlich hervortritt, sind sie dem Forscher zufolge besonders gelungen.

Insgesamt war also gemäß H. MEYER ZU ERMGASSEN die Entstehung des Buchschmucks in unterschiedlichen Arbeitsgängen in die Codexherstellung eingebunden. Aus der engen und vielfältigen Verflochtenheit zwischen Schreibvorgang und Bandgestaltung ergibt sich klar, dass Eberhard Schreiber und Gestalter in einem war. Die Initialen wurden von ihm in mehreren Arbeitsgängen zur endgültigen Form gebracht. Zuerst legte er – wohl nur gelegentlich – eine Skizze an, dann zeichnete er vor oder kurz nach dem Schreibvorgang die Initiale mit brauner Tinte grundrissartig mit sicherem Strich, wobei Fehlerkorrekturen kaum vorkamen. Daraufhin trug er die Rubren mit einer anderen Feder und mit roter Tinte nach; zugleich fügte er in der Regel die rote Binnenzeichnung in den einzelnen Motiven ein. Auch dabei erwies sich Eberhard als Experte, denn durch die Schraffuren in rot erhielten einzelne Figuren zusätzliche Körperkonturen und bei den Textilien der Kleidung wurden Muster angedeutet. Doch gibt es auch Initialen, die kaum eine solche Ergänzung in rot erhielten.

Laut der von H. MEYER ZU ERMGASSEN vorgenommenen Untersuchung der äußeren Erscheinung der Handschrift ist diese nicht aus einem Guss, sondern durchlief einem längeren Formungsprozess, was sich auch auf den Buchschmuck auswirkte. Dem Forscher zufolge ist die erste Lage sogar entgegen O. ROLLER (1901) und E. STENGEL (1958) von einer anderen Hand geschrieben, worauf wir noch unter dem paläographischen Aspekt näher eingehen werden. Hier genügt vorerst als Hinweis, dass diese Hand laut H. MEYER ZU ERMGASSEN auch ein eigenes Gestaltungskonzept mit weit sparsamerem Buchschmuck benutzte. Nach Eberhards Übernahme blieb er nach jener Lesart zunächst im Großen und Ganzen bei dessen Konzeption und schrieb buchstäblich auf dessen Linien weiter. Doch ließ er bereits seine eigene Gestaltungsauffassung einfließen, indem die einleitenden Initialen schon hier mindestens Doppelgröße besitzen und die ersten Wörter der Urkunden in Schmuckschrift stehen.

Die ideologische Basis seiner Arbeit legte Eberhard mit dem – einzig ganzseitigen – Widmungsbild, wo Bild und Text eine Symbiose eingehen und seine Haltung zeigen (Kap. III.<sub>3</sub>). Es findet sich zwar erst auf fol. 6 r des zweiten Bandes, doch ist dies nur der späteren Bandteilung geschuldet. Dort überhöhte er den Abteibesitz geistlich, erklärte die Schenkungen an Fulda zum sakrosankten Besitz Gottes und sah gemäß einem zitierten Christuswort sein Werk als gottwohlgefällig an. Damit verriet er, dass er Verse schmieden konnte, sich in der Sprache der Bibel auskannte und routiniert die Bildsprache seiner Zeit wie die Technik der Bildillustration beherrschte. Diese Ausstattung sollte die Texte schmücken und erläutern.

Jenseits des Widmungsbildes zeigen mehrere komplett kalligraphisch gestaltete Seiten, dass Eberhard wie ein Schreibmeister nicht nur eine geschickte Buchschrift, sondern auch mehrere Typen von Auszeichnungsschrift anzufertigen vermochte, um Textteile hervorzuheben. So findet man just vor dem Widmungsbild zwei kalligraphische Seiten in anspruchsvoller Zierschrift, die redaktionelle Texte bieten (Band 2, fol. 5 r+v). Die Buchstaben sind alle Majuskeln, gemischt aus Kapitalis und Unzialis-Alphabet. Die Schrift wurde bewusst archaisch gehalten, indem sie sich offenbar an älteren Beispielen der Klosterbibliothek orientiert, wie ungewöhnliche Buchstabenformen nahe legen. Der Text steht in doppeltem Zeilenabstand, zeilenweise abwechselnd mit roter und brauner Tinte. Er wurde in zwei Spalten geschrieben, wobei den Rahmen eine Architekturzeichnung bildet, die einen romanischen Doppelbogen und ihn tragende Säulen darstellt. Andernorts ist die mittlere Säule auch ausgelassen und man findet einen Textblock. Auch sonst gibt es mehrere Seiten in Zierschrift, auch ohne Architekturrahmen, aber stets in doppeltem Zeilenabstand. Für sie nutzte Eberhard unterschiedliche Schrifttypen, neben der monumentalen Kapitalis (wie Inschriften auf Steinmonumenten) eine Kapitalis rustica und eine kleine Majuskelschrift (quasi Kapitälchen). Auch hier gibt es als Variation die zeilenweise Mischung aus brauner und roter Tinte oder auch je ganzseitig einfarbig. Fast immer beginnen die Seiten sehr minutiös, sind aber nicht mit dem gleichen Aufwand zu Ende geführt. So vereinfachte Eberhard den Farbwechsel von einem buchstabenweisen auf einen zeilenweisen Takt. Dies zeigt seine wachsende Ungeduld angesichts des zeitintensiven Federwechsels – ein Merkmal seiner Jugend (Kap. III.<sub>1</sub>).

Neben den kalligraphischen Seiten gibt es im „Codex Eberhardi“ auch solche mit ganzseitigem Architekturrahmen. Diese waren im früheren Mittelalter vorwiegend aus Evangelienhandschriften mit Synopsen und Kanones bekannt, so in Fuldaer Kanones im letzten Drittel des 10. Jahrhunderts. Just im 12. Jahrhundert kam es aber zu einer Säkularisierung ihrer Anwendung, wie wir sie auch bei Eberhard finden. Er benutzte sie zunächst für seine Inhaltsverzeichnisse auf insgesamt 8-9 Seiten, die den verschiedenen Hauptkapiteln des Codex vorgeschaltet waren. Vor allem aber platzierte er sie zur Auflockerung in die monotone Fülle von „Summarien“, die auf über 150 Seiten die hrabanischen Chartulare mit Privatschenkungen zusammenfassten. Damit betonte er deren Kurzcharakter, nahm ihnen aber auch etwas von ihrer Eintönigkeit. Denn er versah seine Architekturrahmen mit variationsreicher Ornamentik und bildlichen Einsprengseln, die ohne Textbezug als äußerer Schmuck der

Handschrift dienten. Als Grundtypus fungierte ein Architekturmodell aus drei Säulen, die er aus mehreren parallelen, mit dem Lineal gezeichneten Linien sowie mit frei geformten Basen und Kapitellen gestaltete. Darüber kam ein Doppelbogen, deren jeder stets sorgfältig aus zwei oder mehreren parallelen Kreissegmenten mit dem Zirkel gezogen wurde. Durch ständige Variation der Einzelmotive sollte der Codex Aufmerksamkeit erregen, indem der neugierige Leser zum Blättern animiert wurde, um so auch seinen Inhalt im Überblick wahrzunehmen. Dies geschah durch unterschiedliche Tingierung und Muster bei Säulen und Bögen, vor allem aber durch Variation von Bekrönung, Kapitell und Base. Dies war ganz wie im zeitgenössischen Architekturvorbild, dem auch im Kloster Fulda von Eberhard zu bestaunenden romanischen Kreuzgang. Ähnlich variantenreich war natürlich auch die Farbwahl. Doch wurde blau nur einmal für die Fassung von Bögen verwandt, am häufigsten dagegen grün, ocker und rosa, in unterschiedlichem Wechsel auf denselben Seiten. Auch hier fällt ein phasenweises Arbeiten auf, indem bestimmte Kombinationen mehrmals hintereinander vorkommen.

Als oberer Teil der Architekturrahmen fungierte die Bekrönung der Bögen, die bei Eberhard meist je drei Schmuckmotive besaß. Auch hier lag der Architekturgedanke zugrunde, so dass er kleine Türmchen darstellte. Diese variierte er in den Fenstern, Dachformen und Geschossen. Auch dort zeigt sich bis ins Detail, dass in Eberhards Zeichnungen neben überlieferten „Bildmodellen“ zudem Impressionen aus seiner Lebenswelt stecken. Durch diese Realien werden seine Bilder zu historischen Quellen. Wie bei allen Erzeugnissen Eberhards trat hier das Zeichnerische hervor, wo seine gestalterische Stärke lag. Im Verlauf seiner Arbeit änderte er die Formen der Gebäude, wo ebenfalls Spielarten von Türmen auf wenigen, aber aufeinander folgenden Seiten auf Arbeitsphasen deuten. Neben Türmchen waren auch florale Motive (Kreuzblume) und antropomorphe Masken möglich. Als zweithäufigste Bekrönung nach den Türmchen wählte Eberhard ausschließlich florale Elemente, wieder zur Abwechslung variiert in schlanke-sprossenartige, massiv-vollblättrige oder staudenförmige Typen.

Die mittlere Gestaltungsstufe der Bogenarchitekturen waren die Kapitelle in der Übergangszone von Säule und Bekrönung. Hier hatten sich schon die Kanonesvorlagen eng an die Bauarchitektur angelehnt, worin ihnen Eberhard folgte. Dabei zeigte er wiederum eine große Bandbreite von Kelchkapitellen, Palmettenkapitellen und vasenartigen Kapitellen in je noch interner Variation. Gleichfalls kombinierte er wie bei den Bekrönungen architektonische Motive mit anthropomorphen und zoomorphen Darstellungen, die von Naturalismus bis Phantasie reichten. So brachte er Vogelpaare, Rundköpfe, Tierköpfe und Menschenköpfe, wobei er immer auch um interne Variation bemüht war. Eine weitere Variante und Steigerung bildeten regelrechte Bildgeschichten aus Köpfen, so im ersten Band auf den nebeneinanderliegenden Seiten 147 v und 148 r ein Liebespaar im Mittelkapitell vor und während eines Kusses, das je von Zuschauern im rechten und linken Kapitell beobachtet wird. Hier stellte der junge Eberhard also für einen Mönch ein erstaunlich pikantes, humorvolles und lebensnahes Bild dar.

Schließlich komplettierten bei den Bogenarchitekturen die Säulenbasen seine drei Darstellungszentren. Hier finden wir etwa ebenfalls ein reines Architekturmotiv in Gestalt von mehreren aufeinander gelegten „Platten“ in gestaffelten Größen. Ein weiteres reines Architekturmotiv sind die Baluster in unverzierter, viel öfter aber reich verzierter Form, wobei Eberhard immer wieder die Palmette verwendete. Als eigenständige Elemente tauchen kugelartige Gebilde mit Palmettendekor auf, die an antike Sternziegel erinnern und zuweilen auch in Muschelform auftreten. Im zweiten Band erscheint mehrfach ein mit der Palmette verwandtes Motiv, das zwei übereinander gestellte Fächerblätter als Verzierung von Säulenbasen zeigt. Zudem schuf er mit großem Aufwand Basen, die zwei oder drei Palmetten zu einem Säulenfuß zusammenfassen. Daneben tauchen auch bei den Basen mannigfache Fabelwesen auf, zumeist als Tierköpfe, aber auch als Köpfe tierorhriger Faunen oder Wildmenschen. Eine Besonderheit sind drachenähnliche Monstergestalten, deren Platz in den Basen durch Psalm

90, Vers 13 bedingt war, wo von deren Niedertreten die Rede ist. Doch obwohl sie der Psalmvers eigentlich als gefährliche Tiere beschreibt, machen sie bei Eberhard einen drolligen Eindruck. Dies ist wohl gewollt, da er sich über die Monster lustig machte. Auch an anderer Stelle trieb er subtil mit Entsetzen Scherz – bei einer später zu behandelnden Figureninitiale mit keinem Geringeren als dem Teufel. Wirft man noch einmal einen vergleichenden Blick auf die Kapitelle, so fällt auf, dass der Mönch zu den Köpfen der Kapitelzone nun bei den Basen die passenden Hände oder Füße stellte. Auch hier findet man variantenreiche Formen, was zeichnerisches Können und darstellerische Kraft belegt. Die Hände erscheinen wie anatomische Studien, gerade im Vergleich zu den „expressionistischen“ Weiseshänden.

Insgesamt hatte sich Eberhard wohl die Aufgabe gestellt, auf Seiten mit Architekturbögen in Bekrönungen, Kapitellen und Basen Verzierungen und kleine Illustrationen anzubringen und diese ständig zu variieren. Dabei entsprach sein Phantasievorrat dem selbstgesteckten Ziel und er vollbrachte seine Arbeit mit technischem Geschick sowie mit Witz und Humor.

Trotzdem stellen in anderen Bereichen der Handschrift die vielen Schmuckinitialen noch mal eine Besonderheit des Codex dar. Sie wurden von Eberhard in mehreren Arbeitsschritten ausgeformt und reichen von einfachsten bis ganz komplexen Versionen. Damit hebt er sich gemäß H. MEYER ZU ERMGASSEN meist auch spürbar von der reduziert agierenden Hand der frühesten Lage ab. Doch nicht nur Hand 1 benutzte ein einfaches System der Textgliederung mit Rubren und kleinen Initialen, sondern auch später Eberhard in den „Gesta Marcvardi“ (Kap. VI.7) sowie den urbarialen Texten (je Band 2) und Kirchweihnотizen (Band 1), die zudem beide in einer weniger sorgfältigen Schrift stehen – also für Teile, die nicht zum Urbestand der Handschrift gehören. Die eigentliche einfache Standardinitiale ist die unverzierte und einfarbige, welche bei Eberhard seltener, aber gleichrangig mit den Schmuckinitialen erscheint. Denn beide sind gleichermaßen mit kalligraphischen Textanfängen in den ersten Zeilen verbunden. Neben dieser reduzierten Form gibt es schon einfache Initialen mit einfachen Verzierungen. Auch hier ist laut H. MEYER ZU ERMGASSEN durch den begleitenden Einsatz der Kalligraphie deutlich, dass es sich nicht um nachrangige Gliederungselemente, sondern nur um Varianten der aufwendigeren Schmuckinitialen handelt, die Eberhard phasenweise einsetzte. Ein dritter Initialentyp sind floral ausgeschmückte Rankeninitialen, die auch zu den hochmittelalterlichen Standardinitialen zählen. Hier werden die Buchstabenformen von meist üppigen Ranken umspielt, was auch Eberhard in stets neuen Variationen nutzte – so lobte O. ROLLER diesen Typ ja besonders. Daneben schuf der Mönch noch floral ausgeschmückte Initialen mit Drachenmotiv. Dabei handelt es sich um eine Variante der Rankeninitiale, wo ein Drache in die mit Ranken ausgestattete Zeichnung integriert ist. Beide Arten gestaltete er gekonnt und nutzte auch sie nur zu Gliederung und Schmuck ohne Textbezug.

Eine herausragende Initialenform sind dann die Bildeinschluss-Initialen. Hier wurden Drachen oder andere Wesen in die Anfangsbuchstaben als schmückendes Beiwerk hineingezeichnet, ohne integrierender Bestandteil des Buchstabens zu werden. So konnte Eberhard gegenüber den bisherigen Initialentypen Individuelleres ausdrücken, da in den Innenräumen vielfältige Bildmotive Platz fanden. Auch hier sieht man verschiedene Unterarten, wobei zunächst die aus der Architektur der Zeit bekannten Monster und Dämonen erscheinen, die fest in der mittelalterlichen Vorstellungswelt verankert waren. Im Detail zeichnete er Drachen, einen Basilisken, zwei chimärenartige Mischwesen und eine Fabelfrau. Dabei lässt sich ebenfalls keine Beziehung zu den zugehörigen Texten belegen, so dass die Bilder offensichtlich auf der Erzählfreude des Zeichners beruhen, der aber sicherlich Vorlagen verarbeitete (Kap. III.4). Daneben gibt es Initialen mit eingezeichneten Tieren, bei denen trotz aller Stilisierung die natürlichen Vorbilder erkennbar sind, nämlich Hirsche, Adler, ein Pfau, ein Hahn, eine Schlange und ein Paar Fische. Hier kommen auch kleinere Bildgeschichten vor, so dass Stare als Traubendiebe durch eine Initiale *N* schwirren (Band 2, fol. 123 v) und einem verunglückten Reiher oder Kranich – er ist durch den Schaft des Buchstabens *I* ge-

pfählt – sein Partner tröstend die Krallen hält (Band 2, fol. 57 v). Zwar gibt es für viele der dargestellten Tiere allgemeine Nachweise für deren christlichen oder politischen Symbolwert, doch drückte Eberhard vermutlich nur einmal eine derartige Bedeutung aus – beim Adlerschmuck in der Initiale *C* zum Herrschernamen Karls des Großen (Band 2, fol. 67 v). Dies könnte auf den Reichsadler hinweisen, so wie Eberhard andernorts ebenfalls mit einem Herrscherbild zwei Adler präsentierte (Band 1, fol. 84 v). Dieses Motiv erscheint aber auch einmal ohne Reichsbezug wohl in christlichem Sinn bei einem Ministerialen aus Eisenach (Band 2, fol. 176 r). Jedenfalls gibt es als dritte Form der Bildeinschluss-Initialen noch Initialen mit eingezeichneten Menschen. Sie dienten zunächst generell als Weisefiguren, die einen sehr allgemeinen Textbezug aufweisen, indem sie mit deutlichen Gesten (meist ausgestreckten Händen) auf den zugehörigen Text hinweisen. Dies muss nicht zwangsläufig die Urkunde sein, in der die Initiale steht, sondern kann sich auch auf die Vorgängerin beziehen. Solche Figuren können auch spezielle Textbezüge haben, wie ein heiliger Mönch im *C* einer Karlschenkung zeigt (Band 2, fol. 65 r), der wohl als Hl. Sturmius auf die ihn erwähnende Vorurkunde verweist. Damit erhielt dieser Initialentyp eine erläuternde Funktion.

Dies ist bei der Folgegruppe noch deutlicher: Eine eigene Kategorie der menschlichen Bildeinschluss-Initialen bilden nämlich diejenigen, in die Portraits der Aussteller und Schenker eingebettet sind – weniger Private als vielmehr Päpste und Kaiser. Hinzu kamen jeweils einige Bildszenen mit entsprechenden geistlichen oder weltlichen Ausstellern. Als erste Untergruppe entdeckt man hier die Darstellung diverser Schenker beiderlei Geschlechts. Allgemein liegt der Gedanke natürlich nahe, Urkundenaussteller oder Tradenten in den zugehörigen Initialen darzustellen. Dieses Prinzip wurde jedoch bei den Schenkern nicht durchgängig durchgeführt. Doch finden wir zumindest einen Adligen, Ministerialen und Kleriker, genauso wie die erwähnte Matrone Burcswind. Systematisch freilich führte Eberhard den Gedanken andernorts bei den Päpsten und Königen/Kaisern aus. So gibt es in den beiden Serien von Papsturkunden 10 Initialen mit Brustbildern von Männern in Papsttracht. Dabei sind in die Anfangsbuchstaben des jeweiligen Namens der Aussteller deren fiktive „Portraits“ gezeichnet. Bei aller Schematisierung bemühte sich Eberhard hier aber um Individualität und Variation. Oft sprengen die Personendarstellungen die Rahmen der Buchstaben. Daneben entdeckt man in der zweiten Papstserie auch vier Bildszenen mit Päpsten, die einen ganz engen Textbezug aufweisen, da sie sich direkt auf den Rechtsinhalt beziehen. Dabei reicht dreimal in einem durch den Papstnamen bedingten *S* und einmal in einem *M* der jeweilige Papst einem zweimal als Mönch (Sturmius und Huoggi) und zweimal als Abt (Hadamar und Erkanbald von Ölsburg) dargestellten Fuldaer Abt die betreffende Urkunde. Während das *S* eine hierarchische Herabreichung vom Papst zum Abt anbot, stehen beide im *M* nebeneinander.

Der in letzterem Fall dargestellte Abt Hadamar (927-956) erscheint jedoch in einer für das Ausstellungsjahr 943 anachronistischen Gewandung (Band 1, fol. 43 r). Er trägt zumindest keine Mönchskutte, da Ärmelbesätze vorhanden sind. Sein Gewand weist vielmehr vertikale rote Besätze auf („clavi“), so dass es sich um eine Dalmatika handelt. Und tatsächlich wurde den Fuldaer Äbten in mehreren Papsturkunden das Recht verliehen, Dalmatika und Sandalen – also Pontifikalgewänder – bei der Messfeier zu verwenden, was allerdings erst 994 erstmals geschah (Kap. IV.2). Außerdem trägt Hadamar eine Mitra in der für das frühe und hohe Mittelalter typischen Tragweise mit seitlich gestellten „Hörnern“ und geschmückt mit einem Perlband. Die Fuldaer Äbte hatten zwar ebenfalls in der Tat das Recht, Mitra und Ring, also weitere Pontifikalien, zu tragen, doch geschah hier die erste Verleihung gar erst 1133 (Kap. VI.7). Diese Rückdatierung von Rechten findet sich bei Eberhard aber nicht nur in den Bild Darstellungen, sondern auch in den Texten, so dass er hier wie dort unbekümmert mit der historischen Chronologie umging, was freilich ein langlebiger Usus in der Ikonographie war. Laut H. MEYER ZU ERMGASSEN hegte Eberhard dabei zudem keine Betrugsabsichten, sondern sah die Dinge von einem Endpunkt der Entwicklung aus, an dem das Einst und Jetzt zusam-

menflossen. Doch auch wenn die dargestellten Realien teils anachronistisch sind, spiegeln sie umso besser die Zeit um 1160, da Eberhard seine Bilder im Stil seiner Epoche ausstattete.

Wie bei den Papstprivilegien setzte Eberhard auch bei Königs- und Kaiserurkunden „Bildnisse“ der Aussteller in die einleitenden Namensinitialen. Um allerdings den Namensbeginn nehmen zu können, war ein Weglassen der monogrammatischen, teils sogar auch verbalen Invokation nötig. Im Falle von Karl dem Großen konnte es Eberhard noch leicht bei der ersten Praxis belassen, da er hier allein durch Weglassen des Chrismons mit dem „füllbaren“ *C* des Herrschernamens zu beginnen vermochte. Um dieses Verfahren aber auf spätere Herrscher wie Konrad I. und Otto II. zu übertragen, musste Eberhard auch die hinzugekommene verbale Invokation entfernen, so dass die Texte wiederum mit *C* oder *O* begannen – ebenfalls günstig für Ausstellerportraits. Dabei erinnert eine Initiale *O* für Otto II. mit einer Darstellung des Herrschers mit Zepter und Krone (Band 2, fol. 44 r) an einen ottonischen Siegeltyp, der Eberhard als Orientierung gedient haben könnte (Kap. III.4). Bei den meisten der in Initialen eingefügten Königs- oder Kaiserbilder kann man diese Verbindung zu zeitgenössischen Siegeln aber nicht ziehen. Andernorts ist die Herrscherdarstellung in das *I* einer verbalen Invokation eingebunden („Mandorla-Initiale“). Hier schuf Eberhard sogar eine sich über drei Generationen erstreckende Karolingergenealogie von Pippin, Karl dem Großen und Ludwig dem Frommen, die aber nicht beim passenden Text, sondern beim nachfolgenden steht (Band 2, fol. 83 r). Auch sonst übernahm Eberhard eine Information aus einem gerade niedergeschriebenen Text als Motiv für die Initiale der Folgeurkunde. Diese Transferaktionen demonstrieren eine noch gesteigerte Unbekümmertheit gegenüber historischer Treue, ähnlich wie bei den Texten, wo er immer wieder kaleidoskopartig Passagen von einer Urkunde zur anderen verschob. Daneben zeigt sich hier exemplarisch, dass Eberhard auch sonst einen als gelungen empfundenen Initialenentwurf gern – immer in benachbarten Fällen – nochmals, doch stets abgewandelt, verwendete. So weist eine weitere Initiale *I* eine ähnliche Anordnung von drei Portraitmedaillons auf (Band 1, fol. 99 r). Diese Genealogie gestaltete er in noch deutlicherer Anlehnung an die in seiner Zeit üblichen Abstammungsschemata.

Nach den verschiedenen Unterarten von Bildeinschluss-Initialen müssen uns nun aber die gleichfalls vielgestaltigen Figureninitialen beschäftigen. Dies sind Initialen, deren Körper ganz oder zum Teil aus Tieren oder Menschen bestehen. Unter den Tieren sind zunächst sieben Darstellungen normaler Lebewesen zu finden, die in vielfältiger Form – gekrümmt bis natürlich – als Vogel oder Katze erscheinen, aber keinen Bezug zum Text aufweisen. Dann gibt es zoomorphe Monster, nämlich viermal Drachen in großer Vielfalt. Zudem findet man zoomorphe Missgeburten, etwa siamesische Hunde, doppelköpfige Vögel und verwachsene Schlangen. Solche missgestaltete Wesen zählten neben Drachen und Dämonen zu den beliebtesten Sujets in den Randbereichen der darstellenden Kunst des Hochmittelalters. Ihre Geburt faszinierte die damaligen Leute und wurde oft in Chroniken oder Annalen aufgezeichnet, wo man sie häufig als Ankündigung von bevorstehendem Unheil verstand (Kap. III.4). Zuletzt stellte Eberhard eine „Verkehrte Welt“ dar, wo Tiere menschliche Tätigkeiten verrichten. Hier spielt etwa ein Hund auf einem Blasinstrument und bildet den Buchstaben *L*. Derartige Darstellungen sind auch als Realien bedeutsam, indem die abgebildeten Musikinstrumente die frühesten Belege ihrer Gattung aus Hessen repräsentieren (Zink, Fiedel).

Jenseits der Tiere stellen aber Menschen die eigentlich bedeutendste Gruppe von Figureninitialen, wobei sie meist in Gestalt des *I* der verbalen Invokation erscheinen. Auch hier findet man vergleichbare Untergruppen, angefangen mit antropomorphen Missgeburten wie siamesischen Zwillingen. Dann gibt es antropomorphe Fabelwesen – offenbar mythologische Figuren. Es sind stets Mischwesen mit dem Oberkörper eines Menschen und Unterkörpern von Tieren, meist mit Fischleibern. Dabei erkennt man wie bei den vergleichbaren Fabeltieren weder Systematik noch Textbezug. Die Fabelwesen stammen vielleicht aus Vorlagen mit

Bildzyklen, doch benutzte sie Eberhard offenbar zufällig, sinnentleert und als bloßen Zierrat, indem er irgendwo Gesehenes als Bildimpression in vielfacher Variation wieder verwendete (Kap. III.4). Hier partizipierte er am allgemeinen Zeitgeist, abzulesen an den Architekturdetails in Kapitellen und Basen. Der tiefere Sinn für die Aufnahme der Phantasiegebilde war wahrscheinlich, einen Anreiz zum Blättern und Aufsuchen der Darstellungen zu schaffen. Ein rückwirkender Textbezug findet sich wohl bei Janus, den Eberhard als doppelgesichtigen Mann mit Fischkörper, Schwert in der Rechten und rundem Hut oder Helm just hinter eine Urkunde platzierte, welche am Ende auf die 3. Kalenden des Januar (30. Dezember) datiert ist (Band 2, fol. 48 r). Solche antike Götter waren im Mittelalter nicht vergessen, wurden aber als fratzenhafte Fabelwesen nahe bei Dämonen angesiedelt. Hinzu kamen einige Tierkreiszeichen, nämlich Jungfrau, Schütze, Wassermann und wohl in diesem Sinn auch Fische. Letztlich sehen wir sogar als Initiale *I* eine geschwänzte Barbusige (Band 2, fol. 49 r) – ein „keckes“ Bild für einen jungen Mönch. Insgesamt findet man aber auch in dieser Gruppe meist keinen weiteren Textbezug, als dass einige Gestalten als Weisefiguren dienen.

Selbst Satan wurde hier einbezogen, der für einen mittelalterlichen Mönch als tägliche und wirkliche Bedrohung lebte und dessen Schreckbild in vielen Darstellungen der Zeit erschien. In realer Gestalt hatte er ja auch in den Schilderungen Lamperts agiert (Kap. II.3). Eberhard malte nun sein Äußeres in Form eines *I* als Mischung zwischen Mensch und Tier (Band 2, fol. 80 v). Der Leibhaftige zeigt nur durch Kopf, Beine und Füße Anklänge an die menschliche Gestalt, während er sonst lange Hörner, Tierohren, Schweinerüssel, einen Oberkörper mit Flügeln und kurzen klauenbewehrten Armen sowie einen langen gewundenen Schwanz besitzt. Bei seiner Satansdarstellung brachte Eberhard sogar eine kleine listige Bosheit unter, indem er des Teufels Gewalt dadurch entschärfte, dass er ihn in eine Invokation, also Anrufung der göttlichen Dreieinigkeit, einband und so auch bannte – immerhin ein Textbezug.

Eine weitere Gruppe von menschlichen Figureninitialen fungierte wieder durchgehend als Erläuterung, weil sich Eberhard dort deutlich durch den Wortlaut der Urkunde anregen ließ. Dabei handelt es sich um Darstellungen diverser Schenker, wo man Frauen, Geistliche, Gerüstete und Adlige antrifft. Die meisten zeigte er aber in Phantasiebildern, da sie alle in ferner Vergangenheit gelebt hatten und er so keine reale Vorstellung ihres Äußeren gehabt haben kann, zumal es sicher auch keine Vorbilder gab. Daher sind sie Eberhards genuine Schöpfungen – freilich in der stark typisierenden Formensprache und der „modernen“ Einkleidung seiner Zeit. Dabei vermochte er den Ausdruck der Personen reich zu variieren. Hier ist die detailreiche Darstellung eines Gerüsteten mit seinen Waffen sogar wieder als Bildquelle nutzbar (Band 2, fol. 58 v). Allgemein wird der im Text erwähnte Reichtum der Schenker im Bild gespiegelt. Durch ihre Handhaltung sind die Personen auch als Weisefiguren gestaltet.

Eine Sonderrolle nimmt eine kleine Gruppe von Fuldaer Geistlichen ein, da sie aus Eberhards direktem Lebensumfeld stammten. Rangmäßig steht hier nicht zufällig der Hl. Bonifatius an erster Stelle. Nachdem Eberhard den Klosterstifter ja schon im Widmungsbild als bedeutendste Fuldaer Mittlerfigur herausgestellt hatte, legte er mit einer zweiten Darstellung im zweiten Codexband gemäß H. MEYER ZU ERMGASSEN sein darstellerisches Meisterstück vor. Dort finden wir nämlich in der Einleitung zu den Oblationen auf Blatt 158 r eine circa 22 Zeilen hohe Figureninitiale *I*, die Bonifatius auf prachtvolle Weise an prominenter Stelle präsentiert. Sie ähnelt zwar den zahlreichen Papstdarstellungen Eberhards, besitzt aber eine noch größere Detailgenauigkeit und Sorgfalt. Dies zeigt sich vor allem – zur Freude des Historikers – in einer bis ins Kleinste ausgearbeiteten Darstellung der erzbischöflichen Gewänder (Pontifikalien). Demnach wollen wir exemplarisch just eine Abbildung dieser besonderen Initiale einfügen und mithilfe des Forschers durch eine genauere Beschreibung erläutern:





Bonifatius ist durch einen rot ausgefüllten und mit einem hellen Rand geschmückten Nimbus als Heiliger gekennzeichnet. Er hat welliges Haar, trägt einen kurz gestutzten Vollbart und blickt ernst auf den Betrachter. Mit seiner rechten Hand hält er einen Bischofsstab und deutet zudem den Redegestus an. In der Beuge des linken Arms hält er dagegen ein dickes Buch, dessen Deckel mit fünf Buchnägeln versehen ist und über dessen nach oben gekehrtem Schnitt zwei Schließen hinweggehen. Bonifatius ist in Pontifikalien gekleidet, wobei ihn das mit Kreuzen besetzte Pallium als Erzbischof von Mainz ausweist. Auf dem Kopf trägt er eine reich geschmückte Kappe und an den Füßen Sandalen. Der quer – von Bonifatius aus – von rechts oben nach links unten vor sich gehaltene Bischofsstab hat eine einfache, nach außen gekehrte Krümme aus anderem Material, da der Übergang zum Schaft durch einen genagelten Ring bezeichnet ist. Das untere Ende des Stabes besitzt ebenfalls eine genagelte Manschette, die in einer Spitze endet. Das priesterliche Gewand besteht aus einer reich gefältelten Albe, die bis auf die Füße reicht. Darauf trägt er die verzierte Stola, deren zwei mit Fransen besetzte Enden unten zu sehen sind. Darüber erscheint eine Dalmatika mit roten Ziernähten und kleinen roten Fransen darauf. Der untere Saum dieses Gewandes ist an den Seiten bogig ausgeschnitten und mit einem aufwendigen Perlsaum besetzt. Die darüber getragene weite Kasel ist – einzigartig im Codex – von blauer Farbe mit einem roten Punktmuster und weist ebenfalls einen Perlsaum auf. Über dem rechten Handgelenk liegt die Manipel, deren beide besonders geschmückten Enden zu sehen sind. Letztlich hatte Eberhard aber natürlich auch bei Bonifatius keine unmittelbare Kenntnis von dessen Äußerem, sondern konnte – bei aller Ehrung durch besondere Detailliebe – nur der Haustradition im Kloster Fulda folgen (Kap. III.4). Anders ist es bei einigen Darstellungen von Fuldaer Zeitgenossen, so seines Abtes Marquard I. (1150-1165) zu Beginn von dessen Rechenschaftsbericht, wobei er ihn mit auffälliger Ähnlichkeit zu Bonifatius darstellte. Dies ist umso beachtlicher, wenn

<sup>98</sup> Bonifatiusinitiale (Codex Eberhardi II, fol. 158 r). Dazu: Codex Eberhardi IV, Buchschmuck, S. 82 f. Für das Bild danken wir erneut dem „Hessischen Landesamt für geschichtliche Landeskunde“ recht herzlich. Weitere Farbbilder: Codex Eberhardi IV, Buchschmuck, S. 83, Abb. 126 u. S. 160, Abb. 1.

man das ambivalente Verhältnis Eberhards zum Abt bedenkt (Kap. III.3). Doch auch den damaligen Propst Rugger vom nahe nördlichen Frauenberg stellte Eberhard dar, dessen schönes Bild noch mehr als Eberhards Eigenportrait eine genaue Vorstellung eines Fuldaer Mönches um 1160 bietet. Auf beide Figureninitialen werden wir bei den Personen eingehen (Kap. VI.7).

Einen Schwerpunkt bei den Figureninitialen setzte Eberhard aber wieder bei den christlichen Universalgewalten, also Päpsten und Königen/Kaisern. Bei ersteren wird im ersten Band eine Bildfolge von 18 gleichförmig gestalteten Papsturkunden mit den „Portraits“ der Aussteller eingeleitet. Diese Serie unterstreicht augenfällig die Intention Eberhards, dass jeder den Bann von mehr als 40 Päpsten auf sich zieht, der die Güter des Hl. Bonifatius von dessen Kloster raubt (Kap. III.3). Im Detail erscheinen hier 8 Fälle mit Päpsten auf *I* oder *J*, die von Eberhard nicht wie diejenigen auf *C*, *G*, *A*, *N* oder *U* mit den erwähnten Brust- und Hüftbildern (Bildeinschluss-Initialen) dargestellt wurden. Die restlichen 10 Fälle von Figureninitialen zeigen Aussteller mit *A* *H* und *Z*, wobei Eberhard den Urkundenanfang manipulierte, indem er vor ihren Namen eine verbale Invokation mit der passenden Initiale *I* setzte. Nur einmal platzierte Eberhard ohne großes Federlesen eine stehende Papstfigur als *I* einfach vor den Ausstellernamen mit *E* (Band 1, fol. 66 v). Obwohl die insgesamt 18-teilige Bildfolge auf den ersten Blick einheitlich erscheint, unterscheiden sich die Papstbilder durch die gewohnten Detailvariationen in Gesichtern und Kleidern, Handgesten und Kopfbedeckungen. Besonderes Augenmerk ist hier auch wieder auf eine Bildszene zu richten (Band 1, fol. 31 r), die den von Eberhard stark bearbeiteten Bonifatiusbrief an Papst Zacharias anfangs der zweiten Papstserie illustriert (Kap. IV.1). Sie war zuerst ebenfalls als textbezogene Initiale *I* geplant, bekam dann aber aufgrund ihrer Größe von etwa 23 Zeilen eine zweizeilige rote Initiale *I* rechts zur Seite gestellt, so dass sie nun auch von Text losgelöst ist. Im Bild sehen wir einen Mönch, der dem über ihm thronenden Papst demutsvoll ein Schriftstück darreicht. Damit zeigt die Figurenszene, wie genau Eberhards Textaussagen in den Initialen umgesetzt sein können. Denn tatsächlich nannte der Absender Bonifatius ausdrücklich einen Priester als Überbringer des Briefes, der Zacharias auch mündliche Mitteilungen machen sollte. Dies war der uns wohl bekannte Bonifatiuschüler Lullus, den Eberhard aufgrund dessen schlechten Gedenkens in Fulda freilich anonymisierte. Zumindest zeigt aber schon die einfache Mönchstracht, dass Eberhard nicht etwa Bonifatius darstellte, sondern getreu seiner Textversion einen Fuldaer Priestermonch, der entgegen H. MEYER ZU ERMGASSEN freilich so nicht im Original stand. Demnach ist zwar Eberhards genaue Entsprechung von Text und Bild zu loben, nicht aber seine Originalverfälschung. Letztlich zeigt sich bei den päpstlichen Figureninitialen noch, dass Eberhard in der weit überwiegenden Zahl der Fälle seine Folge von Urkunden so einrichtete, dass bei jedem Umwenden eines Blattes erneut eine Seite mit Buchschmuck erschien. Gerade bei den mehrseitigen Kopien ist deutlich zu sehen, dass er die Texte nach diesem Programm zuschnitt. Dabei half ihm seine graphische Darstellung von Subscriptio, Rota und Benevalete am Ende der Urkunden, die er je nach dem auf einer Seite noch vorhandenen Platz gestaltete. Diese Zeichen werden gesondert zu vertiefen sein.

Bei aller Bedeutung der Päpste erscheinen aber unter den mit Menschenbildern ausgestatteten Figureninitialen besonders zahlreiche Könige und Kaiser, von denen quantitativ herausragend stolze 45 erhalten und drei verloren sind. Sie dienten durchgängig als *I* der verbalen Invokation am Beginn der Diplome. Zudem sind die allermeisten Weisefiguren, indem sie mit ihrer Linken auf den zugehörigen Text deuten. Zwecks Auflockerung durch Variation finden wir wieder unterschiedliche Typen: Zunächst gibt es seriöse Herrscher mit Krone, Zepter und Reichsapfel, die aber auch eine humorvolle Haltung haben können. Daneben erscheinen gerüstete Herrscher mit Krone, Schwert und Schild, einmal sogar in Rüstung. Hier sei daran erinnert, dass die Entstehung des Codex um 1160 erst in die Zeit des Aufkommens von Wappen fällt, so dass der Adler als Schildbild noch fehlt. Die Herrscher sind durch ihre

meist parallele Haltung, gleiche Gewänder und fast identische Insignien typisiert, während sich Eberhard insbesondere in Gesichtern, Haarfrisur und Bartracht um Variation bemühte. Dabei lassen Abbildungen desselben Königs oder Kaisers aber keine Versuche erkennen, individuelle Züge herauszuarbeiten. Dies gilt selbst für Herrscher der nahen Vergangenheit wie Lothar III. (1125/33-1137), dessen Äußeres Eberhard zumindest vom Hörensagen her gekannt haben muss. Ihm kam es aber wohl eher darauf an, dass typologisch stets auf den ersten Blick die hohe Herrscherwürde des Ausstellers zu erkennen war, was ihm auch fraglos gelang. Im Rahmen der zahlreichen Monarchenbilder besitzt eine Urkunde Ludwigs III. des Jüngeren (876-882) von 878 eine von den anderen ganz abweichende Initiale, die eine Bildszene mit dem König auf einem Thron zeigt (Band 1, fol. 86 r). Als Vorbild dienten hier wie bei dem einen oder anderen sonstigen Herrscherbild deutlich die kaiserlichen Thronsigel seit dem 11. Jahrhundert, insbesondere das zur Eberhardzeit aktuelle von Friedrich I. Barbarossa (Kap. III.4). Doch sorgte ihre beliebige Übernahme für einen Anachronismus, der Eberhards formaler Unbedenklichkeit wie seinem Streben nach Variation und Aktualisierung entsprach. Letztlich bemühte er sich auch bei den Königsinitialen um ein regelmäßiges und übersichtliches Erscheinen mithilfe der Kombination von Seiten- und Urkundenende, was er wiederum mit den graphischen Schlusszeichen erreichte – davon gleich mehr.

Lässt man die Fülle an Bildeinschluss- und Figureninitialen mit Päpsten und Königen/Kaisern Revue passieren, so bewirkt in diesen Teilen der Handschrift die bewusste Manipulation der Texte in rascher Folge einen „Aufmarsch“ der höchsten Gewalten der Christenheit, die Fulda begünstigt hatten. Hiermit wollte Eberhard den einzigartigen Privilegienschatz der Abtei nicht nur dem Leser vermitteln, der sich zum Studium der Texte Zeit nimmt, sondern auch dem flüchtigen Betrachter, der nur im Codex blättert. Formal erinnern diese Serien laut H. MEYER ZU ERMGASSEN an die Reihen der Könige in den französischen Kathedralen der Zeit. Bezieht man noch die anderen Bildtypen mit ein, so sprechen Eberhards Bilder insgesamt dem Forscher zufolge anders als seine problematischen Texte direkt zum Betrachter. Sie sind Zeugnisse für die Weltsicht eines mittelalterlichen Mönches und zeigen seine von Dämonen und Monstern bevölkerte Seelenwelt (Kap. III.4). In seinen Initialen treten uns die Stände der Zeit entgegen, so Papst und Kaiser, Heilige und Krieger, vornehme Damen und ministerialische Bogenschützen. Eberhards Bilder zeugen aber auch von seiner jugendlichen Erzählfreude voller Scherz, Satire, Ironie und tieferer Bedeutung.

Letztendlich geht aber die Sammlung des Buchschmucks im „Codex Eberhardi“ von H. MEYER ZU ERMGASSEN vor allem auf Kalligraphie, Bogenarchitekturen und Figureninitialen ein, während er die graphischen Zeichen eher kurz behandelte. Denn mit den vielen – von der älteren Eberhardliteratur ebenfalls meist übersehenen – Monogrammzeichnungen des Codex hatte er sich schon 1993 in einer Spezialuntersuchung beschäftigt, da sie als visuelle Beglaubigungsmittel eine zentrale Rolle für die propagandistische Absicht Eberhards spielten (Kap. III.3)<sup>99</sup>. Überhaupt weist der Codex wie andere Kopialbücher öfters Nachbildungen von graphischen Zeichen der Vorlagen auf. Doch gab Eberhard bei den Königsurkunden nie ein Rekognitionszeichen wieder, indem er die entsprechende Formel gar häufig wegließ und meist zumindest kürzte. Freilich reproduzierte er aus Papsturkunden mehrfach Teile der Subscriptionen, etwa Kreuze und das typische *SS* für *subscripti*<sup>100</sup>. Auch zeichnete er das „Christusmonogramm“ vor dem Benevalete einer Papsturkunde nach<sup>101</sup>, während er von einer anderen Rota und monogramatisches Benevalete wiedergab<sup>102</sup>. Aus „Privaturkunden“

<sup>99</sup> Ausführlicher Überblick mit Abbildungen: Meyer zu Ermgassen, *Nominis nostri*, S. 205-259. Daraus zusammenfassend: Codex Eberhardi IV, Buchschmuck, S. 88-90, 95-100 u. 107 f.

<sup>100</sup> Etwa: Codex Eberhardi I, fol. 60 r, S. 98, Z. 6 (1x *SS*); fol. 64 r, S. 103, Z. 7 f. (+, *SS*) u. fol. 66 r, S. 105, Z. 22-25 (4 x *SS*). Betreffende Form: Meyer zu Ermgassen, *Nominis nostri*, S. 212, Z. 2.

<sup>101</sup> Codex Eberhardi I, fol. 17 v, S. 36, Z. 26.

<sup>102</sup> Codex Eberhardi I, fol. 62 r, S. 100, Z. 23.

reproduzierte er meist akribisch die Signumkreuze der Zeugen<sup>103</sup>. Dem Forscher zufolge ist ja selbst die eine oder andere Kaiserinitiale offensichtlich nach kaiserlichen Siegelbildern entworfen, da wir Anklänge bei einer Reihe von stehenden Herrschern mit Zepter, Reichsapfel und Krone<sup>104</sup> sowie dergleichen Brustbilder finden<sup>105</sup>. Besonders deutlich sei die Verwandtschaft mit Siegeln eben bei der Darstellung eines auf einem Faltstuhl sitzenden Herrschers mit den besagten Insignien<sup>106</sup>, obgleich dieser Typ keineswegs zum Aussteller Ludwig III. dem Jüngeren (876-882) passe und es auch für das geneigte Zepter und den Faltstuhl keine Parallele in echten Königssiegeln vor Mitte des 12. Jahrhunderts gebe; andererseits seien einige Male die Thronsessel Heinrichs IV. (1056/84-1106) und Heinrichs V. (1106/11-1125) mit Tierkopfknaufen versehen<sup>107</sup>. So erschuf Eberhard offenbar auch hier das Bild aus der Erinnerung ohne konkrete Vorlage, wobei er auf den bei Bischöfen und Äbten üblichen Faltstuhl verfiel.

Insgesamt stechen freilich laut H. MEYER ZU ERMGASSEN von allen Zeichen die königlichen Monogramme am stärksten ins Auge. Allgemein wurde das Monogramm sowieso am häufigsten in Kopialbüchern nachgezeichnet, so dass der „Codex Eberhardi“ keine Ausnahme war, sondern nur durch die große Zahl seiner Monogrammzeichnungen eine Sonderstellung einnahm. Die Praxis der Monogramm-Facsimilierung war in Fulda bereits vor Eberhard bekannt, indem wir auf mehreren dortigen Einzelkopien von vor 1200 Nachzeichnungen derselben finden: Dies sind neben mehreren Gesamt-Nachzeichnungen von Urkunden zwei Kopien in Buchschrift des 9./10. Jahrhunderts der Urkunde Ludwigs des Frommen (814-840) vom 2. Mai 816 sowie eine Kopie in Buchschrift des 11./12. Jahrhunderts der Urkunde Ludwigs des Deutschen (843-876) vom 18. Mai [874] 876<sup>108</sup>. Diese Nachzeichnungen sind für uns interessant, da sie als Vorbilder für Eberhard in Frage kommen. Vor allem gilt dies aber vom erwähnten „Rotulus“ der 910er Jahre als erster greifbarer Sammlung von Diplomkopien in Fulda (Kap. I.3). Die gegenüber ihrem Urbestand dezimierte Quelle enthält offenbar noch neun Urkundentexte in Abschrift, von denen acht recht getreue Nachzeichnungen von Monogrammen besitzen. Bei Eberhard schließlich sind 101 Handmale ungleich zu 34 und 67 auf die zwei Bände verteilt. Auch innerhalb konzentrieren sie sich auf bestimmte Lagen und Seiten, was mit der noch zu erörternden Sachgliederung zu tun hat. Vorerst genügt eine Zuordnung der Monogramme zu den Kapitelüberschriften, da alle 34 des ersten Bandes zum *Liber de preceptis et inmunitationibus regum et imperatorum* (Nr. 62-112) zählen und sich die 67 des zweiten Bandes zu 55 auf den *Liber traditionum* (Nr. 142-233), zu 11 auf den *Liber de concambiis* (Nr. 239-259) und einmal auf den *Libellum de oblationibus fratrum Fuldensium* (Nr. 283) verteilen<sup>109</sup>. Dabei ist die Maxime für die Zuordnung im Kapitel des ersten Bandes klar erkennbar, indem sich dort Urkunden von Kaisern und Königen finden. Auch im ersten Kapitel des zweiten Bandes sind die Aussteller von 50 der 55 Urkunden mit Monogrammen solche Herrscher. Jedoch gibt es insgesamt immerhin 37 Diplomkopien, die kein Monogramm aufweisen, wovon mindestens 14 als Fälschungen Eberhards gelten und er vielleicht einfach kein passendes Zeichen dazu finden wollte. Dagegen sind in 13 Fällen die Vorlagen

<sup>103</sup> Beispielsweise: Codex Eberhardi I, fol. 68 r, S. 108, Z. 9-21; fol. 72 v, S. 117, Z. 2-10; fol. 74 v, S. 119, Z. 2-18 u. fol. 121 v, S. 188, Z. 19 u. Codex Eberhardi II, fol. 59 r, S. 93, Z. 23-25; fol. 62 r, S. 98, Z. 9-11 u. fol. 130 v, S. 247, Z. 25 f.

<sup>104</sup> Etwa: Codex Eberhardi I, fol. 100 v, S. 154, Z. 3; fol. 103 r, S. 157, Z. 23; fol. 106 v, S. 163, Z. 6 u. fol. 116 v, S. 180, Z. 3.

<sup>105</sup> Beispielsweise: Codex Eberhardi I, fol. 75 v, S. 120, Z. 4; fol. 86 r, S. 133, Z. 14 u. fol. 102 r, S. 156, Z. 12 u. Codex Eberhardi II, fol. 64 v, S. 101, Z. 15.

<sup>106</sup> Codex Eberhardi I, fol. 86 r, S. 133, Z. 14. Dazu: Roller, Eberhard, Beilage I, Nr. 71, S. 12 f.

<sup>107</sup> Vgl. POSSE, Otto: Die Siegel der deutschen Kaiser und Könige; Band 1; Dresden 1909; Tafel 17/4, 19/2 u. 19/3; Vorkommen: 1091-1101, 1111-1116 u. 1120-1125.

<sup>108</sup> Abgebildet in: Lichtbildarchiv älterer Originalurkunden in Marburg, Zug.-Nr. 1204, 1206 u. 8095.

<sup>109</sup> Zitate und Zahlen: Meyer zu Ermgassen, *Nominis nostri*, S. 212, Z. 15-22.

erhalten, wobei er drei Monogramme aus Raumnot opferte (Nr. 99, 161, 191), zweimal das von Pippin (741/51-768) stattdessen benutzte Kreuz in der Unterfertigung als kleines Subskriptionskreuz vor der Signumszeile wiedergab (Nr. 62, 164, Ähnliches nur 246) und bei vier Vorlagen ohne Monogramm gleich das ganze Eschatokoll wegließ (Nr. 78 f., 145, 244). Ganz analog fehlen in vier anderen Kopien auch Monogramm samt Eschatokoll (Nr. 81, 98, 159, 255), doch besitzen dort die Vorlagen das Handzeichen, wie wir sie auch in Zweitkopien mit Monogramm und Eschatokollteilen finden. Zudem gibt es wegen Raummangel, Nachtragsergänzung oder Fälschungslegitimierung verschobene Monogramme, die wie andere Teile des nicht kopierten Eschatokolls erst im Folgediplom erscheinen, was groteske Anachronismen ergeben kann (so Nr. 92>93). Letztlich sind Monogramme in doppelt kopierten Urkunden zu nennen, wo Eberhard dieselbe, nicht immer erhaltene Vorlage ganz verschieden von genauer Entsprechung über entfernte Ähnlichkeit bis zu ganzen Phantasieprodukten kopierte.

Schon O. ROLLER (1901) stellte in seiner später zu vertiefenden Inhaltsübersicht des Codex fest, dass das Monogramm der von Eberhard bevorzugte Teil des Schlussprotokolls sei, womit er auch die Freistellung der Monogrammzeichnungen oberhalb der Signumszeile erklärte<sup>110</sup>. Zwar erwähnte er bereits die begleitenden Kreuze, doch gab er nur in einer Anmerkung einige allgemeine Bemerkungen zu den Handmalen im „Codex Eberhardi“, die oft willkürlich behandelt seien, je nach Laune als Namens- oder Titelmonogramm. Die Proportionen seien oft entstellt, selbst bei sonst getreuer Wiedergabe der Vorlage. Bisweilen habe Eberhard auch den Vollziehungsstrich nachzuzeichnen versucht. Später äußerte sich der Forscher in seiner Beilage I bei einem guten Dutzend stichwortartig zu Monogrammen, wobei er sie als Titel-<sup>111</sup> und Namensmonogramme<sup>112</sup> charakterisierte, aber auch gelegentlich als erfunden bewertete<sup>113</sup>. Besonders wies er auf die Existenz von Monogrammen beim sonstigen Fehlen des Eschatokolls hin<sup>114</sup>. Dabei bemerkte er, dass just die Eschatokolle der von Eberhard kopierten Urkunden willkürlich behandelt wurden. Wenn O. ROLLER dagegen auf ein von jenem ganz wiedergegebenes Eschatokoll stieß, wies er auf diese bemerkenswerte Ausnahme dezidiert hin<sup>115</sup>. Insgesamt kam er in der ganzen Sache zu dem Eindruck, dass man sich auch dort ziemlich auf alles gefasst machen könne<sup>116</sup>. Diese freizügige Behandlung des Eschatokolls sah er in der Tendenz Eberhards begründet, Seite und Urkunde gleichzeitig zu beenden und keine Urkunde in der Seitenmitte zu beginnen<sup>117</sup>. So wurden manche Texte bei Platzmangel im Bereich der Schlussformeln drastisch gekürzt, andere aber gestreckt, wenn genügend Raum bis zur letzten Zeile da war. Dies sei in der zweiten Papstserie besonders streng durchgeführt worden. Letztlich erkannte O. ROLLER auch schon, dass Eberhard Eschatokolle ganz wegließ, um dafür andere Urkundentexte anzufügen<sup>118</sup>. Solche Nachträge schrieb er meist mit deutlich anderer Tinte, folglich in einem gesonderten Arbeitsgang.

Wenn nun Eberhard die Übernahme und Gestaltung der Schlussformeln von dem je bis zum Ende einer Seite vorhandenen Platz und der Notwendigkeit von Nachträgen abhängig machte, muss man auch bei den Monogrammen als Bestandteilen des Eschatokolls von diesen Maximen ausgehen, was die abweichende Position und Größe oder den Wegfall von Monogrammen wie vom Schlussteil überhaupt erklärt. Zudem legen hellere Tinte, Rubrizierung oder Schriftbildwandel des ganzen Eschatokolls oder einzelner Teile nahe, dass diese Passa-

<sup>110</sup> Roller, Eberhard, S. 45 mit Anm. 5.

<sup>111</sup> Roller, Eberhard, Beilage I, Nr. 89 f., 144 u. 173, S. 16 f., 26 f. u. 32 f.

<sup>112</sup> Roller, Eberhard, Beilage I, Nr. 91, 93 u. 142, S. 16-19 u. 26 f.

<sup>113</sup> Roller, Eberhard, Beilage I, Nr. 170, 175 u. 203, S. 32-35 u. 40 f.

<sup>114</sup> Roller, Eberhard, Beilage I, Nr. 149, 152 u. 192, S. 26-29 u. 38 f.

<sup>115</sup> Roller, Eberhard, Beilage I, Nr. 166, S. 30 f.

<sup>116</sup> Roller, Eberhard, S. 46.

<sup>117</sup> Roller, Eberhard, S. 24 u. 32.

<sup>118</sup> Aus den Diplomen: Roller, Eberhard, Beilage I, Nr. 80 f., 92, 96 u. 156, S. 14-19 u. 28 f.

gen nicht in einem Zug mit den vorherigen Formeln geschrieben, sondern in einem Neuan-satz ergänzt wurden, es also zwischen Kontext und Eschatokoll zumindest in solchen Fällen eine „Arbeitspause“ gab. Gemäß H. MEYER ZU ERMGASSEN erklärte O. ROLLER zwar nicht, was hinter dieser Tendenz Eberhards zur gleichzeitigen Beendigung von Seite und Urkunde steckt, doch werde die Feststellung durch die hier als besonders streng angesehene zweite Papstserie bestätigt, wo die Privilegien sogar in den meisten Fällen (24 von 32) speziell auf Verso-Seiten enden. Dies macht Sinn, da Eberhard so gegebenenfalls bruchlos ein Blatt mit weiteren Texten nachschieben konnte, was er ja auch reichlich nutzte, wie wir vom Lagen-schema wissen (diese Nachträge haben nicht alle Eschatokoll oder gar Monogramm). Die wenigen Ausnahmen der Verbindung von Urkunden- und Seitenende belegen, dass für das Eschatokoll normalerweise sechs bis acht Zeilen und speziell für das Monogramm vier Zeilen vorgesehen waren. So plante er bei ausreichend vorhandenem Platz also (meist im Text-block) Monogramme ein, da sie für ihn offenbar wichtige Bestandteile der Urkunden waren.

Da die Zeilenhöhe im Codex ja etwa 7,5 mm beträgt, macht die Höhe der meisten Mono-grammzeichnungen etwa 38-45 mm aus<sup>119</sup>. Denn 82 % aller Zeichen haben eine Höhe von vier bis sechs Zeilen (4 = 25 %, 5 = 32 %, 6 = 25 %), während die Extremwerte von einer und acht Zeilen nur je einmal erscheinen und der Rest auf eine Zeilenzahl von sieben (3 %) und zwei bis drei (14 %) entfällt – meist im zweiten Band, während eine spezifische Verteilung ansonsten nicht festzustellen ist. Auch kümmerte sich Eberhard nicht um die Größendi-mensionen im Vergleich zu seinen Vorlagen, so dass die von ihm gewählten Formate denen in zeitgenössischen Diplomen des 12. Jahrhunderts entsprechen. Denn Messungen von H. MEYER ZU ERMGASSEN an je 11 Monogrammen aus dem „Lichtbildarchiv älterer Originalur-kunden“ in Marburg ergaben als Durchschnittswerte für die Höhe der Schäfte bei Lothar III. (Beispiele 12. April 1134 - 16. August 1136) 7,2 cm, Konrad III. (4. Mai 1146 - 8. Februar 1150) 4,9 cm und Friedrich I. (15. Februar 1157 - 14. Februar 1160) 5,5 cm. Anders als bei der Monogrammhöhe ist bei den Farben eine bestimmte Verteilung der vier auftretenden Varianten zu bemerken, nämlich erstens Zeichnung in roter Tinte, zweitens Zeichnung schwarz, drittens Zeichnung schwarz, einzelne Teile einseitig rot beseitet und verziert sowie viertens Zeichnung schwarz, einzelne Teile zweiseitig rot beseitet. Dabei kommt Variante 1 nur bei einer geschlossenen Folge von 10 Monogrammen in Band 1 Lage 12-14 sowie bei einer Nummer in Lage 11 vor; Variante 2 erscheint mit 13 Belegen massiert in Band 2 Lage 6-9, mit je einem Beleg in Lage 4 und 10 wie mit zweien in Band 1 Lage 17; Variante 3 herrscht bei Weitem vor und steht bei 72 Nummern von der ersten bis zur letzten bunt über beide Bände verteilt; Variante 4 schließlich gibt es nur zweimal bei den Nummern 88 und 89 in Band 1 Lage 15. An besonderen Farbmerkmalen ist noch die rote Tinte für den gesamten Text des Eschatokolls zu nennen, was mit allen 11 roten Monogrammen erscheint, aber auch in zwei Nachbarfällen (Nr. 66 f.) mit Monogrammen der dritten Variante. Da sich alle Belege wieder auf Lage 11-14 des ersten Bandes beschränken, treten also einzelne Farbmerkmale in bestimmten Lagen ausschließlich auf. Um die Eschatokolle just in jenem Bereich besonders repräsentativ auszustatten, ließ Eberhard zudem die Monogramme zwischen Kontext und Signumszeile in der Mitte uneingebaut freistehen, was in Lage 11-17 des ersten Bandes der Normalfall ist (21 gegen 7), sonst aber nur vereinzelt neunmal in Lage 5 f., 9 und 16 f. des zweiten Bandes auftritt. Die freigestellten Monogramme werden oft beidseitig von je einem Kreuz begleitet, was Eberhard nicht direkt aus den Vorlagen übernahm. Laut H. MEYER ZU ERMGASSEN könnte man an eine Reminiszenz an die Kreuze neben dem „Signum speciale“ etwa aus dem Fulda-Diplom Heinrichs III. vom 23. September 1056 denken (Kap. VI.2)<sup>120</sup>.

<sup>119</sup> Zahlenmaterial: Meyer zu Ermgassen, *Nominis nostri*, S. 215 f.

<sup>120</sup> Codex diplomaticus, Nr. 753, S. 362 f. = MGH D. H. III., Nr. 380, S. 521-523 = Codex Eberhardi I, fol. 122 r+v [+ K 427, fol. 80 r+v], S. 189 f. Dazu: Roller, Eberhard, Beilage I, Nr. 101, S. 20 f. In K 425 ist das Blatt nach fol. 122 (Lage 17, Blatt 4) mit dem Urkundenschluss ausgerissen.

Doch sei eine Orientierung an Subskriptionskreuzen in Papsturkunden oder auch an solchen aus Privaturkunden wahrscheinlicher, die er ja gelegentlich nachzeichnete. Jedenfalls sind die Kreuze unterschiedlich groß, schlicht oder verziert, wonach sie sich auch verschieden verteilen: So gibt es Kreuze, die zwei Zeilen hoch und höher sind, bis auf einen Fall nur im ersten Band (Lage 12-14, 17), während man mit derselben Ausnahme im zweiten Band allein unverzierte, einzeilige Kreuze findet. Insgesamt ergibt sich so aufgrund der „Äußeren Merkmale“ der Monogrammzeichnungen ein differenziertes Bild, indem die einzelnen Merkmale unterschiedlich im Codex verteilt sind, Eberhard Nachbarstücke aber oft gleich behandelte<sup>121</sup>.

Im Verhältnis der Monogramme zu den Korroborationen ist zu bemerken, dass Letztere als Verkünder der Beglaubigungsmittel per se mit dem Eschatokoll sachlich eng verknüpft sind und so beide zu den besonders stark von Eberhard veränderten Formeln zählen. Schon gemäß O. ROLLER bestand ein direkter Bezug von bestimmten Wortlautänderungen dieser Formeln und Eberhards Vorliebe für das Monogramm<sup>122</sup>. Recht inkonsequent ist aber laut H. MEYER ZU ERMGASSEN, dass in vielen Kopien mit Monogramm (so Nr. 86, 162 f.) in der Corroboratio nur auf das Siegel als Beglaubigungsmittel hingewiesen wird. Ansonsten konnte Eberhard die Korroborationen seiner Vorlagen vielfältig bearbeiten, was von getreuer Wiedergabe (so Nr. 66, 76) über relativ enge Anlehnung mit punktuellen Änderungen (so Nr. 168, 177, 180), weitgehende Neuformulierung, Verkürzung (so Nr. 192) bis zur völligen Auslassung (so Nr. 97) reichte. Dabei zeigen die punktuellen Veränderungen Eberhards Neigung zur formalen Variatio durch bloße Synonyme (so Nr. 180), was bei genügend Raum bis zum Seitenende noch durch die Lust an Pleonasmen ergänzt wurde (so Nr. 146). Die im Bereich der Korroborationen vielfach wiederzufindenden, frei hinzugefügten Versatzstücke sind bei vorhandenem Original als Eberhards Zusätze zu erkennen (so Nr. 83, 94, 151). In anderen Fällen können sie als Kennzeichen seines Diktats gewertet werden, wobei E. STENGEL interessanterweise bei den Kopien 143, 204, 211 und 81 (UB 173, 86, 149, 73) je die Wendung *nominis nostri caractere*<sup>123</sup> als Diktat Eberhards erwies. Gemäß H. MEYER ZU ERMGASSEN ist diese Formulierung eine Umschreibung des Monogramms, die er sehr oft pleonastisch der bereits in der Vorlage existenten Ankündigung der Beglaubigungsmittel, wie *manu propria* und *anuli nostri impressione*<sup>124</sup>, anfügte – nur einmal sinnvoll verknüpft (Nr. 83). Bei den Monogrammhinweisen nutzte er einige Verben, die den Vorgang des Schreibens/Signierens oder den Zweck der Beglaubigung bezeichnen, so dass erneut sein reicher Synonymenschatz deutlich wird. Trotz möglicher Varianten ist festzuhalten, dass Eberhard bei genügend Raum mit der Formel *nominis nostri caractere* auf die Monogramme hinwies, meist in überflüssiger Doppelung zu den Hinweisen der Vorlagen (*manu propria*). Insgesamt hatten schon E. MÜHLBACHER (1906), P. KEHR (1934) und E. STENGEL (1958) die Formel als Eberhards Diktat bemerkt<sup>125</sup>, wobei Letzterer sie auch in echten Diplomen Ottos II. (973/67-983), Heinrichs II. (1002/14-1024) und Lothars III. (1125/33-1137) vereinzelt fand und unter Bezug auf W. ERBEN (1907) angab, die Formel sei in französischen Diplomen des 12. Jahrhunderts geläufig. Jedenfalls wird Eberhards Auffassung vom Zweck des Zeichens als Folge seines Bemühens um ständige Variation des Ausdrucks deutlich, just durch die analoge Verwendung

<sup>121</sup> Äußere Monogrammmkmale Band 1 - Tabelle: Meyer zu Ermgassen, *Nominis nostri*, S. 217 f.

<sup>122</sup> Roller, Eberhard, S. 71.

<sup>123</sup> Zit. n.: Meyer zu Ermgassen, *Nominis nostri*, S. 220, Anm. 114 u. S. 221, Z. 1 (vgl. Z. 30: -e).

<sup>124</sup> Formen: Meyer zu Ermgassen, *Nominis nostri*, S. 221, Z. 3 f.

<sup>125</sup> MGH D. K. d. G., Nr. 145, S. 198 mit Verweis zu Nr. 106; MGH D. L. d. D., Nr. 53, S. 73 u. Urkundenbuch Fulda, Nr. 173, S. 260 (Vorbemerkung nach: ERBEN, Wilhelm: Die Kaiser- und Königsurkunden des Mittelalters in Deutschland, Frankreich und Italien; München 1907; S. 366 f.).

der Formel *signum testimonii*<sup>126</sup>, so dass er das Namenzeichen als Beglaubigungsmittel verstand.

Von den Formeln des Eschatokolls ist laut H. MEYER ZU ERMGASSEN die Signumszeile für die Monogrammkritik wichtig, da dort in den Vorlagen das Handmal des Königs üblicherweise eingefügt wird und im Codex bei vorhandenen Monogrammzeichnungen sehr selten die zugehörige Signumszeile fehlt (Nr. 86/87, 152, 192). Eberhard benutzte allgemein im Eschatokoll oft Auszeichnungsschrift und ahmte in Signumszeilen gelegentlich die Gitterschrift der Vorlagen nach (so Nr. 102, 109). Dabei hatte er in der Signumszeile – ganz wie die Reichskanzlei – keinen festen Platz für das Monogramm und achtete nur auf eine Positionierung in Zeilenmitte, woraus sich, wenn es überhaupt in die Signumszeile eingebaut war, eine zufällige Stellung meist nahe des Herrschernamens ergab – bis hin zu einer Teilung der Namen mehrmals im zweiten Band (so Nr. 163, 167), wo auch manchmal Textteile in das Monogramm hineingeschrieben werden (so Nr. 158, 205). Abgesehen von gelegentlichen Übernahmen im Wortlaut (so Nr. 66, 73) änderte, kürzte oder verschwieg Eberhard auch die Signumszeilen willkürlich, was wir beim Austausch von Kaiser- und Königstitel sehen werden und was auch an Vorlieben erkennbar ist (*gloriosus/gloriosissimus* und das ungewöhnliche *pius*<sup>127</sup>). Da schon O. ROLLER auf die starke Verwirrung hinwies, die Eberhard durch Verwechslungen der diversen Karls und Ludwigs anrichtete, verzichtete auch H. MEYER ZU ERMGASSEN bei den Monogrammen weitgehend auf eine Differenzierung der Gleichnamigen<sup>128</sup>. Letztlich äußerte Eberhard wie in den Korroborationen auch in einer Signumszeile (Nr. 100) seine Auffassung zum Zweck der Monogramme als Beglaubigungsmittel (*Signa ad confirmationem*<sup>129</sup>). Insgesamt geht, wie wir anhand der verschobenen Monogramme sahen, die Wechselbeziehung von Monogramm und Eschatokoll manchmal so weit, dass, wenn Ersteres wegen Raummangel oder Nachtrag fehlt, dies für die gesamte Formel gilt.

Aussagen zum Aussehen der Monogramme lassen sich am besten mit denen treffen, deren Basis noch existiert. Wir besitzen außer den drei Doppelkopien mit vorhandenen Vorlagen (Nr. 66/83, 97/220, 142/165) noch 41 Stücke, bei denen man Vorlage und Abschrift vergleichen kann. Nachdem schon bei den Doppelkopien nie beide Kopien mit der Vorlage identisch waren, nur einmal eine Abschrift mit dem Original übereinstimmte (Nr. 220) und sonst immer von Phantasieprodukten gesprochen werden muss, verstärkt sich dieses Bild bei den Einzelstücken noch: Eine erste Gruppe von acht Monogrammen wurde den Vorlagen – abgesehen von der Größenaktualisierung – genau nachgebildet, wovon bis auf ein Lotharstück (Nr. 70) alle auf Ludwig lauten (so Nr. 67, 71). Ein andermal ergänzte er gar eine Ludwigsurkunde ohne Signumszeile und Monogramm korrekt um die Formeln nebst Handmal (Nr. 69). Zu einer zweiten Gruppe gehören 11 Monogramme mit zu konstatierender Ähnlichkeit, indem Eberhard wohl noch das Original als ungefähre Orientierung zur Kenntnis nahm (so Nr. 73 f., 84). Die größte Gruppe bilden aber 20 Phantasieprodukte, in denen man die Vorlagen gar nicht wiedererkennt (so Nr. 72, 76, 88). Bei der Verteilung der drei Gruppen ist nur zu bemerken, dass mehr als die Hälfte der Phantasieprodukte direkt benachbart sind. Während Eberhard kein Monogramm auf dem Grundmuster eines Kreuzes unverändert ließ (Karl, Arnulf, Konrad I.), verwandelte er nicht ein Ludwig-Monogramm, das seit Ludwig dem Frommen (814-840) in der Grundform H blieb, zu einem reinen Phantasieprodukt. Vielmehr ließ er es weitgehend unverändert und konnte es gar einmal ohne Vorlage reproduzieren; letztlich lauteten auch zwei der nur wenig variierten Handmale auf Ludwig (Nr. 84, 151). Dagegen können Monogramme ohne erhaltene Vorlagen mit echten Handmalen der Ausstel-

<sup>126</sup> Zit. n.: Meyer zu Ermgassen, *Nominis nostri*, S. 222, Z. 3.

<sup>127</sup> Formen: Meyer zu Ermgassen, *Nominis nostri*, S. 223, Z. 8 f.

<sup>128</sup> Roller, Eberhard, S. 42 u. dann Meyer zu Ermgassen, *Nominis nostri*, S. 223, Anm. 130.

<sup>129</sup> Zit. n.: Meyer zu Ermgassen, *Nominis nostri*, S. 224, Z. 1 f.



ler verglichen werden, wobei sich gleiche Gruppen und ähnliche Mengenverhältnisse von 11 gleichen (so Nr. 68, 75), 18 ähnlichen (so Nr. 63-65) und 22 phantastischen (so Nr. 77, 100) ergeben. Dabei sind unter den 11 Korrekten stolze 9 Ludwige mit den drei einzigen Eberhardfälschungen (Nr. 86, 152, 247), indem er sich offenbar das „echte“ Ludwig-Monogramm eingeprägt hatte. Während wir unter den Ähnlichen auch zur Hälfte Ludwige finden, ist bei den Phantasieprodukten nur eines vorhanden (12 Karl, 4 Konrad, 3 Heinrich, 1 Arnulf, 1 Otto). Innerhalb der Ähnlichen und Phantastischen lassen sich auch bei denen ohne Vorlage je vier Kleingruppen mit 2-4 Folgenummern aus fast immer sehr ähnlichen Zeichen benennen.

Laut H. MEYER ZU ERMGASSEN kann man an 38 reinen Phantasie-Monogrammen Grundmuster und Arbeitsweise beim Zeichnen erkennen, wo sich Eberhard prinzipiell den jahrhundertlang entwickelten Systemen der Königskanzlei anschloss, aber die karolingische Kreuzform mied und dafür die H-Form, die ja schon bei den echten Monogrammen überwog, zum bevorzugten Grundmuster machte – gemäß Entwicklung seit der Salierzeit nicht nur allein, sondern zudem in Kombination mit X, I+X, M und N. Auch kommen reine M- und N-Grundmuster vor, Letzteres ähnlich dem päpstlichen Benevalete. Vorlagengetreu benutzte er hier meist das Capitalis-Alphabet, dazu einzelne Unzial- und Minuskelbuchstaben, bereichert um einige Kürzungsstriche und Ligaturen. In der Folge analysierte der Forscher die Phantasie-Monogramme nach den ermittelten Grundmustern und Ausstellernamen. Die Arbeitsweise Eberhards zeigt sich besonders gut an einer Gruppe Ottonenkopien, wo zu zwei Nachbarn in Lage 6 des zweiten Bandes Vorlagen erhalten sind (Nr. 184 f.)<sup>130</sup>. Dabei haben beide Diplome Ottos II. (973/67-983) und Ottos III. (983/96-1002) das auf H aufbauende, ottonische „Standardmonogramm“. Obwohl Eberhard sonst keinen Hehl aus seiner Vorliebe für diese Grundform machte, änderte er beide in seinen Kopien zu einer M-Form. Und tatsächlich benutzte Otto II. als Kaiser ein ähnliches Handmal, eine Kombination aus H und M – genau dieses kopierte Eberhard in der Vorurkunde (Nr. 183) mit gewissen Abänderungen. So sah er sich nur beim ersten der drei Stücke das Monogramm in der Vorlage an, gestaltete es in seiner Kopie frei nach und stattete auch die zwei Folgestücke mit Weiterentwicklungen aus. Bei Letzteren kümmerte er sich nicht um die vorhandenen, abweichenden Vorlagen oder darum, dass sein Monogrammtyp für Otto III. als Aussteller der Endnummer gar nicht passte. Überhaupt treten, wie sich schon mehrfach bei anderen Merkmalen zeigte, auch die Grundtypen der Monogramme sehr oft paarweise oder in Kleingruppen auf. Beim Aufbau der Monogramme gestaltete Eberhard seine Entwürfe unbekümmert um abweichende Vorlagen frei – oft für denselben Aussteller berechnet, änderte er die Gestaltungsprinzipien von Fall zu Fall. Dabei vermied er das Grundmuster „Kreuz“ fast immer, wogegen er H bevorzugte. Nichtsdestotrotz transponierte er auch vorgefundene H-Grundtypen in andere Strukturen. Eberhard verwendete die komplizierte salische Kombination aus H-I-X für unterschiedlichste Ausstellernamen. H. MEYER ZU ERMGASSEN führte sie mehrfach auf die erwähnte Vorlage Heinrichs III. von 1056 zurück. Eberhard hatte sie sicher nicht immer neben sich liegen, sondern kannte diesen Typ wohl auswendig. Dass sich ihm gerade dieses Stück einprägte, hatte einerseits vielleicht damit zu tun, dass er sie als Vorlage für seine Heinrich IV.-Fälschung zum 1. August 1089 benutzte (Nr. 105)<sup>131</sup>. Andererseits besitzt dieser Typus auch große Ähnlichkeit mit dem echten Lothar-Monogramm, also mit den für ihn zeitgenössischen Mustern. Generell erkennt man Eberhards Arbeitsweise am klarsten anhand dreier Folgekopien, indem er sich zunächst flüchtig an einer Vorlage orientierte und dann die „Serie“ beliebig fortsetzte, wobei er zwar bei dem Grundtyp blieb, sich aber immer mehr von der Vorlage entfernte. Solche „Verwandtschaften“ lassen sich allermeist nur über zwei bis drei, zu einer Lage gehörige

<sup>130</sup> Meyer zu Ermgassen, *Nominis nostri*, S. 237-239.

<sup>131</sup> MGH D. H. IV., Nr. 406, S. 536 f. = Codex Eberhardi I, fol. 126 r+v, S. 196 f. Dazu: Roller, Eberhard, Beilage I, Nr. 105, S. 20 f.

Nachbarn verfolgen, was allein durch Entstehungsphasen erklärbar ist. So schuf Eberhards Freude an der Variatio immer neue Formen – ganz wie beim anderen Buchschmuck.

Nachdem wir bei den Monogrammtypen unterschiedliche Grundmuster Eberhards entdeckt haben, ist dies auch bei der Auflösung der Phantasie-Monogramme zu beachten. Denn ähnlich wie in den echten Vorlagen gruppierte er die monogrammierten Worte („Text“) unterschiedlich, oft eigenwillig an und um das jeweilige Grundgerüst, so dass die Entschlüsselung des „Textes“ den sachlichen Gehalt der von ihm erfundenen Zeichen enthüllt. Die grundlegende Namensform kann lateinisch oder deutsch sein. Zunächst gibt es reine „Namen-Monogramme“, die am leichtesten zu entschlüsseln sind: Zwei entfallen auf Arnulf (Nr. 177, 239), eines auf Heinrich (Nr. 179), 11 auf Karl (so Nr. 72), vier auf Konrad (so Nr. 77) und eines auf Otto (Nr. 93)<sup>132</sup>. Eine zweite Gruppe sind die „Name-Titel-Monogramme“, in welchen Name und Titel des Ausstellers verschlüsselt und mal mehr, mal weniger leicht aufzulösen sind. Im Einzelnen erscheinen einmal *Heinrich rex* (Nr. 160), je zweimal *Karlus (Karolus) rex* (Nr. 211 f.) und *Cunradus (Cunrat) rex* (Nr. 76, 154) sowie je einmal *Otto rex* (Nr. 88), *Karolus imperator* (Nr. 143) und *Ludowicus imperator* (Nr. 209)<sup>133</sup>. Als dritte Gruppe gibt es die „Name-Titel-Eigenschaft-Monogramme“ aus drei verschlüsselten Wörtern, nämlich neben Name und Titel auch eine dem Herrscher zugeschriebene Eigenschaft, die längst in die Titulaturen eingegangen ist – diese Kombination zuerst unter Otto II. 976. Hier sind viermal *augustus* (so Nr. 94) und je einmal *invictissimus* (Nr. 185), *pacificus* (Nr. 112) und Eberhards Lieblingsbegriff *pius* (Nr. 189) zu nennen<sup>134</sup>, wobei stets – selbst in Ausnahmefällen – Übereinstimmung mit den Signumszeilen besteht. Allerdings gehen die Lösungen aufgrund der Komplexität zweimal durch einen – abseits von Kürzungszeichen – fehlenden Buchstaben nicht ganz auf (so Nr. 94), was aber auch bei echten Monogrammen vorkommt. Im letztgenannten Beispiel eines besonders komplexen Konrad-Monogramms von 1031 spricht laut H. MEYER ZU ERMGASSEN nicht nur die Grundform (Original H-I-X), sondern gerade auch der rot hinzugefügte Punktstrich für eine Reminiszenz an Papsturkunden des zweiten Viertels des 12. Jahrhunderts, indem nach dem Material des Lichtbildarchivs vergleichbare Merkmale seit 1122 bis in die Codexzeit in Privilegien nachweisbar sind.

Die vierte Gruppe besteht aus dem „Plenus-Titulus-Monogramm“ und seinen Ableitungen, wo viermal im Gegensatz zur Vorgruppe nach Name, Titel und Eigenschaft der Zusatz ROMANORUM als Hinweis auf das Staatsvolk steht (so Nr. 89), was aber die Signumszeile nur einmal nahelegt (Nr. 188)<sup>135</sup>: *Signum domini Heinrichi (M) invictissimi Romanorum augusti imperatoris*<sup>136</sup>. Dort entspricht das Monogramm zwar vom Typus her den echten Vorlagen Heinrichs III. (1039/46-1056), doch gibt es Detailabweichungen. Wir finden alle Titulaturteile der Signumszeile inklusive *dominus* und gar die zusätzliche Devotionsfloskel *dei gratia*<sup>137</sup>, so dass es dem Monogramm-Typus entspricht, der unter Heinrich IV. (1056/84-1106) noch um die Ordnungszahl als König und Kaiser vermehrt wurde – ähnlich bei Monogrammen Lothars III. (1125/33-1137) (Nr. 108 f.) und Konrads II. (1024/27-1039) (Nr. 228). Diesen Typ gab Eberhard auch einmal fast getreu wieder (Nr. 102), wobei er aber einen von A. GAWLIK (1978) bei der Auflösung des Heinrich IV.-Monogramms bemerkten Defekt beseitigte – das O in ROMANORVM fehlt, *sofern man die Rundung des P oder Q nicht dafür gelten lassen will*<sup>138</sup>. Eberhard legte das O in der Mitte den sich kreuzenden Linien von H-I-

<sup>132</sup> Zahlen: Meyer zu Ermgassen, *Nominis nostri*, S. 243, Anm. 224.

<sup>133</sup> Formen und Zahlen: Meyer zu Ermgassen, *Nominis nostri*, S. 246, Anm. 227.

<sup>134</sup> Formen und Zahlen: Meyer zu Ermgassen, *Nominis nostri*, S. 250, Z. 4 f. mit Anm. 231-234.

<sup>135</sup> Codex diplomaticus, Nr. 738, S. 349 f. = MGH D. H. II., Nr. 509, S. 651 f. = Codex Eberhardi II, fol. 45 r+v, S. 72 f. Dazu: Roller, Eberhard, Beilage I, Nr. 188, S. 36 f.

<sup>136</sup> Codex Eberhardi II, S. 73, Z. 15.

<sup>137</sup> Formen: Meyer zu Ermgassen, *Nominis nostri*, S. 253, Z. 1 f.

<sup>138</sup> MGH D. H. IV., Einleitung, S. XCI. Zit. n.: Meyer zu Ermgassen, *Nominis nostri*, S. 253, Z. 7 f.

X auf, wie er es ähnlich – und unnötig – bei einem Kreuz-Monogramm Arnulfs tat (Nr. 167). Bei 102 ergibt sich hochkomplex: Ehrentitel *Dominus*, Name, Devotionsformel, Ordnungszahl als König wie als Kaiser des Namens, Staatsvolk der Römer, Kaisertitel und Eigenschaft als *Augustus*<sup>139</sup>. Alle weiteren Gruppenglieder lehnen sich ja, egal ob für einen Aussteller Karl, Konrad oder Otto, sehr eng an die Heinrichsurkunde von 1056 an, so dass diese Varianten durch die Vorlage bestimmt sind. Fünfter Typ ist das „Name-Beiname-Monogramm“, das aber nur einmal im letzten Codexhandmal erscheint (Nr. 283). Von der genauen Signumszeile Ottos II. (973/67-983) findet sich im Monogramm nur der Name, obwohl noch Buchstaben offen sind: Denn der Herrscher erscheint schon im Urkundentext mehrfach mit dem auch sonst gebräuchlichen Beinamen *Otto Rufus*<sup>140</sup>. Dabei stehen Name und Beiname im Text auf Rasur (wohl von *Ludowicus*<sup>141</sup>) und es wurde auch im Monogramm offenbar gebessert (so am linken Schaft oben rechts). Im Ganzen entnahm Eberhard den Vorlagen nur einen geringen Prozentsatz der Monogramme unverändert. Zwar folgte er bei seinen freien Entwürfen allgemein den Grundsätzen der Kanzleitradiation, doch führte er mehrfach die deutsche Namensform ein und nutzte Kürzel wie Ligaturen. Zudem benannte er Herrschereigenschaften in den Signumszeilen teils mit dort raren Worten wie *pacificus* und *pius*<sup>142</sup>, wobei er gerade diese in den „Name-Titel-Eigenschaft-Monogrammen“ erneut aufgriff – Wechselbezug von Wortlaut der Zeile und monogrammiertem Wortlaut der Zeichen. Die Monogramme mit vollem Titel samt allen je möglichen Bestandteilen sind stets weitgehend von einer nachgewiesenen Vorlage abhängig und gehören so in diesem Punkt nicht zu den selbstgestalteten Stücken. Doch zeigt sich just am in der Echtvorlage nicht ganz klaren Heinrich IV.-Monogramm in der Eberhardvariante, dass ihm die Auflösung wenigstens der etwa zeitgenössischen Zeichen vertraut war und er bei seinen Kopien mitdachte. Dagegen hatte er bei älteren Typen wie der karolingischen „Kreuz-Form“ gewisse Verständnisprobleme. Das „Name-Beiname-Monogramm“ *Otto Rufus* ist eine außergewöhnliche und singuläre Eigenschöpfung.

Insgesamt untersuchte H. MEYER ZU ERMGASSEN die Monogramme nach der höchstens punktuellen Würdigung und kursorischen Zusammenfassung durch die ältere Diplomatik erstmals vollständig, wo trotz nötiger Verengung des Gesichtsfeldes nicht der Blick auf das Ganze der Handschrift und der Fuldaer Überlieferung unterbleiben dürfe. Dabei ist das Monogramm ein Teil des Eschatokolls und wurde so auch von Eberhard behandelt, indem er bei Fehlen des Zeichens im Codex gleich das ganze Schlussformular draußen ließ. Zudem zeigen vielfach Tintenwechsel und andere formale Unterschiede Arbeitspausen zwischen Kontext und Eschatokoll an. Das Eschatokoll wurde je nach verbleibendem Raum auf dem Rest angefangener Seiten ausgelassen, gekürzt oder erweitert, wobei man in letzterem Fall Eberhards Vorliebe für Synonyme und Pleonasmen erkennt. Dem Forscher zufolge enthüllt gerade die zweite Neigung nach immer neuen Umschreibungen eines Faktes klar seine Auffassung vom Zweck der Monogramme als Beglaubigungsmittel (*signa testimonii*, *signa ad confirmationem*<sup>143</sup>). Vergleichsfälle erweisen sie etwa gegenüber Siegeln als für Kopisten relativ leicht reproduzierbare Beglaubigungsmittel, so dass auch Eberhard reichlich die Beteiligung des Ausstellers an den Rechtsakten per Handmal augenfällig machte. So konstatierte W. BERGES (1954) schon anderweitig: Das Monogramm *stellt – auch allein genommen –*

<sup>139</sup> Komplexeste Auflösung: Meyer zu Ermgassen, *Nominis nostri*, Abb. 63, S. 253-255.

<sup>140</sup> Zit. n.: Meyer zu Ermgassen, *Nominis nostri*, S. 256, Z. 13 u. S. 257, Z. 21 f.

<sup>141</sup> Zit. n.: Meyer zu Ermgassen, *Nominis nostri*, S. 256, Anm. 249.

<sup>142</sup> Formen: Meyer zu Ermgassen, *Nominis nostri*, S. 257, Z. 8.

<sup>143</sup> Formen: Meyer zu Ermgassen, *Nominis nostri*, S. 258, Z. 4 f.

den König dar<sup>144</sup>. In den raren Fällen unsynchroner Beendigung von Urkundentext und Seite zeigt sich, dass Eberhard von vornherein genügend Platz für Eschatokoll samt Monogramm einplante, so dass sie ihm wichtige Bestandteile waren. Dagegen lässt sich das Fehlen von Monogrammen – wenn nicht bereits in den Vorlagen der Fall – formal durch Raummangel bei längeren Texten oder Priorität von Zusätzen oder nachgeschobenen Urkundentexten begründen. Nachweislich schuf Eberhard aber auch einmal ein Monogramm, das nicht in der echten Vorlage stand. Zudem verbesserte er bei genügend Platz Privaturkunden durch königliche Signumszeilen samt Monogrammen – nicht zufällig in Band 2 in zwei Kleingruppen.

Doch auch eine Reihe anderer Merkmale belegt gemäß H. MEYER ZU ERMGASSEN wiederholt eine enge Verwandtschaft von mehreren Nachbarstücken nach Art solcher Kleingruppen, während darüber hinaus keine Beziehungen zu weiteren Monogrammen bemerkbar sind. Dies lässt sich durch Entwicklungsphasen erklären, indem das gleichzeitig Entstandene gleichartig ausgestattet wurde, während in der folgenden Arbeitsphase neue Vorlagen, Eindrücke und Launen die alten Muster überlagerten. Demnach kann diese kodikologische Erkenntnis mit Beobachtungen an anderen Codexteilen wie den Initialen zu vertieften Einblicken in die Strukturen der Handschrift führen. Ähnlich wie bei der Analyse der Formeln ist auch das Bild bei den Monogrammen: So erstreckt sich die Bandbreite der Monogramm-Reproduktionen Eberhards in einem bemerkenswerten Verhältnis von exakter Vorlagenentsprechung über entfernte Ähnlichkeit bis zu freien Gestaltungen, indem sich in zwei separaten Untersuchungen je eine Relation von 2:3:4 mit doppelt so vielen Phantasieprodukten wie getreuen Wiedergaben ergab. Dabei berücksichtigte Eberhard oft die Vorlagen nicht, sondern legte den Abschriften genauso Phantasie-Monogramme bei wie etwa manchen Eigenfälschungen. Dagegen können andere Fälschungen „echte“ Monogramme aufweisen, da sich Eberhard gerade das Namensmonogramm für „Ludwig“ offenbar eingepägt hatte und es regelgerecht wiedergeben konnte – was er aber auch nicht immer tat. Genauso hatte er wohl das Heinrich III.-Handmal gespeichert und nutzte es als Muster für beliebige Aussteller. Demnach beabsichtigte er keine vorlagengetreue Abbildung des Beglaubigungsmittels Monogramm, sondern begnügte sich mit der Wiedergabe des „Typus“, was mit den Siegelzeichnungen des etwa gleichzeitigen „Luzerner Rotulus“ zu vergleichen ist. In seiner Ersetzung antiker durch zeitgenössische Formen folgte Eberhard bei den Zeichen einer Maxime, die er bei den Texten angekündigt hatte: Er wollte unverständlich gewordene Ausdrucksformen dem modernen Verständnis öffnen (Kap. III.3). Freilich ist bei solch willkürlicher Verfremdung der Vorlagen die Verträglichkeit des Verfahrens mit dem Charakter eines Kopiers kritisch zu hinterfragen, da Letzteres doch irgendwie einen Schlüssel zu den Originalen des Klosterarchivs darstellen sollte (Kap. IV.4+5). Doch ist dem Forscher zufolge nicht generell davon auszugehen, dass ein solcher Nachweis der Urkundenschätze gegenüber Dritten auch als Beweismittel anerkannt war. So äußerte schon O. REDLICH (1907): *Keine Kopie kann an sich rechtlich das Original ersetzen. Denn eine einfache Kopie ist eben überhaupt keine Urkunde mit Beweiskraft*<sup>145</sup>. Dass man auch in Fulda den Ausfertigungen Vorrang im Rechtsbeweis einräumte, zeigt sich, indem noch im 13. Jahrhundert „Siegelurkunden“ nach Fälschungen im „Codex Eberhardi“ entstanden<sup>146</sup>. Doch gibt es trotzdem Belege für die Vorlage des Codex in Rechtsstreitigkeiten, wie wir noch sehen werden. Eberhard dachte wohl auch kaum an künftige Historiker, so dass der auf ihm lastende Vorwurf von Täuschung und Betrug Selbsttäuschung und Selbstbetrug bedeuten. Dieses Problem lässt sich zwar dem For-

<sup>144</sup> BERGES, Wilhelm: Das Monogramm der Berner Gemme; in: Schramm, Percy Ernst (Herausgeber): Herrschaftszeichen und Staatssymbolik I; Schriften der MGH 13; 1954-1956; S. 222-226, hier S. 226. Zit. n.: Meyer zu Ermgassen, *Nominis nostri*, S. 258, Anm. 250.

<sup>145</sup> REDLICH, Oswald: Einleitung, II. Allgemeine Begriffe und Grundlagen; in: Erben, Kaiserurkunden, S. 17-36, hier S. 34. Zit. n.: Meyer zu Ermgassen, *Nominis nostri*, S. 259, Anm. 251.

<sup>146</sup> Vgl. *Codex diplomaticus*, Nr. 729, S. 342 f. = MGH D. H. II., Nr. 518, S. 667 (Kap. III.1 + IV.5).

scher zufolge nicht auf der engen Basis der Monogramme lösen, doch könnte die bei deren Untersuchung angewandte Methode dazu führen, in Querschnitten durch das gesamte Material der Quelle zu gehen, wo namentlich auf die Selbstäußerungen zu achten ist (Kap. III.3).

Dies unternahm H. MEYER ZU ERMGASSEN dann ja anhand seiner gesamten Betrachtung des Buchschmucks. Daraus ergab sich unter Verknüpfung der Beobachtungen zu Figureninitialen und Monogrammen Eberhards gestalterische Konzeption, wonach durch eine geschickt herbeigeführte Übereinstimmung von Urkunden- und Seitenende auf jeder aufgeschlagenen Doppelseite des Codex mindestens eine Initiale als Schmuck oder Erläuterung vorhanden war, oft auf der vorherigen Seite noch begleitet von einem Monogramm. Sowohl bei den Figureninitialen als auch bei den Monogrammen lassen sich zudem kleine Gruppen einander folgender Darstellungen erkennen, die auf einzelne Arbeitsphasen schließen lassen, indem Eberhard seine Urkundenbasis nach eigenem Bekunden etappenweise erhielt (Kap. III.3). Hier bedingte die gleichzeitige Entstehung der Kopien auch eine gleichartige Ausstattung mit Buchschmuck. Dagegen überlagerten in der folgenden Arbeitsphase neue Vorlagen, Eindrücke und Launen die früheren Muster. Dabei versuchte er bei Monogrammen und Figuren – wie nur bei den Texten angekündigt – unverständlich gewordene Ausdrucksformen dem modernen Verständnis zu öffnen. So führen viele kodikologische Beobachtungen am Buchschmuck zu vertieften Einblicken in die Strukturen der Handschrift und zur Haltung Eberhards, der zwecks Propaganda ein auf Außenwirkung angelegtes Werk schuf (Kap. III.3).

Vorerst ist zu den Ausschmückungen noch anzumerken, dass E. STENGEL (1958) im Hinblick auf solch herausragende strukturell-künstlerische Auffälligkeiten den Codex in Anlehnung an den von ihm angenommenen Auftrag durch den hirsauisch geprägten Abt Marquard I. in eine größere Strömung der Zeit einordnete. Obwohl seine Abtsthese kritisch zu hinterfragen ist (Kap. III.3 + VI.7), erweist sich seine epochale Zuweisung doch als interessant:

*So ist das Werk, das damals entstand, in seiner Anlage wohl irgendwie verknüpft mit den mannigfaltigen Ansätzen zu traditions- und kopialbuchhafter, urbarialer oder chronikalischer Kodifizierung des bisher nicht systematisch gebuchten Besitz- und Rechtsstandes, die während der ersten Hälfte des Jahrhunderts im Kreise der Reformklöster Süddeutschlands gemacht worden waren*<sup>147</sup>.

Dabei ließ er freilich dahingestellt sein, ob die Ausschmückung durch Miniaturen, Initialen und Zierleisten auch eine Verbindung zur hirsauischen Kunstpraxis verrät, wie man vor ihm behauptet hatte. Denn Eberhard, auf den ja auch die künstlerischen Teile zurückgehen, war kaum ein Hirsauer (Kap. III.3). Jedenfalls kann man im Werk kein bestimmtes Vorbild hirsauischer Herkunft nachweisen, so dass es doch als Erzeugnis seiner Zeit einzigartig ist.

Der „Codex Eberhardi“ muss trotz seiner Verfälschungen und allzu summarischen Zusammenfassung als für die besitzrechtliche Überlieferung Fuldas unersetzlich bezeichnet werden. Er informiert umfassend über päpstliche und königliche Privilegien, aber auch über den Klosterbesitz seit den Anfängen<sup>148</sup>. Die Anordnung der Gesamtmasse und Verteilung auf beide Bände stammen von Eberhard selbst, doch sind sie erst Ergebnis seiner späteren Arbeit und entsprechen nicht der ursprünglichen Anlage. Laut der allgemeinen Einleitung im ersten Band, deren erste 11 Zeilen in Auszeichnungsschrift (Kapitälchen) stehen und die zeilenweise unregelmäßig abwechselnd in roter und schwarzbrauner Tinte geschrieben ist, sollte es im Namen der Dreifaltigkeit und zu Ehren von Bonifatius um Papsturkunden, königliche und kaiserliche Diplome, Schenkungs- und Tauschurkunden sowie Seelgerätstiftungen gehen:

<sup>147</sup> Urkundenbuch Fulda, Einleitung, S. XXVIII, Z. 27-33.

<sup>148</sup> Gliederung: Backhaus, Besitzkarte frühkarolingischer Klöster, Karte 9, S. 47; Codex Eberhardi I, Einleitung, S. XII; Hussong, Reichsabtei Fulda, S. 143; Meyer zu Ermgassen, Nominis nostri, S. 203; Müller, Eberhard und Thüringen, Teil I, S. 7-10; Roller, Eberhard, S. 8-12 u. 15-19; Traditiones et Antiquitates, Vorrede, S. IV-IX u. Urkundenbuch Fulda, Einleitung, S. XXIX u. XXXVI.

*In nomine patris et filii et spiritus sancti incipit liber descriptus in honore sancti martyris Bonifacii, patroni nostri, continens privilegia apostolicorum, precepta regum et imperatorum, oblationes fidelium, concambia quoque quorundam prediorum necnon etiam traditiones familiarum huius monasterii Fuldensis*<sup>149</sup>.

Die hier belegte Aufzählung lag auch dem ersten Arbeitsplan und der Gliederung des Codex zugrunde, obwohl sich Eberhard gleich eingangs für gewisse formale Inkonsistenzen mit der ungleichmäßigen Zulieferung des Materials entschuldigte (Kap. III.3). Etwas ausführlicher hieß es im anschließenden zweiten Prolog, der nur im Copiarium III (K 427) überlebte:

*Pro honore beatissimi martyris Bonifacii et pro reverentia sacrosancte congregationis Fuldensis monasterii incepimus colligere atque conscribere de vetustissimis etiam senio deficientibus scedulis privilegia apostolicorum, precepta regum, traditiones fidelium, oblaciones fratrum ceteraque alia, que huic monasterio collata sunt a primordio constructionis usque ad hec tempora*<sup>150</sup>.

In beiden Prologen werden also schon die Seelgeräte der Gläubigen an die Brüder – je nach Bezug als *oblaciones fidelium* und *oblaciones fratrum* – erwähnt, doch kamen sie nachweislich erst 1162 zum Grundbestand von um 1158 hinzu. Da Eberhard die zwei Prologe wie die ganze Registerlage 1 nachtrug, muss offen bleiben, ob er die Oblationen bereits ursprünglich oder erst in einem späteren Arbeitsstand andachte. Zumindest enthält das Werk eine Reihe unterschiedlicher Quellenbereiche. Zur Einordnung legen wir nach O. ROLLER (1901), E. STENGEL (1958) und H. MEYER ZU ERMGASSEN (1995) entgegen W. MÜLLER (1987) das Urkonzept Eberhards für einen Gesamtband zugrunde und schauen dann, was angesichts der Materialfülle in der Erweiterung auf zwei Bände daraus wurde. Zudem beschränken wir uns in den Umfangangaben auf die Urkundentexte und deuten vorerst nur an, dass es vor den jeweiligen Einträgen einleitende Prologe und Inhaltsverzeichnisse gibt, auf die bald gesondert zurückzukommen ist. Die einzelnen Abteilungen entstanden laut O. ROLLER wahrscheinlich in folgender Ordnung: Auf die Papsturkunden folgten an zweiter Stelle die Immunitäten und sonstigen Diplome des ersten Bandes, an dritter die Schenkungsurkunden nebst Urkundenausügen, an vierter die Güterbeschreibungen und *Dedicationes et terminationes ecclesiarum*<sup>151</sup>, an fünfter die Tauschurkunden, an sechster die Lehens- und Zehntregister und an siebter die Oblationen – Letztere freilich unter dem Vorbehalt eines abgesetzten Nachtrags.

Werfen wir mithilfe von E. STENGEL und W. MÜLLER einen genaueren Blick darauf, so nahm unser Kompilator also zunächst in zwei Serien von 27 und 32 Stücken sämtliche 59 Papsturkunden auf<sup>152</sup>. Darauf folgten beinahe alle königlichen Diplome über Verleihung oder Bestätigung von Immunität, Wildbann und anderen Rechten bis 1151, die um bedeutende nichtkönigliche Urkunden ergänzt wurden<sup>153</sup>. An dritter Stelle standen ursprünglich die Schenkungsurkunden der Kaiser und Könige sowie einzelner Großer<sup>154</sup>, die von E. STENGEL wegen ihrer hohen Diplomzahl gleich ganz zu den Königsurkunden gezählt wurden. Eberhard gab sie wie die Papstprivilegien und Königspräzepte nach den im Klosterarchiv lagern den Originalen in ihrem vollständigen Wortlaut wieder, ohne dabei ganz auf Interpolationen und Fälschungen für die Heimatabtei zu verzichten, doch davon gleich mehr. Jedenfalls folgten dann viertens die bedeutenden Urkundenauszüge der nurmehr bruchstückhaft überliefer-

<sup>149</sup> Codex Eberhardi I, fol. 1 v, S. 2, Z. 1-5.

<sup>150</sup> Codex Eberhardi I, (K 427, fol. 1 r), S. 2, Z. 19 - S. 3, Z. 1.

<sup>151</sup> Zit. n.: Roller, Eberhard, S. 9, Z. 1 f.

<sup>152</sup> Papsturkunden: Codex Eberhardi I, fol. 3 v - 30 r u. 31 r - 69 r, S. 6-55 u. 56-110. Dazu: Roller, Eberhard, S. 20-29 u. 29-41 u. Beilage I, Nr. 1-27 u. 28-59, S. 2-5 u. 6-11.

<sup>153</sup> Kaiser- und Königsurkunden: Codex Eberhardi I, fol. 72 r - 135 v, S. 115-210. Dazu: Roller, Eberhard, S. 41-50 u. Beilage I, Nr. 60-112, S. 12-21.

<sup>154</sup> Schenkungsurkunden: Codex Eberhardi II, fol. 7 v - 83 r, S. 11-130. Dazu: Roller, Eberhard, S. 41-50 u. Beilage I, Nr. 142-233, S. 26-49.

ten 15 karolingischen Chartularhefte des gebildeten Fuldaer Abtes Hrabanus Maurus (822-842)<sup>155</sup>. Diese Sammlung von Schenkungen geringerer Leute werden wir bei der Grundherrschaft ausführlich behandeln, wobei auch die Rezeption durch Eberhard zur Sprache kommen wird (Kap. IV.3). Er fertigte nämlich aus den Urkundentexten in den längst zu acht Büchern zusammengebundenen Chartularen stark geraffte, knappe Auszüge an, die als „Summarien“ (*summaria traditionum*<sup>156</sup>) bezeichnet werden. Denn der Kompilator exzerpierte die Urkunden *summatim ac nominatim*<sup>157</sup>, wie er selbst in der heute im zweiten Band befindlichen Einleitung des Abschnitts sagte. Dort erfahren wir im Zeichen seiner Frömmigkeit auch, dass er diese Schenkungen geringerer Leute nicht ganz übergehen wollte, da vor Gott alle Personen gleich seien und die zwei Scherflein der Witwe mehr gepriesen würden als die Schätze der Reichen (Kap. III.3). Dabei behielt er die Urkundenfolge der Chartulare ebenso bei wie deren gaumäßig-landschaftlichen Aufbau, indem er allgemein von Norden nach Süden und von Osten nach Westen ging. Hier zeigt sich trotz aller Einschränkungen Eberhards Wichtigkeit für die Überlieferung der alten Verzeichnisse zum weiträumigen Fuldaer Grundbesitz, da seine „Summarien“ an die Stelle der originalen Urkunden und Kopiare traten, deren größter Teil verloren und vielleicht für immer vernichtet ist. Die wenigen direkten Chartularüberlieferungen als Original, Druck oder Fragment lassen zudem im Vergleich mit den Eberhardauszügen Rückschlüsse auf dessen Arbeitsstil bei der Summarienanfertigung zu.

Jedenfalls schlossen sich dann viertens einige Mark- und Sprengelbeschreibungen (*dedicationes et terminationes*) an<sup>158</sup>, worunter sich auch Fuldaer Propsteien finden (Kap. IV.4)<sup>159</sup>. Danach kamen fünftens die klösterlichen Tauschurkunden dran, soweit sie Eberhard noch im Original zur Verfügung standen<sup>160</sup>. Sie wurden in einem *liber de concambiis*<sup>161</sup> verzeichnet, der aber wiederum auch Königsurkunden enthielt. Zwar folgten sie laut W. MÜLLER einst direkt auf die „Summarien“ von Maingau und Wetterau, doch bleiben wir beim traditionellen Schema von O. ROLLER und E. STENGEL. Allerdings reihte Eberhard die Tauschurkunden, welche in den acht Chartularen enthalten und ihm demnach allein als Abschriften bekannt waren, auch nur in den „Summarien“ der betreffenden Besitzregion ein, wobei er sie wiederholt zu Schenkungsurkunden verfälschte. Auf das eigentliche Tauschkapitel folgten sechstens diverse Urbarialquellen (Güterverzeichnisse), was von Dienst- und Zinsregistern bis zu abhängigen Klöstern reichte (Kap. IV.4)<sup>162</sup>. Dort packte Eberhard alles hinein, worauf die Abtei seiner Ansicht nach irgendwie Ansprüche geltend machen konnte, nämlich Lehen sowie Besitz der Tochterklöster und der von der Abtei gestifteten Kirchen. Die Zins- und Dienstregister bildeten auch eine kleinere, aber nicht weniger wichtige Ergänzung zu den „Summarien“, da sie quasi als Fortschreibung den Besitzstand des Klosters in

<sup>155</sup> Urkundenauszüge („Summarien“): Traditiones et Antiquitates, Teil I, cap. 3-7 u. 38-42, S. 5-59 u. 69-115 = Codex Eberhardi I, fol. 137 r a - 170 v a, S. 211-308 u. Codex Eberhardi II, fol. 83 v a - 115 v b, S. 131-223. Dazu: Roller, Eberhard, Beilage I, Nr. 113-117 u. 234-238, S. 22 f. u. 50 f.

<sup>156</sup> Traditiones et Antiquitates, Vorrede, S. XII, Z. 37 - S. XIII, Z. 1.

<sup>157</sup> Codex Eberhardi II, fol. 83 r, S. 131, Z. 13.

<sup>158</sup> Grenzbeschreibungen: Codex Eberhardi I, fol. 170 v b - 178 r a, S. 309-338. Dazu: Roller, Eberhard, Beilage I, Nr. 118-141, S. 22-25 (Zitat aber: S. 11, Z. 32).

<sup>159</sup> Traditiones et Antiquitates, Teil I, cap. 23-29, S. 59-61 = Codex Eberhardi I, fol. 176 r a - 177 v b, S. 330-337. Dazu: Roller, Eberhard, Beilage I, Nr. 133-139, S. 24 f.

<sup>160</sup> Tauschurkunden: Codex Eberhardi II, fol. 116 r - 131 r, S. 224-248. Dazu: Roller, Eberhard, Beilage I, Nr. 239-259, S. 50-57.

<sup>161</sup> Als Teil der Überschrift: Codex Eberhardi II, fol. 116 r, S. 224, Z. 1. Abgeleitet: Roller, Eberhard, Beilage I, Nr. 238 a, S. 50, Z. 13 u. Urkundenbuch Fulda, Einleitung, S. XXIX, Z. 10.

<sup>162</sup> Urbare: Codex Eberhardi II, fol. 132 r - 157 v, S. 249-301. Dazu: Roller, Eberhard, S. 65 u. Beilage I, Nr. 260-282, S. 58-61 u. Traditiones et Antiquitates, Vorrede, S. XIV; vgl. WERNER-HASSELBACH, Traut: Die älteren Güterverzeichnisse der Reichsabtei Fulda; Marburger Studien zur älteren deutschen Geschichte; herausgegeben von Edmund E. Stengel; II. Reihe, 7. Stück; Marburg 1942.

der Mitte des 12. Jahrhunderts zeigen. Dann kommt an siebter Stelle ein *libellu[s] de oblationibus fratrum Fuldensium*<sup>163</sup> mit meistens Seelgerätstiftungen, der gemäß O. ROLLER und E. STENGEL im Wesentlichen eine jüngere, aber unabhängige Redaktion derjenigen Sammlung darstellt, die auch im dritten Teil des „Chartulars des Pistorius“ erhalten ist (Kap. IV.3)<sup>164</sup>. Schon laut O. ROLLER stellen sie einen Anhang mit eigener Vorrede nebst Blattweiser dar. Den Abschluss des Codex bilden zwar heute neben späteren Ergänzungen die „Gesta Marcvardi“, doch handelt es sich dabei offenbar schon um einen Nachtrag nach 1165, der vom Mönch entgegen E. STENGEL nie – schon gar nicht im Grundschemata – berücksichtigt wurde (Kap. VI.7)<sup>165</sup>. Doch muss sie Eberhard eben vom Abt erhalten haben, indem beide Werke zwar in ihrer persönlichen Intention nicht deckungsgleich waren, aber doch je das Wohl der Abtei zum Ziel hatten.

Lässt man die Gesta außen vor, so spiegelte sich wirklich der von Eberhard in der Einleitung ins Auge gefasste Bestand auch im ersten Arbeitsplan und der Gliederung. Doch konnte das Schema nicht eingehalten werden, obwohl es an sich sinnvoll war: Dort umfasste der Codex laut O. ROLLER zwei Hauptgruppen, erstens Papsturkunden und Immunitäten als diejenigen Urkunden, welche die rechtliche Stellung der Abtei zu ihren geistlichen und weltlichen Vorgesetzten regelten, und zweitens die Urkunden und Register zum Klosterbesitz, wobei die Gruppen allgemein den beiden Bänden entsprechen. Laut der ganzseitig abwechselnd in roter und brauner Auszeichnungsschrift gehaltenen und mit vierzeiliger *D*-Initiale eingeleiteten Vorrede zum zweiten Band wurde hier die erste Gruppe vor der zweiten geschrieben:

*Descriptis in priori lib[ro] et congestis privilegiis apostolicorum ac preceptis regum et imperatorum, qua auctoritate sancta Fuldensis ecclesia fundata et confirmata usque ad nostra devenerit tempora, nunc quibus fidelium prediis ditata sit, stilum vertamus*<sup>166</sup>.

Dabei stehen freilich die Worte *in priori lib[ro]* in Fortsetzung der Zeile 1 beschnitten am rechten Rand und stellen sich als späterer Zusatz heraus, wobei sie den auch andernorts praktizierten Gleichklang des Originalsatzes deutlich stören. Demnach dachte Eberhard gemäß O. ROLLER wohl bei Abfassung dieser Vorrede noch nicht an eine Verteilung des Stoffes auf zwei Bände und wurde erst durch die beständige Zunahme der Lagen dazu veranlasst<sup>167</sup>. Als er seinen Codexband während des Arbeitsprozesses sukzessive füllte, wurde das Werk nämlich mit zunehmender Materialmenge zu unhandlich. Daher entschloss sich unser Kompilator nachträglich zu einer Verteilung des Stoffes auf zwei Bände. Diese These setzte sich in der Forschung allgemein durch und findet sich auch bei H. MEYER ZU ERMGASSEN (1993, 1995, 2009), der sie gar am Codex absichern konnte. Dagegen ist die Alternative von W. MÜLLER (1987) über einen schon konzeptionell auf zwei Bände angelegten Codex abzulehnen, wonach der erste Band von Anfang an die päpstlichen Privilegien und königlichen Präzepte sowie der zweite vorzugsweise die Schenkungen der Könige, Großen und Privatpersonen, die Güterbeschreibungen, Dienst- und Zinsregister sowie die Oblationen zum besonderen Gebrauch der Brüder enthalten sollte. Abgesehen davon, dass man Letztere erst 1162 anfügte, wird die These auch revidiert, da bindetechnische Merkmale die spätere Aufteilung stützen:

<sup>163</sup> Als Teil der Überschrift: Codex Eberhardi II, fol. 158 r, S. 302, Z. 1.

<sup>164</sup> Oblationen: Codex Eberhardi II, fol. 159 v - 190 v, S. 305-353. Dazu: Roller, Eberhard, S. 60-64 u. Beilage I, Nr. 283-334, S. 62-72 u. Urkundenbuch Fulda, Einleitung, S. XXIX mit Anm. 8.

<sup>165</sup> Rechenschaftsbericht Marquards I.: Codex Eberhardi II, fol. 191 r - 196 r, S. 354-361. Vgl. Traditiones et Antiquitates, Teil I, cap. 76, S. 153-157 u. Gesta, Wibaldbrief, Immunität, S. 176-191. Dazu: Roller, Eberhard, Beilage I, Nr. 334 a, S. 72 f.

<sup>166</sup> Codex Eberhardi II, fol. 1 r, S. 1, Z. 1-4.

<sup>167</sup> Über die Konzeptänderung: Codex Eberhardi I, Einleitung, S. XII; Codex Eberhardi IV, Buchschmuck, S. 14 f.; Meyer zu Ermgassen, Nominis nostri, S. 203; Müller, Eberhard und Thüringen, Teil I, S. 6-9; Roller, Eberhard, S. 9-11 u. Urkundenbuch Fulda, Einleitung, S. XXIX.



Zunächst ist hier das Augenmerk auf die Mantelseiten zu richten. Bevor man nämlich den schützenden Einband um den Codex legte, hatte die oberste Seite den Schutz für die Folgesseiten zu bilden und blieb deshalb frei. Daher ließ Eberhard (oder dessen kurzer Vorarbeiter) im ersten Band Blatt 3 r als erste Seite der Lage 2 unbeschrieben und tat dasselbe dann nach Vorschaltung der ersten Registerlage auch mit deren erster Seite. Dagegen mangelt es dem zweiten Band an einem solchen Phänomen, indem dort die erste Seite der Lage 2 (fol. 7 r) die Einleitung zu den Traditionen bietet und Eberhard so hier eine Schutzdecke für überflüssig hielt, während jetzt der später vorgesetzten Registerlage 1 das erste Blatt fehlt. Demnach kam es später tatsächlich zur Verteilung des Stoffes auf zwei Bände. Dabei sah sich Eberhard zudem zur Aufspaltung der Schenkungsauszüge genötigt, indem er die zweite Hälfte der „Summarien“ mit den Markbeschreibungen aus dem geplanten zweiten Band nahm und an das Ende des ersten packte, um ein besseres Gleichgewicht beider Bände zu erzielen.

Daneben wird die Verteilung durch zwei unterschiedliche alte Bindungsarten belegt, die sich bei der Herauslösung des Codex aus seinem bisherigen Einband auf dem freigelegten Buchrücken zeigten. Das bestätigt laut H. MEYER ZU ERMGASSEN (2009) die bereits von Nikolaus Kindlinger (1749-1819) um 1810 gemachte Beobachtung, dass die beiden Bände aus ursprünglich einem mit Erweiterung durch neue Teile gefertigt wurden. Beim älteren Bestand sind für die Heftfäden tiefe Einsägungen in den Buchblock charakteristisch, während die bei der zweiten Bindung hinzugefügten Teile einfache Einstiche für die Heftung aufweisen<sup>168</sup>.

Doch wurden die Urkundenauszüge laut O. ROLLER zunächst angesichts gleicher Arbeitsweise und übereinstimmendem Äußeren sicher an einem Stück hergestellt, indem sie anders als die Privilegien, Immunitäten und Traditionen ja nicht auf Bleilinen als Fließtext geschrieben sind, sondern auf blinden Linien zweispaltig unter Bogenstellung stehen. Zwar schickte Eberhard den „Summarien“ des zweiten Bandes einen Prolog voraus, der als Einleitung zu allen Auszügen geschrieben ist (fol. 83 r), doch finden wir ihn auf den freigebliebenen letzten acht Zeilen unter einer Traditio und nicht wie die anderen Vorreden auf einer eigenen Seite, so dass er nachgetragen sein könnte<sup>169</sup>. Freilich stellte Eberhard in Band 2 die aus den Auszügen gebildeten Kapitel den einzelnen Traditionen gleich, so dass er Erstere kompakt anstatt einzelner Auszüge im Register angab. Dass die Auszüge des ersten Bandes auf die des zweiten folgen, zeigt der Beginn der zweiten Auszüge mit der Rückseite des letzten Blattes der Lage 11 (fol. 83 v) auf einem sicher ursprünglichen Doppelblatt, so dass die Auszüge schon nach dem ersten Arbeitsplan unmittelbar den Traditionen folgten. Zudem enden die Auszüge des zweiten Bandes auf der letzten Seite einer Lage (fol. 115 v, Lage 15), während diejenigen des ersten Bandes passend mit einer neuen Lage einsetzen (fol. 137 r, Lage 20). Die dortige Vorrede findet sich auf einem der vorherigen Lage 19 angefügten Einzelblatt (fol. 136 v) auch ohne Bleilinen mit leerer erster Seite, so dass es laut O. ROLLER zur Ausstattung des vorgezogenen Teils der „Summarien“ mit einer Vorrede nachgeschoben wurde<sup>170</sup>. Doch bestand diese Lage 19 ja ursprünglich nur aus zwei Doppelblättern und hebt sich so wie Lage 1 aus den sonstigen Quaternionen und Ternionen des ersten Bandes heraus, wobei Eberhard wohl nach Abschrift der Privilegien und Diplome einen Abschnitt machte, um mit den Schenkungsurkunden als neuem Teil ähnlich wie bei Lage 20 im zweiten Band (sechs Doppelblätter) auch eine neue Lage beginnen zu lassen. Demnach stellte Lage 19 das Ende des ersten Bandes dar, der also nur die päpstlichen und königlichen Privilegien enthalten hätte. Doch erwies sich der zweite Band mit seinen 32 Lagen als relativ umfangreich, so dass als Ausgleich sechs bis sieben Lagen von dort hinüberwandern sollten, deren Anfang

<sup>168</sup> Siehe den Buchrücken ganz und im Detail: Codex Eberhardi IV, Buchschmuck, S. 15, Abb. 18 f.

<sup>169</sup> Traditiones et Antiquitates, Vorrede, S. VIII = Codex Eberhardi II, fol. 83 r, S. 131. Dazu: Roller, Eberhard, Beilage I, Nr. 233 a, S. 50 f.

<sup>170</sup> Traditiones et Antiquitates, Teil I, S. 4 = Codex Eberhardi I, fol. 136 v, S. 211. Dazu: Roller, Eberhard, Beilage I, Nr. 112 b, S. 22 f.

und Schluss gerade je mit denselben eines Stückes zusammenfielen. So mussten nun in den auserwählten sieben Lagen neben den letzten „Summarien“ auch noch die Mark- und Sprengelbeschreibungen als einheitlicher Abschnitt in den ersten Band vorgezogen werden, was durch die ehemals freie Rückseite des letzten Blattes (fol. 177 v) belegt wird, während Blatt 178 zum Großteil fehlt. Danach kamen ursprünglich die Konkambien des zweiten Bandes sowie die folgenden Dienst- und Zinsregister, während die *oblaciones fratrum*<sup>171</sup> in den Lagen 21-24 (fol. 158-189) als Schlussteil offenbar ein späterer Anhang sind. So ist die vorherige Lage 20 wieder eine Endlage mit ungewöhnlicher Bogenzahl von einst sechs Doppelblättern weit über den üblichen Ternionen und Quaternionen, indem das Gesamtkopiar zuerst wohl hiermit abschließen sollte. Letztlich schuf Eberhard durch die spätere Verteilung aber eine gedrehte Ordnung. So findet sich die nachträglich nur mit einer ganz kurzen Einleitung versehene Fortsetzung eines Teils der eigentlich dem zweiten Band zugeschlagenen „Summarien“ aus den Schenkungen geringer Leute nun schon im ersten Band, der dann noch von den Mark- und Sprengelbeschreibungen abgeschlossen wird, die W. MÜLLER fälschlich für einige Nachträge zu den hauptsächlich im zweiten Band stehenden Güterverzeichnissen hielt. Zudem erkannte dieser Forscher zwar an sich ebenfalls den Sinn der Lagenvorziehung, doch beurteilte er sie weiter aus der Sicht einer ursprünglichen Zweiteilung, indem Eberhard während der Arbeiten am zweiten Band gemerkt habe, dass nach der originalen Einteilung die Bände ganz ungleichmäßig geworden wären, so dass er sich zu einem Vorzug von Stücken aus dem zweiten Band in den ersten entschlossen habe. Wir verbleiben aber bei der allgemeinen These, wonach die Aufteilung auf zwei Bände erst während der Arbeit erfolgte und Eberhard daraufhin im Mühen um Ausgeglichenheit die „Summarien“ aufspaltete. Möglicherweise kam es auch zu Erweiterungen des ursprünglichen Programms, zu dem ja schon die Oblationen nur bedingt gehörten. Zumindest wies Eberhard in keiner Vorrede auf die abschließende Selbstbiographie des Abtes hin, was deren Charakter als Nachtrag zeigt.

Um den endgültigen Aufbau des zweibändigen „Codex Eberhardi“ zu ermessen, kann man den Blick vergrößern oder verkleinern. So bündelte W. MÜLLER (1987) die Abschnitte in vier Hauptteile, nämlich erstens die Privilegien von Päpsten und Königen sowie Schenkungen der Letzteren und Großen, zweitens die als *minores traditiones* bezeichneten Schenkungen Privater, drittens die Güterbeschreibungen, Dienst- und Zinsregister sowie viertens die Oblationen für die Brüder<sup>172</sup>. Für uns ist aber ein genauerer Blick angebracht, wie wir ihn in der Inhaltsübersicht der Edition von H. MEYER ZU ERMGASSEN (1995/96) finden<sup>173</sup>. Die hier kombinierten Verzeichnisse lehnen sich eng an die Gliederung der Handschrift an, so dass die den Abschnitten beigegebenen Überschriften einen Eindruck von Eberhards Informationsspektrum liefern. Auch entdeckt man die passenden Dronkekapitel der „Traditiones“:

<i>Band</i>	<i>Kapitel</i>	<i>Inhalt</i>	<i>Seite</i>	<i>Dronke</i>
I.	1.	Prolog.	2	
	2.	Papsturkunden.	3	
	2.1.	Übersicht zu Serie I.	3	
	2.2.	Übersicht zu Serie II.	4	
	2.3.	Texte Serie I.	6	
	2.4.	Prolog zu Serie II.	55	
	2.5.	Texte Serie II.	56	
	3.	Kaiser- und Königsurkunden.	111	
	3.1.	Vorbemerkung.	111	
	3.2.	Übersicht.	112	
	3.3.	Texte.	115	
	4.	Einzelschenkungen.	211	cap. 3-8

<sup>171</sup> Zit. n.: Roller, Eberhard, S. 12, Z. 38.

<sup>172</sup> Müller, Eberhard und Thüringen, Teil I, S. 7.

<sup>173</sup> Inhalt: Codex Eberhardi I, S. V f. u. Codex Eberhardi II, S. V. Dazu: Codex Eberhardi I, Einleitung, S. XV.

	4.1.	Vorbemerkung.	211	
	4.2.	Rheinlande, Elsass ( <i>Pagus Wormacensis et Rinensis, Alsatia, Craphelt</i> ).	211	cap. 3
	4.3.	Franken ( <i>Folcfelt, Gollahegewe, Tubergewe, Jagesgewe, Rangowe, Badenecgowe</i> ).	232	cap. 4
	4.4.	Südrhön ( <i>Salegewe, Weringowe</i> ).	252	cap. 5
	4.5.	Nordhessen, Lothringen, Westfalen ( <i>Hassia, Loganahe, Angergowe, Lutringia, Vestfalia</i> ).	263	cap. 6
	4.6.	Friesland ( <i>Fresia</i> ).	292	cap. 7
	4.6.1.	Schenkungen.	292	
	4.6.2.	Zinse.	296	
	4.6.3.	Schenkungen.	298	
	4.7.	Präkarien.	309	cap. 8
	5.	Güterverzeichnisse.	313	cap. 9-12
	5.1.	Besitz am Obermain.	313	cap. 9
	5.2.	Abtsgut.	314	cap. 10
	5.3.	Dienstgut.	315	cap. 11
	5.4.	Ein Forst südlich Coburg.	316	cap. 12
	6.	Zinsverzeichnisse.	317	cap. 13
	6.1.	Bier.	317	
	6.2.	Rinder.	318	
	6.3.	Verschiedene Abgaben und Leistungen.	319	
	7.	Mark- und Pfarreibeschreibungen.	321	cap. 14-22
	7.1.	Rasdorf.	321	cap. 14
	7.2.	Salmünster.	322	cap. 15
	7.3.	Wingershausen.	323	cap. 16
	7.4.	Zell.	324	cap. 17
	7.5.	Schlitz.	325	cap. 18
	7.6.	Crainfeld.	326	cap. 19
	7.7.	Soisdorf.	327	cap. 20
	7.8.	(Unter-)Reichenbach.	328	cap. 21
	7.9.	(Großen-)Lüder.	329	cap. 22
	8.	Beschreibungen Fuldischer Propsteien.	330	cap. 23-29
	8.1.	Bischofsberg/Frauenberg.	330	cap. 23
	8.2.	Johannesberg.	331	cap. 24
	8.3.	Petersberg.	332	cap. 25
	8.4.	Neuenberg.	334	cap. 26
	8.5.	St. Michael.	335	cap. 27
	8.6.	Holzkirchen.	336	cap. 28
	8.7.	Solnhofen.	337	cap. 29
	9.	Einrichtung der Klosterwerkstatt für Künste und Handwerke.	338	cap. 32 b
	10.	Nachträge des 13. Jahrhunderts.		
	10.1.	Das Weiheöl Fuldischer Pfarreien.	1	
	10.2.	Burg Ebersberg.	336	cap. 32 a
	10.3.	Lehen der Schenken zu Erbach.	337	cap. 32 a
	10.4.	Entfremdungen durch Otto von Botenlauben.	337	cap. 32 a
II.	1.	Übersicht.	1	
	2.	Schenkungsurkunden.	9	
	2.1.	Prologe.	9	
	2.2.	Urkundentexte.	11	
	3.	Einzelschenkungen.	131	cap. 38-42
	3.1.	Prolog.	131	
	3.2.	Thüringen.	131	cap. 38
	3.3.	Südliche und östliche Rhön ( <i>Graffelt, Tullifelt</i> ).	154	cap. 39
	3.4.	Bayern, Schwaben.	176	cap. 40
	3.5.	(Nieder-)Sachsen, Friesland.	184	cap. 41
	3.6.	Wetterau, Maingau.	198	cap. 42
	4.	Tauschurkunden.	224	
	5.	Urbare.	249	cap. 43-47
	6.	Hörige und Hintersassen.	287	cap. 48-59
	7.	Abhängige Klöster.	296	cap. 60 f.
	8.	Lehen.	298	cap. 62 f.
	9.	Seelgeräte.	302	
	9.1.	Prolog.	302	

	9.2. 9.3.	Übersicht. Urkundentexte.	302 305	
	10.	Infirmierie.	353	
	11.	Gesta Marcvardi.	354	cap. 76 f.
	12.	Nachtrag.	362	

In dieser Tabelle sind neben den Inhaltskapiteln auch schon die zugehörigen Verzeichnisse und Vorreden mit aufgenommen, die uns nun noch beschäftigen sollen. Zunächst sei auf vier Register verwiesen, die Eberhard – einer älteren fuldischen Gewohnheit folgend (Kap. IV.5) – an den passenden Stellen als zweispaltig-bogenumrahmte Verzeichnisse anfügte<sup>174</sup>. Sie richten sich nicht nach Seiten oder Blättern, sondern geben die Kapitelnummern der Urkunden an. Zwar wurde der Codex später verschiedentlich teils foliiert oder paginiert, doch geschah dies erst in der Moderne und ist wegen seiner Lückenhaftigkeit eine Fehlerquelle<sup>175</sup>. Demnach können wir sie hier – wie moderne Korrekturen – ausklammern und uns auf die originale Registerordnung Eberhards beschränken. Diese Register zollen dem ursprünglichen Aufbaukonzept Tribut, sind allerdings auch von der späteren Aufteilung beeinträchtigt. Eberhard verfasste sie gemäß O. ROLLER gleich nach Eintrag eines Abschnitts und nicht erst nach Vollendung des Gesamtwerkes, selbst wenn sie völlig gleich aussehen. Dies bezeuge die Tatsache, dass die Urkundenauszüge des zweiten Bandes in das Register der Urkunden aufgenommen wurden, während diejenigen des ersten Bandes nirgends verzeichnet sind. Folglich wurden die beiden Summarieteile vor der Anlage des Registers zum Band 2 und nach der desjenigen zum Band 1 auseinander gerissen. Zudem beteiligen sich die Nummern der Register an der Unordnung der Textnummerierung und an deren Korrigierung. Auch fehlen die Abschnitte über die Güter und Einkünfte des Klosters im Register. Generell erscheinen dort kurze Regesten zu den einzelnen Urkunden mit einer angefügten Kapitelnummer, deren Zählung in jedem Register neu ansetzt. Bei den Regestangaben lohnt ein Vergleich mit den Urkundenüberschriften, da beides nicht immer deckungsgleich ist. Dabei wurden die Urkundenauszüge natürlich nicht einzeln, sondern kapitelweise notiert. Doch betrachten wir die vier Verzeichnisse im Einzelnen: Zunächst ist im ersten Band ein Register der 59 Papsturkunden zu nennen<sup>176</sup>, dessen Anfang bis Regest 40 freilich nur noch in der Codexkopie K 427 aus dem 14. Jahrhundert erhalten ist, da im ersten Originalband K 425 das Doppelblatt mit den ursprünglichen Seiten 2 und 3 verloren ging und der Index auf Letzterer begann. Dann folgt ein zweites Register mit den 51 Königs- oder Kaiserdiplomen des ersten Bandes<sup>177</sup>, dem ein drittes mit den häufig auch herrscherlichen 110 Schenkungs- und Tauschurkunden des zweiten Bandes gegenüberzustellen ist<sup>178</sup>. Darunter findet man freilich auch die „Summarien“ des zweiten Codex, denen ja nur kapitelweise eine Nummer zugeordnet ist. Schließlich komplettiert im zweiten Band ein viertes Register der 53 *Oblationes fratrum* das Bild<sup>179</sup>. Dort fehlt wieder entgegen der ansonsten korrekten Auflistung von E. STENGEL der anschließende Rechenschaftsbericht, was ihn endgültig als Nachtrag ausweist.

<sup>174</sup> Register: Roller, Eberhard, S. 9 u. 14 u. Urkundenbuch Fulda, Einleitung, S. XXXVI mit Anm. 6.

<sup>175</sup> Näheres zu moderner Follierung, Paginierung und Korrektur: Roller, Eberhard, S. 14 f.

<sup>176</sup> Erstes Register: Codex Eberhardi I, (K 427, fol. 1 v), S. 3 f. u. fol. 2 r a+b, S. 4-6. Dazu: Roller, Eberhard, Beilage I, Nr. D, S. 2 f. Verzeichnete Urkunden: Codex Eberhardi I, fol. 3 v - 69 r, S. 6-110. Dazu: Roller, Eberhard, Beilage I, Nr. 1-59, S. 2-11.

<sup>177</sup> Zweites Register: Codex Eberhardi I, fol. 70 v a - 71 v a, S. 112-115. Dazu: Roller, Eberhard, Beilage I, Nr. 59 b, S. 12 f. Verzeichnete Urkunden: Codex Eberhardi I, fol. 72 r - 135 v, S. 115-210. Dazu: Roller, Eberhard, Beilage I, Nr. 60-112, S. 12-21.

<sup>178</sup> Drittes Register: Codex Eberhardi II, fol. 1 v a - 4 v b, S. 1-8. Dazu: Roller, Eberhard, Beilage I, Nr. 141 b, S. 26 f. Verzeichnete Urkunden: Codex Eberhardi II, fol. 7 v - 131 r, S. 11-248. Dazu: Roller, Eberhard, Beilage I, Nr. 142-259, S. 26-57.

<sup>179</sup> Viertes Register: Codex Eberhardi II, fol. 158 v a - 159 r a, S. 302-304. Dazu: Roller, Eberhard, Beilage I, Nr. 282 c, S. 62 f. Verzeichnete Urkunden: Codex Eberhardi II, fol. 159 v - 190 v, S. 305-353. Dazu: Roller, Eberhard, Beilage I, Nr. 283-334, S. 62-73.

Zum Abschluss dürfen aber eben auch die vorangestellten Prologe nicht vergessen werden, die sich als spätere Ergänzungen nicht nur in Nachbarschaft der nachgetragenen Register, sondern auch vor anderen Abschnitten finden<sup>180</sup>. Denn Eberhard schickte den diversen Gruppen, aber auch dem Werk als Ganzem, vielfach in mehrfarbig abwechselnder Auszeichnungsschrift kürzere oder längere Vorreden zur Einstimmung und Überleitung voraus, in denen er Einblicke in seine Arbeit, den Inhalt der Abschnitte und vieles mehr gewährte, was als Selbstzeugnis unverzichtbar ist (Kap. III.3). Allerdings brachten es Eberhards Gesamtanspruch und die Aufteilung des für ein Buch vorgesehenen Stoffes auf zwei Bände mit sich, dass viele Prologe mehr bieten, als sie dies in ihrer heutigen, auch von O. ROLLER betitelten Funktion bräuchten. So findet man zunächst am Anfang des ersten Codex in Registerlage 1 eine Passage, die nun als Prolog in den ersten Band erscheint, wenngleich sie regelrecht den Charakter einer Gesamteinführung besitzt<sup>181</sup>. Dann stand auf dem fehlenden zweiten Blatt ein Prolog, der strukturell allein in die Papsturkunden einführen müsste, faktisch aber erneut den ganzen Codex behandelt<sup>182</sup>. Man kann ihn heute wie die Hälfte des päpstlichen Registers nur noch aus der Abschrift K 427 entlehnen. Freilich bekam dann der zweite Abschnitt der Papsturkunden noch einen eigenen Prolog<sup>183</sup>. Später erscheint eine Vorrede für die Urkunden und Immunitätsbriefe der Könige und Kaiser – vor dem zweiten Register<sup>184</sup>. Schließlich findet sich im ersten Band auf einem nicht zufällig nachgeschobenen Blatt als fünfter Prolog noch eine kurze Vorrede zu den später vorgezogenen „Summarien“, die gleichzeitig auch als Überleitung von den Papst- und Königsurkunden dient<sup>185</sup>. Der zweite Codexband wiederum setzt in Registerlage 1 mit einer knappen allgemeinen Einleitung zu den Schenkungsurkunden ein, wobei der Bogen vom ersten zum zweiten Band geschlagen wird<sup>186</sup>. Nach dem dritten Kapitelregister folgt dann das Doppelblatt 5/6, das bezeichnenderweise der Registerlage noch nachgeschoben wurde: Zunächst findet man auf Blatt 5 eine Inhaltsangabe für den zweiten Band nebst Anführung der Abfassungszeit und des Schreibers<sup>187</sup>. Diese uns bekannten Daten hätte man ja eher schon zu Beginn des ersten Bandes erwartet. Gleiches gilt für das auf der kompletten Vorderseite 6 folgende Widmungsbild als blattgroße Miniatur mit eingeflochtenen Texten (Kap. III.3)<sup>188</sup>. Diese nicht ganz stringente Zuordnung traf der Kopist wohl im Zuge der späteren Stoffaufteilung, wobei auch ein Versehen möglich ist. Auf der Rückseite des Widmungsbildes steht noch eine zweite Einleitung zu den Schenkungsurkunden, gepaart mit Bemerkungen über Eberhards Vorlagen<sup>189</sup>. Nach diesem nachgeschobenen Doppelblatt folgt erst die eigentliche Vorrede zu den Schenkungsurkunden<sup>190</sup>. Später schließt

<sup>180</sup> Abfolge und Wortlaut der Prologe: *Traditiones et Antiquitates*, Vorrede, S. V-IX.

<sup>181</sup> Erster Prolog: *Traditiones et Antiquitates*, Vorrede, S. V = Codex Eberhardi I, fol. 1 v, S. 2. Dazu: Roller, Eberhard, Beilage I, Nr. B, S. 2 f.

<sup>182</sup> Zweiter Prolog: *Traditiones et Antiquitates*, Vorrede, S. V f. = Codex Eberhardi I, (K 427, fol. 1 r), S. 2 f., nach fol. 1 v. Dazu: Roller, Eberhard, Beilage I, Nr. C, S. 2 f.

<sup>183</sup> Dritter Prolog: *Traditiones et Antiquitates*, Vorrede, S. VI = Codex Eberhardi I, fol. 30 v, S. 55 f. Dazu: Roller, Eberhard, Beilage I, Nr. 27 a, S. 6 f.

<sup>184</sup> Vierter Prolog: *Traditiones et Antiquitates*, Vorrede, S. VII = Codex Eberhardi I, fol. 70 r, S. 111. Dazu: Roller, Eberhard, Beilage I, Nr. 59 a, S. 12 f.

<sup>185</sup> Fünfter Prolog: *Traditiones et Antiquitates*, Teil I, S. 4 = Codex Eberhardi I, fol. 136 v, S. 211. Dazu: Roller, Eberhard, Beilage I, Nr. 112 b, S. 22 f.

<sup>186</sup> Sechster Prolog: *Traditiones et Antiquitates*, Vorrede, S. VII = Codex Eberhardi II, fol. 1 r, S. 1. Dazu: Roller, Eberhard, Beilage I, Nr. 141 a, S. 26 f.

<sup>187</sup> Siebter Prolog: *Traditiones et Antiquitates*, Vorrede, S. VII = Codex Eberhardi II, fol. 5 r a - 5 v b, S. 9. Dazu: Roller, Eberhard, Beilage I, Nr. 141 c, S. 26 f.

<sup>188</sup> Widmungsbild (Texte): *Traditiones et Antiquitates*, Vorrede, S. X (unvollständig) = Codex Eberhardi II, fol. 6 r, S. 9. Dazu: Roller, Eberhard, Beilage I, Nr. 141 d, S. 26 f.

<sup>189</sup> Achter Prolog: *Traditiones et Antiquitates*, Vorrede, S. VII f. = Codex Eberhardi II, fol. 6 v, S. 9 f. Dazu: Roller, Eberhard, Beilage I, Nr. 141 e, S. 26 f.

<sup>190</sup> Neunter Prolog: *Traditiones et Antiquitates*, Vorrede, S. VIII = Codex Eberhardi II, fol. 7 r, S. 10 f. Dazu: Roller, Eberhard, Beilage I, Nr. 141 f, S. 26 f.

sich auch im zweiten Band ein überleitungsartiger Prolog zu den restlichen der ja eigentlich ganz dorthin gehörenden „Summarien“ an, der auf der größeren zweiten Hälfte von Blatt 83 r steht und zunächst für alle „Summarien“ da sein sollte<sup>191</sup>. Darauf folgt eine auch als Überleitung von den Schenkungskapiteln dienende kurze, aber ganzseitige Einleitung zu den urbarialen Dienst- und Zinsregistern<sup>192</sup>. Eine zwölfte Vorrede entdeckt man bei den nachgetragenen Oblationen an die Brüder vor deren Register<sup>193</sup>. Da der Abtsbericht dann typischerweise keine Vorrede erhielt, endet mit dem Oblationsprolog die Reihe der Einleitungspassagen. Die Gesta mussten sich wie die sonstigen Abschnitte mit einer Überschrift begnügen.

Insgesamt gab es im Urbestand des Codex nicht nur große Verschiebungen durch die erwähnte Aufteilung des Stoffes auf zwei Bände, sondern Eberhard trug zudem einerseits an vielen Stellen Blätter – einmal sogar eine ganze Lage – nach und brachte andererseits auf Freiraum oder Rasur nachträglich zusammenhängende Passagen<sup>194</sup>. Spuren dieser Veränderungen findet man gemäß O. ROLLER teils in den Rubrumnummern mit ihrer unregelmäßigen Zählung beziehungsweise in den Rubren generell, die Eberhard wohl nachträglich in einem Zug bei mehreren Urkunden zugleich – eine Fehlerquelle<sup>195</sup> – eintrug. Die Zahlen, von denen einige vom Beschneiden beim späteren Binden mitgenommen sind, wurden durchweg von ihm geschrieben und stehen fast alle auf Rasur, wobei man die ursprüngliche Nummer leicht rekonstruieren kann, ohne freilich immer den Änderungsgrund zu erkennen. Zwar können viele Korrekturen von vorherigen Zählfehlern herrühren, doch entdeckt man dieselben Veränderungen auffälligerweise auch in den Registern. Im Detail sieht dies so aus, dass zwar die Rubrumnummern der 24 ersten Papsturkunden ohne Korrekturen auskommen, dann aber abgesehen von den Oblationen fast alle Nummern ihrer bedurften, entweder als Rasuren oder als Zufügung einzelner Ziffern, die häufig über einem alten Anfangs- oder Schlusspunkt stehen. Indem O. ROLLER die einzelnen Fälle in beiden Bänden sorgfältig herausarbeiten konnte, mögen hier exemplarisch die Papsturkunden am Anfang genügen: Offenbar waren von Urkunde 25 an die alten Nummern um fünf höher und bezeugen so das Fehlen von fünf Urkunden des Urbestandes, wobei das Einsetzen dieser Veränderung gerade am Beginn einer neuen Lage (5) und die hier gewöhnliche Lagengröße von etwa 5 Stück den Wegfall einer ganzen Lage andeuten. Allerdings bleibt der Fall unsicher, da entgegen der Verlusttheorie die Chronologiefolge ohne auffällige Lücken stimmig ist und eine Verschiebung angesichts des Fehlens einer korrespondierenden Lage ausscheidet. Letztlich fehlen an dieser Stelle – vielleicht nicht zufällig – aber die Seiten des Originalregisters. Jedenfalls begann dann offenbar mit Urkunde 40 erneut eine stetig wachsende Unordnung, ohne dass man die genaue Stellung einer zugrundeliegenden Auslassung oder Nachschiebung angeben könnte. Scheinbar waren die Urzahlen noch größer und angesichts der Registerzahlen lässt sich eine doppelte Korrektur vermuten, doch ist dies alles für Schlüsse viel zu unsicher und kann letztlich auch einfach einem Zählfehler Eberhards geschuldet sein, wenngleich diese Korrekturen freilich ausdrücklich in Text, Register und gar beim wohl nachgeschobenen letzten Papstprivileg (Nr. 59) verzeichnet sind. Mit diesen ambivalenten Beobachtungen verbleibt uns nur darauf zu verweisen, dass sich auch später Ähnliches erkennen lässt, beginnend mit den Immunitäten.

Prinzipiell ist noch zu beachten, dass die sich im zweiten Band nach mehreren Zwischenstufen einstellenden Erhöhungen um drei Nummern und mit ihnen die Korrekturen erst mit

<sup>191</sup> Zehnter Prolog: Traditiones et Antiquitates, Vorrede, S. VIII = Codex Eberhardi II, fol. 83 r, S. 131. Dazu: Roller, Eberhard, Beilage I, Nr. 233 a, S. 50 f.

<sup>192</sup> Elfter Prolog: Traditiones et Antiquitates, Teil I, cap. 43, S. 115 = Codex Eberhardi II, fol. 131 v, S. 249. Dazu: Roller, Eberhard, Beilage I, Nr. 259 a, S. 58 f.

<sup>193</sup> Zwölfter Prolog: Traditiones et Antiquitates, Vorrede, S. IX = Codex Eberhardi II, fol. 158 r, S. 302. Dazu: Roller, Eberhard, Beilage I, Nr. 282 b, S. 50 f.

<sup>194</sup> Auflistung der Nachträge anhand von Neu Nummerierungen: Roller, Eberhard, S. 15-18.

<sup>195</sup> Roller, Eberhard, S. 28, Anm. 3.

dem zweiten Kapitel der „Summarien“ verschwinden und die Zahlen ab da völlig intakt erscheinen. Demnach geschah die Einbeziehung der Auszugskapitel in die Zählung und ihre Aufnahme in das Register des zweiten Bandes erst sehr spät, so dass dieses alle Korrekturen mitmachende Register also offenbar in zwei Absätzen – Schenkungsurkunden und Summarienkapitel nebst Anschluss – geschrieben wurde, indem es ursprünglich wohl nur die Traditionen beinhalten sollte. Danach setzten wieder neue Korrekturen ein, die schließlich aber im letzten Teil der Oblationen im Vergleich zum früheren Ausmaß ganz gering wurden. Letztlich ist gemäß O. ROLLER wohl generell anzunehmen, dass Eberhard die Einträge mit roter Farbe am Anfang und Schluss jeder Urkunde alle hintereinander – vielleicht auch immer abschnittsweise – tätigte. Dies wird noch durch ein Versehen im ersten Band bei Urkunde 92 belegt, als er das Eschatokoll Ottos II. (973/67-983)<sup>196</sup> statt auf Blatt 113 r auf 114 v ans Ende der Folgeurkunde Heinrichs II. (1002/14-1024)<sup>197</sup> brachte und so Erstere kein, Zweitere aber das Eschatokoll eines toten Herrschers besitzt (Kap. III.<sub>3</sub> + IV.<sub>3+6</sub>). H. MEYER ZU ERMGASSEN (1993) griff diesen Fall auf, da Eberhard bei der Urkunde Ottos II. vom 25. Juli 980 auch die zum Eschatokoll gehörige Nachzeichnung des Monogramms ausließ, weil er – mit anderer Tinte, also in einem anderen Arbeitsgang – dafür einen Sachzusatz zu dem Diplom unterbringen wollte<sup>198</sup>. Beim Folgediplom Heinrichs II. vom 3. Mai 1020, dessen Ausfertigung mit Monogramm ebenfalls vorliegt, kopierte Eberhard nicht dieses Handmal, sondern mit hellerer Tinte das ganze Eschatokoll des vorherigen Ottonianums mit einem Monogramm, das weder dieser noch jener Vorlage entspricht, sondern seine freie Erfindung ist und nur mit dem Namensmonogramm OTTO auflösbar erscheint. Demnach hat man den grotesken Fall vor sich, dass eine Heinrich-Urkunde ein Otto-Monogramm trägt.

Generell bleibt laut O. ROLLER festzuhalten, dass der Codex also nicht in seiner Urgestalt tradiert wurde, sondern der Kopist Teile an andere Stellen rückte, einzelne Blätter oder komplette Lagen entfernte oder nachschob und gar auf den Blättern des Originalbestandes Nachträge und Tilgungen anbrachte, die man anhand ihrer andersartigen Tinte und bisweilen auch durch Störungen in der Zählung feststellen kann. Eberhard nahm die Veränderungen zu verschiedenen Zeiten vor, wobei man mithilfe seiner Nummerierung und Tinte zumindest für einige die Entstehung in Relation zur übrigen Arbeit einkreisen kann und so eine nützliche Information gewinnt: Denn Urkunden auf nachgeschobenen Blättern, die Eberhard als Ersatz für ein ausgeschnittenes Blatt sofort bei der Arbeit einfügte, sind vertrauenswürdiger als solche, die er später an beliebiger Stelle nachtrug. Bei Ersteren musste er sicher häufig einfach ein Blatt nachtragen, da das Vorgesehene beim Schreiben verdarb oder aus unbrauchbarem Pergament bestand, was nur eine Veränderung der äußeren Beschaffenheit des Codex bedeutete. In raren Fällen lassen sich abgesehen davon zwei oder drei Überarbeitungen unterscheiden. Jedenfalls wurden die Nachträge auf Freiraum in den Kaiserurkunden von Band 1 teils vor und teils nach der Eintragung des Eschatokolls getätigt. Dagegen zählt die eingeschobene Lage des zweiten Bandes (Lage 10, fol. 69-74) zu den spätesten Nachträgen und wurde nach der Zweitkorrektur der Zählung geschrieben. Bei den Papsturkunden finden wir an vergleichbaren Fällen etwa in einer späteren Überarbeitung die regelmäßige Adressenkorrektur von *per te* zu *per eum*<sup>199</sup>. Zudem machte Eberhard vor der Rubrizierung die umfangreichen Rasuren zur Tilgung des Verbots der Dalmatika und Sandalen (Kap. III.<sub>3</sub>), wie die aus demselben Grund nötige Einsetzung (Einnähung) von Blatt 20 des ersten Bandes, wobei all diese Interpolationen in die Rubrenregesten einbezogen sind. Dabei ging es schon O. ROLLER nicht

<sup>196</sup> Codex diplomaticus, Nr. 721, S. 336 f. = MGH D. O. II., Nr. 221, S. 250 f. = Codex Eberhardi I, fol. 112 v - 113 r, S. 172-174. Dazu: Roller, Eberhard, Beilage I, Nr. 92, S. 16 f., Beilage II, Nr. 4.

<sup>197</sup> Codex diplomaticus, Nr. 735, S. 347 = MGH D. H. II., Nr. 429, S. 549 f. = Codex Eberhardi I, fol. 113 v - 114 v, S. 174-177. Dazu: Roller, Eberhard, Beilage I, Nr. 93, S. 18 f.

<sup>198</sup> Meyer zu Ermgassen, *Nominis nostri*, S. 225.

<sup>199</sup> Zit. n.: Roller, Eberhard, S. 19, Z. 25, vgl. S. 21, Anm. 6 u. S. 24, Anm. 2.

primär darum, ob die eine oder andere Fälschung oder Verfälschung früher oder später datiert wird als etwa die Urkundenzählung, sondern um die Identifizierung als Nachtrag an sich und deren Verknüpfung mit der wachsenden Unzuverlässigkeit Eberhards, damit seine *Entwicklung vom gewissenhaften Kopisten zum Gewohnheitsfälscher*<sup>200</sup> deutlich werde.

Nachdem wir so die strukturellen Besonderheiten des „Codex Eberhardi“ anhand von Abschnitten, Registern, Vorreden und Nachträgen erörtert haben, wollen wir ihn nun von der schriftkundlichen Seite betrachten<sup>201</sup>. Denn auf diese Weise können wir ebenfalls einiges über Arbeitsweise und Eigenart des Autors erfahren. Der Codex erweist sich auch paläographisch fast vollständig als autographe Niederschrift des Kompilators, ist also für uns ähnlich wertvoll wie bei Lampert die erste Fassung der „Vita Lulli“ (Kap. II.2.a). Allerdings gibt es hier wie dort lange verworfene, zuletzt aber wiederbelebte Überlegungen zu einer zweiten Hand, die nicht mit dem Verfasser identisch ist. Dies widerspricht bei Eberhard der im 20. Jahrhundert dominierenden Einheitstheorie, die sich schon laut O. ROLLER (1901) gegen diejenige von zwei, die Urkunden nacheinander eintragenden Händen und von mehreren Korrektoren durchgesetzt hatte. Zwar findet sich die Unterscheidung zweier Hände, nachdem K. FOLTZ (1878) die Frage offen gelassen hatte, bereits bei J. HARTUNG (1879), doch sprachen sich neben O. ROLLER auch zuvor G. BOSSERT (1895) und später E. STENGEL (1958) für eine einheitliche Hand aus<sup>202</sup>. Dieser Lesart zufolge wurde das Werk einschließlich der zahlreichen, schon während der Entstehung angebrachten Korrekturen von einer einheitlichen Hand geschrieben, wenn man von ganz wenigen Ausnahmen absieht – Bemerkungen und Nachträge von Händen des 12., 13. und ausgehenden 15. oder beginnenden 16. Jahrhunderts.

An größeren Nachträgen wurden laut H. MEYER ZU ERMGASSEN (1995/96), der damit teils E. DRONKE (1844), O. ROLLER (1901) und W. MÜLLER (1987) korrigierte, im ersten Band auf dem bindingsbedingt freigelassenen Blatt 1 r ein Nachtrag über das Weiheöl fuldischer Pfarreien von einer Hand des 13. Jahrhunderts<sup>203</sup> und auf Blatt 177 v drei nachträgliche Notizen der zweiten Hälfte, der ersten Hälfte und der Mitte des 13. Jahrhunderts über die Burg Ebersberg im Steigerwald (Kap. VI.1), die Lehen der Schenken zu Erbach und die Entfremdungen durch Otto von Botenlauben eingefügt<sup>204</sup>. Dagegen steht gemäß Neueditor im zweiten Band auf Blatt 157 v von einem Schreiber des 13. Jahrhunderts eine auf freiem Raum nachgetragene Kurznotiz über die Lehen des Grafen Ludwig von Öttingen (Kap. III.3)<sup>205</sup> und auf dem ursprünglich leergebliebenen Blatt 196 v eine nachgetragene Schenkung von etwa gleichzeitiger Hand wie Eberhards, wo aber schon Abt Burchard von Nürings (1168-1176) erwähnt wird<sup>206</sup>. Freilich sah die ältere Forschung bereits in den Notizen auf Blatt 196 r über Dienste zugunsten der Brüder einen Nachtrag von anderer, etwas späterer Hand und nicht noch einen Teil der Gesta (Kap. IV.4 + VI.7)<sup>207</sup>. Zumindest übernahm man alle genannten Nachträge inklusive des fraglichen nicht ins Copiarium III (K 427) des 14. Jahrhunderts.

<sup>200</sup> Zit. n.: Roller, Eberhard, S. 19, Z. 36 f.

<sup>201</sup> Zur Paläographie: Codex Eberhardi I, Einleitung, S. XIV; Codex Eberhardi IV, Buchschmuck, S. 16-23; Meyer zu Ermgassen, *Nominis nostri*, S. 203; Müller, Eberhard und Thüringen, Teil I, S. 6; Roller, Eberhard, S. 13 f.; *Traditiones et Antiquitates*, Vorrede, S. XV u. Urkundenbuch Fulda, Einleitung, S. XXIX.

<sup>202</sup> Chronologisch: Hartung, *Forschungen*, S. 293 f.; Foltz, Eberhard, S. 495; Bossert, *Württemberg*, S. 226; Roller, Eberhard, S. 13 u. Urkundenbuch Fulda, Einleitung, S. XXIX, Anm. 11.

<sup>203</sup> Codex Eberhardi I, fol. 1 r a+b, S. 1. Dazu: Roller, Eberhard, Beilage I, Nr. A, S. 2 f.

<sup>204</sup> *Traditiones et Antiquitates*, Teil I, cap. 32 a, S. 62 f. = Codex Eberhardi I, fol. 177 v a+b, S. 336 f. Dazu: Roller, Eberhard, Beilage I, Nr. 140, S. 24 f.

<sup>205</sup> *Traditiones et Antiquitates*, Teil I, S. 142 = Gesta, Wibaldbrief, Immunität, S. 190 f. = Codex Eberhardi II, fol. 157 v, S. 301. Dazu: Roller, Eberhard, Beilage I, Nr. 282 a, S. 60 f.

<sup>206</sup> Codex diplomaticus, Nr. 832, S. 410 f. = Codex Eberhardi II, fol. 196 v, S. 362. Dazu: Roller, Eberhard, Beilage I, Nr. 334 b, S. 72 f.

<sup>207</sup> *Traditiones et Antiquitates*, Teil I, cap. 77, S. 157 f. = Codex Eberhardi II, fol. 196 r, S. 360 f. Dazu: Roller, Eberhard, Beilage I, Nr. 334 b, S. 72 f.



Doch auch wenn die Existenz von Nachträgen geklärt scheint, unterschied beim Originalbestand S. HEYNE (1992) wiederum zwei Haupthände, worauf sich auch H. MEYER ZU ERMGASSEN (2009) dieser Sicht anschloss<sup>208</sup>. Letzterer ging hier von seiner Betrachtung des Buchschmucks aus, wo wir ja bereits kurz auf die Problematik gestoßen sind. Demnach ist die erste vollständige Lage des Codex nicht nur von anderer Hand geschrieben, sondern beruht auch auf einem eigenen gestalterischen Konzept. Dieser kleine, aber chronologisch vorgehende Teil entspricht nun Lage 2 des ersten Bandes (fol. 3-10, Nr. 1-11), da als Lage 1 bekanntlich ein nachträglich vorgehefteter Binio gezählt wird. Inhaltlich besteht die von der ersten Hand geschriebene Lage 2 ja aus Abschriften früher Papsturkunden. Paläographisch ist die erste Hand eine eng geschriebene Minuskel, die sauber wirkt, aber in den Einzelheiten ungleichmäßig ist. Jeder Text wird mit einer kleinen, zwei- bis dreizeiligen Initiale eingeleitet, die den Anfangsbuchstaben des Ausstellernamens darstellt. Über allen Abschriften steht nicht nur das übliche kurze Rubrum, sondern zusätzlich noch eine rezensierende Vorbemerkung, die den Inhalt der Urkunde charakterisiert, aber auch auf Übereinstimmungen mit anderen hier kopierten Privilegien aufmerksam macht. Diese kurzen Hinweise beginnen stets mit dem Wort *Privilegium* und werden ebenfalls mit kleinen roten Initialen *P* von nur ein bis zwei Zeilen Höhe versehen<sup>209</sup>. Damit machte der Schreiber in dieser Lage jede Kopie durch ein Paar von kleinen einfachen Initialen kenntlich. Die ziemlich flüchtige „Ausmalung“ dieser Initialen mit blauer und roter Farbe geschah scheinbar erst später (durch Eberhard). Dagegen erschien die Lage im Urzustand recht karg, so dass nur einmal – natürlich bei der allerersten Urkundenabschrift (fol. 3 v) – ein *Z* als größere Initiale vorgesehen war<sup>210</sup>, wozu man im Text einen Platz von 6 Zeilen Höhe aussparte und daraufhin den Anfangsbuchstaben auch so ausführte. Die Initiale besitzt als Schmuckbuchstabe die zeittypischen floralen Verzierungen, wie sie sonst ebenfalls im Codex zu finden sind. Ihre Ausführung gehört scheinbar schon der ersten Redaktion an. Angesichts des ausgesparten Platzes zählte die Initiale zum Urplan der ersten Hand und wurde wohl auch schon von ihr entworfen, da sie einige von Eberhard nicht wiederholte Details besitzt. Sonst stattete sie ihre Texte aber nur sparsam aus, so dass sich die Schmuckinitiale allein am Anfang einer größeren Sinneinheit befindet.

Die Folgelage wurde zwar noch in genau der gleichen Art liniiert und vorbereitet, doch stammt nur die Schrift der ersten 15 Zeilen von der ersten Hand. Dann setzt zum Datum in Nr. 11 die zweite Hand ein, deren Minuskel stattdessen kräftig und gleichmäßig geschrieben ist. Man darf laut H. MEYER ZU ERMGASSEN davon ausgehen, dass diese für den Riesenanteil des Codex verantwortliche Hand Eberhard ist, der sich ja auch als Schreiber bekannte. Er blieb zunächst bei der Konzeption seines Vorgängers, doch änderte er sogleich gewisse Verfahren. So schloss er nur zweimal noch einen neuen Text unmittelbar an den vorhergehenden an und ließ sonst die Kopien je auf einer neuen Seite beginnen. Weitere eigene Texteinheiten, die durch Rubrum, meist einfache Initiale und Kalligraphie in der ersten Zeile gekennzeichnet sind, wurden auch sonst gelegentlich direkt an das Ende des Vortextes angeschlossen, doch sind sie oft durch andere Tinten als Nachträge zu erkennen. Sofort wiederum zeichnete Eberhard die zunächst auch bei ihm noch einfarbigen Initialen im Vergleich zu denen der ersten Hand gleich doppelt so groß. Zudem schrieb er nun die ersten Worte seiner Texte in Auszeichnungsschrift, erst noch in Kapitälchen, doch schon bald mehrzeilig Majuskeln einsetzend. Insgesamt ging Eberhard im Vergleich zum Erstschreiber wesentlich großzügiger mit dem Beschreibstoff um, indem der Textblock je um 1-2 cm schmaler und daher die Ränder breiter sind. Zudem ist seine Schrift weniger eng, so dass er um ein Drittel weniger Buchstaben auf eine Zeile brachte. Auch schaltete er häufig Leerzeichen ein, womit er das Seitenbild auflockerte. Schon am Ende der von ihm erstmals geprägten dritten Lage ließ Eberhard

<sup>208</sup> Chronologisch: Heyne, *Legendar*, S. 563 (siehe Anm. 52) u. *Codex Eberhardi IV*, Buchschmuck, S. 16-23.

<sup>209</sup> Zitate: *Codex Eberhardi IV*, Buchschmuck, S. 22, Z. 7 f.

<sup>210</sup> Zit. n.: *Codex Eberhardi IV*, Buchschmuck, S. 22, Z. 11. Initialbild: S. 22, Abb. 23.

an den Anfang der Abschriften größere Schmuckinitialen treten, womit er eine grundlegende Konzeptänderung vollzog. Denn die aufwendigen Initialen wurden nicht mehr den übergeordneten Einheiten (etwa dem Buch der Papstprivilegien) vorbehalten, sondern sind den untergeordneten Gliederungseinheiten (den Einzelurkunden) vorangestellt. Daher kommt auch die stark vermehrte Zahl der Schmuckinitialen, die Eberhard ja propagandistisch betonte.

Zur Erhellung der Identität des früheren, ungenannten Schreibers nahm H. MEYER ZU ERMGASSEN den Cellerar Duto ins Visier, dem Eberhard bekanntlich im Geleittext für die Bereitstellung des Pergaments dankte. Diesen Dank wiederholte der Kompilator ja, als er später eine Stiftung des inzwischen um 1160 – noch vor Vollendung des Codex – verstorbenen Duto in den Oblationen aufnahm und diese mit einem rühmenden Nachruf verband (Kap. VI.7). Aus diesem Eintrag geht auch hervor, dass der Cellerar seinem Kloster weitere Bücher stiftete, darunter ein Missale mit Lektionar und Evangeliar, das er eigenhändig geschrieben hatte. So lag nach alledem für den Forscher die Vermutung nahe, dass die abweichende Hand der ältesten Lage diejenige Dutos ist, der das Pergament für den Codex stellte und demnach an der Planung des Werkes zumindest beteiligt war, wenn sie nicht gänzlich auf ihn zurückging. Immerhin war er nicht nur passiver Rohstofflieferant, sondern wenigstens anderweitig auch aktiver Buchschreiber. Hier käme also erneut der Ansatz von G. BOSSERT ins Spiel, in Duto eine Art oppositionellen Mentor Eberhards gegen den Abt zu sehen. Demnach wäre der „Codex Eberhardi“ zwar weiterhin kein Abtsauftrag, aber auch zumindest anfangs keine pure Eigeninitiative (Kap. III.3). Allerdings bleiben bei dieser These einige Fragen offen, selbst wenn man die Existenz einer früheren Hand zugesteht. Denn immerhin führte Eberhard die Verdienste von Duto präzise an, wobei er dessen angebliche Abfassung der ersten Lage verschwiegen hätte. Auch ist unklar, ob Duto als eigentlicher Initiator des Codex durch seinen Tod von der Weiterführung abgehalten wurde oder aber dem jungen Eberhard einfach zu Beginn kurz zeigen wollte, wie man ein Kopiar anfertigt. So oder so hätte sich Eberhard stark von seinem Mentor entfernt, so dass man beim letztendlichen Ergebnis durchaus trotz Dutos Starthilfe im Ganzen von einer Eigeninitiative Eberhards sprechen kann. Immerhin stellte er sich ja auch selbst als einzigen Hersteller des Codex dar, ohne Hinweis auf Vorarbeiten.

Insgesamt fehlt aber für die historische Verifizierung der hilfswissenschaftlichen Erkenntnisse von H. MEYER ZU ERMGASSEN über eine frühere Hand ein eindeutiger Beleg – von der Identifizierung mit Duto ganz zu schweigen. Dagegen konnten O. ROLLER und die anderen Vertreter der Einheitsthese noch für sich beanspruchen, im Einklang mit Eberhards Selbstaussagen zu stehen. So darf auch deren Argumentation nicht vergessen werden. Denn laut O. ROLLER wird die Identifizierung als Autograph selbst dadurch nicht erschüttert, dass der Haupttext im Duktus mehrfach schwankend ist, namentlich in seinen teils auf nachgeschobenen Blättern stehenden Nachträgen, welche auch durch eine blässere Tinte charakterisiert sind. Doch stammen all diese Unterschiede ihm zufolge nicht, wie früher teils angenommen worden sei, von verschiedenen Schreibern, sondern von der Verschiedenheit von Eberhards Schreibmaterial, besonders der Feder und Tinte. Hier ging er sogar auf den von H. MEYER ZU ERMGASSEN später benannten Übergang ein: Denn es bleibe beim scheinbar großen Wechsel auf Blatt 11 von Band 1 – die Vorderseite noch fast ganz in der ersten, die Rückseite schon völlig in der zweiten Manier – bei genauerem Hinsehen nur der Unterschied im Querstrich des *t* übrig<sup>211</sup>. Vor allem aber entdeckte man versprengt in beiden Bänden Einzelbuchstaben bis zu Wörtern und Zeilen der ersten Manier zwischen der zweiten und umgekehrt. Dies wechselte bisweilen so schnell innerhalb eines Wortes, dass man die Abweichung unmöglich zwei Schreibern anlasten könne, die sich buchstabenweise abgewechselt haben müssten.

Vielmehr kann Eberhards Schrift gemäß O. ROLLER als sehr ungleichmäßig beschrieben werden, so dass auch schnelle Wechsel in einem Wort bei ihm vorkamen. Dabei fiel er rela-

<sup>211</sup> Zit. n.: Roller, Eberhard, S. 13, Z. 25.

tiv selten wieder in die erste Manier zurück, da seine Hand bei fortgeschrittener Tätigkeit sicherer und fester wurde. Doch finden wir eine anfangs stark spürbare, später aber abnehmende Ähnlichkeit mit der ersten Manier immer da, wo er blässere Tinte benutzte oder eine neue Feder ansetzte. Am deutlichsten ist dies dem Forscher zufolge in den besonders bei den „Summarien“ anzutreffenden Schreibpassagen in Halbzeilen unter Bogenstellungen, da dort Eberhard etwas kleiner als auf den ungebrochenen Zeilen schrieb. Ähnliche Abweichungen gibt es demnach auch in den Rubren, wobei diese Einträge im Ganzen zwischen beiden Manieren stehen und dadurch am klarsten die Abhängigkeit des Kopisten vom Schreibmaterial demonstriert werde. Dabei weist er laut O. ROLLER bezeichnenderweise in beiden Händen auch kleine Eigenheiten auf, mit denen man generell verschiedene Hände derselben damaligen Schule unterscheiden kann, nämlich besonders in der Bildung des *e*, des *et* in der Ligatur, wie in der tironischen Note und in der Oberlängenbildung<sup>212</sup>. Die Verschiedenheit der zwei Schreibweisen ließe sich ihm zufolge zwar noch – wie ja bei Lamperts „Vita Lulli“ versucht (Kap. II.2.a) – durch pausenweises Schreiben Eberhards erklären, doch wechselten sie auf Blatt 11 r nicht glatt zwischen zwei Wörtern, sondern der Schreiber scheint eher die zweite zunächst probiert und dann erst durchgängig angenommen zu haben. Gleichfalls zu verwerfen sei die These von mehreren Korrektoren, indem dort ebenfalls andere Tinte und Feder sowie besonders das durch Rasuren rau gewordene Pergament dafür verantwortlich seien. Insgesamt scheinen die Beobachtungen von O. ROLLER ebenfalls schlüssig zu sein, zumal sie den gesamten Codex in Augenschein nehmen. Nur muss eben im Sinne von H. MEYER ZU ERMGASSEN ein Fragezeichen bei der ältesten Lage gesetzt werden, ohne dass freilich bei dieser These alle Unklarheiten beseitigt wären – gerade bei der historischen Einbettung.

An Besonderheiten von Eberhards Schreibstil ist gemäß E. DRONKE noch die eigentümliche Bildung des Diphthongs *uo* zu nennen, wobei gewöhnlich das *v* tief in das *o* hineingezogen ist – auch bei großem Anfangsbuchstaben<sup>213</sup>. Zudem erscheint bei seinen Interpunktionszeichen ein umgekehrtes Semikolon bemerkenswert, dessen Strich rechtshin gebogen ist und das sich zuweilen statt des kleinen Punktes findet. Hinzu treten an einigen Stellen orthographische Eigenheiten (so *eclesia*) und grammatische Fehler, die in der Edition von H. MEYER ZU ERMGASSEN nicht korrigiert wurden, wenn der Sinn klar ist<sup>214</sup>. Auch gibt es Getrennt- und Zusammenschreibungen in Namen, die der Editor in der Regel beibehielt. Zudem benutzte Eberhard zahlreiche Kürzungen, die jedoch nicht immer sicher zu deuten sind: Sie wurden daher in der Edition immer dann in runden Klammern aufgelöst, wenn mehrere Möglichkeiten bestehen, so *fam(ilia)* oder *fam(ulus)*. Gleiches gilt, wenn in Namen der Lautstand nicht eindeutig ist, wie bei *Mog(untia)* und *Mog(uncia)*. Zudem benutzte Eberhard Sonderzeichen wie *e*, die ja bei H. MEYER ZU ERMGASSEN bestehen blieben (Kap. I.2). Machten Eberhards Formulierungen sonstige Zusätze und Ergänzungen des Bearbeiters im Text nötig, findet man diese in eckigen Klammern. Insgesamt erweist sich die Codexschrift trotz ihres autographen Charakters dem wichtigen Anlass als durchaus angemessen, da sie zwar nicht auf platzsparende Kürzungen verzichtete, sonst aber der feierlichen Art der künstlerischen Ausführung und dem im Ganzen reinen Erscheinen des Pergaments qualitativ entsprach.

Darüber hinaus begegnet uns die Hand Eberhards aber auch auf benutzten Quellen, wo er offensichtlich bei der Aufnahme in seinen Codex noch Kommentare anbrachte: So hinterließ er Spuren auf dem Umschlag des einzigen karolingischen Chartulars, das im Marburger Staatsarchiv im Original erhalten ist (Kap. IV.3). Zudem entdeckt man seine Schrift in Interpolationen und Rückschriften einzelner Originalurkunden, wobei E. STENGEL einige Beispiele anführte<sup>215</sup>: Demnach „verbesserte“ Eberhard etwa in Text und Indorsat der bedeutenden

<sup>212</sup> Formen: Roller, Eberhard, S. 14, Z. 12 f.

<sup>213</sup> Formen: Traditiones et Antiquitates, Vorrede, S. XV, Z. 28-30.

<sup>214</sup> Diese und die folgenden Formen: Codex Eberhardi I, Einleitung, S. XIV, Z. 28 u. 32 f.

<sup>215</sup> Urkundenbuch Fulda, Einleitung, S. XXIX, Anm. 13 (Zitate: Z. 45-52).

Hammelburg-Schenkung Karls des Großen (768/800-814) vom 7. Januar 777 (Kap. IV.<sub>3</sub>) durch Rasur *Hamalumburg* (Hammelburg) zu *Hamalum* und *Hamalu* (Hameln)<sup>216</sup>. Die heutige Textform *Hamalumbur[rg]* kam laut E. STENGEL so zustande, dass das dort sicher ursprünglich erschienene *Hamalumburg* zunächst durch die wohl von Eberhard vorgenommene nachträgliche Rasur von *burg* verändert wurde. Dies geschah allerdings so, dass *bu* noch teils erkennbar ist. Erst eine spätere, vielleicht moderne Hand ergänzte es dann wieder zu *burcc*. Eberhard jedenfalls beließ es nicht beim Original, sondern verfälschte die Urkunde natürlich auch im Codex, indem König Karl einst dem Kloster sein Besitztum Hameln übertragen habe<sup>217</sup>. In einer Urkunde Karls III. des Dicken (876/81-887) vom 23. September 885 änderte er zweimal *Pechstat* (Bechstedt) zu *Perhstat* (Berstadt), worauf im Codex gänzlich *Berstat* erschien<sup>218</sup>. Zudem korrigierte in einer Originalurkunde Ludwigs IV. des Kindes (900-911) vom 19. März 907 eine spätere Hand, die E. STENGEL gegen die älteren MGH mit Eberhard identifizierte, den inhaltlich erwähnten Ort *Perc* zu *Perge* und den Ausstellungsort *Furt* (*dicto*) (Fürth) zu *Furto* (MGH) oder *Fulda* (E. STENGEL)<sup>219</sup>. Dagegen stehen im Codex erstens *Berge* mit folgendem übergeschriebenem *<et Werde>* statt *Perc* und zweitens dann *Fuldensi* (*d* korrigiert aus *t*) statt *Furt dicto*<sup>220</sup>. Darüber hinaus stammen aus der Feder Eberhards die zahlreichen Änderungen, die man in einem Fragment der Urschrift einer Urkunde Ludwigs des Frommen (814-840) vom 4. August 817 findet<sup>221</sup>. Zudem ist die Version im Codex formal und sachlich verunechtet. Schließlich tritt uns Eberhard aber auch im Kontext dreier etwas älterer Urkundenverzeichnisse (V<sup>1-3</sup>) entgegen, die E. STENGEL um 1090/91, um 1100 und in die 1130er Jahre verortete (Kap. IV.<sub>5</sub>). Dort wird überall die wohl auf den 1. März 743 zu datierende, von Eberhard aber nicht übernommene Karlmann-Schenkung erwähnt (Kap. IV.<sub>1</sub>). Freilich fügte er in V<sup>3</sup> zur Angabe *Primum preceptum Karlmannus sancto Bonifacio dedit*, die sich genauso auch schon in V<sup>2</sup> findet, nachträglich die eigenhändige Ergänzung *Item Pippinus* hinzu<sup>222</sup>. Abgesehen von Original-Chartular und Originalurkunden findet man Eberhards Schrift aber auch noch auf einem Pergamentstreifen, der als Buchzeichen diente und einem Sakramentar entstammte. Er wurde von E. STENGEL vor 1958 zufällig als eingelegtes Lesezeichen in einer Inkunabel des Fuldaer Priesterseminars entdeckt, die man in dessen Bibliothek aufbewahrte. Dass auch jenseits der Belege von E. STENGEL noch mit Spuren Eberhards in anderen Werken zu rechnen ist, hat ja S. HEYNE noch 1992 gezeigt, indem sie Eberhards Feder auf einigen Handschriften-Bruchstücken aus Fulda nachwies (Kap. III.<sub>2</sub>).

<sup>216</sup> MGH D. K. d. G., Nr. 116, S. 162 f. = Urkundenbuch Fulda, Nr. 77, S. 140-147. Textform *Hamalumbur[rg]*: Urkundenbuch Fulda, Nr. 77, S. 145, Z. 1 f. Dazu: Urkundenbuch Fulda, Nr. 77, S. 145, Anm. c. Indorsat *de hamalu*: Urkundenbuch Fulda, Nr. 77, S. 140, Anm. I.<sub>3</sub>, Z. 30.

<sup>217</sup> Urkundenbuch Fulda, Nr. 78, S. 140-147 = Codex Eberhardi II, fol. 27 v - 28 r, S. 43 f. Dazu: Roller, Eberhard, Beilage I, Nr. 170, S. 32 f. Textform *Hamalo*: Urkundenbuch Fulda, Nr. 78, S. 145, Z. 4 = Codex Eberhardi II, fol. 27 v, S. 44, Z. 3 (wie in der Überschrift: Urkundenbuch Fulda, Nr. 78, S. 140, Anm. I, Z. 34 = Codex Eberhardi II, fol. 27 v, S. 43, Z. 16).

<sup>218</sup> Codex diplomaticus, Nr. 624, S. 284, speziell Z. 6 f. u. 13 f. = MGH D. K. III., Nr. 132, S. 211, speziell Z. 32 u. 40. Vgl. Codex Eberhardi II, fol. 36 r+v, S. 57 f., speziell fol. 36 r, S. 57, Z. 9 u. 16 u. S. 58, Z. 1. Dazu: Roller, Eberhard, Beilage I, Nr. 180, S. 34 f.

<sup>219</sup> Codex diplomaticus, Nr. 653, S. 301, speziell Z. 20 (*Perc*) u. Z. 36 (*Furt dicto*) = MGH D. L. d. K., Nr. 53, S. 178 f., speziell S. 179, Z. 12 (*Perc*) u. Z. 30 (*Furt dicto*). Dazu: MGH D. L. d. K., Nr. 53, S. 179, Anm. x, Z. 39 f. (zu *Perc*) u. Anm. g'', Z. 51 f. (zu *Furt dicto*).

<sup>220</sup> Codex Eberhardi II, fol. 126 r+v, S. 240 f., speziell fol. 126 r, S. 240, Z. 17 f. u. fol. 126 v, S. 241, Z. 11. Dazu: MGH D. L. d. K., Nr. 53, S. 179, Anm. x, Z. 39 f. (zu *Perc*) u. Anm. g'', Z. 51 f. (zu *Furt dicto*). Allgemein: Roller, Eberhard, Beilage I, Nr. 253, S. 54 f.

<sup>221</sup> Codex diplomaticus, Nr. 325 a+b, S. 58 u. 58 f. (Original + Eberhard). Vgl. Codex Eberhardi II, fol. 13 v - 14 r, S. 21-23. Dazu: Roller, Eberhard, Beilage I, Nr. 150, S. 26 f.

<sup>222</sup> Urkundenbuch Fulda, Nr. 4, S. 2, Anm. I, Z. 50 (mit Zitaten).

Der „Codex Eberhardi“ wiederum ist nicht nur als (fast) vollständiger Autograph einzuordnen, sondern lässt auch trotz zahlreicher Änderungen, Rasuren und Nachschiebsel ausgesprochen den Charakter einer Reinschrift erkennen – anders also als Lamperts Erstfassung der „Vita Lulli“ (Kap. II.<sub>2.a</sub>). Dies zeigen gerade die vielen Initialen, Randleisten und Miniaturen, die ja gemäß E. STENGEL zumindest eine bescheidene künstlerische Befähigung ihres Zeichners belegen und erst von H. MEYER ZU ERMGASSEN vollständig gewürdigt wurden. Allerdings ist eine solche Reinschrift natürlich nicht ohne ausgedehnte Vorarbeiten und Entwürfe denkbar, die man als Grundlage mit berücksichtigen muss. In seinem Werk wiederholte Eberhard nämlich – einzelnen Anzeichen zufolge – eigene Niederschriften. Laut E. STENGEL kann man nur dadurch erklären, dass mehrmals Stücke, die bei Eberhard in zwei unabhängigen Abschriften erscheinen, doch auch solche Abweichungen von der rekonstruierbaren Urschrift gemeinsam haben, die offenbar ihm persönlich anzukreiden sind. Zunächst nannte der Forscher hier zwei Diplome vom 3. November 775 (UB Nr. 73)<sup>223</sup> – Schenkung des Klosters Holzkirchen (Kap. IV.<sub>3+4</sub>) – und vom 13. November 779 (UB Nr. 90)<sup>224</sup>, wo diverse Belege dafür zu finden sind: Bei Ersterem ist dies etwa die Form *provenire* statt *pertinere*, wogegen bei Zweiterem beispielsweise die fehlenden Worte *vir* und *melius* auffallen<sup>225</sup>. Darüber hinaus führte er ein Urkundenexzerpt (UB Nr. 440) an, in dem Eberhard bei der Niederschrift des Ortes *Waltgereshusen* (Wäldershausen südöstlich Homberg (Ohm)) nicht das Grundwort *husen* bot, sondern versehentlich das drittnächste Wort *habuit* vorzog<sup>226</sup>. Dies deutet schriftpsychologisch an, dass der Wortlaut des Exzerpts schon vor ihm lag. Freilich gab H. MEYER ZU ERMGASSEN in seiner Edition weiter die Form *Waltgereshusen* an, da in K 425 beim Namen *n* mit Einfügungszeichen über der Zeile nachgetragen und *se* wohl aus *n* korrigiert wurde<sup>227</sup>. Letztlich erklärt sich im Auszug einer Urkunde vom 6. März 774 (UB Nr. 65) die Verballhornung des Ausstellers *Neriperaht* zu *Heribraht* nur dadurch, dass sich die von Eberhard benutzten Formen der Großbuchstaben *N* und *H* dem Zeitstil entsprechend zum Verwechseln glichen<sup>228</sup>. So übernahm er den Namen offensichtlich in einer ersten Niederschrift des Auszugs richtig aus der Urschrift des karolingischen Pistorius-Chartulars (Kap. IV.<sub>3</sub>), doch las er ihn bei Erstellung der Reinschrift falsch aus dem Konzept ab.

Neben verlorenen Vorstudien sorgte der Codex freilich auch für Verluste anderer Art. Denn durch Eberhards Arbeit (und die Chartulare) wurden die älteren Originalurkunden – für das 8. und 9. Jahrhundert rechnet man allein mit rund 2.000 Privaturkunden – entbehrlich, so dass sich nur wenige erhalten haben: Die älteste stammt von Abt Hatto I. (842-856) aus 845.

<sup>223</sup> Codex diplomaticus, Nr. 51, S. 33 = MGH D. K. d. G., Nr. 106, S. 150 f. = Urkundenbuch Fulda, Nr. 73 a, S. 130-137. Vgl. Codex Eberhardi II, fol. 66 r+v, S. 104 f. (Nr. 73 b = E<sup>1</sup>) u. Codex Eberhardi I, fol. 100 v - 101 v, S. 154 f. (Nr. 73 c = E<sup>2</sup>). Dazu: Roller, Eberhard, Beilage I, Nr. 212, S. 44 f. u. Nr. 81, S. 14 f.

<sup>224</sup> Codex diplomaticus, Nr. 48, S. 31 f. = MGH D. K. d. G., Nr. 127, S. 176-178 = Urkundenbuch Fulda, Nr. 90, S. 166-171. Vgl. Codex Eberhardi II, fol. 27 r+v, S. 42 f. (90 b = E<sup>1</sup>) u. fol. 127 v, S. 242 f. (90 c = E<sup>2</sup>). Dazu: Roller, Eberhard, Beilage I, Nr. 169, S. 32 f. u. Nr. 255, S. 54 f.

<sup>225</sup> Urkundenbuch Fulda, Einleitung, S. XXX, Anm. 3 (Zitate: Z. 35-37): Vgl. Urkundenbuch Fulda, Nr. 73 a, Anm. g, S. 132, Z. 38 f. (aus E<sup>2</sup>) u. Nr. 90 a, Anm. p u. b', S. 168, Z. 48 u. S. 170, Z. 45.

<sup>226</sup> Urkundenbuch Fulda, Einleitung, S. XXX, Anm. 3 (Zitate: Z. 38-40): Vgl. Urkundenbuch Fulda, Nr. 440, S. 475 u. Codex Eberhardi I, fol. 155 v a, Nr. 45, S. 269 (Traditiones et Antiquitates, Teil I, cap. 6, Nr. 45, S. 36). Textform *Waltgereshusen*: Traditiones et Antiquitates, Teil I, cap. 6, Nr. 45, S. 36, Z. 16 f.; Urkundenbuch Fulda, Nr. 440, S. 475, Z. 23 u. Codex Eberhardi I, fol. 155 v a, Nr. 45, S. 269, Z. 11; Eberhards Änderung: Urkundenbuch Fulda, Nr. 440, S. 475, Anm. a, Z. 30.

<sup>227</sup> Codex Eberhardi I, fol. 155 v a, S. 269, Anm. b, Z. 25 (mit Zitaten).

<sup>228</sup> Urkundenbuch Fulda, Einleitung, S. XXX, Anm. 3 (Zitate: Z. 42-44): *Neriperaht*: Traditiones et Antiquitates, Teil I, cap. 39, Nr. 13, S. 80, Anm. 9, Z. 41 = Codex diplomaticus, Nr. 44, S. 28, speziell Z. 31 = Urkundenbuch Fulda, Nr. 65, S. 113 f., speziell S. 113, Z. 20. *Heribraht*: Traditiones et Antiquitates, Teil I, cap. 39, Nr. 13, S. 80, speziell Z. 12 = Urkundenbuch Fulda, Nr. 65, S. 113, Anm. I, speziell Z. 37 = Codex Eberhardi II, fol. 90 v b, Nr. 13, S. 155, speziell Z. 9.

Allerdings ging Eberhard auch über viele vorgefundene Urkunden hinweg, was individuelle Gründe haben konnte. Ob aber der Vorwurf haltbar ist, dass er seine Tätigkeit durch die Vernichtung von Originalurkunden abschloss, muss erst ein kritischer Blick auf seine Haltung zeigen (Kap. III.<sub>3</sub>). Insgesamt konnte E. STENGEL jedenfalls über das Werk urteilen:

*Der Codex Eberhardi ist bei weitem die umfassendste Überlieferungsform der älteren Fuldaer Urkunden, die es gibt, gleichsam das Sammelbecken, in dem fast alles zusammengeströmt und verwertet ist, was zur Zeit seiner Entstehung überhaupt erreichbar war; [...]*<sup>229</sup>.

So würden von den im Urkundenbuch bis 802 enthaltenen Urkunden des Fuldaer Archivs (Kap. IV.<sub>4+5</sub>), die zur Zeit von E. STENGEL (1958) oder zumindest von Eberhard (um 1160) noch da waren, nur drei fehlen: Dabei handelt es sich zunächst gerade um die für die Klosteranfänge bedeutende, wohl auf den 1. März 743 zu datierende Karlmann-Schenkung, deren nähere Betrachtung einen Hinweis auf Eberhards Verzichtgrund geben wird (Kap. IV.<sub>1</sub>)<sup>230</sup>. Das zweite Beispiel stellt ein Deperditum Karls des Großen vom 9. Oktober bis Dezember 775 über den Klosterbesitz zu Umstadt dar (Kap. IV.<sub>3</sub>)<sup>231</sup>. Drittens ist ein auch später zu vertiefendes Protokoll über die Einweisung von Abt Sturmius (744/54-779) in den Fiskus Hammelburg vom 8. Oktober 777 zu nennen (Kap. IV.<sub>3</sub>)<sup>232</sup>. Allerdings kann der Editor hier nicht alle 529 Urkundenbucheinträge als Basis genommen haben, sondern allein die Urkunden im engeren Sinn. Denn man findet bei E. STENGEL auch Quellen, die von Eberhard genre- oder relevanzbedingt nicht verzeichnet wurden, etwa Briefe. Speziell ist die berühmte „Epistola de litteris colendis“ (wohl 784/85) zu erwähnen (Kap. IV.<sub>5</sub>)<sup>233</sup>. Eberhard nahm nur in stark verfälschter Version einen Bonifatiusbrief von 751 an Papst Zacharias (741-752) auf, der chronologisch und inhaltlich bedingt an prominenter Stelle zu Anfang der zweiten Papstserie steht (Kap. III.<sub>3+4</sub> + IV.<sub>1</sub>)<sup>234</sup>. Letztlich ist aber festzuhalten, dass sich im Codex fast alle Urkunden im engeren Sinn finden, die bis 802 überhaupt zu verzeichnen sind. Auch die Überlieferung des Kompendiums erweist sich als recht vollständig, doch davon später mehr.

Zunächst soll aber der immense Gehalt des Werkes mithilfe von O. ROLLER (1901) durch einen genaueren Blick in die Abschnitte demonstriert werden<sup>235</sup>. Anfangs tradierte Eberhard ja – vielleicht bei der ältesten Lage eingewiesen von anderer Hand (Duto?) – die Papsturkunden in zwei Serien (Distinctionen), wobei er eine größere Zahl von Privilegien der ersten Serie in der zweiten wiederholte<sup>236</sup>. Hier stand ihm bereits mit den drei angedeuteten Urkundenverzeichnissen (O. ROLLER: A-C, E. STENGEL: V<sup>1-3</sup>) eine Art Register und Arbeitsplan in einem zur Verfügung, wobei ihm das erste als Basis seiner Arbeit diente: So kannte er wie dieses ein chronologisch unmögliches Stück (A VII = Nr. 4) und übernahm auch dessen Reihenfolge bis auf wenige, kleine Umstellungen, indem er höchstens Urkunden mit gleichem Rechtsinhalt und demnach identischem Formular möglichst zusammenstellte. Zudem ist das letzte und jüngste Stück des Verzeichnisses (A XXVIII) aus 1065 trotz des verflossenen knappen Jahrhunderts auch in der ersten Eberhardserie das zeitlich Jüngste (Nr. 25). Letztlich gaben ihm die Angaben des ersten Verzeichnisses auch Anlass zu Neufälschungen. Allerdings folgte Eberhard ihm nicht blind, sondern ließ die dortigen, heute als Fälschungen überführten Urkunden II-IV aus seiner Serie, weil er keine Überlieferung für sie hatte oder den

<sup>229</sup> Urkundenbuch Fulda, Einleitung, S. XXX, Z. 17-21.

<sup>230</sup> Urkundenbuch Fulda, Nr. 4, 1-6.

<sup>231</sup> Urkundenbuch Fulda, Nr. 74, S. 137.

<sup>232</sup> Urkundenbuch Fulda, Nr. 83, S. 151-154.

<sup>233</sup> Urkundenbuch Fulda, Nr. 166, S. 246-254.

<sup>234</sup> Codex diplomaticus, Nr. 3, S. 1 f. = Urkundenbuch Fulda, Nr. 14, S. 19-25 = Codex Eberhardi I, fol. 31 r+v, S. 56-58. Dazu: Roller, Eberhard, Beilage I, Nr. 28, S. 6 f.

<sup>235</sup> Genaue Inhaltsbeschreibung: Roller, Eberhard, S. 20-68.

<sup>236</sup> Erste Serie der Papsturkunden: Codex Eberhardi I, fol. 3 v - 30 r, S. 6-55. Dazu: Roller, Eberhard, S. 20-29 u. Beilage I, Nr. 1-27, S. 2-5.

ihm vorliegenden und nun verlorenen Stücken misstraute. Trotzdem brachte er dann die älteste Überlieferung dieser Stücke in Serie 2. Dagegen mangelte es der ersten Serie noch an A XIV und XX, doch finden sich drei im Verzeichnis fehlende Privilegien (Nr. 19 f., 22).

An Vorlagen seiner Kopien griff Eberhard auf Originale, mehr oder weniger zuverlässige Kopien und schließlich Fälschungen zurück, wobei er offenbar Originale den Kopien bei Doppelüberlieferung vorzog. Die Einzelkopien wurden O. ROLLER zufolge scheinbar fast alle gleichzeitig mit den Urkunden in Fulda geschrieben, während sie etwa E. DRONKE in spätere Zeit, aber auch noch vor Eberhard gesetzt hatte. Zumindest aber dienten sie dem Kompilator dann wohl als Schlüssel für die originalen Papsturkunden, die in schwer lesbarer kurialer beziehungsweise stadtrömischer Kursive geschrieben waren, so dass für O. ROLLER nicht so sehr die Zuverlässigkeit dieser Kopien entscheidend war, sondern Eberhards Verhalten ihnen gegenüber. Denn sie seien schon deshalb als seine Vorlagen anzusprechen, da er besonders die ersten beinahe exakt abschrieb und bestimmte kleine, ihm unverständliche Schriftzeichen, die wohl schon die früheren Kopisten im Original vor ein Rätsel gestellt hatten, aus den Abschriften ebenso verständnislos weiterkopierte. Tradiert sind von den 27 Privilegien der ersten Serie nur sechs hintere im Original (Nr. 20 f., 23-26), ein Dutzend – davon zwei identisch – nur bei Eberhard (Nr. 4, 8-11, 13, 15=16, 18 f., 22, 27) und neun in älteren Kopien (Nr. 1-3, 5-7, 12, 14, 17), wozu noch zwei Mehrdeutige kommen (Nr. 18, 20). Laut einer Kollation der Codextexte mit den erhaltenen Vorlagen durch O. ROLLER, der freilich die älteste Lage keiner anderen Hand zuordnete, ging Eberhard anfangs sehr gewissenhaft vor und machte nur wenige, ganz geringfügige Änderungen teils allein orthographischer Gestalt und teils auch erst nachträglich<sup>237</sup>. Interessant sind dabei neben dem erwähnten *per te* zu *per eum* die von hoher Verehrung zeugenden, gedankenlosen Vermehrungen der Titulatur des Hl. Bonifatius, der etwa schon in zeitgenössischen Urkunden ein *sancto* bekam (Kap. III.3), oder erst später entschiedene Orthographieschwankungen der Schlüsselbegriffe *Bonifacius* und *Fulda* (Kap. IV.1) entgegen der fast konstant übernommenen Form *Boconia*<sup>238</sup>. Allgemein blieb er aber zunächst selbst in der Orthographie abgesehen von einigen Versehen fast peinlich genau seinen Vorlagen treu. Doch ließ seine Sorgfalt bereits ab der dritten Kopie schleichend nach und in der 12. brachte er schon einen etwas freieren Wortlaut, indem er ab jetzt zusehends Einzelwörter umstellte (etwa Substantiv und Apposition). Diese neue Emanzipationsstufe erscheint so abrupt, da die Vorlagen der Nummern 8-11 verloren sind und wir so nur die größeren Fortschritte der nächsten dokumentierten Fälle erkennen, wo Eberhard den Text immer mehr präparierte sowie flüchtiger und nachlässiger kopierte, da ihm inzwischen die Formeln nach häufigem Abschreiben vertraut waren und er sie halb auswendig wiedergeben konnte<sup>239</sup>. Dies lässt sich im Gesamtbestand genauso beobachten wie im Verlauf des Einzelfalls, indem er sich zu Anfang viel enger an die Vorlage hielt als später und besonders am Schluss.

Doch gab es hier auch Ausnahmen, indem das offenbar erste von Eberhard kopierte Original vom 31. Dezember 1046 (Nr. 20) zunächst auf Blatt 19 v durchaus getreu wiedergegeben ist, erst mit Beginn von Blatt 20 r wieder starke Abweichungen aufweist und schließlich ab dem übernächsten Satz als freie Erfindung den Kontext beschließt, da diese Fassung einer späteren Redaktion auf dem nachgeschobenen Blatt 20 geschuldet ist<sup>240</sup>. Demnach bereute Eberhard die relativ korrekte Abschrift des Originals, da dort scharf die Erlaubnis an den Abt zum Tragen der Pontifikalgewänder zurückgenommen wurde, so dass er das Blatt mit dem Verbot ersetzte (Kap. VI.2). Dies zwang ihn aber zur Neubeschreibung zweier Seiten, wobei

<sup>237</sup> Vgl. Roller, Eberhard, Beilage II, Nr. 1.

<sup>238</sup> Mit mehr Beispielen: Roller, Eberhard, S. 21, Anm. 6.

<sup>239</sup> Vgl. Roller, Eberhard, Beilage II, Nr. 2.

<sup>240</sup> Codex diplomaticus, Nr. 748, S. 357 f. = Codex Eberhardi I, fol. 19 v - 20 v, S. 39-41. Dazu: Roller, Eberhard, S. 22-24 u. Beilage I, Nr. 20, S. 4 f.

er teils zu Wiederholungen aus dem echten Teil, vor allem aber zu Erfindungen griff. Während Erstere die Verleihung des Ehrenvorrangs vor allen anderen Äbten und die Verpflichtung der Äbte zur Konsekration in Rom betreffen, beinhalten Zweitere das Verbot für fremde Priester zum Messelesen im Kloster, die Sicherstellung von Geschenken und Zehnten sowie vor Angriffen und Verkürzungen – gerade vor Übergriffen des Vogtes (Kap. IV.<sub>3</sub>) –, die Bestätigung der Dienstpflicht der Hörigen und Knechte – worauf die zwei Wiederholungen folgen – und schließlich gar als Umkehrung des Verbotes die Erlaubnis zum Tragen der Pontifikalgewänder. Der gefälschte Passus endet mit einer erneuten Sicherstellung aller durch Päpste, Kaiser und Könige an Fulda gekommenen Besitzungen und Rechte, auf die eine Korroboration folgt. Während die Kontext-Endformeln sowie Pön- und Benediktionsformel noch anders als die Urfassung sind, nähert sich die Datumszeile ihr wieder an. Auch wenn die Umarbeitung schon Eberhards Absicht erhellt (Kap. III.<sub>3</sub>), war er ursprünglich doch sorgfältiger als gewöhnlich. Die letzten sieben Stücke sind dann in fünf Fällen (Nr. 21, 23-26) original überliefert und erweisen sich als recht gute Wiedergaben, obgleich ihre Qualität gegenüber den ersten Nummern schon nachlässt und sie teils auch durch spätere Überarbeitung entstellt sind. Ebenfalls wie bei Urkunde 20 wurde in diesen Stücken das Eschatokoll verkürzt und einmal gar weggelassen (Nr. 23). Hier entdecken wir erstmals die seit Beginn der Originalüberlieferung (Nr. 20/21) bemerkbare und von nun an verbreitete Tendenz, eine Urkunde nur mit der Seite abzuschließen und die Nächste bloß nicht in der Seitenmitte zu beginnen.

Die nur bei Eberhard zu findenden Zwischenstücke lassen sich durch ihre überprüfbare Umgebung im Grad ihrer Formelgenauigkeit bestimmen und genießen im Rechtsinhalt Vertrauen, wenn nicht eine spätere Redaktion ins Auge sticht. Dies ist etwa bei den umfassenden Rasuren der Privilegien 18 und 19 von 999 und 1020 der Fall, die in ihren ursprünglichen Teilen mit dem formulargleichen Original 20 übereinstimmen und gedeckt werden, so dass Eberhard dort auch das Dalmatikaverbot durch mehr oder weniger freie, aber je ganz abweichende Erfindungen ersetzte<sup>241</sup>. Die Rasuren von Papst- und Abtsnamen bei Stück 19 stammen ebenfalls erst von einer späteren Korrektur. So hatten beide Urkunden trotz ihrer stark verderbten Texte gute Vorlagen (Originale?) – beachtlich gerade bei Stück 19 zu 1020 mit dem erst nachträglich eingefügten Anachronismus von Abt Richard (1018-1039) und Papst Sylvester II. (999-1003) statt vorher Benedikt VIII. (1012-1024). Bei den anderen nur von Eberhard überlieferten Stücken können wir uns auf Sonderfälle beschränken: So wird die Papsturkunde 13 von 997 in ihrem unkanzleimäßigen Formular ungewöhnlich von den Formeln königlicher Diplome beeinflusst, wobei Eberhard weder früher noch später eine weitere Vermengung in den Privilegienkopien vornahm<sup>242</sup>. Allerdings besaß er für das Stück eine Vorlage, indem Dalmatika und Sandalen den Fuldaer Äbten schon vorher verliehen wurden, die ausfertigen Beamten häufig auf anderen Urkunden Gregors V. (996-999) wiederkehren und die Zeitmerkmale nicht anrühlich sind. Letztlich muss auch der Schreiber des Verzeichnisses A die Vorlage gekannt haben (A XVIII), so dass man dort schon voreberhardische Verurteilungen findet. Dagegen ragt Privileg 4 heraus, da es zwar die von 2-6 gewohnten Formeln, aber mit Papst Nikolaus I. (858-867) und Abt Hatto I. (842-856) einen Anachronismus wie beim obigen Fall 19 aufweist<sup>243</sup>. Während jenes aber bekanntlich auf ein Original zurückging und erst nach einer späteren Veränderung des Papstnamens chronologisch verzerrt wurde, standen beim aktuellen Stück die Namen der verqueren Protagonisten von Anfang an. Zudem stimmt es abgesehen vom Papstnamen beinahe wörtlich mit dem vor-

<sup>241</sup> Codex Eberhardi I, fol. 16 v - 17 v, S. 34-36 u. fol. 17 v - 19 r, S. 37-39. Dazu: Roller, Eberhard, S. 25 u. Beilage I, Nr. 18 f., S. 4 f.

<sup>242</sup> Codex diplomaticus, Nr. 726, S. 340 = Codex Eberhardi I, fol. 12 v, S. 26 f. Dazu: Roller, Eberhard, S. 27 u. Beilage I, Nr. 13, S. 2 f.

<sup>243</sup> Codex Eberhardi I, fol. 5 r+v, S. 10 f. Dazu: Roller, Eberhard, S. 27 f. u. Beilage I, Nr. 4, S. 2 f.



herigen Privileg überein – bis hin zur übernommenen Datierung. Demnach handelt es sich bei Urkunde 4 um eine Fälschung, die auf eine Angabe des Verzeichnisses A zurückgeht (*VII. Nicolaus papa Hattoni abbati*<sup>244</sup>), die dort wohl wiederum auf einer Vermischung der Nummern VIII und VI beruht. Scheinbar entstand diese Fälschung laut O. ROLLER schon vor Eberhard und er kannte wirklich ein solches Stück, denn wenn er die Nummern II-IV in der ersten Serie nicht aufnahm, da ihm keine vertrauenswürdige – oder wahrscheinlicher gar keine – Überlieferung vorlag, so wird er wohl kaum sofort nach diesem Zuverlässigkeitsbeweis eine von ihm erkannte Fälschung eingetragen oder gar selbst eine solche angefertigt haben.

Doch belassen wir es bei diesen Beispielen und wenden uns mit O. ROLLER der zweiten Papstserie (Nr. 28-59) zu. Dabei zeigt ein Blick auf die Abtsreihenfolge dieser Urkundengruppe<sup>245</sup>, dass im Gegensatz zur ersten Serie hier – recht chronologisch, nur Branthoh (Nr. 47) und Poppo (Nr. 49) sind falsch eingereiht – kein einziger Abtsname zweimal erscheint, wenn man den letzten Marquardnachtrag ausklammert (Nr. 59)<sup>246</sup>. Indem eine solche Anordnung allein durch einige Auslassungen und Fälschungen zu erreichen war, kann sie nur mit Bedacht von Eberhard gewählt worden sein. Abgesehen vom einleitenden Bonifatiusbrief finden sich in der zweiten Serie 31 Stücke, von denen 17 nicht schon in der ersten Serie überliefert sind (Nr. 30-32, 39, 45-47, 49, 51-59). Dagegen gibt es in jener 13 Urkunden, die nun in der zweiten Serie fehlen (Nr. 4 f., 9, 12 f., 15 f., 19-22, 24, 26). Dabei sind uns 14 Stücke der Serie 2 erst durch Eberhard bekannt (Nr. 30-32, 37-40, 44-47, 49, 53, 59), wovon aber vier (fünf) bereits in Serie 1 stehen (Nr. 37 f., 40, 43?, 44). So sind also nur 10 ganz neu (Nr. 30-32, 39, 45-47, 49, 53, 59), wovon wiederum vier (fünf) aufgrund ihrer Unmöglichkeit in der vorliegenden Form ausscheiden. Demnach lässt sich die Serie 2 an zwei Vorlagen prüfen, nämlich der älteren Tradition und der Serie 1, indem Letztere trotz ihrer teilweisen Unzuverlässigkeit und steten Kritikwürdigkeit eben die einzige für die erwähnten vier (fünf) Stücke darstellt. Auffälligerweise übertrug Eberhard die drei ersten Viertel der Serie 2 ganz anders als die Serie 1, indem er die Texte nie mehr getreu kopierte und viel mehr in Orthographie und Einzelwörtern abwich. Dies ist selbst dann beachtlich, wenn die erste Lage nicht von ihm stammt. Eine besondere Bedeutung erlangen hier gemäß O. ROLLER die nun auch verbreiteten umfassenden Vorlagenänderungen mit teils überdeutlicher Tendenz, die im Gesamtprotokoll als formale Abweichungen, im Kontext aber auch auf rechtlichem Gebiet erscheinen.

So beginnen einige Privilegien gleich mit einer nicht in den Originalurkunden vorhandenen Verbalinvokation, wobei jedoch der Wortlaut beinahe immer verschieden ist. Offenbar wurde Eberhard hier erneut von den Diplomen beeinflusst. Im Einzelnen finden sich unterschiedliche, teils wiederholte Invokationsformen in den Urkunden 29=39, 31=53, 32, 34, 46=50 und 48. Von diesen Privilegien kennen wir allerdings nur drei oder vier (Nr. 29, 34, 48, 50?) in voreberhardischer Überlieferung. Doch gibt es auch im Bonifatiusbrief (Nr. 28) noch eine spezielle Invokation. Jedenfalls setzt der anschließende Titel manchmal mit *Ego* (Nr. 29, 31) ein und steht sonst bis auf zwei vorlagenbedingte Ausnahmen (Nr. 29, 33) in der seit Gregor I. (590-604) üblichen Form: [ille] *episcopus, servus servorum dei*<sup>247</sup>. Die folgende Adresse wurde vom Kompilator meist durch unterschiedlich starke Zusätze entstellt (etwa Nr. 34). Dabei hing Eberhard ihr in den ersten Einträgen den erst seit seiner Zeit in Briefen, aber noch nicht in Privilegien üblichen Gruß *salutem et apostolicam benedictionem* an (Nr. 29-31, 34, 36 f.; *salutem in Christo* Nr. 49), wogegen die Vorlagen durchaus mit *in perpe-*

<sup>244</sup> Zit. n.: Roller, Eberhard, S. 27, Z. 28 f.

<sup>245</sup> Zweite Serie der Papsturkunden: Codex Eberhardi I, fol. 31 r - 69 r, S. 56-110. Dazu: Roller, Eberhard, S. 29-41 u. Beilage I, Nr. 28-59, S. 6-11.

<sup>246</sup> Codex diplomaticus, Nr. 820, S. 404 f. = Codex Eberhardi I, fol. 68 v - 69 r, S. 108-110. Dazu: Roller, Eberhard, S. 29, 41, 60 u. Beilage I, Nr. 59, S. 10 f.

<sup>247</sup> Zitate in: Roller, Eberhard, S. 31, Z. 3 f.

*tuum* enden<sup>248</sup>. Kleinere und größere Entstellungen finden sich auch im Eschatokoll, wobei es Eberhard in der Scriptumszeile nicht nur bei der gebräuchlichen Monatsangabe beließ, sondern meist das Tagesdatum anfügte. Zudem leitete er sie vielfach mit *datum* (*data*) statt *scriptum* ein (Nr. 34, 36-40, 47, 50?)<sup>249</sup>, wofür dann die Datumszeile wegfiel, wenn sie nicht schon in der Vorlage fehlte. Manchmal verschmolzen auch direkt Scriptums- und Datumsformel (Nr. 29 f., 47?) in unterschiedlich gekürzter Form, wobei die Datierung oft auf das Mindeste mit Tag, Monat und Indiktion (Nr. 33 f.) – selbst ohne Letztere (Nr. 43, 46) – reduziert ist. Auch andere Kombinationen wie Tag und Monat nebst dem Namen eines Kanzleibeamten mit nicht immer unverdächtigem Titel (Nr. 51) erscheinen öfters, so dass selbst die auffälligste Datierungsform auf einer guten Vorlage beruhen kann. In einem nur bei Eberhard überlieferten Privileg (Nr. 31) stößt man selbst auf eine Ortsangabe, obwohl dies zur betreffenden Zeit in der Papstkanzlei noch ungebräuchlich war und sich so beim Kopisten scheinbar wieder die Diplomformeln bemerkbar machten. Insgesamt wurde also das Protokoll regelmäßig erweitert und das Eschatokoll – außer bei Einzelfällen mit Zusätzen (Nr. 31, 52) – stets verkürzt. Letzteres diente Eberhards Absicht zur synchronen Beendigung von Urkunde und Seite, was er in Serie 2 auch streng durchführte und so bei jeder Urkunde erreichte.

Während diesen Änderungen zumindest ein korrekter Kern innewohnt, hing Eberhard etwa auch die Datierung einer Urkunde einer anderen statt deren tradiertem Datum mehr oder weniger variiert an (so Scriptumszeile Nr. 15/16>42; 34>35). Zudem kann man sich auf seine Zahlenangaben nicht verlassen, was die vielen, teils später (auf Rasur) getätigten Willküränderungen (so Nr. 34, 41, 52) bezeugen. Freilich kann Eberhard seine abweichenden Angaben manchmal durch zuverlässigere Quellen gewonnen haben, so dass man seine Versionen zwar anzweifeln, aber nicht von vornherein verwerfen darf. Ähnliche Verzerrungen finden wir im Diktat der Kontexte, das durch kleine Änderungen, Zusätze, Auslassungen und Umstellungen bearbeitet wurde. So änderte er die in den älteren Privilegien übliche Einleitung der Narratio *Igitur, quia postulasti a nobis* in *Postulasti a nobis* (Nr. 35-38, 42, 46)<sup>250</sup> oder ließ einfach die Arenga weg (Nr. 48). Zudem hielt er sich wenig an seine Vorlagen und schrieb die Formeln halb aus dem Gedächtnis, wo sich das Ausmaß besonders daran erkennen lässt, dass er die nur vereinzelt in Fuldaer Privilegien erscheinenden Interventionen ignorierte (Nr. 42) sowie in mehreren Privilegien eine falsche Arenga und in diesem Kontext einen mehr oder weniger abweichenden, aber der benutzten Formel entsprechenden Text bot (Nr. 37 f., 42, 50).

An rechtlichen Interpolationen findet man in erster Linie den sogenannten Hospitalepassus, der den meisten Stücken der zweiten Serie als Einschub beigegeben ist. Das Motiv erweist sich als ureigenste Fälschung unseres Kompilators, da man einen solchen Satz in keiner außereberhardischen Überlieferung dieser Stücke entdecken kann. Der Passus taucht – nach Anklängen in der Vorrede zur zweiten Serie<sup>251</sup> – zum ersten Mal gleich am Beginn der Reihe im verfälschten Bonifatiusbrief von 751 (Nr. 28) auf, was ja chronologisch sinnvoll ist<sup>252</sup>. Dabei hat er zwar eine sehr wechselhafte Gestalt, was O. ROLLER anhand der Papstkopien von 751 (Nr. 29)<sup>253</sup>, 753 (Nr. 30)<sup>254</sup> und 1047 (Nr. 45)<sup>255</sup> zeigte (Kap. III.3),

<sup>248</sup> Zitate in: Roller, Eberhard, S. 31, Z. 8-10 mit Anm. 4.

<sup>249</sup> Zitate in: Roller, Eberhard, S. 31, Z. 14.

<sup>250</sup> Formen: Roller, Eberhard, S. 32, Anm. 5.

<sup>251</sup> Traditiones et Antiquitates, Vorrede, S. VI = Codex Eberhardi I, fol. 30 v, S. 55 f. Dazu: Roller, Eberhard, Beilage I, Nr. 27 a, S. 6 f.

<sup>252</sup> Codex diplomaticus, Nr. 3, S. 1 f. = Urkundenbuch Fulda, Nr. 14, S. 19-25 = Codex Eberhardi I, fol. 31 r+v, S. 56-58. Dazu: Roller, Eberhard, Beilage I, Nr. 28, S. 6 f.

<sup>253</sup> Codex diplomaticus, Nr. 4 b, S. 3 f. = Urkundenbuch Fulda, Nr. 16, S. 25-32 = Codex Eberhardi I, fol. 32 r+v, S. 58 f. (E<sup>2</sup>). Dazu: Roller, Eberhard, S. 33, Anm. 4 u. Beilage I, Nr. 29, S. 6 f.

<sup>254</sup> Codex diplomaticus, Nr. 7, S. 5 f. = Urkundenbuch Fulda, Nr. 19, S. 36-39 = Codex Eberhardi I, fol. 33 r+v, S. 59-61. Dazu: Roller, Eberhard, S. 33, Anm. 4 u. Beilage I, Nr. 30, S. 6 f.

doch wurde sein Kern fast nirgends verändert: Dieser betraf gemäß O. ROLLER das Verbot, die zum Unterhalt der Brüder und der Einkehrenden sowie zur Unterstützung der Armen vorgesehenen Güter anzutasten und namentlich sie als Lehen an Laien zu geben (als *beneficium* oder *precaria*<sup>256</sup>). Jedoch ist laut E. STENGEL seine Vermutung kaum begründet, im Hospitalepassus ein verschleiertes Lehensverbot zu sehen. So oder so bekommen wir aber einen wichtigen Einblick in Eberhards Gesinnung, da man nach innen eine eigensinnige Konventshaltung und nach außen eine karitative Ader erkennen kann (Kap. III.<sub>3</sub>). Der Hospitalepassus erscheint dann ab einer Papsturkunde von 950 (Nr. 39)<sup>257</sup> meist mit der Bestimmung über die Berichterstattung nach Rom verbunden. Allerdings fehlt er erstmals, wenn auch noch vereinzelt, in der Folgeurkunde 943 (Nr. 40)<sup>258</sup>, wofür man aber vielfältige andere Erweiterungen findet. Der Hospitalepassus wird dann vom Privileg zu 1045/46 (Nr. 46)<sup>259</sup> an immer seltener und verschwindet mit Einsatz der Originalkopien völlig. An sonstigen Rechtseinschüben sind die Verleihung von Dalmatika und Sandalen zum Privileg von 968-971 (Nr. 42)<sup>260</sup> und das Verbot des Fraueneintritts zum Privileg von 999 (Nr. 43)<sup>261</sup> zu nennen, obgleich solche Einzeleinfügungen nicht allzu häufig auftreten (Kap. III.<sub>3</sub>). So entdeckt man schon bald in der zweiten Serie Stücke (so Nr. 33 zu 827-841<sup>262</sup>) mit keiner materiellen Erweiterung außer dem Hospitalepassus. Doch ließ Eberhard auch verliehene Rechte einfach aus (so Nr. 35 zu 859<sup>263</sup>), was aber nur selten geschah und wohl allein Platz für den Hospitalepassus schaffen sollte. Diese letzten Beobachtungen zeigen also noch einmal, welche Bedeutung er für ihn hatte.

Insgesamt müssen gemäß O. ROLLER diejenigen Privilegien der zweiten Serie, die nur Aussteller und Empfänger mit außereberhardischen Überlieferungen gemeinsam haben, als ganz neu behandelt werden. Doch kopierte Eberhard dann ab Nummer 52 (oder 54) wieder eine zusammenhängende Reihe von Originalen, nachdem die erste Originalkopie der Serie ja schon mit 48 geschehen war sowie 50 und 51 als offenbar neue Stücke nicht mit den erhaltenen Originalen (?) übereinstimmten. Wie in Serie 1 wurde er nun jedenfalls mit beginnender Originaltradition zuverlässiger und erreichte zwar nicht mehr die einstige Genauigkeit, doch waren seine zugegebenermaßen noch häufigen Abweichungen nur Umstellungen, Ergänzungen oder Weglassungen von Einzelwörtern und natürlich gerade auch Orthographievarianten. Dabei arbeitete er am wenigsten zuverlässig bei Wiedergabe der Schlussformeln des Kontextes und des ganzen Eschatokolls, wo seine Änderungen aber vor allem wieder der Raumfrage geschuldet waren, indem der auf der letzten Seite noch vorhandene Platz entschied, ob Eberhard den Schluss knapper fasste oder erweiterte. Leicht zu variieren waren etwa die Amen am Kontextende oder die Kardinalsunterschriften im Eschatokoll, wozu auch die Datumsangabe traditionell in Scriptums- und Datumszeile geteilt oder modern vereinigt werden konnte. Auch zeigte er ja bei Bedarf Rota, Monogramm und sonstige Zeichnungen des Eschatokolls oder verzichtete darauf. Natürlich finden wir zudem nur auf Eberhards Willkür oder Flüch-

<sup>255</sup> Codex Eberhardi I, fol. 48 v - 49 v, S. 81 f. Dazu: Roller, Eberhard, S. 33, Anm. 4 u. Beilage I, Nr. 45, S. 8 f.

<sup>256</sup> Zit. n.: Roller, Eberhard, S. 34, Z. 4.

<sup>257</sup> Codex Eberhardi I, fol. 42 r+v, S. 71-73. Dazu: Roller, Eberhard, S. 34, 36-39 u. Beilage I, Nr. 39, S. 6 f.

<sup>258</sup> Codex diplomaticus, Nr. 685, S. 318 f. = Codex Eberhardi I, fol. 42 v - 43 v, S. 73 f. Dazu: Roller, Eberhard, S. 34 u. Beilage I, Nr. 40, S. 8 f.

<sup>259</sup> Codex Eberhardi I, fol. 50 r+v, S. 83 f. Dazu: Roller, Eberhard, Beilage I, Nr. 46, S. 8 f.

<sup>260</sup> Codex Eberhardi I, fol. 45 r+v, S. 76 f. Dazu: Roller, Eberhard, S. 34, Beilage I, Nr. 42, S. 8 f. u. Beilage II, Nr. 2.

<sup>261</sup> Codex diplomaticus, Nr. 728, S. 341 f. = Codex Eberhardi I, fol. 46 r+v, S. 77 f. Dazu: Roller, Eberhard, S. 34 u. Beilage I, Nr. 43, S. 8 f.

<sup>262</sup> Codex diplomaticus, Nr. 477, S. 209 f. = Codex Eberhardi I, fol. 36 r+v, S. 63-65. Dazu: Roller, Eberhard, S. 34, Beilage I, Nr. 33, S. 6 f. u. Beilage II, Nr. 1.

<sup>263</sup> Codex diplomaticus, Nr. 575, S. 259 = Codex Eberhardi I, fol. 38 r+v, S. 66 f. Dazu: Roller, Eberhard, S. 34 u. Beilage I, Nr. 35, S. 6 f.

tigkeit fußende Varianten, besonders beim Indiktionsjahr (Nr. 57). Doch sind all diese Formen nicht rechtserheblich, sondern er verzichtete in seiner hier getreuen Kopie gar auf seinen Hospitalepassus. So genügen die Änderungen bis zu willkürlichen Datierungsvarianten zwar zur Verdächtigung solcher Stücke, doch wird ihre Echtheit durch die Originale belegt.

Überträgt man dies auf die nur oder erstmals von Eberhard überlieferten Urkunden, so können auch dort selbst zig Ungereimtheiten und gar falsche Datierungsangaben noch nicht als Beweis gegen die Existenz einer Vorlage dienen. So gibt es ja in der zweiten Serie 14 nur hier tradierte Stücke, die noch durch drei voreberhardische ergänzt werden, welche in Eberhards Fassung ein völlig neues Gesicht erhielten (Nr. 43, 50 f.). Nach eigenem Bekunden in der Vorrede legte er die zweite Papstserie an, um erst nachträglich von ihm im Klosterarchiv (Kap. IV.<sup>4+5</sup>) eingesehene Privilegien zeitlich korrekt einzureihen. Der Text besitzt eine etwa 11 Zeilen hohe *I*-Initiale und steht bis einschließlich *distinctione* in Auszeichnungsschrift:

*In priori distinctione continentur privilegia a sanctis patribus, id est ab apostolicis religiosis auctorabilibus et deum timentibus, sancto Bonifacio sueque ecclesie, hoc est Fuldensi monasterio, ac suis abbatibus contradita a tempore ipsius piissimi domini ac patroni nostri, beati Bonifacii archiepiscopi et martyris, usque ad tempora Richardi abbatis. Quia vero quedam sunt intermissa, que postmodum in armario invenimus, placuit, ut iterum a primordio incipiamus et ea, que pretermissa sunt, a vetustissimis et iam pene deficientibus scedulis colligentes alteram distinctionem texentes usque ad tempora nostra perstringamus*<sup>264</sup>.

Allerdings hatte Eberhard mit der zweiten Papstserie auch Dinge im Sinn, die sein Vorhaben in ein tendenziöses und damit verdächtiges Licht rücken. Denn er wollte ja anders als im ersten Fall erreichen, dass exakt eine Urkunde an jeden Abt adressiert war, was viele Auslassungen und Fälschungen nötig machte. Wenn man sich nun laut O. ROLLER in Erinnerung ruft, dass Eberhard das Urkundenverzeichnis A als Grundlage seiner ersten Serie genommen hatte, so ist es bei Zutreffen seines Anlagegrundes der zweiten Serie erstaunlich, dass schon die vier ersten, nicht in der Serie 1 erschienenen Stücke der Serie 2 (Nr. 30-32, 39) durchaus in A stehen, so dass Eberhard längst von ihrer Existenz hätte wissen müssen. Da er aber einerseits selbst das anachronistische Stück A VII aufgrund einer vorhandenen Überlieferung aufnahm (Nr. 4) sowie andererseits A XX wegen der bereits erfolgten Vernichtung des Originals wegließ und dem Eintrag durch die Aufnahme von Nummer 22 entsprechen wollte, so können die vier Stücke bei voreberhardischer Existenz nur nachträglich von ihm entdeckt worden sein. Dabei griff nun O. ROLLER auf die Systematik des Klosterarchivs (Kap. IV.<sup>4+5</sup>) zurück, indem die erhaltenen, von Eberhard in Serie 1 abgeschriebenen Einzelkopien dort trotz unterschiedlichem Wert nach Auskunft der rückseitigen alten Archivvermerke räumlich nebeneinander gelagert wurden. Denn diese Einzelkopien tragen alle die gleichen alten Archivregesten, die abgesehen von zwei der letzten Stücke von einer Hand stammen und eine identische Fassung haben. Zudem besitzen sie denselben, aber aus etwas späterer Zeit stammenden Repertorienvermerk. Jene Archivregesten gehen auf eine Hand etwa des 13. Jahrhunderts zurück. Da sich diese Vermerke auch auf der Einzelkopie des Privilegs von Agapet II. (946-955) an Abt Hadamar (927-956) von 950 finden, lagerte diese Kopie schon in früherer Zeit neben den anderen und war wohl auch dem Schreiber von A bekannt (XIV), doch vertauschte er aus erwiesener Nachlässigkeit oder möglichem Wunsch zur Unterbringung eines fehlenden Abtes den Namen Hadamar mit Hiltibert (923-927). Eberhard folgte dem Verzeichnis, indem er zwar XIV in Serie 1 wohl wegen des fehlenden Stückes nicht aufnahm, es aber in Serie 2 berücksichtigte (Nr. 39). Gleichzeitig ließ er das Privileg Agapet-Hadamar in beiden Serien aus, obwohl er bei damaliger Urkundenlagerung die Einzelkopie sicher kannte. Insgesamt folgte er so gerade am Anfang exakt A und nahm allein und komplett die dortigen Stücke auf, indem selbst die drei nicht in A verzeichneten an sich auf dortigen Angaben fu-

<sup>264</sup> Codex Eberhardi I, fol. 30 v, S. 55, Z. 20 - S. 56, Z. 2.

Ben (Nr. 19, 21 f.). Daher ist laut O. ROLLER eine Identifizierung der ersten vier neuen Stücke als Kopien von älteren Vorlagen unwahrscheinlich und eine Zergliederung der Einzeltex-te bei Eberhards Arbeitsmethode sinnlos. Während er für die Interpolationen und anderen Varianten des Protokolls und Kontextes verantwortlich sei, sei alles Übrige zwar kanzleimäßig, könne aber in Fulda oder schon in Rom nach dem Muster der bereits erhaltenen oder verliehenen Privilegien entstanden sein. Demnach bleibe zur Echtheitsanalyse nur das Eschatokoll mit den Datierungen an der Spitze, wobei sich diese Formeln ihm zufolge eindeutig als freie Erfindungen Eberhards (Nr. 30 f., 39) oder Entlehnungen aus anderen Urkunden (Nr. 15/16>32) erweisen. So seien nicht nur die drei erfundenen Stücke eberhardische Fälschungen nach dem Verzeichnis A (II f., XIV), sondern auch das fast durchgehend und wörtlich von 15/16 abgeschriebene Stück 32, wo gar noch der Hospitalepassus fast mit dem von 31 identisch sei. Später gab es weitere Abschriften, etwa das auch von 15/16 übernommene Stück 42. Allerdings zeigte E. STENGEL bei 30 f. eine ältere Vorlage auf (Kap. III.4 + IV.5).

Generell sind aber die Folgeurkunden eindeutiger Fälschungen Eberhards, wobei wieder seine Anlagemaxime entscheidend war, möglichst für jeden Abt ein Privileg aufzuführen. Dabei ergibt sich eine interessante Abtsliste, die uns durch ihre Auslassungen auch Eberhards Antipathien andeutet (Kap. IV.4): Grundlegend ist daran zu erinnern, dass bei der Abtsreihe der Serie 2 anders als bei der Vorgängerin kein einziger Abtsname zweimal erscheint, wenn man vom letzten Marquardnachtrag absieht (Nr. 59). Dabei ist die Folge recht chronologisch, indem nur Branthoh (Nr. 47) und Poppo (Nr. 49) versehentlich falsch eingereiht sind. Insgesamt kommt man von Bonifatius bis zum zeitgenössischen Marquard I. (1150-1165) auf 39 Äbte, wobei der Einbezug des Erzbischofs vor dem eigentlichen Abt Sturmian (744/54-779) nicht nur durch den Aufbau Eberhards, sondern auch durch den historischen Hintergrund gedeckt ist (Kap. IV.1). Dies tat schon O. ROLLER, klammerte aber den Marquardvorgänger Heinrich II. (1148-1149) aus (daher fälschlich 38)<sup>265</sup>. Von diesen Äbten fehlen in der teils verschobenen Auflistung Eberhards nur neun, wobei O. ROLLER wiederum Heinrich II. übersah (acht). Beim frühesten Ausfall von Abt Eigil (818-822) ist freilich bereits zu relativieren, dass er entgegen dem Forscher wohl nicht fehlte, weil er im Kloster so verhasst gewesen wäre, da dies eher auf seinen – freilich berücksichtigten – Vorgänger Ratger (802-817) zutreffen würde (Kap. IV.4). Vielmehr zeigt sich schon hier, dass für einen Wegfall teils wohl einfach die Kürze der Regierung entscheidend war: Sicher betrifft dies Helmfrid (915-916), Siegfried (1058-1060), Godefrid (1096-1109) und Wolfhelm (1109-1114), die aber wieder entgegen O. ROLLER bis auf Ersteren in anderen Bereichen erwähnt wurden. Ansonsten finden wir am Platz von Hatto II. (956-968) bereits Hatto III. (991-997), während die zu spät angesetzte Branthoh-Urkunde nur einen der Äbte Branthoh I. (982-991) und Branthoh II. (1011-1013) abdeckt. Letztlich fehlen auch die in den jüngsten Abtswirren gescheiterten Rugger I. (1148) und Heinrich II. (1148-1149), die Eberhard wohl nicht nur wegen ihrer kurzen Amtszeit wegließ, sondern auch, weil er sie aus der Marquardzeit heraus – wie Teile der neuen Forschung – nicht als vollwertige Äbte ansah (Kap. VI.7). Doch auch Heinrich II. erscheint später in einer gegen Pistorius III (Nr. 21) im Diktat manchmal abweichenden und um die Zeugen ergänzten Oblation des Ministerialen Heribort von Suntheim je in Notitiaform ohne Datum (Nr. 311): [...] *dominus Heinricus Herueldensis, qui tunc et noster abbas fuerat*, [...] <sup>266</sup>.

Jedenfalls bedeutet die allgemeine Methode laut O. ROLLER, dass das Stück 45 sicher eine eberhardische Fälschung aufgrund desselben Stückes 27 ist, soweit dieses auch für die vorhergehende (Ver-)Fälschung 44 Vorlage gewesen war, womit er hier erneut dieselbe Vorlage zur Basis mehrerer Fälschungen machte. Ebenfalls auf das Konto Eberhards geht die Urkun-

<sup>265</sup> Roller, Eberhard, S. 39, Anm. 4.

<sup>266</sup> Traditiones et Antiquitates, Teil I, cap. 71, S. 149 = Codex Eberhardi II, fol. 177 r, S. 332 f. (Zitat: S. 333, Z. 2). Dazu: Roller, Eberhard, Beilage I, Nr. 311, S. 68 f. (falscher Abt).

de 46, die bis auf einige Interpolationen zu 26 passt. Auch Stück 47 ist als auf einem Einzelblatt stehendes, noch dazu zeitlich unmögliches Privileg eines Papstes Gregor (VII.) an einen Abt Branthoh (I./II.) zweifelhaft. Seine Position zwischen den Privilegien an Rohing (1043-1047) und Egbert (1047-1058) deutet auf eine Einschiebung an falscher Stelle, zumal man kein von Eberhard verderbtes echtes Privileg rekonstruieren kann. Hier nutzte er das gleiche Verfahren einer nachgetragenen Fälschung, das wir bei den letzten Fälschungen gesehen haben, indem die Hauptbasis der Fälschung 47 wieder eines der in Serie 1 kopierten Originale ist (Nr. 20). Das Stück 49 ist ebenfalls eine eberhardische Fälschung gleicher Machart, indem es chronologisch unmöglich ist und wieder Stück 20 Vorlage war, so dass bei Eberhard erneut aus einer eingetragenen Urkunde noch zwei Fälschungen entsprangen. Dabei war ein Vorhandensein des Hospitalepassus irrelevant, da er in den Fälschungen 46 f. und 49 fehlt und in den umgebenden Fälschungen 45 und 50 sowie der Originalkopie 48 da ist. Zudem benutzte Eberhard in 50 f. die in Fuldaer Privilegien längst ungebräuchlichen Formeln der älteren Papsturkunden in noch dazu schlechter Wiedergabe, da dort Rechte verliehen wurden, die erst mit Benutzung anderer Formeln dem Kloster gewährt wurden. Auch die Datierungen belegen klar seine große Willkür und Erfindungsgabe. Darüber hinaus ist Stück 53 eine Fälschung, der Eberhard ein nur in Serie 1 kopiertes Original als Vorbild kürte. Dagegen wäre der Nachschub des letzten Stückes historisch erklärbar, da es sich um eine an Marquard I. gerichtete Urkunde Hadrians IV. (1154-1159) vom 6. Juli 1155-1159 in Briefform handelt, die erst nach Ende der Privilegiensammlung eingegangen sein kann (Nr. 59)<sup>267</sup>. Hier lässt sich gemäß O. ROLLER wegen der abweichenden Form eine Kritik anhand Eberhards Methode nur schwer vornehmen. Doch erkannte man sie schon früher im Brevenvergleich als mögliche Fälschung von Abt oder Mönch, was später zementiert wurde. Sie erscheint wie die gefälschte Immunität Konrads III. (1138-1152) als Seitenstück der „Gesta Marcvardi“.

Doch gehen wir nun zu den heute auf beide Bände verteilten Kaiser- und Königsurkunden über<sup>268</sup>. Zunächst folgen auf die Papsturkunden im zweiten Teil des ersten Bandes hauptsächlich die Immunitäten, Diplome zum freien Abtswahlrecht und Zehnturkunden, die aber auch bereits von einigen Tauschbestätigungen begleitet werden<sup>269</sup>. Dagegen findet sich die Masse der kaiserlichen und königlichen Schenkungen<sup>270</sup> sowie Tauschbestätigungen<sup>271</sup> im zweiten Band als eigentlichem *liber traditionum*<sup>272</sup>, wobei dort freilich je auch Privaturkunden zwischengeschaltet sind. In seiner Rechnung übergang O. ROLLER speziell im zweiten Band neben den eindeutigen Privaturkunden sowie Wiederholungen aus dem ersten und zweiten Band alle Stücke, in denen Eberhard eine Privaturkunde zur Königsurkunde umwandelte oder ihr eine königliche Bekräftigung anfügte. Insgesamt bleiben so im ersten Band von den 53 Einträgen des Abschnitts 50 Diplome, indem die ersten beiden genremäßig ausscheiden (Nr. 60 f.) und ein anderer nur eine Privaturkunde im Diplommantel ist (Nr. 86). Von den eigentlichen Diplomen sind an voreberhardischer Überlieferung 28 Originale und zwei ältere Kopien – eine Einzelkopie (Nr. 68) und eine Kopie im „Rotulus“ – erhalten, so dass Eberhard für 20 Stücke die älteste und einzige Quelle darstellt. Dagegen finden wir in den 92 Schenkungen und 21 Tauschurkunden des zweiten Bandes nach den erwähnten Abzügen noch 66 Diplome, indem es sich bei einer Fälschung (Nr. 246) nur um eine zur Königsurkunde umgewandelte Einzelkopie handelt, die bei Eberhard als Privaturkunde eingetragen ist.

<sup>267</sup> Codex diplomaticus, Nr. 820, S. 404 f. = Codex Eberhardi I, fol. 68 v - 69 r, S. 108-110. Dazu: Roller, Eberhard, S. 29, 41, 60 u. Beilage I, Nr. 59, S. 10 f.

<sup>268</sup> Diplome (mit diversen Privaturkunden): Codex Eberhardi I, fol. 72 r - 135 v, S. 115-210 u. Codex Eberhardi II, fol. 7 v - 83 r u. 116 r - 131 r, S. 11-130 u. 224-248. Dazu: Roller, Eberhard, S. 41-50 u. Beilage I, Nr. 60-112, 142-233 u. 239-259, S. 12-21, 26-49 u. 50-57.

<sup>269</sup> Codex Eberhardi I, fol. 72 r - 135 v, S. 115-210. Dazu: Roller, Eberhard, Beilage I, Nr. 60-112, S. 12-21.

<sup>270</sup> Codex Eberhardi II, fol. 7 v - 83 r, S. 11-130. Dazu: Roller, Eberhard, Beilage I, Nr. 142-233, S. 26-49.

<sup>271</sup> Codex Eberhardi II, fol. 116 r - 131 r, S. 224-248. Dazu: Roller, Eberhard, Beilage I, Nr. 239-259, S. 50-57.

<sup>272</sup> Zit. n.: Roller, Eberhard, S. 41, Z. 24.

Von den restlichen Diplomen sind 29 im Original erhalten und erscheinen 37 allein oder erstmals im „Codex Eberhardi“, womit das Überlieferungsverhältnis im zweiten Band etwas schlechter ist als im ersten. Dabei sind in Band 1 zwei Originale doppelt eingetragen (Nr. 66(O)=83, 98(O)=102). Dagegen entdeckt man von den Urkunden des ersten Bandes fünf erneut im zweiten (Nr. 81(E)=212, 87(E)=178, 90(O)=159, 95(E)=190, 97(O)=220). Schließlich steht im Band 2 ein Diplom zweimal (Nr. 169(E)=255). So können laut O. ROLLER unter Abzug der doppelt eingetragenen Originalabschriften noch vier eberhardische Kopien (drei in Band 1 und eine in Band 2) kontrolliert werden. Zudem vermag man zumindest den Rechtsinhalt dreier (oder vierer) Urkunden durch die zugehörigen „Summarien“ zu vergleichen (Nr. 81, 172, 212, 219), wozu noch Stück 208 mit andersartiger Vergleichsbasis gerechnet werden kann. Freilich sind die „Summarien“ ebenso unsicher wie die erwähnten Doppelüberlieferungen, obgleich die Tatsache der doppelten Tradition an sich recht vertrauenserrückend ist (Nr. 15/16). Zwar sind die Stücke im ersten Band recht chronologisch angeordnet, doch verursachte Eberhard ja mit den diversen Karls und Ludwigs eine starke Verwirrung. Scheinbar zog er aber die Urkundenverzeichnisse nicht heran, obwohl eine gewisse Abhängigkeit in der Anordnung spürbar ist. So sind bei Eberhard wie dort verschiedene Reihen in der Zeitfolge erkennbar, die teils auch in Band 2 weitergehen. Hier gibt es laut O. ROLLER wie bei den Privilegien einen Zusammenhang zwischen Lagerung der Urkunden und Anordnung in den Verzeichnissen, so dass die (scheinbare) Abhängigkeit Eberhards von den Verzeichnissen wohl auf diejenige beider von der Lagerung im Klosterarchiv zurückgeht (Kap. IV.<sup>4+5</sup>).

Abgesehen davon wurden vier Stücke aus Band 1 auf freiem Raum nachgetragen und sind auch nur bei Eberhard überliefert (Nr. 78 a, 80, 82, 96). Die ersten drei trug er ein, ehe die Eschatokolle mit roter Farbe ausgeführt waren, so dass den jeweils vorherigen Urkunden die Schlussformeln fehlen. Zudem unterbrechen die drei Nachträge die ursprüngliche Chronologiefolge. Dass aber Stück 96 keine Rubrumnummer besitzt und so in der Zählung übergangen wurde, kann gemäß O. ROLLER – außer einem Versehen – auf einen sehr späten Eintrag bereits nach der Nummerierung deuten. So besitzt denn auch Vorgänger 95 ein Eschatokoll, während Nachtrag 96 fassungsmäßig schon den Oblationen am Ende des zweiten Bandes ähnelt. Dagegen sind in Band 2 nur zwei solche freien Nachträge, nämlich ein gefälschtes Diplom statt des Eschatokolls der Vorurkunde ohne Rubrumnummer (Nr. 160) und ein nicht hierhergehöriges echtes, aber verfälschtes Stück (Nr. 174). Allerdings gibt es dort anders als im ersten Band sieben nachgeschobene Blätter, von denen aber vier nur Privaturkunden beeinhalteten und so allein drei mit gefälschten Diplomen in Frage kommen (fol. 18 mit Nr. 155, fol. 68 mit Nr. 215 f., fol. 153 mit Nr. 275). Letztlich erscheint aber noch die eingeschobene Lage 10 mit drei Fälschungen (Nr. 217-219) und einem stark verfälschten Diplom (Nr. 220). Doch trug Eberhard nicht nur Ganzurkunden auf Freiraum vor oder nach dem Rubrizieren ein, sondern hängte manchmal den Urkunden selbst einzelne Zusätze an (Kap. III.<sup>3</sup>). Dort verpflichtete der betreffende König sich und seine Nachfolger etwa besonders zum Schutz der Fuldaer Güter oder sprach eine allgemeine Besitzbestätigung aus, wobei dies aber nur selten und in wenigen Folgeurkunden geschah. Solche Einfügungen gibt es in 93 und 97 nach dem Schlussrubrum und in 90 davor, während in 92 der Zusatz wegen dem versehentlich zur Folgenummer geschobenen Schlussrubrum nicht eindeutig zur ersten oder zweiten Überarbeitung geschlagen werden kann. Doch ist er wohl später als dieses anzusetzen, da er die Vorlage zum in 93 nach dem Rubrum gesetzten Zusatz bildet. Ähnlich ist dies beim mehrfach hinter der Korroborationsurkunde liegenden, angeblichen Lehnungsverbot (so Nr. 180).

Darüber hinaus fallen starke Veränderungen im Eingangs- und Schlussprotokoll auf, indem etwa die monogrammatistische Invokation (Chrismon) hier wie dort durchgängig fehlt, während die verbale Invokation doch fast überall bei Erscheinen auch originalgetreu ist. Laut O. ROLLER fehlt sie bei den Immunitäten nur selten (etwa Nr. 77) und wurde stets korrekt abgeschrieben (außer Nr. 146), während ihr öfterer Mangel bei den Schenkungsurkunden

vielleicht mit Eberhards Vorliebe für abwechslungsreiche Initialen zusammenhängt: Denn in Band 1 hatte er ja fast ständig ein *I* zeichnen müssen (*In nomine* [...] <sup>273</sup>), während im Band 2 teils aufgrund ausfallender Invokation eine größere Variationsbreite der Initialen herrscht. Ähnlich mannigfaltig sind die Titel Eberhards mit jeder denkbaren Willkür und Unregelmäßigkeit, beispielsweise falsche Herrschaftspertinenz (Nr. 69, 98, 102, 146), unpassende Formeln (Nr. 68, 145), Kaisertitel für Könige (Nr. 90, 102) und andersherum (Nr. 66, 83), Rückbezug zeitgenössischer Titel (Nr. 153 f.) bis zu Urkunden mit Kaisertitel im Protokoll und Königstitel im Eschatokoll (Nr. 91) oder umgekehrt (etwa Nr. 89, 102) <sup>274</sup>. Insgesamt ist jedoch Eberhard zugute zu halten, dass diese Titulaturen meistens völlig korrekt wiedergegeben sind, nämlich in Band 1 über  $\frac{2}{3}$  und in Band 2 etwas weniger. Allerdings fügte er dem Titel häufig eine Adresse mit Gruß an, die freilich bis auf die Stücke 87 und 90 nie wiederholt und stets anders gefasst ist. Gemäß O. ROLLER steht sie in 46 Diplomen, wovon 22 nur bei Eberhard erscheinen und eines beim älteren Text nachgetragen ist (Nr. 171). Dabei fehlt sie in Band 1 besonders den fraglichen – und noch zu erörternden – „Salierimmunitäten“, während sie im Band 2 anfangs recht durchgängig erscheint, dann aber beinahe vollständig verschwindet und nur noch bei nachgetragenen Stücken oder selbst eben als Nachtrag (Nr. 171) auftritt. Scheinbar gehen diese Interpolationen auf den Einfluss der betreffenden Formeln in den Privilegien zurück, so dass wir hier also nach den Diplomformeln in Papsturkunden auch eine umgekehrte Beeinflussung feststellen. Jedenfalls wurde der besagte Zusatz häufig durch die ersten Worte der kontextualen Publikation veranlasst (etwa Nr. 65).

Die größte Willkür zeigte Eberhard aber gemäß O. ROLLER beim Eschatokoll, indem er es wegen fehlendem Platz für seine gewünschte Urkunde-Seite-Harmonie meist verkürzte und manchmal gar wegließ. Wenn jedoch namentlich bei den dreiseitigen Diplomen ausreichend Raum da war, zeichnete er es groß ein und griff gewöhnlich sogar auf rote Farbe zurück. Allerdings mangelt es auch den Stücken am roten Eschatokoll, unter die Eberhard vor der Rubrizierung einen Nachtrag schrieb. Am höchsten schätzte er ja das erörterte Monogramm, das nur selten fehlt und bei großer Platznot manchmal gar der einzig vorhandene Eschatokollteil ist (Nr. 192) <sup>275</sup>. Doch ist seine Form vielfach willkürlich als Namens- oder Titelmonogramm. Bei einer Nachbildung des Monogramms anhand des Originals entstellte er es im günstigsten Fall durch Proportionenveränderung zu kaum vorhandener Ähnlichkeit. Interessanterweise versuchte er aber gar bisweilen den Vollziehungsstrich nachzuzeichnen und präsentierte ihn dann als eine krumme, wellige Linie. Einigemal ließ er ihn auch aus, wenn das Monogramm tatsächlich unvollzogen war (etwa Nr. 74). Dies alles zeugt durchaus von gewissenhaftem Arbeiten, obgleich er genauso einen in der Vorlage fehlenden Vollziehungsstrich nachtrug (Nr. 245) oder einen dort vorhandenen wegließ (so Nr. 88, 183). Neben dem generellen Streben nach möglichst hohen Autoritäten (Kap. III.3) führte häufig vielleicht auch seine Monogrammfreude dazu, dass er das klare Hoheitszeichen in Privaturkunden anbrachte und diese damit durch eine königliche Bekräftigung verfälschte. Aus Bevorzugung des Monogramms (*signum*) schrieb er ja auch in der Korroboration fast stets *insigniri* <sup>276</sup>. Zur Hervorhebung trennte Eberhard das Monogramm zudem regelmäßig von der Signumszeile, was schon laut O. ROLLER ganz dem aktuellen Stil der Reichskanzlei entsprach. Deren Einfluss ist vielleicht auch anderweitig etwa im seit dem 11. Jahrhundert zunehmend gebräuchlichen Titel *rex Romanorum* spürbar, wozu hier eine der oben angedeuteten Titelvarianten herauszugreifen ist: Denn Eberhard bezeichnete schon Konrad I. (911-918) in zwei Kopien zum 12. April <sup>277</sup>

<sup>273</sup> Zit. n.: Roller, Eberhard, S. 44, Anm. 1.

<sup>274</sup> Einige auch mehrdeutige Beispiele: Roller, Eberhard, S. 44 mit Anm. 2-4.

<sup>275</sup> Vgl. Roller, Eberhard, Beilage III, Nr. 3.

<sup>276</sup> Zitate: Roller, Eberhard, S. 45, Z. 18 u. 20.

<sup>277</sup> Codex diplomaticus, Nr. 656, S. 303 f. = MGH D. Ko. I., Nr. 6, S. 6-8 (A). Vgl. Codex Eberhardi II, fol. 16 r+v, S. 25 f. (E). Dazu: Roller, Eberhard, Beilage I, Nr. 153, S. 28 f.



und 1. Juli<sup>278</sup> 912 (Nr. 153 f.) (Kap. III.<sub>3</sub> + IV.<sub>2</sub>) als *Chunradus/Cynradus divina favente clementia rex Romanorum augustus*<sup>279</sup> und näherte sich so durch die Ergänzung *Romanorum augustus* offenbar dem Titel seines Zeitgenossen Konrads III. (1138-1152) an. Das Monogramm jedenfalls wanderte bei Eberhard nun in die Mitte des Raumes und wurde rechts und links von je einem Kreuz flankiert. Darum herum gruppierte er in wechselnder Auszeichnungsschrift, etwa Capitalis mit Unziale (Majuskel und Minuskel) gemischt, die Signums- und die Rekognitionszeile, während die ein- bis dreizeilige Datierung die Seite beendet.

Wegen der Monogrammbetonung erscheint dabei ja immer die Signumszeile – bis auf seltene Fälle von Platznot, wo das Monogramm mitten in den letzten Kontextzeilen steht. Freilich zeigen die Varianten der Signumszeile wieder mehr oder weniger große Veränderungen, was aber noch nichts über die Echtheit der Urkunde aussagt. Doch findet sich die Signumszeile bekanntlich etwa erst in der nächsten Urkunde (Nr. 92>93) oder stößt sich ihre Titulatur an derjenigen des Protokolls (Nr. 89, 91, 102). Hinzu kommen regelmäßige Zusätze (Nr. 150, 153 f.), wo Eberhard im Wortlaut aber wie stets noch leicht variierte. Auf letztere zwei Urkunden ist zurückzukommen, da er dort aus Lokalstolz an das Grab Konrads I. (911-918) in Fulda erinnerte (Kap. III.<sub>3</sub>). Allgemein fehlt die Rekognitionszeile am häufigsten, wobei das Rekognitionszeichen mit dem *et*<sup>280</sup> nie erscheint und auch die tironischen Noten der Karolingerurkunden nicht beachtet wurden. Doch steht bis auf seltene Ausnahmen (so Nr. 71) vor dem Rekognoszenten stets *ego*<sup>281</sup>, was laut H. MEYER ZU ERMGASSEN dem jüngeren Kanzleigebrauch der Staufer entspricht<sup>282</sup>. Dabei fehlt dessen Titel oder Stand (*notarius*, *cancellari-us*<sup>283</sup>) meist wie die Nennung des Erzkanzlers, indem die zusehends üblicher werdende Form gemäß O. ROLLER lautet: *Ego* (ille) (*cancellarius*) *recognovi*<sup>284</sup>. Vergleichbar ging Eberhard bei der Datierung vor, wo freilich einmal eine der seltenen Formelvermischungen verschiedener Urkundengruppen den in der Rekognition fehlenden Erzkanzler wie in einem Privileg zum Datar macht (Nr. 72). Generell fällt auch die Datierung wegen Platzmangel öfters aus, wenn auch nicht so häufig. Der Gebrauch von *Data* und *Datum* hält sich offenbar die Waage, wenn sie nicht sowieso wie meist durch Suspension abgekürzt sind. Die Angabe von Tag und Monat ist recht regelmäßig und meist zuverlässig, wenn man von Änderungen aus Flüchtigkeit oder Versehen absieht (Nr. 62, 76 f., 151, 153). In gewisser Regelmäßigkeit fehlen besonders ab dem zweiten Drittel der Diplome die folgenden Inkarnations- und Regierungsjahre, während die Indiktion durchgängig erscheint, freilich nicht immer fehlerfrei. Die Ortsangabe wurde auch gestrafft und modifiziert, da Eberhard *acta sunt haec* und Ähnliches meist wegließ und Angaben wie *villa* (*curia*) *regia* und *palacio publico* ganz beliebig setzte (so Nr. 76)<sup>285</sup>. Ebenfalls unzuverlässig ist der Eintrag der Ortsnamen, wo Verwechslungen möglich sind (Nr. 102, 168, 171, 189, 194). Am Ende fehlt die Apprektion *in dei nomine feliciter amen* oft ganz oder wird gewöhnlich auf *feliciter* oder *amen* und selten mehr reduziert<sup>286</sup>.

Natürlich ging es Eberhard auch bei den Diplomen hauptsächlich um inhaltliche Aspekte, so dass seine Interessen vor allem dem Kontext mit der *Dispositio* an der Spitze galten. Dabei

<sup>278</sup> Codex diplomaticus, Nr. 658, S. 305 f. = MGH D. Ko. I., Nr. 8, S. 9 (A). Vgl. Codex Eberhardi II, fol. 17 r+v, S. 27 f. (E). Dazu: Roller, Eberhard, Beilage I, Nr. 154, S. 28 f.

<sup>279</sup> Codex Eberhardi II, fol. 16 r, S. 25, Z. 16 f. u. fol. 17 r, S. 27, Z. 3. Vgl. Roller, Eberhard, S. 44, Anm. 2. Originalformen: Codex diplomaticus, Nr. 656, S. 303, Z. 26 u. Nr. 658, S. 305, Z. 24 = MGH D. Ko. I., Nr. 6, S. 7, Z. 6 f. u. Nr. 8, S. 9, Z. 10 f.

<sup>280</sup> Zit. n.: Roller, Eberhard, S. 46, Anm. 3.

<sup>281</sup> Zit. n.: Roller, Eberhard, S. 46, Z. 10.

<sup>282</sup> Meyer zu Ermgassen, *Nominis nostri*, S. 222 mit Anm. 122.

<sup>283</sup> Zit. n.: Roller, Eberhard, S. 46, Z. 11 f.

<sup>284</sup> Zit. n.: Roller, Eberhard, S. 46, Z. 13 f.

<sup>285</sup> Formen: Roller, Eberhard, S. 47, Anm. 3.

<sup>286</sup> Formen: Roller, Eberhard, S. 47, Z. 12-14.

bot er Letztere in allen Immunitäten recht wortwörtlich, wenn auch in der vom Privilegiendiktat her bekannten Bearbeitung. Doch dürfen ihm generell laut O. ROLLER seine Wortumstellungen und sonstige Detailwillkür nicht mehr angekreidet werden, wobei etwa die fast stete Hervorhebung des Bonifatius durch wechselnde Zusätze oder die unterschiedlich langen Pertinenzerweiterungen erwähnenswert sind. Dabei folgen die Varianten freilich einer gewissen Methode, etwa bei Stilvarianten der Pertinenzformeln, bei Einschüben in der Inhaltsangabe der insgesamt bestätigten Präzepte oder bei der Einschlebung der Immunitätenarenga in eine zwischengeschaltete Schenkung (Nr. 90). Während solche Veränderungen mit teils großem Ausmaß (Nr. 153, 164) eher stilistisch bedingt waren, deuten inhaltliche Einschübe in der Pertinenzformel auf mehr als eine einfache Diktatveränderung hin. Im Gesamtkontext übertrug er immer die Korroborationsformel am schlechtesten, wobei er sie häufig mit einer manchmal an die Privilegien erinnernden Pönformel verschmolz, die in Anklang an die Originale von 91 und 94 im Hinweis auf den Zachariasbann ausklang und meist mit *anathema sit*<sup>287</sup> schloss. So spielt die von jenem Papst 751 zugunsten Fuldas geäußerte Androhung des Anathems (Kap. IV.<sub>1</sub>) laut H. MEYER ZU ERMGASSEN (1993) bei Eberhard eine große Rolle, indem er sie immer wieder aus einer Folge von Diplomen entlieh<sup>288</sup>. Doch gibt es auch die ab Stück 79 fast regelmäßige Wandlung der Unterfertigungs- und Siegelankündigung meist zu *nominis caractere nostro insigniri iussimus*<sup>289</sup>, was bekanntlich wohl durch die Monogrammvorliebe bedingt ist. Jedenfalls konnte durch solche Varianten und Interpolationen das Diktat gerade der oft kleinen Schenkungsurkunden ganz verändert werden.

Die verschiedenartigen, durch erhaltene Originale belegbaren Rechtseinschübe behandeln laut O. ROLLER die Stellung der benachbarten Fürsten und Herren (insbesondere des Vogtes) zur Abtei, die Verbesserung der mönchischen Lebenshaltung und Position gegenüber dem Abt sowie die Sicherung und Erweiterung der klösterlichen Rechte und Güter – alles Kernpunkte von Eberhards Haltung (Kap. III.<sub>3</sub>). Abgesehen davon erscheinen etwa noch Änderungen von Abtsnamen (Nr. 78, 87, 184), doch gehen diese teils auf falsche Korrektur, Missverständnis oder Flüchtigkeit zurück. Andernorts sind es neue Diplome (Immunitäten), die Eberhard aufgrund echter Stücke fälschte – davon später mehr. Verbleiben wir vorerst bei den rechtlichen Einschüben, so stehen diese fast allein im zweiten Band in den Schenkungsurkunden, da sie Eberhard im starren Immunitätsformular des ersten Bandes nicht gut unterbringen konnte. Eine Ausnahme bildet in Stück 93 ein hellerer Nachtrag, der wohl in Verbindung mit dem in der Vorurkunde steht, wobei der Hinweis auf den Zachariasbann nicht im Nachtrag, sondern anderswo in Stück 93 erscheint. Generell sind solche seltenen Immunitätseinschübe aber aufgrund ihrer Position dicht vor oder gar hinter der Korroborationsformel erkennbar und beginnen meist mit *preterea precipimus*, obgleich wir den Einschub in Stück 145 ausnahmsweise schon in der Narratio finden, was die Fassung des Diploms als Erfüllung (*constitutio*) einer Bitte (*narratio*) nahelegte<sup>290</sup>. Als leicht in die Immunitäten integrierbar erwies sich nur die Hervorhebung der Brüder in einer noch relativ harmlosen Form, wobei Eberhard etwa *monasterium* in *fratres* änderte<sup>291</sup>. Doch brachte er den Hauptteil eben in den Diplomen zu den Fuldaer Besitzungen sowie Handels- und Zollrechten unter, wo die größten Zusätze ebenfalls dicht vor oder nach der Korroborationsformel liegen. Dort finden wir laut O. ROLLER meist etwa das Lehnungsverbot als Nachfolger des Hospitalepassus (so 177, 179, 185, ähnlich 189) oder eine generelle Schenkungsbestätigung (so Nr. 90). Dazu kommt ein je dip-

<sup>287</sup> Zit. n.: Roller, Eberhard, S. 48, Anm. 2.

<sup>288</sup> Vgl. etwa: Codex diplomaticus, Nr. 753, S. 362 f. = MGH D. H. III., Nr. 380, S. 521-523 = Codex Eberhardi I, fol. 122 r+v [+ K 427, fol. 80 r+v], S. 189 f. Dazu: Roller, Eberhard, Beilage I, Nr. 101, S. 20 f. In K 425 ist das Blatt nach fol. 122 (Lage 17, Blatt 4) mit dem Schluss ausgerissen.

<sup>289</sup> Zit. n.: Roller, Eberhard, S. 48, Anm. 1.

<sup>290</sup> Formen: Roller, Eberhard, S. 49, Anm. 1.

<sup>291</sup> Zit. n.: Roller, Eberhard, S. 49, Z. 5.

lomspezifischer Königsschutz, etwa in der *Branvirst*-Schenkung (Nr. 92) ein Rodungsverbot an die Nachbarn als hellerer Nachtrag statt des ins Folgestück verschobenen Eschatokolls, in einer Tauschurkunde (Nr. 197) ein Königsschutz für das eingetauschte Gut oder in einer Schenkung (Nr. 190) das Verbot an die Fürsten und Edlen zur Anlage von Burgen und Städten auf Abteigut (Kap. III.<sub>3</sub>, IV.<sub>3</sub> + V.<sub>9</sub>). Auch ist die antiäbtliche Konventshaltung zu nennen, indem niemand die Mönche betrüben durfte (so Nr. 97), die Verleihung einer geschenkten Grafschaft von der Brüder Zustimmung abhing (Nr. 179) und Lieferungen an die Mönche gingen (Nr. 158, ähnlich etwa 184, 189, 192, 194, 220). Zudem richtete er sich gegen den Vogt (nach Original Nr. 185, selbst ähnlich 158), obwohl schon der Hospitalepassus zuweilen Schutz gegen ihn enthielt und die Privilegien auch sonst selten Derartiges behandelten.

Freilich sind Schenkungen selbst nur selten auf die erwähnte Weise mit Rechten interpoliert (Nr. 220), da Eberhard dort eine vielversprechendere Methode wählte: So vergrößerte er die originalen Zahlenangaben (etwa Nr. 150, 220) oder ergänzte die alten Namen durch weitere, indem er etwa in der Zweitversion zur Wildbannverleihung 1059 (Nr. 102) die Schenkung der *Zundernhart* und am Schluss des (Würzburger!) *Salzforstes* anfügte (Kap. IV.<sub>3</sub>) oder sonstige Orte ergänzte (Nr. 142). Dabei sind manchmal die eingeschobenen Namen nachgetragen oder sonst als Interpolation zu erkennen, wozu Rand oder Rasur dienlich waren (Nr. 186, 253 f.). Das Aufspüren solcher Varianten anhand der Vorlagen muss natürlich bei den nur im Codex überlieferten Stücken ausfallen. Erfolgreicher ist man in den Fällen, wo Eberhard das Diktat mitsamt Rechtsinhalt änderte, da man ihm dort wie beim Hospitalepassus und bei Adresse und Gruß der Diplome durch kanzleiuntypische Wendungen leicht auf die Schliche kommt. So formte Eberhard eine handelsbezügliche Verfügung in eine zum Markt in Fulda um (Nr. 192) und fügte auch in einem Zollprivileg (Nr. 79) eine Passage über den Fuldaer Markt ein, der so mehrfach in sein Blickfeld rückte (Kap. VI.<sub>6</sub>). Anderweitig änderte er etwa den Schluss eines Diploms (Nr. 145) und ergänzte die Anwartschaft Fuldas auf das Erbe des Empfängers (Graf Bennit). Dabei stilisierte er die größeren Einschübe auch bei gleichem Inhalt individuell, so dass ihn diese Variationsfreude verrät. Die Zahl der Auslassungen ist gegenüber den vielen Interpolationen gering und bezieht sich nur auf die Namen von Eigenleuten, da ihm laut O. ROLLER ihre Aufführung wegen des erfolgten Todes wohl unnötig erschien. So sind in Stück 280 ganze 80 Mancipiennamen ausgelassen und fehlen auch in 244. Wenn aber in Stück 97 die geschenkten vier Ministerialen nicht aufgeführt sind, kann dies auch von Eberhards standesbedingter Förderung kommen (Kap. III.<sub>1+3</sub>).

Doch folgen wir O. ROLLER zu den 42 Privaturkunden, die im zweiten Band in 45 Nummern verstreut oder in Gruppen zwischen den Diplomen stehen<sup>292</sup>. Dabei werden vorerst die Oblationen (Nr. 283-334) ausgeklammert, während die Stücke 278-280 schon berücksichtigt sind. Hinzugerechnet sind zu den normalen Privaturkunden auch alle Stücke, die zur besseren Legitimation aus Privaturkunden in Diplome umgewandelt oder mit königlicher Bekräftigung versehen wurden (\*). Dies betrifft auch den einzig relevanten Fall in Band 1 (Nr. 86\*) als zum Diplom gemachte Privaturkunde. Insgesamt gibt es zu drei Stücken Originale (Nr. 195\*, 197, 202=193\*), zu 12 anderen außereberhardische, unoriginale Überlieferung (Nr. 199, 201, 203 f.\*, 205\*=219\*, 229, 233, 241=86\*, 242 f., 246(\*), 259) und zu 27 Urkunden nur Eberhards Version. Dabei sind sechs zweimal eingetragen (Nr. 199=318, 201=325, 202=193\*, 205\*=219\*, 233=287, 241=86\*), was aber durch die Kontrollierbarkeit der Stücke durch außereberhardische Überlieferung unbedenklich ist. Zudem ist für Stück 278 noch 286 zu vergleichen, wobei 278 aber scheinbar zur zweiten Hälfte von 286 Vorlage oder Veranlassung war. Darüber hinaus helfen bei sieben allein eberhardischen Urkunden vorhandene „Summarien“ (Nr. 143\*, 174 f.\*, 206\*, 207, 221\*, 250). Dagegen ist bei 222 die Zugehörig-

<sup>292</sup> Inhalt der privaten Schenkungs- und Tauschurkunden: Roller, Eberhard, S. 50-54.

keit des angeführten Summars zweifelhaft, während andere kontrollfähige „Summarien“ auch durch andere Überlieferung begleitet werden. Als Nachtrag auf freiem Raum gibt es nur Stück 174\*, während 226 und 250 zwar auch auf unteren Seitenhälften stehen, aber scheinbar schon zur ersten Niederschrift zählen. Doch entdeckt man sieben Urkunden in Band 2 ganz oder teils auf Einzelblättern und nur Blatt 54 (Nr. 199) ist davon ursprünglich, während die restlichen vier Blätter zu unterschiedlichen Zeiten nachgeschoben wurden (fol. 49 wegen Nr. 193\*, fol. 57 mit Nr. 202 und Anfang 203\*, fol. 76 mit Nr. 223, fol. 81 mit Nr. 230 f.\*).

Generell wurde der Großteil dieser Privaturkunden (25 oder 26?) von Eberhard durch Anhängung einer königlichen Bekräftigung verfälscht oder ganz zur Königsurkunde umgewandelt, wobei bis auf Stück 86\* all diese Einträge in Band 2 stehen und von Oblationsseite noch durch 283 f. und 286 zu ergänzen wären. Dabei wurde die Anfügung der königlichen Bekräftigung meist durch Anführung des Königs in der Datierung veranlasst (so Nr. 175\*, 203 f.\*). Manchmal spielten aber auch andere Umstände eine Rolle, so dass etwa in Stück 259 die Mitwirkung des Königs bei dem beurkundeten Rechtsgeschäft wahrscheinlich ist – freilich in anderer Form als Eberhard angab. Letztlich ist auch an seine Monogrammliebe zu erinnern, die in Stück 254 zur späteren Anfügung der Signumszeile führte. So lange ihm die neue Urkundengattung noch unvertraut war, kopierte er Formular und Diktat der Privaturkunden anfangs recht unverändert, so dass etwa Stück 197 abgesehen von Varianten das Original bis auf den gekürzten Schluss getreu abbildet, während 202 ähnlich, aber schon etwas schlechter ist, da es nicht mehr zu den ersten Kopien zählt. Die Dinge kippten endgültig, als Eberhard die Arenga einmal durch eine Invokation ersetzte (Nr. 204 f.\*) und sie dann ganz aus seinen Einträgen verschwinden ließ. Zudem kürzte er meist das Schlussformular stark, wo er die in älteren Privaturkunden üblicherweise einzige Jahresbezeichnung, die Angabe der Königsjahre, zu *sub (regente) [illo] rege (imperatore)*<sup>293</sup> verallgemeinerte (so Nr. 205\*). Dabei ging nicht nur eine wichtige Information verloren, sondern ist auch der dem Herrscher dafür gegebene Titel nicht zuverlässig, so dass Eberhard etwa in einer Urkunde von 1062 Heinrich IV. (1056/84-1106) Kaiser statt König nannte (Nr. 233). Meist machte er auch gleich von der günstigen Gelegenheit Gebrauch, die erwähnte Verfälschung durch königliche Bekräftigung anzufügen. Doch verzichtete er zudem auf die später hinzukommende Datierung nach dem Abt oder auf dessen Namensnennung mit *sub [illo] abbate*<sup>294</sup> (etwa Nr. 199). Gleiches geschah mit Tagesdatum (so Nr. 203\*) und Ortsangabe (etwa Nr. 205\*). Wenn selten genug doch eine Tagesdatierung steht, gab er sie nur nach dem römischen Kalender (so Nr. 204\*). Falls er den Ort in raren Fällen hinzusetzte, dann natürlich Fulda (etwa Nr. 229\*).

Gewöhnlich kürzte Eberhard auch die Zeugenreihe stark, indem er die meisten Personennamen wegließ (Nr. 197 mit 5 statt 27 Zeugen) und regelmäßig auch auf Namen der Herkunft (Besitz, Familie) verzichtete (so Nr. 199). Doch deutete er den Wegfall von Namen meist durch *et alii* oder Ähnliches an, wenn er nicht gar die komplette Zeugenreihe durch eine Formel wie *coram multis testibus* (Nr. 318=199) ersetzte<sup>295</sup>. Dabei harmonisieren die Namen Eberhards nicht immer mit der Vorlage, etwa wenn er in Stück 203\* einen in der Kopie des Chartulars nicht existierenden *Lantfrid* erwähnte, was vielleicht wie der Name des Vogtes *Gerlach* statt *Gerhard* in Urkunde 202 einer willkürlichen Veränderung entsprang. Bei den Standesbezeichnungen ergibt sich ein vergleichbares Bild, da Eberhard dem Titel *comes* gern einen Namen beigab, so wie er in Stück 197 den Zeugen *Reginbodo* Graf nannte. Nur sehr selten ging er dagegen umgekehrt vor, etwa wenn er in Urkunde 204\* einen *Cunibert* einfach als Edelherr ausgab. Wenn die Zeugenreihe nicht – wie so oft – ganz verschwunden ist, steht am Beginn entsprechend der verfälschten Datierung mehrfach eine royale Signumszeile nebst Monogramm. Ähnlich verzerrt erscheinen auch weitere Angaben: So erwähnt Eberhard den

<sup>293</sup> Zit. n.: Roller, Eberhard, S. 52, Z. 15.

<sup>294</sup> Zit. n.: Roller, Eberhard, S. 52, Z. 19.

<sup>295</sup> Diese und die folgenden Formen: Roller, Eberhard, S. 53, Z. 7 mit Anm. 7.

Urkundenschreiber meist gar nicht, was freilich manchmal bereits in den Chartularen so war (etwa Nr. 204\*) und bei Stück 203\* auf Doppelausfertigung beruht. Ein gleiches Bild zeigen die Korroborationen und Siegelankündigungen, indem Eberhard diejenige von Urkunde 199 der entsprechenden Diplomformel anglich. Zudem blieb die Pön in starker Generalisierung nicht mehr auf die zwei Kontrahenten nebst Erben beschränkt, sondern ihr sollten alle Verletzer der Urkundenbestimmungen anheimfallen (etwa Nr. 204\*). Dabei erscheint diese Formel bei Eberhard meist als *poena spiritualis*<sup>296</sup> (so in Nr. 229\*), während er die Schlussformeln wieder aus Platzgründen schnell wegließ (etwa Nr. 205\*).

Allerdings änderte er die Privaturkunden laut O. ROLLER in diesem Werkabschnitt noch nicht – wie später so gerne – in ihrer Form und damit in ihrer Rechts- und Beweiskraft, sondern ließ ihnen im Ganzen noch ihre typische Form als Carta oder Notitia. Wahrscheinlich fußen auch die Stücke 278-280 über abhängige Klöster (Kap. IV.4) auf Notizien oder stellen solche dar, obgleich sie im Istzustand durch angefügte Erzählungen in mehr oder weniger loser Verbindung zur Rechtshandlung (Kap. III.4) ihre Urkundenform stark eingebüßt haben<sup>297</sup>. Doch bezeugen just in Stück 278 neben der Datierung noch andere Sätze (*Hanc traditionem suscepit Gerhardus advocatus Fuldensis monasterii coram multis testibus*<sup>298</sup>.) eine Beurkundung der Schenkung, während auch in Stück 279 Einzelwendungen wie *trado* [tradidit] *sancto Bonifacio*<sup>299</sup> als üblicher Summarienausdruck die frühere Existenz einer Notitia nahelegen. Freilich ist dies im Stück 280 undeutlicher, da solche Wendungen außer der falschen Datierung kaum vorhanden sind. Letztlich ist der Rechtsinhalt der Privaturkunden nach Auskunft des beschränkten Vergleichsmaterials mit den selbst unsicheren „Summarien“ (vgl. Nr. 222) allgemein zuverlässig, so dass die auch hier vorhandenen Fälle von interpolierten Namen (etwa Orte) oder übertriebenen Zahlen nicht sehr häufig sind (Kap. III.3). So schob er in Stück 242 neben vielen Auslassungen mit *Pfuzecha* und *Wachenrode* nur zwei Orte ein, während in Stück 201 stolze 80 Solidi Zins statt 15 stehen (ähnlich Nr. 250) und in Urkunde 259 statt der eingetauschten Stücke die ganzen Orte genannt werden<sup>300</sup>. Genauso vereinzelt finden wir die sonstigen Rechtsänderungen wie Lehensverbot (Nr. 204\*) und Abtsdistanz (Nr. 229 und wenige), da es ihm in den Privaturkunden wohl nicht der Mühe wert war.

Nach der Inhaltsanalyse der Diplome und eingestreuten Privaturkunden kam O. ROLLER im Vergleich mit den Privilegien zu ersten Ergebnissen<sup>301</sup>: Demnach bietet Eberhards Textverarbeitung keine Möglichkeit zur Echtheitsverifizierung der nur bei ihm zu findenden Stücke. Zwar lassen sich bei den Urkunden bestimmte äußere Umstände der Eintragung untersuchen, nämlich der mögliche Charakter eines Stückes als Nachtrag auf freiem Raum oder auf einem nachgeschobenen Blatt, die Existenz verdächtiger Rasuren (so Nr. 181, 220), das Auffinden einer Doppelversion und das Vorhandensein von Siegelvermerken. Jedoch kann man aus diesen Punkten allein in Einzelfällen ein Urteil bilden, während dazu bei den allermeisten dieser Urkunden wie schon bei den Privilegien nur die je individuellen Merkmale verbleiben. Entscheidend ist hier etwa das Verhältnis eines Stückes als Vorurkunde eines späteren Eintrags (vgl. Nr. 63-65), das erkennbare Diktat eines bekannten Schreibers der Reichskanzlei (Nr. 162 f.) und die Zuverlässigkeit der kontrollierbaren Angaben mit den Zeitdaten an der Spitze, gerade im Falle der Übereinstimmung für eine frühe Zeit (Nr. 87=178). Doch müssen diese Mittel selbst sorgsam geprüft werden, da auch Eberhard die im Bonifatiuskloster früh

<sup>296</sup> Zit. n.: Roller, Eberhard, S. 53, Z. 17.

<sup>297</sup> Traditiones et Antiquitates, Teil I, cap. 60 a+b u. 61, S. 138 f. = Codex Eberhardi II, fol. 154 v - 155 r, S. 296 f. Dazu: Roller, Eberhard, Beilage I, Nr. 278-280, S. 60 f.

<sup>298</sup> Codex Eberhardi II, fol. 154 v, S. 296, Z. 15 f.

<sup>299</sup> Zit. n.: Roller, Eberhard, S. 54, Anm. 1.

<sup>300</sup> Namen und Zahlen: Roller, Eberhard, S. 54, Anm. 3 f.

<sup>301</sup> Erste Ergebnisse: Roller, Eberhard, S. 54-56.

praktizierte Ausstattung von Fälschungen mit Angaben aus echten Urkunden zur Hervorrufung eines Scheins von Echtheit gut kannte. So hatte schon Rudolf von Fulda († 865) kurz vor 856 die Datierung einer Pippin-Fälschung zu 753 (Nr. 62) einem Originaldiplom (Nr. 142) entnommen, während nun Eberhard selbst ja gerade bei den Privilegien mehrmals solcherart aktiv wurde (etwa Nr. 42). Gleichfalls vertraut war er mit der traditionellen Vertauschung der Namen eines echten Stückes zur Erschaffung einer Neuurkunde, wie dies etwa in einer wohl älteren Fälschung (Nr. 4) wie in einem Eberhardstück (Nr. 19) zu erkennen ist. Freilich entdeckt man gar auf klar nachgeschobenen Einzelblättern manchmal Kopien guter Vorlagen (gegen O. ROLLER aber nicht Nr. 223) und darf auch nicht Nachträge per se ohne Prüfung von Summarbeleg (so Nr. 96) oder Vorlagenexistenz (so Nr. 174\*) verwerfen.

Eine besondere Methode finden wir bei einer Diplommälschung zum 6. April 912 (Nr. 77) als Erweiterung des Vorgängers zum 12. April (Nr. 76)<sup>302</sup>, indem Eberhard dessen individuelle Züge inklusive verfälschter Tagesangabe alle übernahm. Dies führte zu der inhaltlichen Auffälligkeit, dass der gleiche Herrscher (Konrad I.) demselben Abt (Huoggi) zweimal die Klosterimmunität bestätigte. Die Vorlage mit ihrer Unterstreichung von Immunität, Zehntbezug von den eigenen Gütern und Wahlrecht ist in der Fälschung um die Befreiung der Fuldaer Dienstleute vom Grafenaufgebot erweitert, die eigentlich erst in der zweiten Fuldaer Immunität Heinrichs III. (1039/46-1056) von 1056 und derjenigen Heinrichs V. (1106/11-1125) von 1111 erfolgte, wobei Letztere auch für die Fälschung mit genutzt wurde (Kap. VI.<sub>2+7</sub>). In der Dienstleutebefreiung verbanden sich Eberhards Klosterliebe und Ministerialenherkunft auf harmonische Weise (Kap. III.<sub>1+3</sub>). Die Fälschung ist freilich zudem im Urkundenverzeichnis A an Stelle einer auch im Codex fehlenden Immunität aufgeführt. Letztlich wird uns eine weitere verfremdete Version der Originalurkunde von 912 aus dem zweiten Band auch noch begegnen (Kap. III.<sub>3</sub>). Zunächst ist aber zu betonen, dass Eberhard insgesamt fraglos in seinen Fälschungen bevorzugt Namen vertauschte, indem er bei den Immunitäten die Aussteller- oder Empfängerinnenamen und bei den Schenkungsurkunden die Ortsnamen modifizierte. Ersteres ist meist recht einfach zu erkennen, da üblicherweise ein anachronistisches Stück entstand (vgl. Nr. 100, 103). Dagegen kann man eine Vertauschung von Ortsnamen nicht immer ganz leicht nachweisen, wenn nicht gerade die Namen auf Rasur stehen und die ursprüngliche Niederschrift möglicherweise noch klar zu erkennen ist (so Nr. 210). Besonders problematisch ist die Situation, wenn zwischen Gau- und Ortsnamen durch den Tausch kein Widerspruch entsteht, wie bei einer Fälschung (Nr. 165), deren Vorlage (Nr. 142) Deinungen im Riesgau verzeichnet, während bei ihr das ebenfalls im Riesgau gelegene Öttingen erscheint. Insgesamt konnte O. ROLLER etwa 25 Diplome als Fälschungen Eberhards nachweisen oder zumindest nahelegen, wobei er die zu ganzen Königsurkunden umgeformten Privat-urkunden, nicht aber die gleich zu erörternden 10 „Salierimmunitäten“ einbezog. Dagegen gehen ihm zufolge über 30 der nur im Codex zu findenden Stücke auf echte Vorlagen zurück. Weil jedoch nicht überall Sicherheit oder wenigstens größere Wahrscheinlichkeit erreichbar sei, sind seine Angaben von 25 und 30 Stück nach eigenem Bekunden nur Annäherungswerte, die aber ein ziemlich sicheres Verhältnis widerspiegeln. Sonst schienen ihm die Privat-urkunden echt zu sein (er irrte bei 223!), da er zumindest für keine eine eberhardische Neufälschung wahrscheinlich machen konnte – unbeschadet der vielen Verfälschungen.

Daraufhin befasste sich O. ROLLER exkursartig mit den besagten 10 „Salierimmunitäten“, die nur bei Eberhard überliefert sind (Nr. 100, 103-108, 110-112)<sup>303</sup>. Ihre Bezeichnung ist etwas irreführend, da neben den Saliern auch deren zwei Nachfolger betroffen sind. Diese

<sup>302</sup> Codex diplomaticus, Nr. 656, S. 303 f. = MGH D. Ko. I., Nr. 6, S. 6-8 = Codex Eberhardi I, fol. 93 v - 94 v, S. 143-145. Abgeleitet daraus: Codex Eberhardi I, fol. 95 r - 97 r, S. 145-148. Dazu: Roller, Eberhard, S. 55 f., Anm. 1 u. Beilage I, Nr. 76 f., S. 14 f.

<sup>303</sup> „Salierimmunitäten“: Codex Eberhardi I, fol. 120 v - 121 v, 124 r - 130 r u. 131 v - 135 v, S. 186-188, 193-202 u. 204-210. Dazu: Roller, Eberhard, S. 57-60 u. Beilage I, Nr. 100, 103-108 u. 110-112, S. 18-21.

Urkunden haben alle keinen Siegelvermerk und erstrecken sich abgesehen von Stück 100 nur je über zwei Folioseiten, wogegen die anderen Immunitäten meist drei Seiten benötigen. Dabei sind immer zwei aufeinanderfolgende Urkunden von einem Herrscher für verschiedene Äbte ausgestellt und alle nach den Äbten chronologisch geordnet, wobei freilich Rohing (Nr. 103) falsch steht. Da nun der Mönch zwischen diesen 10 Immunitäten drei Originale kopierte (Nr. 101 f., 109)<sup>304</sup>, fehlen nur vier der 16 Äbte im Zeitraum von 1043 bis 1165, also genau in der Epoche Lamperts und Eberhards. Dies liefert uns wieder Einblicke in die von persönlichen Vorlieben geprägte Abtsliste des Kompilators (Kap. IV.3), weil es sich im Einzelnen um schon in der zweiten Papstserie übergangene Personen handelt, nämlich Godefrid (1096-1109), Wolfhelm (1109-1114), Rugger I. (1148) und Heinrich II. (1148-1149). Bei den zwei direkten Vorgängern von Eberhards Abt Marquard I. (1150-1165) ist hier erneut auf die damaligen Abtswirren zu verweisen, durch die sie auch in der Forschung nicht überall als vollwertig anerkannt sind (Kap. VI.7). Demnach ist es angesichts ihrer schwierigen Stellung gegenüber König, Kloster und Mönchen, aber auch wegen ihrer kurzen Amtszeiten verständlich, dass von ihnen keine Immunitäten vorhanden waren und Eberhard diese Lücke auch nicht durch Fälschungen schließen wollte. Das Fehlen der älteren Äbte ist nicht so eindeutig, zumal Wolfhelm 1111 eine sogar im Original erhaltene Immunität von Heinrich V. (1106/11-1125) bekommen hatte, die Eberhard ja offensichtlich kannte. Auffälligerweise sind Godefrid und Wolfhelm auch sonst kaum im Codex erwähnt, vor allem eben nicht in der zweiten Papstserie. Dies nur auf die gar nicht so geringe Amtsdauer zu schieben, wäre zu einfach.

Jedenfalls stimmen bei den „Salierimmunitäten“ die Dispositionen fast wörtlich überein. Zudem führte das Komprimieren auf zwei Seiten zu einer durchgängigen Verkümmern der Schlussformeln des Kontextes und Eschatokolls. Angesichts dieser Homogenität der Gruppe wurde man gemäß O. ROLLER früh misstrauisch, indem auch E. DRONKE (1850) eine Reihe von Immunitäten ohne Existenzangabe ausklammerte: Dies betrifft ganz generell die eigentlichen Salierurkunden und nicht etwa nur die beiden zeitlich unhaltbaren Diplome Konrads II. (1024/27-1039) für die Äbte Rohing (1043-1047) und Egbert (1047-1058) (Nr. 103, 100), so dass der Forscher offenbar die besagten Urkunden komplett als unecht ansah. Auch spätere Forscher des 19. Jahrhunderts zweifelten sie in unterschiedlichem Maße an<sup>305</sup>, doch sind laut O. ROLLER die meisten der vielen Gegenargumente gerade bei einem Bezug auf das Diktat unzulänglich, weil sie die immense eberhardische Willkür und Unzuverlässigkeit vernachlässigen. Hier bezog er sich etwa auf das Fehlen des per se bedeutenden und in den salischen Immunitäten obligatorischen Bannrechts sowie der 1056 doch eigentlich hinzugekommenen Befreiung vom Grafenaufgebot (Kap. VI.2), aber auch auf die allzu betonte Ergebenheit des Ausstellers gegenüber der Abtei. Allerdings stimmte O. ROLLER zu, dass auffälligerweise keines der Diplome in einer späteren Fuldaer Immunität erwähnt oder bestätigt wurde. Strukturell lassen sich die „Salierimmunitäten“ eben in die eigentlichen Salierdiplome und die jüngeren Stücke Lothars III. (1125/33-1137) und Konrads III. (1138-1152) aufteilen, was ja bereits E. DRONKE machte. Freilich wies O. ROLLER innerhalb dieser größeren ersten Gruppe noch auf Unterschiede hin, die die Rahmenstücke 100 und 106 f. herausheben. Dabei verzichteten die zwei Letzten auf die bis dato gewohnte Arenga, die allerdings in Stück 107 – wie in Band 2 – teils in der Narratio eingebettet ist, während Stück 100 auf noch zu erörternde Art anderweitig auffällt. Die Salierdiplome bilden dabei durchaus die fuldische Formeltradition ab, während die Nachsalierdiplome stets ganz individuelle Narrationen besitzen.

Die Einzelbetrachtung von O. ROLLER ergab, dass die erste Urkunde (Nr. 100) gleich als Fälschung Eberhards anzusprechen ist. Dort steht nämlich der Name Konrads II. im Protokoll

<sup>304</sup> Codex Eberhardi I, fol. 122 r - [K 427, fol. 80 r+v] - 123 v u. 130 v - 131 r, S. 189-193 u. 203 f. Dazu: Roller, Eberhard, S. 57 u. Beilage I, Nr. 101 f. u. 109, S. 20 f. (herausgerissenes Blatt).

<sup>305</sup> Näheres: Roller, Eberhard, S. 57 f., Anm. 4.

auf Rasur über originalem *Heinricus*<sup>306</sup> (Heinrich II./III.?) und im Eschatokoll nicht, wo sich ein Namensmonogramm Konrads findet. Überhaupt verzierte Eberhard das Eschatokoll nicht wie üblich mit roten Linien, sondern schrieb es nur mit schwarzer Tinte. In der Rekognition erscheint der als Rekognoszent Heinrichs II. in dessen Fuldaer Immunität belegte *Guntherus* als Kanzler, was freilich auch eine Verwechslung mit *Winitherius*, dem Kanzler Heinrichs III., sein kann<sup>307</sup>. Verdächtigerweise knüpft die Urkunde zudem nicht – wie real üblich – an die Immunität Konrads II. an, sondern nur verkürzt an eine der sächsischen Immunitäten, wobei die genaue Vorlage wegen deren fast identischem Diktat nicht klar ist (wohl Nr. 93). Der dadurch eindeutig entlarvten Fälschung wurde nur noch ein erfundenes Datum angefügt. Letztlich kommt man Eberhard vor allem durch die besagte Rasur auf die Schliche, indem laut O. ROLLER doch das Diplom Heinrichs II. seine Vorlage bildete und versehentlich sogar den Namen des Ausstellers und Rekognoszenten lieferte. Diese Beobachtung bedeutet auch für die anderen neun Diplome erhöhte Vorsicht, wobei die nächsten Immunitäten mit starken Auslassungen und einigen Zusätzen (Lebensverbot und *poena spiritualis*) nach einer der echten Salierimmunitäten angefertigt wurden, vielleicht nach der Konrads II. (Nr. 94). Zwar besitzen diese fünf Zweifelsfälle laut O. ROLLER keine entscheidenden Anhaltspunkte, doch ist bei Nummer 103 angesichts der unmöglichen Kombination von Konrad II. (1024/27-1039) und Rohing (1043-1047) in Erinnerung an Stück 100 eine Fälschung Eberhards wahrscheinlicher (Urkunde Heinrichs III.?). Dagegen befindet sich in 104 der Name Heinrichs IV. auf Rasur, indem ihm wohl *Conradus*<sup>308</sup> weichen musste und so vielleicht die Immunität Konrads II. als Vorlage beider Stücke diente. Die vielen Zweifelspunkte von 105-107 können laut O. ROLLER doch kein sicheres Urteil erlauben, so dass eine echte Vorlage nicht ganz ausgeschlossen, aber nicht wahrscheinlich sei: Doch bleibe auffällig, dass bei 105 der Empfängername am Rand mit viel hellerer Tinte nachgetragen wurde, in 107 eine unmögliche Indiktion auftritt und alle drei die vielen Seltsamkeiten von 104 besitzen. So wies dann H. MEYER ZU ERMGASSEN wie die MGH 104 und 105 eindeutig als Fälschungen aus, die unter Nutzung der echten 101 des Vorgängers entstanden. Letztlich waren auch 106 f. Eberhardfälschungen.

Dagegen richten sich die nächsten fünf Immunitäten (Nr. 108-112) inklusive eines Originals (Nr. 109) je an einen neu eingesetzten Abt, wobei dieses Ereignis zum Thema der Narratio wurde. Denn immerhin fallen diese Urkunden in die Zeit Eberhards oder reichen zumindest nahe heran, so dass er selbst im Fälschungsfall eigene Erfahrungen unterbrachte (Kap. III.<sub>1+4</sub>). Dagegen steht die Disposition der vier alleinigen Codexstücke doch in der Form der sechs verdächtigen oder gefälschten Salierimmunitäten, während 109 eine andere Formel besitzt. Hier gleicht die Arenga von 108 abgesehen von einigen wohl eberhardischen Erweiterungen dem im Codex fehlenden Original. Dabei erwähnt die Rekognition den Kanzler *Eggehardus* zu 1130 bei passender Indiktion *VIII*, doch fällt die Handlung ins Frühjahr 1127, so dass die Wahl dieses Jahres für einen Fälscher Eberhard nahegelegen hätte<sup>309</sup>. So belegt die Zahl 1130 laut O. ROLLER vielleicht eine echte Vorlage, zumal Kanzler Eckehart erst ab 1129 in der Kanzlei Lothars III. wirkte. Zudem würde bei einer Fälschung des sicher aus keiner Fuldaer Urkunde entlehnten Datums das Zutreffen gleich dreier Merkmale für 1130 auffallen. Zwar rekognoszierte Eckehart im Original 109, doch scheidet eine Entlehnung aus diesem auch sonst scheinbar nicht für 108 genutzten Stück aus. Insgesamt entstammt die Datierung gemäß O. ROLLER wohl einer echten Lotharsurkunde, obgleich die Formeln verderbt sind und der Rechtsinhalt interpoliert erscheint. So sei 108 wohl echt, aber stellenweise verderbt, mit teils neuerem Diktat und vollständigem, aber verkürztem Eschatokoll. U. HUSSONG (1995) stufte sie aber glaubhaft als Fälschung ein, für die Eberhard

<sup>306</sup> Zit. n.: Roller, Eberhard, S. 58, Z. 12.

<sup>307</sup> Formen: Roller, Eberhard, S. 58, Z. 14 u. Anm. 7.

<sup>308</sup> Roller, Eberhard, S. 59, Z. 13.

<sup>309</sup> Formen: Roller, Eberhard, S. 59, Z. 29 f.



offenbar keine unbekannte Urkunde als Vorlage nutzte, sondern sie einfach erfand (Kap. VI.7)<sup>310</sup>.

Die drei letzten Fälle vermutete schon O. ROLLER als Eberhardfälschungen, was bei Stück 110 wegen einer ungeschickten Vermischung von Formeln der Salierimmunitäten und des vorherigen Lotharoriginals sogar sehr wahrscheinlich sei, da man dort zunächst verderbtes Protokoll, Arenga und Publikation der Salierimmunitäten und dann einen Teil der neuen Lotharsarenga verschmolzen mit einem Teil der Saliernarration findet. Dann folgen erneut die Lotharsarenga mit der zugehörigen Narration sowie die verkürzte Disposition und *poena spiritualis* – alles vergleichbar mit Eberhards Tilgung und Ersetzung des Dalmatikaverbots. Doch sei bei den drei Stücken wegen fehlendem Eschatokoll keine sichere Aussage zu treffen, da die inneren Zeitmerkmale, wie in Stück 110 der Tod Abt Berthos I. (1133-1134), die Einsetzung Abt Konrads I. (1134-1140) und die Regierung Lothars III. (1125/33-1137), nahe an Eberhard heranreichen (Kap. VI.7). So kann ihre Existenz auf Hörensagen oder Erinnerung beruhen und muss nicht aus einem Original stammen (Kap. III.1+4). Laut O. ROLLER lehnen sich die Konstitutionen der Stücke 111 f. zwar an frühere Urkunden an, doch sind sie gerade in 112 auch für die miesesten Originalkopien Eberhards unerhört überarbeitet. Noch verdächtiger wird das Enddiplom zur Einsetzung Marquards I. (1150-1165) mit Klosterimmunität (Nr. 112) durch seinen Charakter als Seitenstück zur Selbstbiographie des Abts, obgleich es eine bis dato für Fuldaer Diplome untypische Arenga besitzt<sup>311</sup>. Freilich ist ja auch der Papstbrief an Marquard I. am Ende der Privilegiengruppe (Nr. 59) offenbar gefälscht und bietet Verbindendes zu den (nachträglichen) Gesta<sup>312</sup>. Doch sah schon O. ROLLER nicht nur Stück 112, sondern auch die vorherige Immunitätsurkunde und Wahlbestätigung Konrads III. an Abt Aleholf (1140-1148) von einem 7. März 1141-1147 (Nr. 111)<sup>313</sup> eher als Fälschung Eberhards, was sich später – wie bei 110 – bestätigte. In 111 wie 112 steht bei der Überweisung von fiskalen Rechten eine etwa 1 ½ Zeilen umfassende Rasur. Während in 111 vom Eschatokoll allein *Data nonis Marcii*<sup>314</sup> erhalten ist, finden wir in 112 nur die Signumszeile, so dass es O. ROLLER inhaltlich auf (September) 1151 datierte. Die Urkunde wird uns bei den Gesta weiter beschäftigen. War sie für T. NIEDERQUELL (1962) nur umstritten, verstanden sie dann U. HUSSONG (1995), H. MEYER ZU ERMGASSEN (1995, 2009) und B. HÄUPTLI (2007) als freie Erfindung Eberhards, deren Abtswahlbericht man laut Ersterem nicht verwerten darf (Kap. I.3 + VI.7). So bleibt bei den 10 „Salierimmunitäten“ Eberhards wenig Echtes.

Im nächsten Schritt wollen wir uns mit O. ROLLER den *oblaciones fratrum Fuldensium* zuwenden, die in Band 2 vor den Gesta einen Codexanhang bilden<sup>315</sup>. Dies erkennt man daran, dass Eberhard selbst diesen Teil als eigenen *libellus*<sup>316</sup> bezeichnete, er in einem eigenartigen Verhältnis zum dritten Teil des Pistorius-Chartulars steht (Kap. IV.3) und die vorherige Lage als vergrößerte Endlage konzipiert ist. Die Oblationslagen 21-24 (fol. 158-189) sind im Ganzen intakt, da Eberhard ja nur eine Manipulation zur Anbringung des Nachtrags für Stück

<sup>310</sup> Hussong, Reichsabtei Fulda, S. 134.

<sup>311</sup> Codex diplomaticus, Nr. 802, S. 395-397 = Gesta, Wibaldbrief, Immunität, S. 194-199 = MGH D. Ko. III., Nr. 295, S. 512-514 = Codex Eberhardi I, fol. 134 r - 135 v, S. 207-210. Dazu: Codex Eberhardi IV, Buchschmuck, S. 25; Gesta, Wibaldbrief, Immunität, S. 175; Häuptli, s. v. „Markward I. von Fulda (Marquard, Marcuardus)“, BBKL 27 (Erg. 14), Sp. 912; Hussong, Reichsabtei Fulda, S. 140, Anm. 429 u. Roller, Eberhard, S. 60 u. Beilage I, Nr. 112, S. 20 f.

<sup>312</sup> Codex diplomaticus, Nr. 820, S. 404 f. = Codex Eberhardi I, fol. 68 v - 69 r, S. 108-110. Dazu: Roller, Eberhard, S. 29, 41, 60 u. Beilage I, Nr. 59, S. 10 f.

<sup>313</sup> Codex diplomaticus, Nr. 795, S. 390 f. = MGH D. Ko. III., Nr. 282, S. 487 f. = Codex Eberhardi I, fol. 132 v - 133 v, S. 205-207. Dazu: Roller, Eberhard, S. 60 u. Beilage I, Nr. 111, S. 20 f.

<sup>314</sup> Codex Eberhardi I, fol. 133 v, S. 207, Z. 12.

<sup>315</sup> Oblationen: Codex Eberhardi II, fol. 159 v - 190 v, S. 305-353. Dazu: Roller, Eberhard, S. 60-64 u. Beilage I, Nr. 283-334, S. 62-72 (Zitat: S. 60, Z. 24) u. Urkundenbuch Fulda, Einleitung, S. XXIX mit Anm. 8.

<sup>316</sup> Zit. n.: Roller, Eberhard, S. 61, Anm. 1.

286 vornahm<sup>317</sup>. Auf diesen Blättern finden wir 52 Schenkungen, die stets *in commemorationem*<sup>318</sup> der Schenker getätigt wurden und meist in Notitiaform (objektiv) stehen, während nur sechs Urkunden (Nr. 320, 323, 327, 329 f., 334) als Carta (subjektiv) erscheinen. An Zweittradition steht neben J. PISTORIUS bei wenigen Stücken noch der bei Quellenangaben freilich unzuverlässige J. SCHANNAT zur Verfügung, wogegen nur einmal ein Original erhalten ist (Nr. 310). Dabei kopierte Eberhard drei Urkunden zweimal (Nr. 287=233, 318=199, 325=201), während für eine andere (teilweise) ein Summar vorhanden ist (Nr. 285) und eine weitere teils mit einem früheren Codexeintrag verknüpft ist (Nr. 286). Ein Blick auf das am Original prüfbare Stück 310 zeigt, dass Eberhard die ursprüngliche Carta von 1116 in eine Notitia umformte und sie um eine vorgeschaltete Arenga und eine eingeschobene, schwülstig-arengamäßige Narratio ergänzte<sup>319</sup>. Dagegen reduzierte er clever die originale Constitutio über die von Graf Poppo von Henneberg getätigte Auflassung seines Eigenguts in Salzungen zu Zins auf den ersten Teil mit der Auflassung des Gutes zu Eigen und ließ die folgende Rücknahme gegen Zins einfach weg, so dass er die eigentliche Auftragung des Gutes zu Lehen durch Ausklammerung der Rücknahme als Lehen zur vollkommenen Schenkung machte. Nun passten noch etwa 12 Worte zum Original: [...] *Boppo comes de Hennenberc* [...] (*obtulit*) [...] *predium in Salzungen, quod iure* [...] *proprietatis* [...] *ea* [...] *conditione* [...] <sup>320</sup>.

Diese Relation fand O. ROLLER ähnlich bei den Doppelkopien, wo Eberhard auch nur die Notitiaform wählte oder eine Carta zur Notitia umformte (Nr. 287 f.). Dabei wandelte und kürzte er die Eingangs- und Endformeln und präsentierte die Kontexte – besonders die Narrationen – sehr blumig, ohne freilich scheinbar überhaupt einmal den Rechtsinhalt zu ändern. Da das besagte Vergleichsmaterial spärlich und größtenteils unzuverlässig ist, gewinnt die verlorene Handschrift umso mehr Bedeutung, die J. PISTORIUS in seinem dritten Buch herausgab und sich als sehr umfangreiche, aber prüfbedürftige Überlieferung erweist, welche eng mit Eberhards Oblationen zusammenhängt<sup>321</sup>. Dabei handelt es sich um eine Sammlung von Urkunden aus dem 11. und 12. Jahrhundert. Ihr Verhältnis zum Codex ist nicht vollständig geklärt, wobei Eberhards Kapitel laut O. ROLLER und E. STENGEL im Wesentlichen eine jüngere, aber unabhängige Redaktion der in Pistorius III eingetragenen Sammlung ist, indem zwar bei beiden annähernd die gleichen Urkunden stehen, man aber hier wie dort einige Stücke allein entdeckt. So mangelt es dem Codex an den Pistoriusstücken 29, 31 f. und 38 sowie Pistorius III an den Eberhardstücken 283-286, 321 f. und 328-334, wobei die meisten der Pistorius III fehlenden Urkunden jüngsten Datums sind, so dass insgesamt scheinbar weder J. PISTORIUS von Eberhard noch jener aus der Pistoriusquelle abschrieb (Verhältnis: E 301+302 = P 11; E 319+326 = P 34). Zwar ist die Reihenfolge weitgehend identisch, doch gibt es gegen Ende starke Abweichungen. Die Sammlungen hängen mittelbar zusammen, da beide in der Textbehandlung harmonisieren: So formte Pistorius III auch eine Carta zur Notitia um (Nr. 310) und entfernte sich unter anderem beim Gesamtprotokoll in derselben Weise wie Eberhard von der Überlieferung. Doch verzichteten sie in Einzelstücken jeder für sich auf bestimmte Formeln, indem bei Eberhard Pistoriusarenge (Nr. 297, 314, 318) genauso fehlen wie Pistoriuspersonen (Nr. 299, 318, 324), während es jenem an Eberhardzeugen mangelt (Nr. 314, 317). Bei ganz wenigen Stücken schrieb Eberhard mehr als die in Pistorius III zu

<sup>317</sup> Traditiones et Antiquitates, Teil I, cap. 66, S. 144 f. = Codex Eberhardi II, fol. 162 v - 163 r, S. 309 f. Dazu: Roller, Eberhard, Beilage I, Nr. 286, S. 62 f.

<sup>318</sup> Roller, Eberhard, S. 61, Z. 3.

<sup>319</sup> Codex diplomaticus, Nr. 773, S. 376 (O). Vgl. Codex Eberhardi II, fol. 176 v, S. 331 f. Dazu: Roller, Eberhard, S. 61 u. Beilage I, Nr. 310, S. 66 f.

<sup>320</sup> Codex Eberhardi II, fol. 176 v, S. 332, Z. 1 u. 8-10. Vgl. Roller, Eberhard, S. 61, Anm. 11.

<sup>321</sup> Zum dreiteiligen Chartular des Pistorius: Roller, Eberhard, S. 61-64; Traditiones et Antiquitates, Vorrede, S. IV u. X f. u. Urkundenbuch Fulda, Einleitung, S. XXI-XXV.

findenden Urkundenteile. Fast immer gab er nur den Kontext wieder, jedoch genauso gekürzt wie beim prüfbaren Original (Nr. 310). Auch ließ er die Gedanken der Arengen in die Narrationen einfließen und machte diese Stücke damit schwülstig, während J. PISTORIUS sich bei ähnlichem Vorgehen knapper ausdrückte, so dass dessen Texte E. DRONKE (1850) fälschlich meist wie Auszüge aus Eberhardurkunden erschienen. Der Rechtsinhalt ist aber identisch.

Generell gibt es laut O. ROLLER vielfältige Wechselbeziehungen zwischen Eberhard und Pistorius III, nämlich der durchaus gleichartige, meist auch gleiche Stoff, die fast stets gleiche Anordnung, die Übereinstimmung in der Urkundenbehandlung besonders beim Wandel von Carta zu Notitia (gerade in der ersten Hälfte beider Kompilationen) sowie die Vernachlässigung des Formulars bei ansonsten gleich gut tradiertem Rechtsinhalt, was alles auf einen Zusammenhang der zwei Urkundensammlungen deutet. Doch sprechen andere Dinge genauso entschieden gegen eine direkte Abhängigkeit, nämlich die erwähnten individuellen Zusätze an Ganzurkunden und Urkundenformeln, aber auch an Personennamen. Dies legt wiederum die Existenz einer gemeinsamen Vorlage von Eberhard und Pistorius III nahe, die beide zwar im Ganzen korrekt, aber nicht ganz komplett tradieren. Hier wies O. ROLLER auch auf einen eigentümlichen und häufigen Orthographiefehler bei J. PISTORIUS hin, bei dem er immer das *z* mit alleiniger Oberlänge fälschlich als *l* las (etwa P: *Golmar* statt E: *Gozmar* Nr. 299)<sup>322</sup>. Zudem gibt es Fälle mit dem gleichen Pistoriusfehler, wo aber Eberhard das *z* der Vorlage in *c* verwandelte (so P: *Helekind* statt E: *Hecekind* Nr. 307). Dabei sei es nicht verwunderlich, dass in der vermuteten gemeinsamen Vorlage wohl stets *z* stand, da eine solche Konsequenz auch sonst in Fulda begegnet. Doch muss sich ein bei Pistorius III und Eberhard erscheinender Fehler schon in der Vorlage befunden haben: Beide führen in Stück 324 den Aussteller *L(i)utolfus de Cassel(-le/-lo)* an, der als *germanus* oder *frater Reginoldi cancellarii regis* bezeichnet wurde (in P gar zweimal), womit also in Bezugnahme auf Kanzler Rainald von Dassel (Kap. V.8) korrekt *L(i)utolfus de Dassel(-le/-lo)* gemeint war<sup>323</sup>. Die Urkunde wurde 1157 ausgestellt, wofür alle angegebenen Merkmale, Indiktion, Kaiser, Kanzler und Abt passen. Sie erscheint bei Eberhard mit einigen Varianten und kleinen Einschüben, wobei am Schluss die Zustimmung von Dekan und Bruderschaft fehlt. Zudem ist sie das jüngste der von Eberhard tradierten Stücke mit Datum. Durch das Jahr 1157, das in seine eigene Tätigkeitszeit führt, gibt es einen Anhalt für die Altersgrenze der von ihm kopierten Sammlung, die so während seiner Arbeit, also bis spätestens 1162, entstanden sein muss.

Insgesamt datierte O. ROLLER die Vorlage auf etwa 1160, wobei sie die Seelgerätstiftungen sammelte und in recht konsequenter Namensschreibung die Stücke als Empfängerurkunden wiedergab, womit meist wohl auch die Realität getroffen war. Doch übergang man Eingangs- und Schlussformeln teilweise oder ließ sie seltener auch ganz weg. Insgesamt beinhaltete die Sammlung zur Zeit von Eberhards Übernahme wohl etwa 30 Stück und wurde von ihm in seinem Codex ergänzt, während die Pistoriusergänzungen vielleicht spätere Nachträge etwa auf freiem Raum im alten Text sind. Eberhard jedenfalls setzte nun die schon in der Vorlage vorhandene Tendenz zur Platzierung einer objektiven statt subjektiven Fassung so gründlich fort, dass er manchmal sogar aus Empfängerausstellungen subjektive Formen entfernte und so ganz referierende Texte herstellte, wie etwa in Stück 289 durch Weglassung des die *fratres* meinenden *nos*<sup>324</sup>. Gleichfalls übertrumpfte er seine Vorlage in der Formularverkürzung, indem Pistorius III mehr Formeln tradierte. Seiner Vorliebe sind laut O. ROLLER wohl auch die schwülstigen und teils erfundenen Narrationen geschuldet, da sie den Stolz des Mönches bezeugen, dass die Gebete von ihm und seinen Brüdern allein dem Seelenheil des

<sup>322</sup> Orthographiefehler mit weiteren Beispielen: Roller, Eberhard, S. 63, Anm. 2 (Zitate).

<sup>323</sup> Traditiones et Antiquitates, Teil I, cap. 74, S. 151 f. = Codex Eberhardi II, fol. 184 r+v, S. 343 f. Dazu: Roller, Eberhard, S. 63 u. Beilage I, Nr. 324, S. 70 f. (Zusatzzitate: S. 71, Z. 18).

<sup>324</sup> Zit. n.: Roller, Eberhard, S. 64, Anm. 1.

Stifters nützen können (Kap. III.<sub>3</sub>). Dagegen ist der überprüfbare dargebotene Rechtsinhalt wohl zuverlässig, wobei man zwar nicht mit willkürlichen Zahlenerhöhungen und Namens-einschüben, aber mit dem Wegfall von Einschränkungen des von Eberhard geförderten, brüderlichen Güternießbrauchs rechnen muss. Demnach mangelt es dem „Codex Eberhardi“ bisweilen an einem zweiten Rechtsvorgang im Anschluss an die Schenkung, wo die Abtei die geschenkten Stücke zu Zins, Lehen oder Nießbrauch dem Tradenten auf Lebenszeit wieder aufließ. Letztlich sind aber auch in der Vorlage solche Auslassungen spürbar, so dass es möglich erscheint, dass sie sich zudem in den von J. PISTORIUS geprüften Stücken finden.

Nun wenden wir uns aber den Urkundenauszügen („Summarien“) zu, die Eberhard neben den Ganzurkunden als einen zunächst einheitlichen, später aber zerteilten Part des *liber traditionum*<sup>325</sup> aus der anders nicht darstellbaren Fülle von privaten Schenkungsurkunden anfertigte<sup>326</sup>. Die Originale hatte man schon unter Abt Hrabanus Maurus (822-842) in 15 Chartularhefte abgeschrieben, welche Einzelregionen abdeckten und intern nach Abtszeiten geordnet waren. Die Hefte waren dann wohl noch in demselben Abbatiat zu acht Chartularbänden gebunden worden. Zumindest aber war die Masse der Privatschenkungen zur Zeit Eberhards um 1160 nach eigenem Bekunden tatsächlich *in octo codicellis* gebündelt und wurde *in librario* aufbewahrt, was die Ersterwähnung dieser acht Bände darstellt (Kap. IV.<sub>3+5</sub>)<sup>327</sup>. Von diesen sind außer Fragmenten nur zwei Bände vollständig als Urform (Original-Chartular)<sup>328</sup> oder als Druck (Pistorius-Chartular)<sup>329</sup> erhalten, so dass Eberhards „Summarien“ für immerhin sechs Bände die Hauptquelle darstellen (Kap. IV.<sub>3</sub>). Freilich dachte er seinen Auszügen eine andere Aufgabe als den vorhergehenden Urkundenkopien zu, indem sie keine gerichtlichen Beweismittel sein konnten und sollten, wofür man auf die acht Chartularbände selbst zurückgreifen musste. Vielmehr sollten die „Summarien“ mit den auch zeitlich anknüpfenden Güter-, Zins- und Dienstverzeichnissen<sup>330</sup> einen Überblick über den Fuldaer Besitz geben, indem beide Gruppen bei Eberhard schon durch die gleiche Eintragung in zwei Spalten unter Bogenstellungen verknüpft waren. Die Lagen der „Summarien“ und Güterverzeichnisse (Band 1: Lage 20-26, Band 2: (17)18-20) blieben fast ganz intakt, da nur ein Blatt wegen einer gefälschten Urkunde nachgeschoben wurde (Band 2, fol. 153), während ein anderes Einzelblatt (Band 2, fol. 133) original ist und nur seinen falsch bearbeiteten Partner verlor. Zudem entdeckt man in den „Summarien“ nur wenige unbedeutende, meist buchstabenweise Rasuren, wobei in Band 2 gar kein Name radiert ist. Auch sind selten Zahlen korrigiert – auf harmlose Art. Obgleich diese Abschnitte so wohl vertrauenswürdiger sind, kann man laut O. ROLLER beim erwiesenermaßen selbst ohne Not unzuverlässigen und beliebigen Kopisten auch hier manche Willkür und Nachlässigkeit annehmen. Allerdings stimmte er K. WISLICE-NUS (1897) (Kap. I.<sub>4</sub>) zu, dass eine systematische Verfälschung der „Summarien“ und Verzeichnisse angesichts der angedeuteten Verwaltungszwecke nicht in Abteiinteresse war.

<sup>325</sup> Zit. n.: Roller, Eberhard, S. 64, Z. 24.

<sup>326</sup> „Summarien“: Traditiones et Antiquitates, Teil I, cap. 3-7 u. 38-42, S. 5-59 u. 69-115 = Codex Eberhardi I, fol. 137 r a - 170 v a, S. 211-308 u. Codex Eberhardi II, fol. 83 v a - 115 v b, S. 131-223. Dazu: Müller, Eberhard und Thüringen, Teil I, S. 23-33, 36-64 u. 108 f.; Roller, Eberhard, S. 64-68 u. Beilage I, Nr. 113-117 u. 234-238, S. 22 f. u. 50 f. u. Urkundenbuch Fulda, Einleitung, S. XXV-XXVIII.

<sup>327</sup> Zitate: Codex Eberhardi II, fol. 162 r, S. 309, Z. 4.

<sup>328</sup> Auszüge aus dem Original-Chartular: Traditiones et Antiquitates, Teil I, cap. 3, S. 5-16 = Codex Eberhardi I, fol. 137 r a - 143 r a, S. 211-231. Dazu: Roller, Eberhard, Beilage I, Nr. 113, S. 22 f.

<sup>329</sup> Auszüge aus dem Pistorius-Chartular: Traditiones et Antiquitates, Teil I, cap. 5 u. 39, S. 23-33 u. 79-92 = Codex Eberhardi I, fol. 150 r a - 150 v b u. 157 r a - 162 v b, S. 252-254 u. 274-291 u. Codex Eberhardi II, fol. 90 v a - 99 v b, S. 154-175. Dazu: Roller, Eberhard, Beilage I, Nr. 115 f. u. 235, S. 22 f. u. 50 f.

<sup>330</sup> Urbariale Quellen: Codex Eberhardi II, fol. 132 r - 157 v, S. 249-301. Dazu: Roller, Eberhard, S. 65 u. Beilage I, Nr. 260-282, S. 58-61 u. Traditiones et Antiquitates, Vorrede, S. XIV. Zumeist behandelt in: Werner-Hasselbach, Güterverzeichnisse (siehe Kapitelfußnote 162).

Doch habe dieser in seiner Gegenüberstellung der Fälle, wo Eberhard die Angaben seiner Vorlagen durch Übertreibungen und Zusätze entstellte, mit denjenigen, wo der Rechtsinhalt nur unvollständig und mit geminderten Angaben präsentiert wurde, alles fälschlich nach Art einer Subtraktion behandelt und übersehen, dass eine Addition derselben vielmehr die auch schon von anderen Gelehrten angeprangerte, starke Unzuverlässigkeit Eberhards in seinen „Summarien“ zeigt. Dabei fiel O. ROLLER generell auf, dass die Urteile über Eberhard in der Forschung stark abwichen, je nachdem, ob man ihn zuerst in den Auszügen oder Ganzurkunden kennenlernte, weil das erste Urteil die der anderen Abschnitte trübte. So hielt K. WISLICENUS im summarien-bedingten Positivbild allzu weitgehend auch sonst jede Abweichung von den Vorlagen für unabsichtlich und begründete diese Varianten mit Flüchtigkeit, Verwechslung oder gegen J. PISTORIUS gar mit größerer Genauigkeit. Das Verhältnis der 10 Summarienkapitel zu den acht Chartularbänden sowie den ursprünglichen 15 Heften wird uns freilich noch bei der Fuldaer Grundherrschaft näher beschäftigen (Kap. IV.3).

Hier sollen dafür vorerst mithilfe von W. MÜLLER (1987) exemplarisch die „Summarien“ aus dem Thüringen-Chartular im zweiten Band auf Folio 83 v bis 90 r herausgegriffen werden<sup>331</sup>, um einen Eindruck von Eberhards Arbeitsweise bei den Urkundenauszügen zu gewinnen. Die Bedeutung des Mönchs für die Überlieferung der thüringischen Schenkungen lässt sich schon daran ermessen, dass abgesehen von einem später zu beleuchtenden Doppelblattfragment fünf bruchstückhafter Traditionen (Kap. IV.3)<sup>332</sup> das ganze alte Chartular verloren ist und so die Codexauszüge unsere einzige Quelle darstellen. Dabei handelt es sich ja gleich um die Gruppe, die in der ursprünglichen Anordnung der 10 Summarienkapitel wohl teils biographiebedingt am Anfang stand (Kap. III.1). Diese räumliche Ausnahmestellung ist aber auch für die Auswertbarkeit und Erschließung des Inhalts der „Summarien“ Eberhards aus dem verlorenen Thüringen-Chartular nicht bedeutungslos, da man in der Forschung eben schon um 1900 für die im Codex überlieferten Privilegien und Diplome individuell nachwies, dass Eberhard seine Abschriften zunächst getreu nach den ihm vorliegenden Originalurkunden anfertigte, sich im Laufe der Zeit und mit zunehmender Vertrautheit des Urkundenmaterials aber allmählich vom einfachen Kopisten zum Fälscher entwickelte, was wohl bei aller methodischen Vorsicht auch auf die „Summarien“ aus den acht Chartularbänden übertragen werden darf. Zudem ist daran zu erinnern, dass sich im „Codex Eberhardi“ besonders viele eigens ver- oder gefälschte Urkunden auf Blättern befinden, die entweder nachträglich von ihm eingeschoben oder als Ersatz für ausgeschnittene Blätter neu eingeklebt wurden, wobei gerade die Letzteren sogar fast ausschließlich nur eberhardische Fälschungen enthalten.

Daran anknüpfend ist gemäß W. MÜLLER vom Lagenschema her interessant, dass die thüringischen „Summarien“ auf Folio 83 v bis 90 r des zweiten Codexbandes zusammen mit den Blättern 75 bis 83 r und 90 v bis 91 die dortigen Lagen 11 und 12 bilden, wobei nur Blatt 83 mit der Einleitung zu den Summarienkapiteln auf der Vorderseite und den Auszügen aus den Traditionen 1-21 auf der Rückseite zu Lage 11 gehört, die zwei nachträglich durch Eberhard eingeschobene Blätter enthält. Denn laut O. ROLLER wurden ja in der Lage 11 als ursprünglichem Quaternio die heutigen Blätter 76 und 81 nachträglich eingefügt sowie zwischen den jetzigen Blättern 81 und 82 ein Blatt ausgeschnitten, so dass die Lage nun neun Blätter umfasst. Gemäß W. MÜLLER ist nun entscheidend, dass das letzte Lagenblatt mit den einsetzenden Auszügen aus dem Thüringen-Chartular garantiert von Anbeginn zum Grundbestand des Codex zählte. So bildeten die thüringischen „Summarien“ in Folge der Schenkungsurkunden des zweiten Bandes schon immer den Auftakt zu den 10 Summarienkapiteln und wurden von

<sup>331</sup> Thüringen: Traditiones et Antiquitates, Teil I, cap. 38, S. 69-79 = Müller, Eberhard und Thüringen, Teil II, Anhang, Band 1, S. 5-23 = Codex Eberhardi II, fol. 83 v a - 90 r b, S. 131-153. Dazu: Roller, Eberhard, Beilage I, Nr. 234, S. 50 f. Hier: Müller, Eberhard und Thüringen, Teil I, S. 23-26.

<sup>332</sup> Fragment: Traditiones et Antiquitates, Teil I, cap. 38, Nr. 236-240, S. 76 = Müller, Eberhard und Thüringen, Teil II, Anhang, Band 1, Nr. 236-240, S. 18 = Codex Eberhardi II, fol. 88 r b, Nr. 236-240, S. 147.

Eberhard zuerst hergestellt. Demnach hielt sich der Kompilator bei der Anfertigung dieser Auszüge sehr wahrscheinlich noch strenger an die im Thüringen-Chartular schon gesammelt vorliegenden Traditionstexte als bei den späteren Summarienkapiteln, so dass statistisch prozentual weniger totale Entstellungen von Traditionsurkunden, bewusste Fälschungen bis zu größeren Chronologieveränderungen in der Folge der „Summarien“ gegenüber dem Thüringen-Chartular zu erwarten sind. Doch befinden sich laut W. MÜLLER alle weiteren Blätter mit „Summarien“ aus dem Thüringen-Chartular (fol. 84 - 90 r) – mithin die starke Mehrheit der zugrundeliegenden thüringischen Traditionen – in Lage 12, die gleichfalls ein Quaternio bildet. Wir sehen dort aber weder ein nachträglich durch Eberhard eingeschobenes Blatt noch irgendeine ausgeschnittene Stelle. Dabei bieten Folio 90 v und 91 als letzte Blätter der Lage 12 schon die ersten Auszüge aus dem Grabfeld- und Tullifeld-Chartular, wobei wir Eberhards Vorlage (Pistorius I) durch einen Druck von J. PISTORIUS ebenfalls kennen (Kap. IV.<sub>3</sub>). In Eberhards 10 Summarienkapiteln entdeckt man eine einheitliche Zeilenzahl von 30 pro Seite, während das Linienschema ja anfangs noch 31 Zeilen hatte. Doch ließ Eberhard eben auf diesen Blättern je die letzte Seitenzeile frei, indem er das Pergament wohl bereits liniert vom Cellerar Duto geliefert bekam. Die graphische Gestaltung haben wir oben skizziert.

Inhaltlich brachte W. MÜLLER (1987) auf Basis der Thüringer Fälle auch Korrekturen am allgemeinen Datierungs- und Personenansatz der in den „Summarien“ zu findenden Urkunden durch E. STENGEL (1958) an<sup>333</sup>. Jener bearbeitete einst in Band 1 seines Urkundenbuchprojektes etwa die ersten 73 der 313 Auszüge Eberhards aus dem Thüringen-Chartular neu und ordnete sie zeitlich in die Abbatiate von Sturmius (750-779) und Baugulf (780-802) ein. Gleichzeitig wies er schon methodisch den Weg zur Grunddatierung der „Summarien“ für die späteren Stücke. Auch wenn W. MÜLLER zeitlich hier wie dort einige dieser Grobdatierungen korrigierte, unterstrich er im Ganzen die benutzten chronologischen Methoden. Doch präsentierte E. STENGEL noch die Personennamen teils in „besserer“ althochdeutscher Form, als es die Quellen hergaben, so dass er die Grenzen einer textkritisch maßvollen Emendation überschritt und fast jeden 20. Personennamen nicht überlieferungsgetreu wiedergab. Hier wären eine Belassung der originalen Namensformen im Text und eine Eintragung der unerlässlichen Emendationen im Anmerkungsapparat sinnvoller. Zudem löste E. STENGEL die „Summarien“ in seiner chronologischen Einordnung aus dem alten Kontext im Codex und versuchte auch die datenlosen Auszüge aus nicht erhaltenen Chartularbänden zeitlich einzuordnen, so dass sowohl datierte Vollkopien als auch datenlose „Summarien“ mit nur erschlossenen Zeitangaben im Urkundenbuch stehen. So wurde auch der originale Überlieferungszusammenhang durch die Vermengung der in den zwei erhaltenen Chartularen tradierten und der im Codex nur summarisch überlieferten Privaturkunden zerstört. Zudem beruhen einige Vorschläge E. STENGELS zur Personenbestimmung teils auf ungenügend breiter Quellenbasis und sind nicht mehr sicher oder gar haltbar, was bei den Thüringer „Summarien“ vor allem 16 Tradenten betrifft. So sind wegen der personellen und chronologischen Fehler viele Korrekturen nötig – bis hin zum Bild der frühen Sachsen-Christianisierung und Rolle der älteren Liudolfinger, das weitgehend auf starken Fehldatierungen E. STENGELS fußt.

Insgesamt sind so die meisten Informationen zu Eberhards Herangehensweise bei den „Summarien“ nur aus einem Vergleich der beiden im Original oder als Druck überlieferten Chartularbände mit den Urkundenauszügen zu gewinnen und die dabei erscheinenden Konstanten vorsichtig auf die verlorenen sechs Bände zu übertragen, selbst wenn wir dort bis auf Ausnahmen nur die verkürzte Eberhardversion besitzen<sup>334</sup>. Doch allein so kann man zu exakteren sozial- und wirtschaftsgeschichtlichen Aussagen etwa über den Zeitpunkt der einzelnen Schenkungen, die Person der/des Tradenten oder die Schenkungsbedingungen kommen. Da-

<sup>333</sup> Kritik an E. STENGEL: Müller, Eberhard und Thüringen, Teil I, S. 30-33.

<sup>334</sup> Folgende Überlegungen: Müller, Eberhard und Thüringen, Teil I, S. 36-49.

bei ist freilich zu beachten, dass Eberhard seine Vorlagen nicht nur zusammenzog und inhaltlicher Details wie Zeugen, Datierungen und Traditionsbedingungen beraubte, sondern häufig aus Flüchtigkeit oder teils bewusst wesentliche Bestandteile der einzelnen Schenkungen ausließ, womit er sicher nicht immer in Abteiinteresse handelte, aber wohl wegen der Platznot im Codex und dem Wissen um die ausführlichere Chartularüberlieferung dieses Manko hin nahm. Wenngleich man solche Ungenauigkeiten und Verfälschungen auch gegenüber den verlorenen Chartularen annehmen muss, sind sie doch nur Einzelfälle und es gibt entgegen den anderen Abschnitten des Codex wohl nirgends in den „Summarien“ reine Erfindungen. Vielmehr folgte Eberhard seinen Vorlagen auch in der Reihenfolge fast immer.

Neben diesen allgemeinen Beobachtungen müssen aber laut W. MÜLLER detaillierte Aussagen anhand der zwei erhaltenen Chartulare und der dazu passenden „Summarien“ getroffen werden. So sollten und konnten Eberhards Urkundenauszüge ja nicht denselben Zweck erfüllen wie die acht karolingischen Chartularbände, indem sie nicht als gerichtliche Beweismittel, sondern mit den Güter-, Zins- und Dienstverzeichnissen zum Überblick über den Fuldaer Grundbesitz und zu dessen Sicherung dienten. Es liegt auf der Hand, dass dafür vollständige Abschriften der in den Chartularbänden schätzungsweise knapp 2.000 verzeichneten Privaturkunden das Beste gewesen wären. Freilich hätte Eberhard dann sicher nicht nur knapp ein Jahrzehnt für seinen Codex gebraucht (Kap. III.1), sondern wohl mindestens die doppelte Zeit, wenn nicht gar noch länger. Zudem wäre der Werkumfang zwangsläufig um ein Mehrfaches angestiegen. Sicher sprachen auch ökonomische Probleme wie die Bereitstellung des erforderlichen Pergaments in entsprechender Qualität dagegen. Den Hauptgrund für die Anlage von „Summarien“ statt Vollabschriften sah W. MÜLLER aber in Anlehnung an die These vom Abtsauftrag darin, dass Abt Marquard I. im Zusammenhang mit seinen Reformbestrebungen so schnell wie möglich einen annähernden Überblick über den ehemaligen und noch existierenden Grundbesitz benötigte. Der Forscher verwarf damit die Ansicht von K. WISLICENUS (1897), dass Eberhard vor der ungeheuren Arbeit zurückschreckte, da er sie für zwecklos hielt. Vielmehr würde ein solches Verhalten Eberhards die bei der Codexentstehung zu bewältigenden Probleme zu stark vereinfachen und man konnte für Gerichtskonflikte ja immer noch auf die acht Chartularbände zurückgreifen. Prinzipiell ist hier zwar W. MÜLLER zu folgen, doch muss man angesichts der nun favorisierten Eigeninitiative daran denken, dass Eberhard auch selbst aus lokalpatriotisch-propagandistischen Gründen viel an einer schnellen und klaren Übersicht des großen Fuldaer Grundbesitzes lag (Kap. III.3).

Jedenfalls ist laut W. MÜLLER auch daran zu erinnern, dass natürlich von vornherein in Eberhards Arbeitsmethode bei der Anfertigung der „Summarien“ unterschiedlichste Auslassungen vorauszusetzen sind: So wusste er sicher von Anfang an, dass die Wiedergabe der Zeugen für den angestrebten Überblick des vorhandenen Grundbesitzes überflüssig war, da diese ja bereits über 300 Jahre tot und so deren Namen für den gerichtlichen Zeugenbeweis hinfällig waren. Gleichfalls vermochte er zweifellos auf die formelhaften Teile der ihm in den acht Bänden vorliegenden Privaturkunden (so Arenga, Dispositio, Pertinenzformel) zu verzichten, ohne dass er größere rechtliche Konsequenzen für die Abtei zu befürchten hatte. Demnach beließ es Eberhard in seinen „Summarien“ der *minores traditiones*<sup>335</sup> meist bei der Wiedergabe des oder der Schenkernamen, der Lage der übergebenen Güter und des Umfangs der jeweiligen Schenkung, wobei Letzterer meist nur durch Allgemeinplätze wie *bona sua*, *proprietates suas* oder *quicquid habuit*<sup>336</sup> bestimmt wurde. So lässt sich bei den „Summarien“ fast von einem einheitlichen Schema sprechen. Dabei war eine exaktere Beschreibung von Lage und Umfang der je tradierten Besitzungen und Gegenstände zur Zeit

<sup>335</sup> Zit. n.: Müller, Eberhard und Thüringen, Teil I, S. 41, Z. 24.

<sup>336</sup> Formen: Müller, Eberhard und Thüringen, Teil I, S. 41, Z. 27 f.

Eberhards quasi überflüssig, da die übergebenen Güter seither sicher diverse Wandlungen erlebt hatten sowie die sonst in den Urkunden meist genannten Angrenzer/Nachbarn längst tot waren und man deren Nachkommen nach rund 300 Jahren nicht mehr sicher ermitteln konnte.

Zunächst aber soll es nach W. MÜLLER darum gehen, wie Eberhard mit den näheren Personenangaben zum jeweiligen Aussteller in den Überschriften der Mehrzahl der in den Chartularen enthaltenen Traditionsurkunden umging, da sich daraus in der Forschung Verwirrung bei der Interpretation des Zusatzes *de*<sup>337</sup> + Orts-, Gau- oder Landschaftsname zu den Tradentennamen in vielen „Summarien“ ergab. Zwar galt stets als sicher, dass diese Zusätze erst von Eberhard stammten, doch sollten sie nicht, wie noch K. A. ECKHARDS vermutete, die Herkunft und Heimat des Tradenten abbilden, sondern die geographische Lage der geschenkten Güter näher beschreiben. Hier beweist gemäß W. MÜLLER eine Belegfelddiskussion zu Graf Alwin<sup>338</sup> und anderen Beispielen, dass beides aber nicht unbedingt identisch sein musste. Denn namentlich E. STENGEL belegte anhand von Summarienbeispielen aus den zwei erhaltenen Chartularbänden eindeutig, dass Eberhard den besagten Zusatz regelmäßig aus der Überschrift seiner Chartularvorlagen entnahm. Freilich konzentrieren sich diese Zusätze laut W. MÜLLER im Auszug aus dem Thüringen-Chartular auffällig an bestimmten Stellen und erscheinen dafür über weite Strecken gar nicht, so dass Eberhard sie offenbar nur zeitweise bevorzugte und man so vielleicht gewisse Arbeitsabschnitte abgrenzen kann, was durch genauere Untersuchung ein neues Kriterium zur exakteren Datierung der „Summarien“ liefern könnte. Zumindest erscheint der *de*-Zusatz in den thüringischen Auszügen 24 x, wobei er 13 x mit einem Orts-, 6 x mit einem Gau- und 5 x mit einem Landschaftsnamen kombiniert ist.

Abgesehen davon verzeichnete Eberhard gemäß W. MÜLLER in seinen Auszügen mehrmals die Schenkerzahl in einer Tradition unkorrekt, so dass er teils mehr, meist aber weniger Personen als in der Vorlage aufführte. Zudem glich er die Form der Ausstellernamen meist der Schreibweise des 12. Jahrhunderts an, worin er sich freilich nicht von der Praxis der meisten mittelalterlichen Kopisten unterschied, die Namen in der Form ihrer Zeit wiederzugeben. Dagegen finden wir totale Verlesungen oder absichtliche Verfälschungen von Tradentennamen in den „Summarien“ relativ selten, nämlich bei weit unter 5 % der Gesamtnamen. Jedoch stattete Eberhard die Aussteller vereinzelt mit sonst nicht belegten Titeln aus. Viel häufiger verzichtete er zudem auf Amtsbenennungen, Titel und Hinweise auf Verwandtschaftsbeziehungen. Insgesamt sind wohl die allermeisten der durch Eberhard tradierten Schenkernamen, also weit über 90 %, zwar in der Schreibweise des 12. Jahrhunderts erhalten, doch ist mehrheitlich die eindeutige Identifizierung mit den passenden Tradenten in den zwei erhaltenen Chartularen gesichert. So lässt sich auch für die sechs nur summarisch überlieferten Chartulare verallgemeinern, dass man in mehr als 90 % der Traditionsurkunden den eberhardischen Tradentennamen trauen darf. Freilich ist auch der Verlust einer nicht geringen Zahl von Personennamen durch die „Summarien“ nicht zu vergessen, wobei hier gar nicht primär an die Zeugen in den Einzeltraditionen, sondern nur an die erwähnten Mittradenten oder mitbedachten Personen zu denken ist. Letztlich liegen die Dinge im Ganzen auch bei den Ortsnamen der „Summarien“ ähnlich, indem Eberhard diese ebenfalls meist an die Form des 12. Jahrhunderts anpasste, vereinzelt aber durchaus die karolingischen Schreibweisen übernahm. Zudem finden wir dort genauso relativ wenige offensichtliche Verlesungen oder bewusste Fälschungen sowie nur recht selten Hinzufügungen von Ortsnamen, dafür aber wiederholt – auch größere – Auslassungen. Als einzige Besonderheit sticht ins Auge, dass Eberhard bei sehr großen Schenkungen oft nur die Namen der ersten urkundlich genannten Orte wiedergab, wobei er sich wiederholt auf die drei ersten beschränkte.

<sup>337</sup> Zit. n.: Müller, Eberhard und Thüringen, Teil I, S. 42, Z. 13.

<sup>338</sup> Müller, Eberhard und Thüringen, Teil II, Anhang, Band 1, Nr. 168, S. 327-335, Anm. 1 f.



Einen ungleich stärkeren Eingriff in den Inhalt der Vorlagen entdeckt man laut W. MÜLLER angesichts der eigentlich gar nicht so seltenen Praxis, dass sich der Tradent noch das Recht über einen Gegenstand/Besitz oder Besitzteil in einem Ort für immer oder begrenzte Zeit vorbehielt, wobei solche Sonderregelungen vorsichtshalber meist im beiderseitigen Interesse mit in die Schenkungsurkunde kamen. Freilich übersah dies Eberhard häufig und glaubte in den betreffenden Gegenständen/Besitzungen oder Besitzanteilen vollwertige Schenkungen zu erkennen, so dass er sie auch so in seinen Auszügen wiedergab. Eine derartige Flüchtigkeit bei der Summarienherstellung wirft ein bezeichnendes Licht auf Eberhards Arbeitsweise, indem er wenigstens zeitweise die in den Chartularen verzeichneten älteren Privaturkunden wohl nur überflog, keineswegs aber genau studierte, da sonst solche plumpen Fehler unmöglich wären. Natürlich muss man bei zeitlich limitierten Sonderregelungen für bestimmte Besitzteile oder Güter auch an die Überlegung Eberhards denken, dass diese sowieso schon längst irgendwie an die Abtei gekommen waren, womit die urkundlich festgelegten Extrabestimmungen also schon lange überholt seien. Auch wenn dies meistens wirklich der Fall gewesen sein mag, war es keinesfalls zwingend notwendig. So hob Eberhard offenbar auch hier die Fuldaer Ansprüche im Zweifel offensiv hervor und ließ Einschränkungen lieber weg (Kap. III.<sub>3</sub>). Dagegen erkennen wir eindeutige Flüchtigkeiten etwa dann, wenn er an zwei Stellen je zwei im Original-Chartular hintereinander stehende Urkunden zu einer Nummer zusammenfasste. So hing er einfach an eine Urkunde von 775 den Inhalt der im Chartular unmittelbar folgenden Urkunde von 772 mit wenigen Worten an<sup>339</sup>:

[17] *Otakar de pago Wormacense tradidit sancto Bonifacio quicquid prediorum et mancipiorum habuit in villa, que vocatur Brisenheim. Idem Otaker tradidit bona sua in villa Wacharenheim*<sup>340</sup>.

Nebenbei erkennen wir hier auch einige vorhin erwähnte Summarienformeln. Andernorts nahm er dann für Auszug 29 im Kapitel 3 die Namen der Schenker aus der Vorlage für seinen Auszug 31, die Orte und den Schenkungsinhalt aber aus derjenigen für Auszug 32:

[29] *Hageno et Hartnant et Gebehart et Rathere tradiderunt sancto Bonifacio vineam unam in Zargenheim et proprietates suas in his locis: Hohdorfe, Gruningen, Ingenesheim, Feingen, Stangebah, Wulfingen, Adoltesheim, Wachalingen, Buningen, Luter, Saulenheim cum familia et eorum substantia*<sup>341</sup>.

[...]

[31] *Egilolt tradidit sancto Bonifacio bona sua in Wormezfelde et unam vineam et unam ecclesiam in Truhmareshheim cum suis appendiciis et familiis.*

[32] *Leiderat comes tradidit vineam unam in Dinenheim cum familia et eorum substantia*<sup>342</sup>.

Dagegen finden wir laut W. MÜLLER offensichtliche Fälschungen Eberhards immer dann, wenn er die Absicht der Urkunden völlig veränderte: So waren die Basis seiner auf dem Original-Chartular fußenden „Summarien“ 13, 42-44, 51 und 78 die Beurkundungen von Verkäufen (teils an Private, teils an Abtei)<sup>343</sup>, zu den Nummern 164 und 197 Tauschverträge<sup>344</sup>

<sup>339</sup> Codex diplomaticus, Nr. 53, S. 34 f. = Urkundenbuch Fulda, Nr. 72, S. 128 f. Dann: Codex diplomaticus, Nr. 39, S. 25 u. Anhang S. 26 = Urkundenbuch Fulda, Nr. 59, S. 101 f. u. Nr. 60, S. 103.

<sup>340</sup> Codex Eberhardi I, fol. 137 v b, Nr. 17, S. 213, Z. 13-15.

<sup>341</sup> Codex Eberhardi I, fol. 138 r a+b, Nr. 29, S. 214, Z. 13-17.

<sup>342</sup> Codex Eberhardi I, fol. 138 r b, Nr. 31 f., S. 214, Z. 20 f. u. 22 f.

<sup>343</sup> Traditiones et Antiquitates, Teil I, cap. 3, Nr. 13, 42-44, 51 u. 78, S. 5 u. 7-9 = Codex Eberhardi I, fol. 137 v a, 138 v a+b u. 139 v b, Nr. 13, 42-44, 51 u. 78, S. 212, 215 f. u. 219.

<sup>344</sup> Traditiones et Antiquitates, Teil I, cap. 3, Nr. 164 u. 197, S. 13 f. = Codex Eberhardi I, fol. 141 v b, Nr. 164, S. 226 u. fol. 142 v a, Nr. 197, S. 229.

und zu den Nummern 183 f. Freilassungen<sup>345</sup>. Wenn Eberhard hier die Dinge auch einfach als Geschenke an das Kloster verstand, ist doch von einem wesentlichen Unterschied auszugehen, ob ein Schenkungsgegenstand ohne weiteres in Klosterbesitz übergang oder ob es dafür eine bestimmte Summe zahlen beziehungsweise andere Besitzungen hergeben musste. Freilich wollte Eberhard in seinen „Summarien“ sowieso nur das zusammenstellen, was die Abtei erworben, und nicht das, was sie verloren oder weggegeben hatte. Doch waren die in den entsprechenden Auszügen erwähnten Gegenstände um 1160 zweifellos im Besitz Fuldas. Besonders große Fehler und Abweichungen von den im Original- und Pistorius-Chartular erhaltenen Originalschenkungen finden wir bei Eberhards Wiedergabe der Mancipienangaben, da etwa gewisse römische Zahlen von ihm sehr leicht verlesen werden konnten oder nicht in allen Schenkungsvorlagen die Mancipienmenge durch eine bestimmte Zahl angegeben war, sondern vielfach nur die Namen verzeichnet und von Eberhard auszu zählen waren. Da dies gerade bei seinem schnellen Arbeiten zwangsläufig zu Fehlern führen musste, setzte Eberhard mehrmals einfach unbestimmte Ausdrücke ein. Freilich nannte er auch in seinen am Original-Chartular prüfaren „Summarien“ in 32 Nummern pauschal *mancipiis* oder *familiis*<sup>346</sup>, ohne dass sich in den Traditionsurkunden ein Anlass fände. Hier ist W. MÜLLER zu zustimmen, dass man darin entgegen K. WISLICENUS nicht nur Flüchtigkeit erkennen sollte, da es sich eindeutig um eine Besserstellung des Klosters handelt. Bei ganz wenigen Gelegenheiten ließ Eberhard freilich gegenüber den beiden erhaltenen Chartularen auch Schenkungen aus, ohne dass wir immer eine Ursache erkennen. Doch immerhin summiert sich dies im Original-Chartular auf 15 Urkunden. Eberhard bietet aber auch acht Urkunden, die in ebenjenem Chartular fehlen und noch in den W. MÜLLER 1987 vorliegenden Drucken nicht zu entdecken waren. Laut E. STENGEL war Eberhard aber unschuldig, da es sich um die „Summarien“ aus acht Traditionen handelt, die im Original-Chartular zwischen Folio 48 und 49 auf zwei verlorenen Doppelblättern des Baugulf-Abschnitts standen und dort nur noch im vorgeschalteten Register anklingen<sup>347</sup>. Flankiert werden diese Komplettverluste von zwei Einträgen vorne<sup>348</sup> und hinten<sup>349</sup>, die je fragmentarisch tradiert sind (Kap. IV.<sub>3</sub>). Von den acht verlorenen Stücken besitzen wir das zweite wohl noch im Konzept<sup>350</sup>, während es vom dritten<sup>351</sup> und vierten<sup>352</sup> im Chartular Gegenstücke im Sinne

<sup>345</sup> Traditiones et Antiquitates, Teil I, cap. 3, Nr. 183 f., S. 14 = Codex Eberhardi I, fol. 142 r a, Nr. 183 f., S. 228.

<sup>346</sup> Zit. n.: Müller, Eberhard und Thüringen, Teil I, S. 47, Z. 9.

<sup>347</sup> Traditiones et Antiquitates, Teil I, cap. 3, Nr. 102-109, S. 10 f. = Urkundenbuch Fulda, Nr. 406, S. 462 f.; Nr. 405, S. 461 f.; Nr. 277 f., S. 401 f. u. 402-404; Nr. 407, S. 463; Nr. 194, S. 291 u. Nr. 408 f., S. 463 = Codex Eberhardi I, fol. 140 r b - 140 v a, Nr. 102-109, S. 221 f.

<sup>348</sup> Codex diplomaticus, Nr. 177, S. 100. Auszug: Traditiones et Antiquitates, Teil I, cap. 3, Nr. 101, S. 10 = Codex Eberhardi I, fol. 140 r b, Nr. 101, S. 221.

<sup>349</sup> Codex diplomaticus, Nr. 64, S. 40, Anm. (ungedruckt) = Urkundenbuch Fulda, Nr. 82, S. 150 f. Auszug: Traditiones et Antiquitates, Teil I, cap. 3, Nr. 110, S. 11 = Urkundenbuch Fulda, Nr. 82, S. 150, Anm. II = Codex Eberhardi I, fol. 140 v a, Nr. 110, S. 222.

<sup>350</sup> Gemäß E. STENGEL: Chartular, fol. 66 v (C<sup>1</sup>), Auszug aus C<sup>1</sup>: Codex Eberhardi I, fol. 142 r a, Nr. 174, S. 227 (E<sup>1</sup>). Chartular, fol. 2 r (Register) erwähnt (C<sup>2</sup>), Auszug aus Vorlage von C<sup>2</sup>: Codex Eberhardi I, fol. 140 r b, Nr. 103, S. 221 (E<sup>2</sup>). Aus C<sup>1</sup>: Codex diplomaticus, Nr. 368, S. 170 = Urkundenbuch Fulda, Nr. 405, S. 461 f. Aus E<sup>1</sup>: Traditiones et Antiquitates, Teil I, cap. 3, Nr. 174, S. 13. Aus E<sup>2</sup>: Traditiones et Antiquitates, Teil I, cap. 3, Nr. 103, S. 10.

<sup>351</sup> Urkundenbuch Fulda, Nr. 277, S. 401 f. E<sup>1</sup>: Traditiones et Antiquitates, Teil I, cap. 3, Nr. 104, S. 10 = Codex Eberhardi I, fol. 140 r b, Nr. 104, S. 221 (Wormsgau-Auszug). E<sup>2</sup>: Traditiones et Antiquitates, Teil I, cap. 39, Nr. 33, S. 81 = Codex Eberhardi II, fol. 91 v a+b, Nr. 33, S. 157 (Grabfeld-Auszug). E<sup>2</sup>-Vorlage: Codex diplomaticus, Nr. 167, S. 94 f.

<sup>352</sup> Urkundenbuch Fulda, Nr. 278, S. 402-404. E<sup>1</sup>: Traditiones et Antiquitates, Teil I, cap. 3, Nr. 53, S. 8 = Codex Eberhardi I, fol. 139 r a, Nr. 53, S. 217 (Auszug C<sup>1</sup>). C<sup>1</sup>: Codex diplomaticus, Nr. 168, S. 95. E<sup>2</sup>: Traditiones et Antiquitates, Teil I, cap. 3, Nr. 105, S. 10 = Codex Eberhardi I, fol. 140 r b, Nr. 105, S. 221 (Auszug aus verllorener Vorlage von C<sup>2</sup>-Register).

von Doppelausfertigungen gibt. Da-gegen müssen wir uns bei den fünf Übrigen tatsächlich mit Chartularregister und Eberhardauszügen begnügen. Zuletzt ist noch anzumerken, dass die Publicatio der Vorlagen aus den acht Chartularen auch in den „Summarien“ meist erhalten blieb und von Eberhard sogar beinahe stets durch Einbezug des Hl. Bonifatius erweitert wurde, wenn dies in den Urkunden fehlte.

Zusammenfassend lässt sich gemäß W. MÜLLER sagen, dass trotz aller Ungenauigkeiten und Fehler in Eberhards Arbeitsstil der Rechtsinhalt seiner „Summarien“ aufgrund des zugegebenermaßen beschränkten Vergleichs mit dem erhaltenen Original-Chartular allgemein noch sehr zuverlässig ist, wobei bekanntlich eine systematische Verfälschung der „Summarien“ ja auch nicht im Interesse des Klosters gelegen hätte, zumal wenn man damit Verwaltungszwecke verband. Durchaus zu den Abteizielen passten dagegen die von Eberhard oft benutzten Generalformeln bei der Beschreibung des Schenkungsobjektes, da sich damit günstige Chancen zur Rechtsauslegung in gerichtlichen Konflikten boten, wo freilich eben weiter die Chartulare das Maß aller Dinge blieben. Ein Vergleich des im Druck erhaltenen Pistorius-Chartulars mit den passenden „Summarien“ bringt trotz der vielen Druckfehler und Ungenauigkeiten der Ausgabe etwa die gleichen Ergebnisse. Daraus lassen sich wiederum Rückschlüsse auf die fast vollständig verlorenen sechs restlichen Chartulare ziehen, was etwa Chronologie und sozialökonomische Auswertbarkeit angeht. Einen Eindruck vermitteln beim Thüringen-Chartular das erwähnte Fragment mit fünf Urkunden<sup>353</sup> sowie unter Einschränkungen fünf weitere verstreute, neben Eberhard anderweitig überlieferte Schenkungen<sup>354</sup>, mit deren Hilfe man Aussagen über das gesamte verlorene Chartular treffen kann<sup>355</sup>. Zwar entsprechen diese 10 Auszüge nur reichlich 3 % der von Eberhard summarisch skizzierten 313 thüringischen Traditionen, doch ermöglicht ein Vergleich mit den Vorlagen zumindest für dieses Schlaglicht eine Überprüfung der Feststellungen zu Eberhards Arbeitsweise, die wir bei den beiden ganz erhaltenen Chartularen gemacht haben, wodurch die Verallgemeinerung dieser Erkenntnisse auf einer dritten Säule ruht. Zudem wird so endgültig bewiesen, dass alle acht zusammengefassten Chartularbände typische Gemeinsamkeiten im Aufbau besaßen, die sich trotz aller verwischenden Tendenzen auch in den Auszügen bewahrt haben.

Freilich müssen laut W. MÜLLER durch den fragmentarischen Charakter der Überlieferung der 10 Urkunden einige Einschränkungen in der Vergleichsaussage akzeptiert werden, was aber nichts mit Eberhards Arbeitsstil zu tun hat. So ist in den Auszügen 236 und 238 die Lage der übertragenen Besitzungen durch Nennung der Ortsnamen noch relativ genau, während im Chartular-Fragment ebenjene Ortsnamen durch Textverluste fehlen und nicht als Willkürzusätze des Kopisten gelten müssen. Zudem gab er wohl die Namen der drei Aussteller im Auszug 236 korrekt wieder, auch wenn der erste Teil der sehr bruchstückhaft überlieferten Urkunde noch nicht auf dem Chartular-Fragment ist, wo nur der Name des die Zeugen anführenden Liutwart teils lesbar ist: [...] *Testes item vestitionis. Liutuu*[...] <sup>356</sup>. Weil aber an der Spitze der frühmittelalterlichen Zeugenlisten meist die Urkundenaussteller und ihre nächsten Verwandten standen, belegt dieses kleine Fragment immer noch indirekt die Glaubwürdigkeit Eberhards. Dagegen bezog er sich wohl im Auszug 240 nur auf die Überschrift der Schenkung, deren im Fragment nicht sicher lesbarer Wortlaut vom Herausgeber P. LEHMANN

<sup>353</sup> Traditiones et Antiquitates, Teil I, cap. 38, Nr. 236-240, S. 76 = Müller, Eberhard und Thüringen, Teil II, Anhang, Band 1, Nr. 236-240, S. 18 = Codex Eberhardi II, fol. 88 r b, Nr. 236-240, S. 147. Übersicht: Müller, Eberhard und Thüringen, Teil I, S. 50.

<sup>354</sup> Traditiones et Antiquitates, Teil I, cap. 38, Nr. 17, 132, 178, 218 u. 302, S. 69, 72, 74 f. u. 78 = Müller, Eberhard und Thüringen, Teil II, Anhang, Band 1, Nr. 17, 132, 178, 218 u. 302, S. 6, 11, 14, 16 u. 22 = Codex Eberhardi II, fol. 83 v b, 85 v b, 86 v b, 87 v b u. 90 r a, Nr. 17, 132, 178, 218 u. 302, S. 132, 140, 143, 146 u. 152. Übersicht: Müller, Eberhard und Thüringen, Teil I, S. 51.

<sup>355</sup> Dazu: Müller, Eberhard und Thüringen, Teil I, S. 49-64.

<sup>356</sup> Zit. n.: Müller, Eberhard und Thüringen, Teil I, S. 53, Z. 27 f.

als *traditio adalgeri*<sup>357</sup> rekonstruiert wurde, und übersah im schnellen Überfliegen des Textes, dass tatsächlich *ego adalger et coheredes mei* Besitzungen in *Ermundeswerde* übergeben hatten<sup>358</sup> – ganz ähnlich wie mehrmals im Auszug des Original-Chartulars. So geht dies auf seinen teils flüchtigen, fast schematischen Stil bei der Durchsicht der Chartulareinträge zurück, indem er nur die für sein Anliegen benötigten Informationen suchte.

Insgesamt lassen sich noch anhand dieser parallel zu den „Summarien“ halb als Chartularfragment und halb anderweitig überlieferten 10 Urkunden die mithilfe des Original- und Pistorius-Chartulars festgestellten Tendenzen in Eberhards Arbeitsweise ablesen. Zunächst erkennt man bei den 10 „Summarien“ das gleiche Grundscheema in der komprimierten Wiedergabe wie im ganzen Auszug aus dem Thüringen-Chartular und denjenigen aus den anderen sieben Bänden, also Schenkernamen(n), Lagebestimmung der übergebenen Güter per Nennung der/des entsprechenden Ortsnamen(s) und Beschreibung des Detailumfangs der Schenkung durch Allgemeinplätze. Dabei zeigte sich Eberhard bei den Ausstellerangaben der 10 Schenkungen unter den bekannten methodischen Vorbehalten relativ zuverlässig, doch erkennen wir dort auch schon, dass in den thüringischen „Summarien“ die gleichen Fehler und Ungenauigkeiten wie in den Auszügen der beiden erhaltenen Chartulare zu erwarten sind. Demnach zeigt der erwähnte Auszug 240 der Schenkung von Adalger und dessen in der Urkunde höchstwahrscheinlich mit Namen benannten Miterben, dass wohl auch in Eberhards Auszügen aus dem Thüringen-Chartular mehr Auslassungen als Hinzufügungen zu verzeichnen sind, zumal man in den anderen neun Belegfällen keine Anzeichen für zweifelsfrei eberhardische Ergänzungen findet. Zudem glich der Kopist in seinen thüringischen „Summarien“ wie schon bei denen aus dem Original- und Pistorius-Chartular die Namensformen der Aussteller meist der Schreibweise des 12. Jahrhunderts an, was klar durch den Vergleich der Namensformen in den Auszügen 237 f. mit den entsprechenden Fragmentschreibweisen belegt wird. So muss man auch die von ihm in Auszug 237 aus der Schenkung des Grafen Hesso und seiner zwei Brüder Liutprah und Gozprah tradierte Form *Hesso comes*<sup>359</sup> zweifellos als Emendation und nicht Verlesung oder bewusste Verfälschung Eberhards aus *Asis comes*<sup>360</sup> ansehen. Letztlich weisen darauf aber auch mehrere, nicht-karolingische Namensformen in anderen thüringischen „Summarien“. Demnach treffen wir in den 10 überprüfbaren „Summarien“ bei den Tradentennamen auf keine totalen Verlesungen oder absichtlichen Verfälschungen Eberhards, so dass man trotz der schmalen Quellenbasis wohl wie bei den erhaltenen zwei Chartularen auch beim Thüringen-Chartular feststellen kann, dass solche Veränderungen relativ selten sind und weniger als 5 % der Personennamen ausmachen.

Dabei ist gemäß W. MÜLLER freilich die in Auszug 178 belegte Namensform von Engelmüt, Gattin des Ausstellers Dither, auszuklammern, da die Formen im Auszug (*Engelmüt*<sup>361</sup>) und in der genaueren Überlieferung der Schenkung (822-840)<sup>362</sup> als durch kaiserliche Bestätigung verfälschter Codexnachtrag (*Egilmiv*<sup>363</sup>) so abweichen, dass man eine Emendation Eberhards wohl ausschließen kann. Allerdings lässt sich wegen des Charakters der auch auf ihn zurückgehenden Zweitfassung nicht klar entscheiden, welche der zwei von ihm überlieferten Namensformen der damals noch erhaltenen Privaturkunde näher steht oder ob es gar eine ursprünglich in zwei Ausfertigungen angefertigte Tradition sein könnte. Doch sind sowieso die Methodikprobleme bei der Heranziehung der fünf noch anderweitig überlie-

<sup>357</sup> Zit. n.: Müller, Eberhard und Thüringen, Teil I, S. 54, Z. 7 f.

<sup>358</sup> Formen: Müller, Eberhard und Thüringen, Teil I, S. 54, Z. 10-12.

<sup>359</sup> Codex Eberhardi II, fol. 88 r b, Nr. 237, S. 147, Z. 15.

<sup>360</sup> Zit. n.: Müller, Eberhard und Thüringen, Teil I, S. 56, Z. 27.

<sup>361</sup> Codex Eberhardi II, fol. 86 v b, Nr. 178, S. 143, Z. 7.

<sup>362</sup> Codex diplomaticus, Nr. 530, S. 236 = Codex Eberhardi II, fol. 30 v, S. 48 f. Dazu: Roller, Eberhard, Beilage I, Nr. 174, S. 32 f.

<sup>363</sup> Codex Eberhardi II, fol. 30 v, S. 48, Z. 22.

ferten Thüringentraktionen für unsere Vergleichsanalyse viel größer als bei den fünf Fragmentstücken, da bei Ersteren je eine weitere Überlieferungsstufe mit teils ungeklärter Provenienz eingeschoben ist. Freilich ist auch dort anzunehmen, dass bei wesentlicher Inhaltsübereinstimmung beider Formen Ungenauigkeiten und grobe Fehler in der Summarienfertigung fast ausgeschlossen sind, zumal beide Überlieferungen unabhängig entstanden oder existierten – und wirklich lassen sich in allen fünf Fällen noch bedeutende Inhaltsparallelen feststellen.

Abgesehen davon wurden laut W. MÜLLER in den 10 prüfaren Fällen auch die Ortsnamen wie in den beiden überlieferten Chartularen von Eberhard meist in der Form des 12. Jahrhunderts geschrieben, wobei hier wie dort ebenfalls einerseits relativ wenig offensichtliche Verlesungen und bewusste Fälschungen sowie andererseits dafür mehrfach auch größere Auslassungen auftreten. Zudem gab er bei den 10 Traditionen wie den meisten Auszügen des Original- und Pistorius-Chartulars die Menge der je aufgeführten Orte inklusive der korrekten Ortsnamennennung entsprechend der Vorlage an. Man erkennt sogar in der noch anderweitig überlieferten Tradition 17 von Alwalal die aus den „Summarien“ der tradierten Chartulare bekannte Besonderheit, dass Eberhard bei sehr großen Schenkungen mit Gütern in mehreren Orten und oft auch Gauen meist nur die Namen der ersten aufgeführten Orte (wiederholt drei) bot. Dagegen zeigt ein Vergleich der Mancipienangaben der fünf Fragmentschenkungen und ihrer „Summarien“, dass dort die eberhardischen Ungenauigkeiten und Fehler wohl besonders groß sind: So beschrieb Eberhard im Auszug 237 den Schenkungsumfang der drei Brüder Graf Hesso, Liutpraht und Gozpraht nur mit der pauschalen Formel *bona sua*<sup>364</sup> und bestimmte die Lage der übergebenen Besitzungen durch die Nennung der vier Ortsnamen näher, während dem Doppelblattfragment zufolge in der Tradition auch der Schenkungsumfang wohl recht genau angegeben war. Zudem muss dort eine größere Menge an Unfreien mit Namen aufgeführt worden sein, wogegen Eberhard auf jeden Hinweis auf die mitübergebenen Unfreien verzichtete. Demgegenüber finden wir in Auszug 238 der Schenkung Ditwins (Theotwihs) ganze 10 Unfreie, was freilich durch das Fragment nicht sicher bestätigt wird. Der Umfang der Schenkung war wohl schon in der von Eberhard benutzten Abschrift im Chartular nur ganz allgemein formuliert. Hier muss aber einiges offen bleiben, da das Fragment gerade an dieser Stelle aufgrund von Pergamentbeschneidung eine Lücke besitzt, weswegen auch die in Auszug 239 genannte Zahl von dazugehörigen Unfreien nicht verifizierbar ist. Doch war offenbar schon in der Vorlage zum Auszug 240 (Adalger-Tradition) der Schenkungsumfang nur allgemein angegeben und zudem eine unbestimmte Unfreienzahl geboten, so dass Eberhard abgesehen von der vergessenen Nennung der Miterben sachlich korrekt zu sein scheint. Prinzipiell lassen sich die beachtlichen Abweichungen bei den Mancipienangaben der Thüringen-Beispiele aber sicher genauso begründen wie bei den „Summarien“ der zwei erhaltenen Chartulare. So ist zu den „Summarien“ der 10 halb original-fragmentarisch und halb anderweitig überlieferten Urkunden festzuhalten, dass trotz der von Eberhards Arbeitspraxis hervorgerufenen Ungenauigkeiten und Fehler der Rechtsinhalt allgemein sehr zuverlässig ist und systematische Verfälschungen fast ausscheiden.

Letztlich lassen sich so gemäß W. MÜLLER einige generelle Merkmale von Eberhards Summarienarbeit pointieren: Erstens folgte er in deren Reihenfolge fast durchwegs der Ordnung der grundlegenden acht Chartularbände, die unter Abt Hrabanus Maurus (822-842) angelegt und nach Besitzlandschaften gegliedert worden waren. Freilich berücksichtigte er die in diesen Gebieten liegenden Gauen bei der Einteilung nicht mehr besonders. Zumindest aber übernahm Eberhard so die Materialanordnung nach Abbatiaten, wie sie in den zwei erhaltenen Chartularbänden vorhanden und für die sechs verlorenen zu erschließen ist, auch für seine von allen direkten Datierungsangaben befreiten „Summarien“. Dies hilft uns sehr bei der

<sup>364</sup> Codex Eberhardi II, fol. 88 r b, Nr. 237, S. 147, Z. 15.

Rekonstruktion des zeitlichen Grundgerüsts der verlorenen und nur durch Eberhard summarisch überlieferten sechs Chartularbände. Denn wenn sich alle Einzelsummarien in ein geregeltes Zeitschema einordnen lassen, führt die Datierung einzelner, methodisch herausgefilterter Stücke auch zur annähernden Einordnung der folgenden und vorherigen Auszüge. Zweitens erkennt man im Aufbau der „Summarien“ ein Grundschemata, indem auf den oder die Schenkernamen eine Lokalisierung der übergebenen Besitzungen durch Nennung der oder des Ortsnamen(s) und dann eine Umfangsbeschreibung der Schenkung allein durch formelhafte Ausdrücke folgt. Demnach mangelt es den Auszügen an prinzipiell besitzrechtlichen Erläuterungen und Festlegungen, Datierungs-, Roganten- und Schreiberzeile, Zeugenlisten und am aktuellen Abtsnamen als Empfänger und indirekte Datierungschance. Drittens finden wir zwar in den „Summarien“ nur sehr selten offensichtliche Fälschungen Eberhards, doch formte er in einigen Auszügen aus den zwei erhaltenen Chartularen nachweislich Tausch- zu Schenkungsurkunden um oder übergang einfach die in den Traditionen getroffenen Sonderregelungen. Zudem erscheinen einzelne Privaturkunden in zwei oder gar drei „Summarien“, was man bei deren Kürze und Verschiedenheit oft erst durch den Urkundentext merkt. Demnach muss auch bei den sechs nur summarisch tradierten Chartularen vereinzelt damit gerechnet werden, ohne es vergleichend belegen zu können. Viertens ist der Rechtsinhalt auch in den nur durch „Summarien“ erhaltenen Privatschenkungen offenbar allgemein noch sehr zuverlässig, wobei neben dem gerade Gesagten zu beachten ist, dass systematische Verfälschungen den angestrebten Verwaltungszwecken widersprachen und so nicht im (von Eberhard geteilten) Abteiinteresse lagen. Fünftens passte er die von ihm überlieferten Personen- und Ortsnamen meist der Form des 12. Jahrhunderts an, wobei totale Verlesungen oder absichtliche Verfälschungen relativ selten sind. Sechstens stimmen freilich die meist durch die „Summarien“ erhaltenen Tradenten- und Ortsnamen bis auf die Modernisierungen in der Fülle der Fälle (mindestens etwa 95 %) glaubwürdig mit den Vorlagen überein, obgleich man auch mit einzelnen Hinzufügungen rechnen muss. Generell dominieren aber Auslassungen von (Mit-)Tradenten oder Ortsnamen, da Eberhard etwa nur allzu selten Ausstellerangehörige, Nutznießer, Intervenienten und andere Dritte anführte. Dass er einen so hohen Prozentsatz an Tradentennamen korrekt wiedergab, ermöglicht prosopographische Untersuchungen in den einzelnen Fällen. Siebtens sind aber dessen Abweichungen und Fehler besonders groß bei den Mancipienangaben, so dass man bei deren Einbezug in die sozioökonomische Interpretation einzelner, nur als Auszüge tradierter Schenkungen vorsichtig sein muss.

Insgesamt schafft man laut W. MÜLLER durch diese Vergleichsstudien zu Eberhards Arbeitsstil bei der Summarienherstellung und den darauf fußenden Verallgemeinerungen überhaupt erst die Voraussetzungen zur Erschließung des reichen Quellenmaterials der nur in den „Summarien“ überlieferten Privattraditionen. Ergänzt man dies nämlich noch durch die Rekonstruktion des chronologischen Grundaufbaus zumindest nach Abtszeiten, so sind auch die sechs nur in den knappen Auszügen ohne direkte Datierungsangaben erhaltenen Chartularbände besser nutzbar zu machen. Hier mögen zur Quantitätsanalyse die 313 „Summarien“ aus dem Thüringen-Chartular als noch zu vertiefendes Beispiel genügen (Kap. IV.3)<sup>365</sup>: Dort nannte Eberhard 396 Personen namentlich, die auf reichlich 250 verschiedene Individuen zu beziehen sind. Dabei kann man von den 313 Auszügen 11 ganz exakt und 153 aufgrund der zu den jeweiligen Ausstellern erschlossenen Personenangaben noch relativ sicher in den passenden Abtsabschnitt einordnen. Dagegen sind für 149 thüringische Schenkungen, wo meist kaum mehr als der Name des Ausstellers erkennbar ist, auch im Kontext der kritischen Neubearbeitung keine ausreichenden Datierungshinweise zu erschließen, so dass diese nur nach ihrer Stellung in Eberhards Thüringenkapitel eingereiht werden können.

<sup>365</sup> Müller, Eberhard und Thüringen, Teil I, S. 108 f.

Doch wollen wir nun ganz generell auf Basis von O. ROLLER die wichtigsten strukturellen und inhaltlichen Punkte des „Codex Eberhardi“ zusammenfassen<sup>366</sup>. Auch wenn man heute nicht mehr so eindeutig wie der Forscher davon ausgehen kann, dass Eberhards Tätigkeit auf einem Abtsauftrag beruhte (Kap. III.3 + VI.7), ist doch festzuhalten, dass entweder der Abt mit seiner Wahl ein glückliches Händchen bewies oder aber Eberhard mit seiner (vom Cellerar unterstützten) Eigeninitiative den Mund nicht zu voll nahm, indem der Kompilator seine Arbeit in gewandter Weise bewerkstelligte. So entschied er sich entsprechend der – unbeschadet von Abtsauftrag oder Eigeninitiative – für das Kloster eindeutigen Wichtigkeit des Werkes für eine prunkvolle Ausstattung und benutzte zudem nur gutes Pergament, das er augenscheinlich von Duto schon liniert geliefert bekam. Denn so lässt sich laut O. ROLLER am besten erklären, dass das Linienschema auffälligerweise anfänglich 31 Zeilen besitzt und Eberhard davon die letzte regelmäßig frei ließ. Dabei war die Pergamentgröße zweckmäßig gewählt, da die Bände handlich blieben und dennoch möglichst viel Raum auf jeder Seite zur Erleichterung des Überblicks boten. Dieser Wunsch nach Übersichtlichkeit brachte Eberhard auch recht bald zum Abschluss jeder Urkunde am Ende einer Seite, was das jeweilige Auffinden sehr erleichterte. Hierin erkannte freilich H. MEYER ZU ERMGASSEN (2009) eben eher ein Mittel, um die Schauwerte des Codex besser ins Bild zu rücken – die Figureninitialen<sup>367</sup>. Bei den Lagen entdecken wir allgemein Quaternionen und seltener Ternionen, wobei allein die den zwei Bänden später vorgesetzten Registerlagen und die ursprünglichen Schlusslagen beider Codices Ausnahmen darstellen. Dabei ließ Eberhard das erste Blatt der Arbeit als Schutzdecke unbeschrieben. Insgesamt schrieb er zuerst die Urkunden ab, wobei er allerdings einige gleich zweimal bot. Dies weist abgesehen von den ja aus inhaltlichen Erwägungen noch einmal präsentierten 14 Privilegien der zweiten Papstreihe wenigstens teils auf die (ehemalige) Existenz einer Abschrift neben dem Original oder von mehreren Kopien bei mangelndem Original hin. Zwar könnte auch Unordnung im Klosterarchiv (Kap. IV.4+5) in Einzelfällen verursacht haben, dass er zweimal dieselbe Urkunde vom Archivar zum Eintragen erhielt, doch ist dies gemäß O. ROLLER wohl auszuklammern, da das Archiv ja mindestens in seiner Privilegienabteilung gut geordnet war und wir trotzdem mit Stück 15/16 auch ein doppeltes Privileg entdecken. Letztlich hielt der Forscher dagegen manchmal auch einfach böse Absicht wie beim späteren Einschub von Stück 220 (= 97) für möglich. Beim Abschreiben der Urkunden ließ Eberhard zu Anfang, später (ab Erscheinen der Originale) auch am Ende den nötigen Platz zum Einzeichnen der Initiale sowie zum Eintrag der rubrizierten Überschriften und Eschatokolle, wobei diese letzteren Einträge abschnittsweise entstanden. Zudem legte er nach Fertigstellung jedes Abschnitts das zugehörige Register an. Solcherart ging er bis zum Ende der Güterverzeichnisse vor, wo er allerdings noch vor Anlage des Traditionenregisters (Nr. 141 b)<sup>368</sup> bemerkte, dass die beschriebenen Lagen einen zu unhandlichen Band ergaben. Daher teilte er sie in zwei Bände und musste zur ungefähren Parität die „Summarien“ aufsplitten, woran sich erst die Anlage der Register von Band 2 anschloss.

Generell entfernte Eberhard gemäß O. ROLLER zu verschiedenen Zeiten seines Arbeitsprozesses beim Abschreiben der Vorlagen sowie vor und nach der Rubrizierung und Registeranlage einzelne Blätter und ganze Lagen, während er andere meist zur Ergänzung von Fälschungen unterbrachte. Gleichfalls integrierte er in den verschiedenen Phasen etwa für das Eschatokoll Nachträge auf freiem Raum, die wie die Texte auf Rasur Misstrauen verdienen. Inhaltlich kopierte Eberhard dem Forscher zufolge, der ja die erste Lage keiner anderen Hand (Duto?) zuordnete, am Anfang der ersten Papstserie seine Einzelkopie-Vorlagen noch fast buchstabengetreu, während ihn bald seine Übung in den Formeln ein zusehends freieres Vorgehen erlaubte. Die gleiche Entwicklung erkennen wir beim Erscheinen der Originalvorla-

<sup>366</sup> Strukturell-inhaltliche Zusammenfassung: Roller, Eberhard, S. 69-72.

<sup>367</sup> Codex Eberhardi IV, Buchschmuck, S. 107 u. 115, Anm. 393.

<sup>368</sup> Codex Eberhardi II, fol. 1 v a - 4 v b, S. 1-8. Dazu: Roller, Eberhard, Beilage I, Nr. 141 b, S. 26 f.

gen, wo Eberhard durch die stadtrömische Kursive gerade eingangs zu aufmerksamem Lesen genötigt war und so Willkür unterband. Überhaupt entdeckt man das Phänomen immer beim Kopierbeginn einer neuen Vorlagengruppe, etwa beim zweiten Einsatz der Originalprivilegien am Anfang der Diplome und Privaturkunden. Diese Genauigkeitszunahmen wurden entweder durch eine ungewohnte Schrift wie die fränkische Kursive in den Diplomen der älteren Karolinger oder durch einen neuen Rechtsinhalt mit anders stilisierten Formeln bedingt. Allerdings waren solche Sorgfaltsschübe jedes Mal geringer, so dass Eberhard relativ gemächlich vom gewissenhaften Kopisten zum nachlässigen Abschreiber wurde, der kaum noch Interesse an einem exakten Vorlagentransfer hatte. Dieser Prozess wurde gemäß O. ROLLER bei den systematischen Diktatmodifikationen im letzten Werkteil auf die Spitze getrieben, da die dortigen Oblationen wohl kaum noch etwas vom Urtext haben. Zwar kann man angesichts der hier mangelhaften außereberhardischen Überlieferung nichts Eindeutiges sagen, doch weist das einzig erhaltene Original ja extrem darauf hin. Diese systematischen Diktatveränderungen finden sich generell in allen Kopien mit gleichen Formeln, wobei sie freilich meist nicht sehr lang sind. Dagegen sind umfangreichere Fälle wie die eingeschobenen Adressen und die *poena spiritualis* mit dem Zachariasbann in den Diplomen und Ähnliches trotz ihres ebenfalls ziemlich regelmäßigen Auftretens selten stilistisch homogen. Anders als hier lassen sich die kleinen Diktatänderungen selten begründen, etwa wenn in fast allen Immunitäten *ubi idem preciosus martyr corporaliter requiescit* für *ubi idem gloriosus martyr corpore quiescit* steht oder in der Kanzlerzeile ein *ego* vorangestellt wird<sup>369</sup>. Zumindest kommt aber das fast stete Korroborationsende der Diplome *nominis caractere iussimus insigniri*<sup>370</sup> von Eberhards Vorliebe für das Monogramm. Auch lässt sich bei der ersten konstanten Variante feststellen, dass hier *per te* und *tuis successoribus*<sup>371</sup> in der Adresse der Privilegien der ersten Serie überall auf Rasur steht, so dass die Änderung wie die Verfälschung der Privilegien mit dem Dalmatikaverbot einer Überarbeitung der Serie 1 geschuldet ist.

Die schleichende Abnahme der diplomatischen Genauigkeit findet freilich bei der Wiedergabe des Rechtsinhaltes keinen Widerhall. So ist die erste Papstserie anscheinend ursprünglich in dieser Beziehung zuverlässig und besitzt keine Fälschungen Eberhards. Doch änderte sich dieses günstige Bild anfangs der zweiten Serie unversehens, so dass dort ⅓ der Privilegien – die ganz geänderten Summam-gerentes-Kopien als quasi Neufälschungen ausgeklammert – eberhardische Fälschungen und alle Einzelkopie-Abschriften unterschiedlich stark interpoliert sind. Dagegen besitzen die nächsten Abschnitte keinen so hohen Anteil an Neufälschung, indem die Privaturkunden nun völlig davon befreit sind. Gleichfalls abgenommen haben die Verfälschungen, wobei die Oblationen scheinbar auf beides verzichten. Weil dieser Wechsel, der auch zur erwähnten Überarbeitung einiger Stücke der ersten Papstserie führte, in Eberhards Zuverlässigkeit so abrupt geschah, ist hier eine Beeinflussung des Mönchs naheliegend. Auf die Tendenz der Neufälschungen und Interpolationen ist bei seiner Haltung einzugehen (Kap. III.3), so dass vorerst die äußeren Merkmale abgehandelt sind.

Nachdem wir in diesen strukturellen Betrachtungen bereits gesehen haben, in welcher umfassender Weise Eberhard auf Originalurkunden, Urbare und Chartulare zurückgriff, soll es nun noch um die sonstigen Quellen gehen, die er – wenn auch marginal – heranzog<sup>372</sup>. Dabei treffen wir sogar auf Parallelen zu Lampert, wenngleich beim Fuldaer Kompilator reichlich weniger Werke zu nennen sind. Daher belassen wir es hier bei einer Kurzliste und knöpfen uns die einzelnen Fälle erst beim Erfahrungshorizont richtig vor, da Eberhards Weltbild wegen mangelnder anderweitiger Informationen ungleich stärker davon beeinflusst wurde als

<sup>369</sup> Formen: Roller, Eberhard, S. 71, Anm. 5, exakt: *preciosus*.

<sup>370</sup> Zit. n.: Roller, Eberhard, S. 71, Z. 24.

<sup>371</sup> Zit. n.: Roller, Eberhard, S. 71, Z. 27.

<sup>372</sup> Sonstige Quellen: Codex Eberhardi IV, Buchschmuck, S. 42, 61, 69, 74, 84, 94 f., 104 f. u. 107 f.; Müller, Eberhard und Thüringen, Teil I, S. 36 u. Urkundenbuch Fulda, Einleitung, S. XXXIV f.



beim weiter gereisten und höher gebildeten Lampert (Kap. III.4). Natürlich kann die besagte Lektüre auch den damaligen Bestand der Fuldaer Bibliothek konkretisieren (Kap. IV.5). Im Detail finden wir im Codex zunächst Hinweise auf die Benutzung von drei Heiligenviten, nämlich der „Vita Gregorii Magni“ des Paulus Diaconus, der „Vita Sturmii“ des Eigil und der „Vita Bonifatii“ des Othlo – nicht aber der älteren „Vita Bonifatii“ von Willibald. Zumindest bleibt festzuhalten, dass Lampert und Eberhard beide die Standardwerke Eigils und Othlos nutzten. Doch vergaß unser Kompilator auch die historiographische Überlieferung nicht: So zog er den ältesten Fuldaer Abtskatalog heran. Gleichfalls benutzte er ein unbekanntes Annalenwerk, dem er die apokryphische Nachricht von der Verwandtschaft der Milzer Äbtissin Emhild mit Karl dem Großen entnahm – bei Lampert findet man diese Geschichte nicht. Schließlich lässt sich bei Eberhard die Kenntnis von drei weiteren sagenhaften Begebenheiten nachweisen, wovon ein Beiname Kaiser Heinrichs II. (1002/14-1024) schon seit dem 11. Jahrhundert in der Historiographie vorkommt – erneut aber nicht bei Lampert. Insgesamt fehlen also Belege, dass der Fuldaer Kopist den Hersfelder Chronisten heranzog. Doch waren beide eben nicht auf kirchliche Stoffe beschränkt, sondern interessierten sich auch für die reichhaltige Sagenwelt des Mittelalters. Dies zeigte Eberhard auch bei seinem Buchschmuck, wo sich auf Grundlage von architektonischen, annalistischen und buchmalerischen Vorlagen zahlreiche Fabelwesen tummeln. Letztlich müssen wir uns bei ihm aber gegenüber Lampert mit einer arg kleinen Auswahl von benutzten Werken zufrieden geben. Dies ist freilich gerechtfertigt – wer möchte auch umgekehrt die von Eberhard herangezogenen Urkunden und Urbare zählen, während Lampert meist einen Bogen um die Hersfelder Urkunden machte?

Vielmehr ist nun ein Blick auf die Rezeption des Codex Eberhardi“ zu werfen, da ein Werk von derart ungewöhnlichem Umfang und wichtigem Gehalt gemäß E. STENGEL in seiner Wirkung auch auswärts bekannt geworden und nicht nur auf das Bonifatiuskloster beschränkt geblieben sein dürfte<sup>373</sup>. Zumindest gibt es vergleichbare Werke in der Umgebung, die etwa zur gleichen Zeit entstanden: Hier sei schon auf das Nachbarkloster Hersfeld verwiesen, wo man jüngst um 1150 auch ein – freilich einfacheres – Kopiar angelegt hatte (Kap. VI.7). Doch gibt es für eine Querverbindung zu Eberhard leider keine Belege. Dagegen hielt E. STENGEL im Falle der Reichsabtei Lorsch an einer umstrittenen Annahme fest, wonach der rund 30 Jahre jüngere „Codex Laurensis“ (Kap. IV.3) unter Codexeinfluss entstand, wobei sich aber die Abhängigkeit auf den Rahmen und die Gliederung beschränkte. Denn so genau die Anlage der beiden Werke auch einander entsprach, so selbständig war doch deren jeweilige Ausführung. Demnach hatte O. ROLLER auch nur von einer gleichen Anlage gesprochen (Kap. III.3). Dabei findet man gemäß E. STENGEL aber einen Beleg für die Verbindungsthese darin, dass der Mönch Gerung als Chronist von Lorsch den „Codex Eberhardi“ tatsächlich kannte, als er um 1170 für seine zweite Heimat, das fränkische Spessartkloster Neustadt am Main, aus vielen Quellen ein falsches Privileg Karls des Großen zu 812 herstellte. Als Beweis kann laut E. STENGEL bereits ein Wort dienen, da der Fälscher der Urkunde die Namensform *Rūncolfus*<sup>374</sup> für einen eigentlich *Rantulfus* heißen Grafen aus einem falschen Gründungsprivileg Pippins für Fulda vom Juni 753 gekannt haben muss, in dem der König angeblich dem Erzbischof und päpstlichen Legaten Bonifatius das Exemptionsprivileg des Papstes Zacharias (741-752) bestätigte (Kap. IV.1): Dabei nutzte der auswärtige Fälscher nun freilich nicht die Urschrift, nämlich das angebliche Original von Mitte des 9. Jahrhunderts, wo der Genitiv des Namens *Hrunzolfi* lautet, sondern die Kopie Eberhards mit der

<sup>373</sup> Zur Rezeption: Codex Eberhardi I, Einleitung, S. XI f., Anm. 15 u. S. XIII f.; Codex Eberhardi IV, Buchschmuck, S. 1-12, 27 f. u. 109-111; Müller, Eberhard und Thüringen, Teil I, S. 7 u. 10; Roller, Eberhard, S. 1 mit Anm. 2, S. 69, Anm. 4 u. S. 79 mit Anm. 10; Traditiones et Antiquitates, Vorrede, S. V u. Urkundenbuch Fulda, Einleitung, S. XXX-XXXII u. Nr. 8, S. 13.

<sup>374</sup> MGH D. K. d. G., Nr. 283, S. 423 f. Zitat: S. 423, Z. 44 f. in der Form *Rūncolfo*. Vgl. aber Anm. f, Z. 47 mit *Runchulfo* im Originaltranssumpt Kaiser Karls IV. (1346/55-1378) vom 11. Januar 1366.

Form *Runzolfi*<sup>375</sup>. Allerdings stammte die Form nicht primär von unserem Kompilator: Sein Vorbild war vielmehr eine Einzelkopie des Originals aus dem 11. Jahrhundert. Zudem begegnet uns die Form in den „Kindlingeriana Varia II“ aus dem beginnenden 19. Jahrhundert mit Johannes Nikolaus KINDLINGERS (1749-1819) Kollation des Eschatokolls der verlorenen Kopie des Originals im jetzt verstümmelten „Rotulus“ der 910er Jahre (Kap. I.<sub>3</sub>). Doch ist sie laut E. STENGEL eben doch wohl erst durch Eberhard nach außen getreten. Die Verbindung von Fulda und Lorsch kam gemäß O. ROLLER (1901) in Anknüpfung an G. BOSSERT (1895) dadurch zustande, dass Marquard I. das Werk seines Mönchs so gelungen erschien, dass er es mit Erfolg in Lorsch als Muster für gleiche Zwecke empfehlen konnte<sup>376</sup>. Freilich klingt hier noch die alte These vom Abtsauftrag gegenüber der Eigeninitiative an.

Auch in der Reichsabtei Fulda selbst hat man den „Codex Eberhardi“ über die Jahrhunderte stets als bequemes Nachschlagewerk herangezogen. Demnach findet man einerseits zahlreiche größere Nachträge und kleinere Zusätze des Spätmittelalters und der Frühen Neuzeit, andererseits aber auch Anstreichungen bei gekürzten Wörtern und Verweise auf Drucke oder Literatur (etwa J. SCHANNAT), die im 19. Jahrhundert zahlreich in die Handschriften geschrieben wurden. Dabei trugen die Benutzer in späterer Zeit vereinzelt sogar Nummerierungszahlen des Kopiers auf Originalurkunden ein. Letztlich glaubte man in ihm alle klösterlichen Rechtstitel sicher geborgen zu wissen und sah sich daher im Gegenzug zu einer Vernachlässigung der ursprünglicheren Überlieferung legitimiert. Wenn man im Spätmittelalter von einzelnen Urkunden gewöhnliche oder notarielle Abschriften anzufertigen hatte, so zog man seltsamerweise nicht durchgängig die Urschriften heran. Namentlich lässt sich eine Benutzung der kostbaren hrabanischen Chartulare überhaupt nicht nachweisen. Demgegenüber nahm man nicht selten den „Codex Eberhardi“ als Grundlage, selbst wenn die Originalüberlieferung noch da war. E. STENGEL nannte hierzu als vorhandene oder rekonstruierbare Beispiele im Bestand des Fuldaer Archivs mehrere Einzelkopien, Transsumpte und Abschriften von echten oder gefälschten Urkunden bis ins 16. Jahrhundert, wozu er noch neuere Abschriften von Teilen oder einzelnen Urkunden des Codex ergänzte<sup>377</sup>. Hier mag der Verweis auf die erhaltene Einzelkopie einer auf den 2. Mai 816 gefälschten Zehntübereinkunft zwischen Bischof Wolfgar von Würzburg (810-832) und Abt Ratger von Fulda (802-817) genügen, die angeblich durch Kaiser Ludwig den Frommen (814-840) bestätigt wurde und die wir auch schon von Eberhards früherer Schreibertätigkeit kennen (Kap. III.<sub>1</sub> + IV.<sub>2</sub>)<sup>378</sup>. Obwohl es laut E. STENGEL Nachweise für eine mittelalterliche und frühneuzeitliche Benutzung des Codex als Kopiar gibt, hatte man laut H. MEYER ZU ERMGASSEN in Fulda aber offensichtlich Probleme, ihn als Archivschlüssel zu nutzen, was die Frage nach seinem eigentlichen Zweck aufwirft (Kap. III.<sub>3</sub>). Denn man durchforstete das Werk im 15. Jahrhundert regelrecht, indem es mit dem Archivbestand verglichen und zu jedem Stück, das man in der Ausfertigung vorfand, ein Vermerk *sigill[ata]* beziehungsweise *bull[ata] est* oder *fuit* ergänzt wurde<sup>379</sup>. Einzelne Texte wurden sogar notariell kollationiert. Gleichermäßen geschah dem Forscher zufolge die Heranziehung des Codex in Spätmittelalter und Früher Neuzeit zum Nachweis von Rechten und Besitztiteln des Klosters, die auch ihm gemäß schon aufgrund der zahlreichen Benutzungsspuren durch Randbemerkungen und

<sup>375</sup> Urkundenbuch Fulda, Einleitung, S. XXXI, Anm. 1 (Formen: Z. 21-24). Vgl. Urkundenbuch Fulda, Nr. 20, S. 39-43 mit Codex Eberhardi I, fol. 73 v - 74 v, S. 117-119. *Hrunzolfi*: Urkundenbuch Fulda, Nr. 20, S. 43, Z. 2. *Runzolfi*: Urkundenbuch Fulda, Nr. 20, S. 43, Anm. tt, Z. 34 u. Codex Eberhardi I, fol. 74 v, S. 119, Z. 14. Dazu: Roller, Eberhard, Beilage I, Nr. 62, S. 12 f.

<sup>376</sup> Gemäß Roller, Eberhard, S. 79, Anm. 10: Bossert, Württemberg, S. 8-15.

<sup>377</sup> Ausführlicher zu den einzelnen Stücken: Urkundenbuch Fulda, Einleitung, S. XXXI, Anm. 3.

<sup>378</sup> Codex diplomaticus, Nr. 323, S. 156 f. = Codex Eberhardi II, fol. 120 v - 121 r, S. 231 f. Dazu: Roller, Eberhard, Beilage I, Nr. 246, S. 52 f. u. Beilage II, Nr. 6.

<sup>379</sup> Quellenform zit. n.: Urkundenbuch Fulda, Einleitung, S. XXXIII, Z. 33. Gelöst: Meyer zu Ermgassen, *Nominis nostri*, S. 263, Anm. 268 u. Codex Eberhardi I, Einleitung, S. XIII, Anm. 29, Z. 43.

Weisehände unbestreitbar ist, möglicherweise aber auch vor Ort in Verknennung seines Charakters, der nicht dem eines Kopiers im engeren Sinn entspricht. Bereits im 13. Jahrhundert ist immerhin 1240 neben dem Codex ein *Registrum* belegt, also ein eigentlicher Findbehelf, der zum Aufsuchen von Rechtstiteln benutzt wurde<sup>380</sup>. Nichtsdestotrotz findet man aber auch in fremden Archiven erhaltene Einzelabschriften aus dem Codex, die früher etwa während irgendwelcher Rechtsstreitigkeiten im Bonifatiuskloster beschafft wurden. Auch hierzu nannte E. STENGEL einige Beispiele, wobei wir uns wieder auf eines beschränken<sup>381</sup>: Dabei handelt es sich um eine Kopie der Salzungen-Urkunde Lothars I. (817/40-855) vom 20. August 841 (Kap. IV.<sub>3</sub>)<sup>382</sup>. Die für uns relevante Kopie freilich stammt aus dem 14. Jahrhundert und befindet sich im Thüringischen Landeshauptarchiv in Weimar. Abgesehen davon gibt es aber noch viele moderne Einzelabschriften in Marburg, Fulda, Hannover, Wolfenbüttel, Weimar, Münster und anderen Orten.

Insgesamt ist es daher wenig verwunderlich, dass der „Codex Eberhardi“ nicht nur öfters auszugs- oder abschnittsweise abgeschrieben, sondern auch mehrmals vollständig kopiert wurde<sup>383</sup>. So befinden sich im Staatsarchiv Marburg neben den zwei Originalhandschriften (K 425 f.) noch Ganzabschriften aus dem 14. bis 18. Jahrhundert. Demnach können in wenigen Fällen Defekte der Eberhardbände mithilfe einer ebenfalls dort lagernden, oben angedeuteten, ältesten Abschrift (K 427) behoben werden. Denn dieses Copiarium III ersetzt einige wenige in den Reinschriften verloren gegangene oder beschädigte Blätter, wobei auch abweichende Namensformen vorkommen. Doch werden generell noch die Lesarten Eberhards geboten, während im Text der Originalcodices öfters von späterer Hand auf Rasur Korrekturen angebracht wurden. Die so wegen ihrer Zeitnähe nicht zu verachtende Abschrift wurde von E. STENGEL (1958) ans Ende des 13. Jahrhunderts gesetzt, womit er die meist späteren Datierungen ins 14. oder gar 15. Jahrhundert verwarf. Dagegen ordneten sie E. DRONKE (1844), W. HEINEMEYER (1976) und H. MEYER ZU ERMGASSEN (1993, 1995, 2009) ins 14. Jahrhundert ein. Allerdings vertrat W. MÜLLER (1987) eine Zwischenposition, indem das Copiarium III am Ende des 13. oder spätestens im ersten Drittel des 14. Jahrhunderts entstanden sei. Letztlich verbleiben wir beim 14. Jahrhundert, zumal W. HEINEMEYER eine plausible historische Einordnung vornahm: Demnach entstand die Ganzkopie vermutlich im Rahmen der durch ausgreifende Territorialpolitik und Abteiverschuldung nötigen Finanzübersicht Abt Heinrichs VI. von Hohenberg (1315-1353), wobei er seiner Verwaltung die immer noch grundlegende Besitzübersicht in zeitgemäßer und originalschonender Form zur Verfügung stellte (Kap. IV.<sub>5</sub>). Laut H. MEYER ZU ERMGASSEN (2009) sollte dagegen mithilfe der Kopie im 14. Jahrhundert einfach je ein Exemplar im Abteiarchiv als auch im Archiv oder der Bibliothek des Kapitels sein. Zumindest umfasst die in Fulda angefertigte Abschrift 248 Pergamentblätter mit einem schlichten Text auf Tintenliniierung, der ohne größere Verzierungen auskommt und nur einfache Farbinitalen sowie Auszeichnungsschrift besitzt. Als Einband dient ein Holzdeckel mit hellem Lederbezug mit Gliederung durch Stricheisen und Rolleverzierungen. Reste der Messingschließen sind erhalten (3 Beschläge). Es gibt meist einfarbig rote Initialen, gelegentlich gegen den unteren Rand abgeknickt, teils mit Aussparungen (Kreuzblume), nur selten Schmuckinitialen. Wie in der Gotik üblich, erscheint der Text in einer wie gedruckt wirkenden Textura. Doch täuscht der sorgfältige Eindruck, da

<sup>380</sup> Zitat: Codex Eberhardi IV, Buchschmuck, S. 27, Z. 30. Näheres zum Beleg: S. 111, Anm. 110.

<sup>381</sup> Wieder ausführlicher zu den Einzelstücken: Urkundenbuch Fulda, Einleitung, S. XXXI, Anm. 4.

<sup>382</sup> Codex diplomaticus, Nr. 537, S. 240 f. = MGH D. Lo. I., Nr. 61, S. 168-170 = Codex Eberhardi II, fol. 42 v - 43 v, S. 68-70. Dazu: Roller, Eberhard, Beilage I, Nr. 186, S. 36 f.

<sup>383</sup> (Annähernde) Ganzkopien ab K 427: Chronica Fuldensis, Einleitung, S. 20 u. 44 f.; Codex Eberhardi I, Einleitung, S. XI f., Anm. 15 u. S. XIV; Codex Eberhardi IV, Buchschmuck, S. 2-12 u. S. 109 f.; Meyer zu Ermgassen, Nominis nostri, S. 202, Anm. 2; Müller, Eberhard und Thüringen-Cartular, Teil I, S. 7; Roller, Eberhard, S. 1 mit Anm. 2; Traditiones et Antiquitates, Vorrede, S. V u. Urkundenbuch Fulda, Einleitung, S. XXXI mit Anm. 5 u. S. XXXII.

zahlreiche Lesefehler auftraten. Die Seitenmaße betragen gemäß H. MEYER ZU ERMGASSEN 22,8 cm in der Breite und 31,7 cm in der Höhe, womit er die Angaben von W. HEINEMEYER von 23 cm x 31,6 cm präziserte. Dies entspricht ungefähr den Maßen der beiden Originalbände.

Daraufhin fertigte 1631 der Fuldaer Konventuale Johannes Bollweck eine zweibändige Teilkopie als repräsentative Papierhandschrift an, die freilich auf der Basis von K 427 entstand und so nur Kopie der Kopie ist. Die beiden Bände (K 431, K 428) beinhalten im Kern die Papst- und Königsurkunden, wonach sie sich auch separieren. Dies war scheinbar im Dreißigjährigen Krieg (1618-1648) eine Sicherungsmaßnahme im Hinblick auf die wichtige Fuldaer Überlieferung. Wie K 427 beachtete die Abschrift den Buchschmuck des Originals nicht. Später ließ der berühmte Philosoph und Historiker Gottfried Wilhelm Freiherr von LEIBNITZ (1646-1716) als Vordenker der „*Monumenta Germaniae*“ 1710 und 1716 zwei vollständige, in Wolfenbüttel und Hannover liegende Abschriften vom Wolfenbütteler Rat und späteren Helmstedter Professor Cornelius Dietrich KOCH (1676-1724) herstellen<sup>384</sup>. Hier entstand Erstere sogar direkt am Original, während Zweitere vom Erstling abstammte. Eine unvollständige, zweibändige Kopie des frühen 19. Jahrhunderts von Franz Michael DENNER (1777-1852) bietet die Fuldaer Landesbibliothek<sup>385</sup>. Abgerundet werden diese bedeutendsten Abschriften von einer kompletten Mikrophotokopie im Marburger Staatsarchiv.

Letztlich sei noch angemerkt, dass sich gemäß E. STENGEL auf die zu vertiefende, anachronistische Eberhardfälschung eines Diploms der „Könige“ Karlmann und Pippin zu 744-747 an Abt Ratger (802-817!) (Kap. III.<sub>3</sub> + IV.<sub>3</sub>)<sup>386</sup> eine Notiz in Valentin MÜNTZERS „*Chronographia*“ (Bern 1550) bezieht: *Den Stifft Fulda hat er [Abt Ratger] mit Geysa und Reychenbach gebessert*<sup>387</sup>. Demnach war V. MÜNTZER wohl der älteste literarische Codexnutzer. Doch erreichen wir damit das Ende unserer Übersicht zur Rezeption. So wollen wir auch im Ganzen die Werkbetrachtung abschließen und nun die Gesinnung des Mönchs beleuchten.

### 3. Haltung

Wenn man sich Eberhards Haltung näher zuwendet, muss zunächst festgestellt werden, dass sein Codex als Quelle einen eher problematischen Charakter besitzt, da man mit dem Fuldaer Mönch immerhin einen der größten mittelalterlichen Urkundenfälscher vor sich hat<sup>388</sup>. Dabei

<sup>384</sup> Codex Extravagante 104/105 in folio der Herzog August Bibliothek (Landesbibliothek) Wolfenbüttel und daraus abgeleitet in zwei Bänden Hs. 1018 (E. STENGEL) oder 1810 (H. MEYER ZU ERMGASSEN) der Gottfried Wilhelm Leibnitz Bibliothek (Landesbibliothek) Hannover.

<sup>385</sup> Laut E. STENGEL: D. 76 in 4°, gemäß H. MEYER ZU ERMGASSEN in Octav.

<sup>386</sup> Urkundenbuch Fulda, Nr. 8, S. 12-14 = Codex Eberhardi II, fol. 70 v - 71 r, S. 111 f. Dazu: Roller, Eberhard, Beilage I, Nr. 218, S. 44 f.

<sup>387</sup> Müntzer, *Chronographia*, fol. 118 r. Zit. n.: Urkundenbuch Fulda, Nr. 8, S. 13, Z. 13 f.

<sup>388</sup> Forscherkritik und Haltung Eberhards: Backhaus, Besitzkarte frühkarolingischer Klöster, Karte 9, S. 47; Backhaus, Reichskirchengut 10.-13. Jh., Karte 10 a+b, S. 55; *Chronica Fuldensis*, Einleitung, S. 45; Codex Eberhardi I, Einleitung, S. IX-XI u. XIII; Codex Eberhardi IV, Buchschmuck, S. 22-28, 101 f. u. 111; Demandt, Geschichte Hessen, S. 338; Freise, s. v. „Markward, Abt von Fulda (1150-65)“, NDB 16, S. 223; Gesta, Wibaldbrief, Immunität, S. 186 f.; Häuptli, s. v. „Markward I. von Fulda (Marquard, Marcuardus)“, BBKL 27 (Erg. 14), Sp. 912; K. Heinemeyer, s. v. „Markward I. von Fulda“, LexMA 6, Sp. 315; Hussong, Reichsabtei Fulda, S. 143 f. u. 146 mit Anm. 496 u. S. 163; Kathrein, s. v. „Fulda, St. Salvator – Geschichtlicher Überblick“, GermBen 7, S. 239; Meyer zu Ermgassen, *Nominis nostri*, S. 201-205 u. 259-263; Müller, Eberhard und Thüringen, Teil I, S. 4 f., 10 f., 34 f. u. 39; Roller, Eberhard, S. 23, 33 f., 43, 48-50, 54-56, 64, 68 f. u. 71-79; *Traditiones et Antiquitates*, Vorrede, S. XIII f.; Urkundenbuch Fulda, Einleitung, S. XXVIII f. u. XXXII-XXXIV u. Worstbrock, s. v. „Marquard von Fulda“, VerLex 6, Sp. 80.

wandelte sich allerdings seine Einschätzung im Laufe der Zeit auf ähnliche Weise wie diejenige Lamperts. Zunächst wurden beide wegen ihrer auf das Wohl des Heimatklosters ausgerichteten Tendenz vor Ort natürlich schon im Mittelalter gerne benutzt, was sogar von einer – wenn auch beschränkten – Heranziehung an anderen Stätten begleitet wurde. Die anfängliche Hochschätzung ging beim „Codex Eberhardi“ so weit, dass er eine regelrechte Monopolstellung besaß, wie wir etwa anhand seiner Bevorzugung gegenüber den Urtexten sahen (Kap. III.2.a). Einen vergleichbar herausgehobenen Erfolg zeitigten ja Lamperts „Annales“ zumindest nach ihrer Wiederentdeckung durch die Humanisten, indem sie lange Zeit fahrlässig als wichtigste Quelle zur Reichsgeschichte Heinrichs IV. angesehen wurden (Kap. II.3).

Doch stieß man Eberhard noch ungleich früher von seinem Sockel, da seine herausgehobene Position nach dem Urteil von E. STENGEL (1958) *keineswegs verdient*<sup>389</sup> war. Denn im Gegensatz zu Lampert, der noch bis ins 19. Jahrhundert eher kritiklos herangezogen wurde, wertete man den Fuldaer Mönchskollegen zwar ebenfalls schon früh für Urkundeneditionen zur Geschichte des mittelalterlichen Reiches aus, doch wurden die Diplomatiker beim „Codex Eberhardi“ recht schnell mit fundamentalen Problemen bei der kritischen Benutzung konfrontiert. Denn der Kopist ging mit dem Quellenmaterial nicht immer sehr sorgfältig um und ließ es nicht an Interpolationen und Fälschungen fehlen, indem er abgesehen von bezeichnenden Ausnahmen kaum eine der benutzten Urkunden getreu wiedergab und sogar nicht wenige selbst erfand. So wurde bereits den Gelehrten des 18. Jahrhunderts der schwierige Quellencharakter bewusst, was etwa J. SCHANNAT (1683-1739) beständig in seinen Editionen durchblicken ließ, wenngleich er ja selbst kein Unschuldslamm war (Kap. I.3). Obwohl dann auch J. F. FALKE laut E. STENGEL zur gleichen Zunft zählte, bezeichnete dieser den Kompilator 1752 dezidiert als *falsarius*<sup>390</sup>. Jedoch kann das 1789 von H. B. WENCK gefällte Urteil, Eberhard zu einem *albernen Concipisten*<sup>391</sup> zu erklären, inhaltlich nur auf die nachlässige Unvernunft bezogen werden, mit der unser Mönch seine Urkunden exzerpierte. Freilich ist der Codex insgesamt in die diplomatische Literatur als Musterbeispiel für allerlei negative Entgleisungen eingegangen: So hob M. TANGL (1899) mehrfach dessen *Unzuverlässigkeit*<sup>392</sup> hervor und fand noch weitere vernichtende Urteile, indem er die Texte Eberhards *entstellt*<sup>393</sup> nannte, den Mönch selbst als den *unsichersten aller Kopisten*<sup>394</sup> bezeichnete und das von ihm geschaffene Werk als *berüchtigte[s]*<sup>395</sup> Produkt abqualifizierte. Darüber hinaus sprach H. BRESSLAU (1889/1968) gar von *Fälschung und Betrug*<sup>396</sup>. Im Ganzen hat Eberhard gemäß K. FOLTZ (1878) den Diplomatikern *manchen bösen Streich gespielt*<sup>397</sup>, worüber diese denn auch ihre Entrüstung kundtaten. Jedoch schwankte das Urteil sehr stark je nachdem, mit welcher Sparte der von Eberhard tradierten Quellen sich der betreffende Forscher zuerst ausführlich befasste, wie wir schon beim summarienbedingten Positivbild von K. WISLICENUS (1897) gesehen haben (Kap. III.2.a). Zumindest wurde der „Codex Eberhardi“ wegen seiner unbestreitbaren Bedeutung schon im 19. Jahrhundert für die

<sup>389</sup> Urkundenbuch Fulda, Einleitung, S. XXXII, Z. 9.

<sup>390</sup> Codex traditionum Corbeiensium [1752], 81. Zit. n.: Traditiones et Antiquitates, Vorrede, S. XIII, Z. 15. Vgl. Urkundenbuch Fulda, Einleitung, S. XXXII, Anm. 4, Z. 45 (übersetzt).

<sup>391</sup> Wenck, Hessische Landesgeschichte II, Nr. 410, Anm. k. Zit. n.: Traditiones et Antiquitates, Vorrede, S. XIII, Z. 16. Vgl. Urkundenbuch Fulda, Einleitung, S. XXXII, Anm. 4, Z. 46.

<sup>392</sup> TANGL, Michael: Die Fuldaer Privilegienfrage; in: Das Mittelalter in Quellenkunde und Diplomatik. Ausgewählte Schriften I; 1966; S. 489-539, speziell S. 506, Anm. 78 u. S. 523. Zit. n.: Meyer zu Ermgassen, Nominis nostri, S. 202, Z. 2.

<sup>393</sup> Tangl, Privilegienfrage, S. 506, Anm. 78. Zit. n.: Meyer zu Ermgassen, Nominis nostri, S. 202, Anm. 3.

<sup>394</sup> Tangl, Privilegienfrage, S. 524. Zit. n.: Meyer zu Ermgassen, Nominis nostri, S. 202, Anm. 3.

<sup>395</sup> Tangl, Privilegienfrage, S. 519. Zit. n.: Meyer zu Ermgassen, Nominis nostri, S. 202, Z. 3.

<sup>396</sup> BRESSLAU, Harry: Handbuch der Urkundenlehre für Deutschland und Italien; 2 Bände; 4. Auflage; 1968, hier Band 1, S. 97. Zit. n.: Meyer zu Ermgassen, Nominis nostri, S. 202, Z. 2.

<sup>397</sup> Foltz, Eberhard, S. 501. Zit. n.: Codex Eberhardi I, Einleitung, S. X, Z. 9.

wichtigsten Quellensammlungen oder -bearbeitungen zur deutschen Geschichte des Mittelalters herangezogen, während in ihm überlieferte Fuldaer Urkunden als Demonstrationsobjekte ihren Weg in die Standardwerke der Mediävistik und der Historischen Hilfswissenschaften des 19. und 20. Jahrhunderts fanden. Zudem arbeitete die diplomatische Forschung, an welche der Codex heute noch die allerhöchsten Ansprüche stellt, in der zweiten Hälfte des 19. und der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts genauer heraus, was Eberhard aus dem von ihm herangezogenen Stoff machte, wobei neben T. SICKEL und anderen namentlich auf O. ROLLER (1901) zu verweisen ist<sup>398</sup>. Dieser konstatierte zwar in seiner eingehenden Gesamtuntersuchung, die erstmals global neben ältere Teildarstellungen trat, auch all die von früheren Diplomatikern erhobenen formalen Verstöße (Kap. III.2.a), doch schloss er mit einem durchaus relativierenden Urteil:

*Immerhin muss man, um sich das Bild Eberhards nicht zu schwarz vorzustellen, festhalten, dass bei weitem die grössere Zahl seiner Urkunden getreu wiedergegeben ist, und dass seine Neufälschungen und Interpolationen auch nur die angefochtenen, aber wohl erworbenen Rechte und Besitzungen des Klosters sichern sollen*<sup>399</sup>.

Dabei sah der Forscher die Fälschungstätigkeit Eberhards angesichts der Gesamtleistung als rein formal und inhaltlich eher geringfügig an. Bei O. ROLLER ist im Sinne von H. MEYER ZU ERMGASSEN (1995) positiv hervorzuheben, dass er im Gegensatz zu vielen Eberhardkritikern den Codex nicht nur ausschnittsweise zur Kenntnis nahm, wie dies die etwas problematische Editionstechnik von E. DRONKE (1844/50) mit der Verteilung auf zwei Werke mit sich gebracht hatte, wodurch eine genauere Betrachtung der Absichten und Methoden des Mönchs erschwert wurde (Kap. I.3). Vielmehr konnte der neue Ansatz Eberhards Tun und Lassen besser im Gesamtkontext seines Werkes einordnen und daraus Rückschlüsse auf seine Beweggründe ziehen. Folglich stand zwar auch für E. STENGEL (1958) prinzipiell der negative Ruf Eberhards eindeutig fest, indem das reichlich mit Interpolationen und Fälschungen versehene Werk in der Traditionshistorie des frühmittelalterlichen Urkundenwesens korrekt als *ein Gipfel der Unzuverlässigkeit*<sup>400</sup> eingeordnet werde. Allerdings musste der Forscher im Blick auf O. ROLLER hinzufügen, dass diese negative Eigenschaft bei Eberhard nicht von Anfang an vorhanden war, sondern erst schleichend zunahm. Denn große Teile des Codex kamen tatsächlich noch ziemlich ohne die Sucht nach Entstellung und Erfindung aus, nämlich etwa die erste Reihe der Papsturkunden, die ersten Diplome, die Kirchspielbeschreibungen sowie die Urbare. Freilich wurde laut H. MEYER ZU ERMGASSEN (2009) in der Würdigung des Codex durch E. STENGEL als Sammelbecken der damals vor Ort vorhandenen Fuldaer Überlieferung (Kap. III.2.a) Eberhards persönliche Leistung und seine Absichtsbekundungen noch nicht berücksichtigt. Demnach ging man in der zweiten Hälfte des 20. Jahrhunderts ähnlich wie bei Lampert vollends dazu über, den Mönch nicht pauschal zu verteufeln, sondern ihn kritisch in seine Umgebung einzuordnen. Das Kompendium darf daher auch nicht mehr primär als Lieferant von mehr oder weniger verfälschten Urkunden gesehen werden, wie dies ja letztlich noch E. STENGEL mit seinem Urkundenbuch tat. Vielmehr muss man den Codex als eigenständiges Werk mit individueller innerer Ordnung sowie struktureller Zweckmäßigkeit einstufen, was just auch der Neuansatz durch die Edition von H. MEYER ZU ERMGASSEN (1995/96, 2007, 2009) verdeutlicht, der quasi das ins Stocken geratene Urkundenbuch modifizierte (Kap. I.3). Dazu zog er etwa eine Feststellung von K. GLÖCKNER (1929) heran, die dieser einst auf den selbst edierten „Codex Laureshamensis“ angewandt

<sup>398</sup> Genauere Auflistung in: Urkundenbuch Fulda, Einleitung, S. XXXII, Anm. 5. Beginnend mit Sickel, Beiträge II, 141 u. Acta II, 213. Namentlich aber: Roller, Eberhard, S. 20-79. Vgl. Kap. I.4.

<sup>399</sup> Roller, Eberhard, S. 75, Z. 14 - S. 76, Z. 5.

<sup>400</sup> Urkundenbuch Fulda, Einleitung, S. XXXII, Z. 16.

hatte (Kap. IV.3). Die Aussage lässt sich freilich laut Ersterem auch auf den „Codex Eberhardi“ übertragen. Beide Kopiare sind ja sowieso nicht nur genremäßig verwandt (Kap. III.2.a):

*Eine kritische Würdigung [...] und eine umsichtige Verwertung der einzelnen Urkunden ist nur dann möglich, wenn man sich den Aufbau des Ganzen und die Stellung, welche die einzelne Urkunde darin einnimmt, vor Augen hält*<sup>401</sup>.

Hier ist auf die allgemeine Erkenntnis zu verweisen, die inzwischen die moderne Geschichtswissenschaft hinsichtlich solcher Amtsbücher gewonnen hat, indem nun grundsätzlich deren eigener Quellenwert anerkannt wird. Wäre allein daraus schon eine programmatisch und erstmalig an den Buchstaben der Handschrift orientierte, neue Edition des „Codex Eberhardi“ begründet, so verstärkt sich die Notwendigkeit noch durch die speziellen Erfahrungen mit der Quelle selbst. Daran anknüpfend muss eine Neubewertung daher laut H. MEYER ZU ERMGASSEN gerade durch Einschätzungen erfolgen, die primär auf einer genauer als bisher erfolgenden Beachtung der Selbstäußerungen Eberhards beruhen<sup>402</sup>. Wir werden demnach in unserem weiteren Vorgehen zunächst einige diplomatische Beobachtungen zu Eberhards Haltung aufzeigen und diese schließlich anhand seiner Selbstzeugnisse einordnen. Denn prinzipiell ist weiter W. MÜLLER (1987) zu folgen, dass der „Codex Eberhardi“ in diplomatischer Hinsicht *mit zu den schwierigsten mittelalterlichen Überlieferungen zählt* und die Arbeit mit ihm *allerhöchste Ansprüche an die Quellenkritik stellt*<sup>403</sup>.

Inhaltlich erscheint Eberhards Werk aber fraglos auch heute noch laut B. HÄUPTLI (2007) als *eine der umfangreichsten Fälschungsaktivitäten des Mittelalters*<sup>404</sup>. Insgesamt konnte man ihm nämlich zahlreiche Fälschungen, Interpolationen und teils willkürliche Änderungen nachweisen, indem kaum eine der benutzten Urkunden getreu wiedergegeben ist und nicht wenige gar selbst erfunden sind. Gemäß B. HÄUPTLI verschleierte Eberhard dann sogar seine Tätigkeit durch die anschließende Vernichtung von Originalurkunden<sup>405</sup>. Unter den erheblichen Verfälschungen von Rechtstiteln sticht vor allem eine Anzahl frei erfundener älterer Papsturkunden und Immunitäten heraus, wir wir gleich sehen werden. Bei seinem Vorhaben ging es Eberhard als heimatverbundenem Mönch der Reichsabtei Fulda um die Sicherung alter Besitztitel, wenn möglich aller Ansprüche seines Klosters, die in Erfahrung zu bringen waren. Er stöberte sie bis in die letzten Winkel der einst enorm weiträumigen Fuldaer Grundherrschaft auf, die freilich inzwischen durch Zerfall stark in Mitleidenschaft gezogen worden war (Kap. IV.3). Fand er dabei für bestimmte Orte keine oder nur ungenügende rechtliche Unterlagen, so brachte er deren Namen entweder in von ihm erfundenen Aktenstücken unter oder schwärzte sie in echte Urkunden ein. Bezüglich des im Fuldaer Urkundenbuch behandelten Zeitraums bis 802 konnte E. STENGEL für den ersten Fall 11 Beispiele aufführen, beginnend mit der gefälschten Königsurkunde zu 744-747 (UB Nr. 8)<sup>406</sup>, während es für den zweiten Fall nur drei Exempel zu verzeichnen gab, angefangen mit einer verfälschten Königsurkunde zum Juni 760 (UB Nr. 35)<sup>407</sup>. Manchmal rückte Eberhard freilich diese Ortsbezeichnungen sogar einfach an die Stelle anderer, da diese sonstwo genügend gesichert oder ihm unbekannt waren. Dies traf besonders gern solche, die ähnlich hießen. Hier verzeichnete

<sup>401</sup> CODEX LAURESHAMENSIS: herausgegeben von Karl Glöckner; Arbeiten der Historischen Kommission für den Volksstaat Hessen; Band 1; 1929; S. 63. Zit. n.: Codex Eberhardi I, Einleitung, S. XI, Z. 2-5.

<sup>402</sup> Chronologisch: Meyer zu Ermgassen, *Nominis nostri*, S. 201-267; Codex Eberhardi I, Einleitung, S. XI-XIV u. Codex Eberhardi IV, Buchschmuck, S. 1-115.

<sup>403</sup> Müller, Eberhard und Thüringen, Teil I, S. 5, Z. 5-7.

<sup>404</sup> Häuptli, s. v. „Markward I. von Fulda (Marquard, Marcuardus)“, BBKL 27 (Erg. 14), Sp. 912, Z. 22-24.

<sup>405</sup> Häuptli, s. v. „Markward I. von Fulda (Marquard, Marcuardus)“, BBKL 27 (Erg. 14), Sp. 912.

<sup>406</sup> Urkundenbuch Fulda, Einleitung, S. XXXII. Anfang mit: Urkundenbuch Fulda, Nr. 8, S. 12-14 = Codex Eberhardi II, fol. 70 v - 71 r, S. 111 f. Dazu: Roller, Eberhard, Beilage I, Nr. 218, S. 44 f.

<sup>407</sup> Urkundenbuch Fulda, Einleitung, S. XXXII. Beginn mit: Urkundenbuch Fulda, Nr. 35, S. 59-63 = Codex Eberhardi II, fol. 7 v, S. 11 f. Dazu: Roller, Eberhard, Beilage I, Nr. 142, S. 26 f.

E. STENGEL bis 802 ganze 16 Beispiele, beginnend mit einer Privaturkunde vom 11. Mai 765 (UB Nr. 42), die Eberhard nur als Auszug vom Original-Chartular bot<sup>408</sup>.

Viel lag ihm dabei gerade an der königlichen Beglaubigung, indem er damit die höchste weltliche Autorität aufbieten konnte. So hüllte er mit besonderer Vorliebe Ansprüche, die in seinen Augen nicht genügend gesichert waren, in das Gewand von Diplomen, wozu E. STENGEL bis 802 vier Beispiele anführte, an der Spitze wiederum UB Nr. 35<sup>409</sup>. Daran anknüpfend verwandelte Eberhard zudem Privaturkunden, die er durchaus im Wortlaut aufnahm, entweder ganz in Königsurkunden oder versuchte sie zumindest durch die angebliche *praesentia*<sup>410</sup> beziehungsweise das Monogramm und die Signumszeile des Monarchen zu ergänzen und damit zu untermauern. Hierzu fand E. STENGEL bis 802 sechs Beispiele, angefangen mit einer Privaturkunde vom 20. Januar 772 (UB Nr. 206), die Eberhard zudem als Chartularauszug unterbrachte (Kap. IV.<sub>3</sub>)<sup>411</sup>. H. MEYER ZU ERMGASSEN erwähnte etwa die drei vorher platzierten Privaturkunden, die Eberhard – nachträglich! – um eine erfundene Signumszeile mit königlichem Monogramm vermehrte und so zu Diplomen hochstilisierte (Nr. 203-205)<sup>412</sup>. Denn wie Eberhard immer wieder seine Vorbilder und Verfahrensmuster aus salischen und späteren Urkunden bezogen habe, so könnte er dem Forscher zufolge auch hier das Vorbild Heinrichs IV. (1056/84-1106) geltend gemacht haben, der schon laut A. GAWLIK (1978) *der erste König der nachkarolingischen Zeit gewesen sei, der sich bereit fand, Urk[unden] anderer Aussteller durch Unterfertigung zu beglaubigen*<sup>413</sup>. Ein Verzeichnis aller Privaturkunden, denen Eberhard durch angebliche Beteiligung eines Königs oder Kaisers höhere Weihen gab, entstand schon 1878 in der Spezialuntersuchung von K. FOLTZ (Kap. I.<sub>4</sub>)<sup>414</sup>. Der prominenteste Rang im Codex wurde aber den großen Reihen der königlichen Verleihungen und Bestätigungen von Immunität, Zehnt und Zoll sowie den päpstlichen Privilegien über Exemption und Schutz eingeräumt, was ja bereits der Gesamtaufbau nahelegt (Kap. III.<sub>2.a</sub>). Eberhard kopierte sie bekanntlich zwar anfangs recht originalgetreu, doch interpolierte er sie bei fortschreitender Arbeit immer mehr und vielgestaltiger stilistisch wie inhaltlich. Schließlich ergänzte er die Privilegien und Diplome durch viele ganz erfundene Stücke: Dabei handelte es sich ja einerseits um 10 salische und nachsalische Immunitäten („Salierimmunitäten“)<sup>415</sup>, die er geschickt in seine Reihe der Kaiser- und Königsurkunden<sup>416</sup> einschleuste, und andererseits um etwa 15 Exemptionsprivilegien, die er in der zweiten und letzten Serie von Papsturkunden<sup>417</sup> wertsteigernd unterbrachte (Kap. III.<sub>2.a</sub>).

Insgesamt hat man es also im Sinne von E. STENGEL mit einem stark verschnörkelten und durchwachsenen Werk zu tun, das die diplomatische Kritik vor hohe und nicht immer zu

<sup>408</sup> Urkundenbuch Fulda, Einleitung, S. XXXIII. Anfang mit: Urkundenbuch Fulda, Nr. 42, S. 72 f. Auszug aus Original-Chartular: Traditiones et Antiquitates, Teil I, cap. 3, Nr. 40, S. 7 = Urkundenbuch Fulda, Nr. 42, S. 72, Anm. II = Codex Eberhardi I, fol. 138 v a, Nr. 40, S. 215.

<sup>409</sup> Urkundenbuch Fulda, Einleitung, S. XXXIII. Zum Beginn siehe wieder Fußnote 407.

<sup>410</sup> Zit. n.: Urkundenbuch Fulda, Einleitung, S. XXXIII, Z. 10.

<sup>411</sup> Urkundenbuch Fulda, Einleitung, S. XXXIII. Anfang mit: Codex diplomaticus, Nr. 68, S. 42 f. = Urkundenbuch Fulda, Nr. 57 a+b, S. 93-99 = Codex Eberhardi II, fol. 60 v - 61 r, S. 95-97 (b=E<sup>1</sup>). Dazu: Roller, Eberhard, Beilage I, Nr. 206, S. 42 f. Auszug: Traditiones et Antiquitates, Teil I, cap. 38, Nr. 17, S. 69 = Urkundenbuch Fulda, Nr. 57, S. 94, Anm. II = Müller, Eberhard und Thüringen, Teil II, Anhang, Band 1, Nr. 17, S. 6 = Codex Eberhardi II, fol. 83 v b, Nr. 17, S. 132 (E<sup>2</sup>).

<sup>412</sup> Codex Eberhardi II, fol. 57 v - 60 r, S. 90-95. Dazu: Meyer zu Ermgassen, Nominis nostri, S. 235 f. u. Roller, Eberhard, Beilage I, Nr. 203-205, S. 40-43.

<sup>413</sup> MGH D. H. IV., Einleitung, S. CII. Zitat: Meyer zu Ermgassen, Nominis nostri, S. 236, Anm. 204.

<sup>414</sup> Foltz, Eberhard, S. 506-508.

<sup>415</sup> Codex Eberhardi I, fol. 120 v - 121 v, 124 r - 130 r, 131 v - 135 v, S. 186-188, 193-202 u. 204-210. Dazu: Roller, Eberhard, S. 57-60 u. Beilage I, Nr. 100, 103-108 u. 110-112, S. 18-21.

<sup>416</sup> Codex Eberhardi I, fol. 72 r - 135 v, S. 115-210. Dazu: Roller, Eberhard, Beilage I, Nr. 60-112, S. 12-21.

<sup>417</sup> Codex Eberhardi I, fol. 31 r - 69 r, S. 56-110. Dazu: Roller, Eberhard, Beilage I, Nr. 28-59, S. 6-11.



meisternde Herausforderungen stellt<sup>418</sup>. Demnach sei bei der Bearbeitung des Codex auch eine individuelle und komplizierte Editionstechnik vonnöten. Wie sehr man die Zusätze und Fälschungen des Kompilators feststellen und sauber abgrenzen kann, ist zum großen Teil davon abhängig, ob man dessen marottenhafte Lieblingsthemen und stark persönlich gefärbte Sprache kennt. Daher wurde dieser individuelle Ausdruck schon im Text und den Fußnoten des Urkundenbuchs von 1958 ganz behandelt und im Glossar weitgehend einbezogen. Ein weiteres objektives Kriterium entdeckt man bei den Königsdiplomen und Papsturkunden: Denn dort fügte ja ein späterer Schreiber meistens einen Besiegelungsvermerk *sigill[ata]* beziehungsweise *bull[ata]* *est* oder *fuit* hinzu<sup>419</sup>. Gemäß E. STENGEL stammte die Hand aus dem 14. Jahrhundert, was H. MEYER ZU ERMGASSEN (1995) aber glaubwürdig ins 15. Jahrhundert korrigierte. Damals wurde der Codex bekanntlich regelrecht durchforstet, indem man ihn mit dem Archivbestand verglich und zu jedem Stück, das man in der Ausfertigung antraf, den besagten Vermerk ergänzte. Die Bemerkung stimmt laut E. STENGEL wirklich in allen Fällen, in denen man heute noch eine jetzt oder ehemals besiegelte Urschrift (oder Abschrift) findet. So kann man aus der Angabe auch dort, wo dies nicht gegeben ist, auf seither verlorene Urschriften oder zumindest Einzelkopien schließen: Dies wäre bei 14 Abschriften Eberhards der Fall, an der Spitze eine echte Papsturkunde von März 1031 (Nr. 27)<sup>420</sup>. Beim fünften und beim letzten Beispiel muss es nachträglich Einzelkopien gegeben haben, nämlich bei zwei gefälschten Königsurkunden zum Juni 760<sup>421</sup> und zu 768-779<sup>422</sup> (Nr. 165, 214).

Schon bedingt durch seinen Erfahrungshorizont (Kap. III.4), drehten sich Eberhards Interessen grundsätzlich nur um sein Kloster. Damit agierte er folglich genauso wie vor ihm schon Lampert von Hersfeld, nur eben beim Nachbarn (Kap. II.3). Diese klare Präferenz verwundert bei unserem Kompilator insofern schon nicht, weil die schwierige gegenwärtige Situation der Bonifatiusabtei ja letztlich erst zur Abfassung des „Codex Eberhardi“ geführt hatte. Trotz aller Krisenzeichen hob Eberhard so auch weiter die besondere Position Fuldas gegenüber anderen Klöstern gebührend hervor, wozu ihm just der nahe Konkurrent Hersfeld eine gute Gelegenheit zu bieten schien. Denn einst hatte Kaiser Heinrich II. (1002/14-1024) am 9. März 1024 in einem Bamberger Schiedsspruch eine wichtige Entscheidung bezüglich der beständigen Zwistigkeiten zwischen den Klosterleuten von Hersfeld und Fulda getroffen (Kap. IV.7), deren heute noch erhaltene Fuldaer Originalausfertigung auch vom dortigen Kopisten mit vielen Varianten und kleineren formalen Einschiebungen – aber ohne den Schlussteil von *conatum tamen* an (nebst Eschatokoll) – in den Codex aufgenommen wurde (Nr. 191)<sup>423</sup>. In Originalband 2 (K 426) beginnt das Rubrum in der ersten Seitenzeile und setzt sich dreizeilig am rechten Rand fort. Die Kapitelzahl steht mit roter Tinte ebenfalls rechts:

*Qualiter temporibus Heinrici imperatoribus composita est sedicio inter Fuldensem familiam et Herfeldensem. [Capitulum] XLVIII*<sup>424</sup>.

<sup>418</sup> Zur Editionsproblematik: Urkundenbuch Fulda, Einleitung, S. XXXIII.

<sup>419</sup> Quellenbelege siehe oben Fußnote 379.

<sup>420</sup> Auf Basis von O. ROLLER: Urkundenbuch Fulda, Einleitung, S. XXXIII, Anm. 7. An der Spitze: Codex Eberhardi I, fol. 29 v - 30 r, S. 54 f. Dazu: Roller, Eberhard, Beilage I, Nr. 27, S. 4 f.

<sup>421</sup> Urkundenbuch Fulda, Nr. 36, S. 59-63 = Codex Eberhardi II, fol. 24 v, S. 38 f. Dazu: Roller, Eberhard, Beilage I, Nr. 165, S. 30 f.

<sup>422</sup> Urkundenbuch Fulda, Nr. 140, S. 196-199 = Codex Eberhardi II, fol. 67 v, S. 106 f. Dazu: Roller, Eberhard, Beilage I, Nr. 214, S. 44 f.

<sup>423</sup> Codex diplomaticus, Nr. 737, S. 348 f. = MGH D. H. II., Nr. 507 a (Fulda) u. b (Hersfeld), S. 648-650 = Urkundenbuch Hersfeld, Nr. 87 (Hersfeld) u. 88 (Fulda), S. 161-165 = Codex Eberhardi II, fol. 48 r+v, S. 76-78. Dazu: Roller, Eberhard, Beilage I, Nr. 191, S. 38 f. Zitat: MGH D. H. II., Nr. 507 a, S. 649, Z. 46. Vgl. aber Urkundenbuch Hersfeld, Nr. 88, S. 165, Z. 2: *conatumque tamen*.

<sup>424</sup> Überschrift: Codex Eberhardi II, fol. 48 r, S. 76, Z. 21 f.

Freilich genügte Eberhard der einst vom Kaiser betont gleichberechtigt gefällte Schiedsspruch nicht, so dass er durch eine den Schluss ersetzende Interpolation ausdrücklich daran erinnerte, dass sein Bonifatiuskloster kraft des vom Papst verliehenen Primats über alle Kirchen Galliens (Kap. IV.<sub>2</sub>) den Vorrang auch gerade gegenüber dem Nachbarkloster besitze:

*Verum licet equitatis dictante iusticia de ambabus ecclesiis pariliter diffinitum sit, tamen considerandum est, quod domini apostolici Fuldensem super omnes ecclesias Gallię preposuerunt minorque cedat maiori*<sup>425</sup>.

Dass er da Fulda bereits in der Überschrift zuerst nannte, versteht sich von selbst. Dessen Hervorhebung kann man im Codex längst bei früheren Ereignissen erkennen, so dass daraus wie bei Lamperts Hersfelder Werken ein regelrechtes Programm wird: Denn Eberhard datierte schon die Gründung des Bonifatiusklosters indirekt weit vor das echte Jahr 744 zurück, um dieses noch althehrwürdiger erscheinen zu lassen. Nebenbei kam Fulda so zeitlich auch wieder vor den Nachbarn Hersfeld, wo eine erste Einsiedelei 736 begründet und später von Lampert gleichfalls offensiv bereits als Kloster bezeichnet worden war (Kap. IV.<sub>1</sub>). Eberhards Vorgehen wird hauptsächlich an einer oben angedeuteten Fälschung deutlich (Nr. 218), die 744-747 einzuordnen wäre (Kap. III.<sub>2.a</sub>)<sup>426</sup>. Durch sie bestätigten die *reges*<sup>427</sup> (!) Karlmann (741-747) und Pippin (741/51-768) die Schenkungen ihrer Vorfahren Pippin und Karl in Sachsen, Thüringen, Hessen, Grabfeld, Tullifeld, Wetterau, Rheingau, Wormsgau, Saalegau, Bayern, Schwaben und Elsass. Dazu ergänzten sie die vier Hofgüter zu Geisa, Oberufhausen, Unterreichenbach sowie Wegfurt und erteilten dem Abt die Berechtigung, die Vogtei im Ort Fulda nach Belieben zu vergeben, um das Kloster und seine Besitzungen zu schützen (Kap. VI.<sub>6</sub>). Indem Eberhard aber Abt Ratger (802-817!) nannte, lieferte er einen kapitalen Anachronismus. Überhaupt ist die Fälschung arg zusammenhanglos konstruiert und zeugt nicht gerade von überragender Geschichtskennntnis (Kap. III.<sub>4</sub>). Ohne Scheu wies er schon auf Hausmeier-Vergabungen Pippins des Mittleren (um 678-714) und Karl Martells (714-741) hin: [...] *traditiones parentum nostrorum, Pippini videlicet et Caroli*, [...] <sup>428</sup>. Sie erstreckten sich angeblich fast über das ganze spätere Ostfrankenreich und klingen damit an den Streubesitz des 9. Jahrhunderts an, den Eberhard aus den Chartularen kannte (Kap. IV.<sub>3</sub>). Freilich gab er eine ursprüngliche Beurkundung der Hausmeier nicht ausdrücklich an<sup>429</sup>. Jedoch erwähnte er im verfälschten Bonifatiusbrief zu 751 (Nr. 28) an Papst Zacharias (741-752)<sup>430</sup> ein *Deperditum*, wonach schon Gregor III. (731-741) dem Erzbischof für das noch unvollendete Kloster ein Schutzprivileg erteilt habe<sup>431</sup>. Auch führte er in dieser Passage den Hospitalepassus ein:

*Antecessor etenim vester presul apostolicus venerandę memorię Gregorius, dum me indignum ordinaret episcopum, obtinui ab eo, ut locum meum meę sepulture previsum, Fuldense videlicet monasterium, nondum quidem perfectum, sed cum dei et vestro adiutorio perficiendum in suum specialiter susciperet presidium beati Petri apostoli presidio muniendum ac Romana auctoritate roborandum atque tuendum. Quod et fecit et dato privilegio sua et beati Petri auctoritate confirmavit et banni sui vinculo sub testificatione Christi et ecclesię perpetuo anathemate eos constrinxit, qui de stipendio fratrum vel de decimis et oblationibus fidelium vel ad hospitale pauperum seu ad portam hospitum pertinentibus rebus quicquam distraxerit*<sup>432</sup>.

<sup>425</sup> Codex Eberhardi II, fol. 48 v, S. 78, Z. 1-3.

<sup>426</sup> Urkundenbuch Fulda, Nr. 8, S. 12-14 = Codex Eberhardi II, fol. 70 v - 71 r, S. 111 f. Dazu: Roller, Eberhard, Beilage I, Nr. 218, S. 44 f.

<sup>427</sup> Codex Eberhardi II, fol. 70 v, S. 111, Z. 2.

<sup>428</sup> Codex Eberhardi II, fol. 70 v, S. 111, Z. 13 f.

<sup>429</sup> Urkundenbuch Fulda, Nr. 1 f., S. 1.

<sup>430</sup> Codex diplomaticus, Nr. 3, S. 1 f. = Urkundenbuch Fulda, Nr. 14, S. 19-25 = Codex Eberhardi I, fol. 31 r+v, S. 56-58. Dazu: Roller, Eberhard, Beilage I, Nr. 28, S. 6 f.

<sup>431</sup> Urkundenbuch Fulda, Nr. 3, S. 1.

<sup>432</sup> Codex Eberhardi I, fol. 31 r+v, S. 57, Z. 5-15. Vorlage: Urkundenbuch Fulda, Nr. 13, S. 23, Z. 4-7.

Insgesamt versuchte also Eberhard wie Urkundenfälscher in Hersfeld (aber auch Lampert), durch ein verlängertes Klosteralter dessen Rechtsstandpunkt zu verbessern. Auch darüber hinaus wurde der Codex wegen zahlreicher Fälschungen in der diplomatischen Literatur eben zum Musterbeispiel für Unzuverlässigkeit, Fälschung und Betrug. Dies machte sie zudem vor allem an formalen Verstößen fest, da Eberhard seine Vorlagen nach Belieben gekürzt oder erweitert habe. So erscheint in einem verfälschten Komplex die zu vertiefende *Branvirst*-Verleihung durch Kaiser Otto II. (973/67-983) vom 25. Juli 980 (Nr. 92) (Kap. IV.3)<sup>433</sup>. Sie steht in K 425 unter einer Überschrift, die sich als Rubrum über die Zeilen 1 bis 3 der Seite erstreckt. Die Kapitelzahl folgt dabei in roter Tinte am linken Rand neben Zeile 1:

*Preceptum Ottonis imperatoris augusti Werinhario abbati concessum super forestem Bramuirst et novalia eius. [Capitulum] XXXII*<sup>434</sup>.

Man findet zunächst zahlreiche, meist orthographische Varianten, die sich besonders in der Schreibung der vielen Namen niederschlagen. Allerdings brachte Eberhard nicht einfach den Originaltext, sondern fügte noch weitergehende Vorrechte der Abtei hinzu: An Stelle des Eschatokolls setzte er später mit hellerer Tinte und verändertem Duktus ein längeres Verbot an die Nachbarn – damit auch an die Reichsabtei Hersfeld – in den geschenkten Forst hineinzuroden, was er zum Nachdruck wieder mit den höchsten Autoritäten würzte:

*Preterea precipimus et confirmamus, ut nemo hominum ulla affinitate prediorum suorum fretus de eodem foreste aliquod novale sibi facere audeat absque Fuldensis abbatis licentia. Scire autem debent omnes affines et comprovinciales, quia termini Fuldensis ecclesie non solum precepto regum, sed etiam banno apostolicorum ceterorumque sanctorum patrum etiam et ipsius sancti Bonifacii interdicto comprehensi sunt, ut nullus se de his temere intromittere audeat. Quodsi quisquam hominum aliquot ibi novale posuerit, abbas habeat potestatem in utilitatem sue illud ecclesie accipere. Si autem quisquam, quod absit, aliqua potestate fretus resistere et temere aliquod possidere temptaverit, anathema sit*<sup>435</sup>.

Eberhard trug diesen Zusatz nachweislich vor der Rubrizierung ein, da sie ja bereits darauf Bezug nimmt. Für die weggelassene Signumszeile fand er bekanntlich in der Folgeurkunde 93 zum 3. Mai 1020 Verwendung, wo er sie nun einfach anachronistisch anhängte (Kap. III.2.a)<sup>436</sup>. Mit dem Bann in den geschlossenen Herrschaftsgebieten erlangten im Hochmittelalter Reichsabteien wie Fulda und Hersfeld eine Gebotsgewalt, aus der möglicherweise politische Herrschaft entstehen konnte, indem man aus den allgemeinen Nutzungs- und Verfügungsrechten des Abtes extensive Hoheitsrechte im Gericht und anderswo ableitete<sup>437</sup>. So versah Eberhard noch die Wildbannverleihung in der Mark Lupnitz 1014 in seiner Zweitversion (Nr. 190) mit dem Bauverbot von Städten und Burgen in allen Fuldaer Gebieten (Kap. V.9)<sup>438</sup>. Zudem erweiterte er das Wildbanndiplom von 1059 in einer Zweitversion (Nr. 102) um das Recht, dort überall und selbst im würzburgischen *Salzforst* Rodungen anzulegen<sup>439</sup>. Die Echzeller Forstschenkung Ottos I. (936/62-973) von 951 dehnte er schließlich in der

<sup>433</sup> Codex diplomaticus, Nr. 721, S. 336 f. = MGH D. O. II., Nr. 221, S. 250 f. = Codex Eberhardi I, fol. 112 v - 113 r, S. 172-174. Dazu: Roller, Eberhard, Beilage I, Nr. 92, S. 16 f., Beilage II, Nr. 4.

<sup>434</sup> Überschrift: Codex Eberhardi I, fol. 112 v, S. 172, Z. 25 f.

<sup>435</sup> Codex Eberhardi I, fol. 113 r, S. 174, Z. 3-12.

<sup>436</sup> Codex diplomaticus, Nr. 735, S. 347 = MGH D. H. II., Nr. 429, S. 549 f. = Codex Eberhardi I, fol. 113 v - 114 v, S. 174-177. Dazu: Roller, Eberhard, Beilage I, Nr. 93, S. 18 f.

<sup>437</sup> Zu Eberhards Erweiterungen: Hofemann, Territorium Fulda, S. 43 f.

<sup>438</sup> Codex diplomaticus, Nr. 731, S. 344 f. (E<sup>1</sup>) = MGH D. H. II., Nr. 327, S. 413 f. = Codex Eberhardi I, fol. 116 v - 117 v, S. 180-182 (E<sup>1</sup>) u. Codex Eberhardi II, fol. 47 r+v, S. 75 f. (E<sup>2</sup>). Dazu: Roller, Eberhard, Beilage I, Nr. 95, S. 18 f. u. Nr. 190, S. 38 f.

<sup>439</sup> Codex diplomaticus, Nr. 760, S. 367 f. = MGH D. H. IV., Nr. 61, S. 79-81 = Codex Eberhardi I, fol. 119 r+v, S. 184 f. (E<sup>1</sup>) u. [K 427, fol. 80 v] + fol. 123 r+v, S. 191-193 (E<sup>2</sup>). Dazu: Hofemann, Territorium Fulda, S. 37-45 u. Roller, Eberhard, S. 74 u. Beilage I, Nr. 98 u. 102, S. 18-21.

Erstversion (Nr. 90) auf Waldgebiete aus, die sich zu Siedlungen entwickelten<sup>440</sup>. Die Erfolge solcher Versuche blieben in der Territorialisierung aber beschränkt (Kap. IV.<sub>3</sub> + VII).

Allgemein wurden Eberhard bekanntlich noch weitere Fehler von diplomatischer Seite angelastet, die freilich meist durch seine Haltung zu erklären sind (Kap. III.<sub>2.a</sub>). Beispielsweise setzte er sich über jeden Kanzleistil, wenn nicht Urkundenstil überhaupt hinweg, so dass etwa die äußeren und inneren Kriterien für Königs- und Privaturkunden verschwammen. So benutzte er in ein und demselben Schriftstück für den gleichen Herrscher Kaiser- und Königstitulatur. Zudem versah er Privaturkunden mit einem königlichen Monogramm, was ja zu einer besseren Legitimation führen sollte. Für beide Beobachtungen werden wir neben den bereits bekannten noch genügend weitere Beispiele sehen. Hinzu kamen grobe logische und chronologische Fehler, indem er etwa in der gleichen Urkunde Herrscher und Fuldaer Äbte unterschiedlicher Epochen als Zeitgenossen auftreten ließ. Da uns solche Phänomene ebenfalls immer wieder begegnen werden, wollen wir es hier bei einem Beispiel belassen, dass auch ein vorgenanntes Detail aufgreift: Dabei handelt es sich um eine Schenkungsurkunde Ottos II. (973/67-983) an Abt Hatto II. (956-968) vom 18. Januar 967, die als Fragment des Originaldiploms (A) und als Abschrift Eberhards (E) auf uns gekommen ist (Nr. 184)<sup>441</sup>. Freilich erweist sich die Codexversion abgesehen von ihren vielen Varianten und formalen Zusätzen allein schon dadurch als doppelt verfälscht, dass sie einerseits bereits auf den gleichen Tag des Vorjahres 966 datiert wurde und andererseits wiederum erst an Abt Erkanbald (997-1011) gerichtet war, was so und so anachronistisch ist. Inhaltlich findet man eine eberhardtypische, zweimalige Hervorhebung der Brüder. Zudem sind Rekognition und Datum gekürzt. Letztlich steht auch wieder der Kaisertitel statt dem des Königs. Die Abtsfrage jedoch blieb noch in der Forschung relevant: Zunächst nahm J. SCHANNAT den korrekten Namen Hatto in die von ihm als Fälschung erachtete Urkunde auf, was an einer Benutzung des Originals oder einer anderen guten Überlieferung lag, obgleich er sie wie Eberhard fälschlich zu 966 aufführte. Dagegen hielt sich E. DRONKE allgemein an die Codexversion zu 966 und zweifelte J. SCHANNATS Varianten an, die freilich alle dem Original entsprechen.

Darüber hinaus fügte Eberhard als typisches Beispiel für seine Arbeitsweise etwa mehrmals in einer Signumszeile, wo König Konrad I. (911-918) natürlich als Lebender eine Urkunde unterfertigt hatte, noch einen Hinweis auf dessen Begräbnis in der Fuldaer Abteikirche an (Kap. III.<sub>4</sub>)<sup>442</sup>. Der einmalige Fakt einer königlichen Grablege im Bonifatiuskloster war offenbar für Eberhard so bedeutsam, das er ihn zum Ruhm seiner Heimatabtei unbedingt unterbringen wollte (Kap. IV.<sub>2</sub>). Doch zeigt dies gemäß H. MEYER ZU ERMGASSEN auch seinen sehr freien und unbekümmerten Umgang mit den Vorlagen, da Eberhard der von ihm produzierte logische Unsinn, dass ein Verstorbener eine Urkunde ausstellt und beglaubigt, ja nicht entgangen sein könne. Im Kern geht es hier um zwei Konradurkunden von 912, die im Original eine gleichlautende Signumszeile besitzen: *Signum domni Chuonradi* (M) *serenissimi regis*<sup>443</sup>. Zunächst gilt dies für ein Diplom vom 12. April 912, in dem er dem Kloster Immunität, Zehntbezug von den Eigengütern und Wahlrecht bestätigte (Nr. 153)<sup>444</sup>. Während das

<sup>440</sup> Codex diplomaticus, Nr. 688, S. 321 = MGH D. O. I., Nr. 131, S. 211 f. = Codex Eberhardi I, fol. 110 r+v, S. 169 f. (E<sup>1</sup>) u. Codex Eberhardi II, fol. 20 r+v, S. 31 f. (E<sup>2</sup>). Dazu: Roller, Eberhard, Beilage I, Nr. 90, S. 16 f. u. Nr. 159, S. 28 f.

<sup>441</sup> Schannat, Traditiones Fuldenses, Nr. 587, S. 239 = MGH D. O. II., Nr. 13, S. 20 f. (A). Vgl. Codex diplomaticus, Nr. 712, S. 329 = Codex Eberhardi II, fol. 40 r+v, S. 64-66 (E). Dazu: Roller, Eberhard, Beilage I, Nr. 184, S. 36 f.

<sup>442</sup> Eberhard und das Konradgrab: Codex Eberhardi I, Einleitung, S. X, Anm. 7; Meyer zu Ermgassen, Nominis nostri, S. 223 u. Roller, Eberhard, S. 79, Anm. 1.

<sup>443</sup> Meyer zu Ermgassen, Nominis nostri, S. 223, Z. 14 f. Vgl. Codex diplomaticus, Nr. 656, S. 304, Z. 27 u. Nr. 658, S. 306, Z. 11 u. MGH D. Ko. I., Nr. 6, S. 7, Z. 42 u. Nr. 8, S. 9, Z. 39.

<sup>444</sup> Codex diplomaticus, Nr. 656, S. 303 f. = MGH D. Ko. I., Nr. 6, S. 6-8 (A). Vgl. Codex Eberhardi II, fol. 16 r+v, S. 25 f. (E). Dazu: Roller, Eberhard, Beilage I, Nr. 153, S. 28 f.

Original ja schon in Band 1 als Basis verschiedener Versionen gedient hatte, kennen wir die aktuelle Version vom an Konrad III. (1138-1152) angelehnten Königstitel (Kap. III.<sub>2.a</sub>). In dieser Abschrift E ist freilich nur die Dispositio – mit vielen Varianten – dem Original A gemäß, alles andere aber völlig verändert. Allerdings wahrte Eberhard im Kontext kanzleimäßige Formen. Zwar fehlt die Rekognition und erscheint die Datierung verändert wie verkürzt, doch findet man in der Signumszeile eben schon anachronistisch: *Signum Cunrati regis (M) pii atque nobilissimi, qui in Fuldensi requiescit ecclesia*<sup>445</sup>. Gleich im Folgeeintrag zu einer Urkunde vom 1. Juli 912, wonach Konrad I. dem Kloster Fulda unter gewissen Bedingungen den Hof Trebra schenkte, begegnet das Motiv erneut (Nr. 154)<sup>446</sup>. Die Originalurkunde A ist in Eberhards Version E mit vielen teils umfangreichen Varianten und einigen formalen Einschüben versehen. Zudem entdeckt man eine an den Hospitalepassus (Kap. III.<sub>2.a</sub>) erinnernde Interpolation und einige Auslassungen. Als Kuriositäten zählte Eberhard unter den Intervenienten S. Maria auf und machte aus dem Gaunamen *Husitin* durch spätere Korrektur ein geschenktes *praedium*<sup>447</sup>. Bei der verkürzten Rekognition und Datierung interessiert uns aber vor allem die erneut ergänzte Signumszeile: *Signum pii (M) regis Cvnrati, qui in Fuldensi monasterio feliciter quiescit*<sup>448</sup>. Letztlich sehen wir in beiden Fällen auch die Einfügung seiner bevorzugten Vokabel *pius* (Kap. II.<sub>2.a</sub>). Als drittes Beispiel ist keine Signumszeile mehr, sondern die Einleitung eines Verzeichnisses herrscherlicher Schenkungen in Eberhards Heimat Thüringen ohne Datum zu nennen (Nr. 208)<sup>449</sup>. Allgemein lässt sich die Quelle mit einem ersten Präkarienverzeichnis vergleichen (Nr. 118)<sup>450</sup>, wobei jedoch nun ein höherer Grad an Genauigkeit und Zuverlässigkeit auffällt. Die Reihenfolge der bei beiden erscheinenden Angaben ist verändert. Auch ein drittes Urbar spielt hier hinein, wo die Folge mit dem ersten Beispiel übereinstimmt, die Zahlen aber anfangs kleiner (zuverlässiger) als dort (und teils auch im zweiten Beispiel) sind, später aber größer werden (Nr. 264)<sup>451</sup>. Jedenfalls heißt es im hier bedeutsamen zweiten Verzeichnis eingangs des Textes, der im Original K 426 mit circa 11 Zeilen hoher Initiale *T* und erstem Wort in Auszeichnungsschrift beginnt:

*Traditiones Chunradi pii regis, qui requiescit in Fuldensi monasterio, de quibusdam locis Thuringie, quid solvant, et solutione census mancipiorum: [...]*<sup>452</sup>.

Hier wäre freilich bei einer späteren Anfertigung der Liste ein Hinweis auf die Grablege durchaus korrekt. Interessanterweise schrieb dann in Abschrift K 427 eine Hand des 15./16. Jahrhunderts am rechten Rand noch eine lateinisch-deutsche Erläuterung zu *Chunradi*, die auch eine nähere Lokalisierung der Grablege enthält: *Nota, iste Conradus rex requiescit in monasterio Fuldensi zcu dem newe[n] heyltumb*<sup>453</sup>. Die beiden Konradurkunden von 912 (Nr. 153 f.) belegen aber eben auch den Einfluss der zeitgenössischen Reichskanzlei auf Eberhard, da er die jüngere Titulatur Konrads III. (1138-1152) als *rex Romanorum* auf die seines gleichnamigen Vorgängers übertrug und von *Chunradus/Cvnradus divina favente clementia*

<sup>445</sup> Codex Eberhardi II, fol. 16 v, S. 26, Z. 26 f.

<sup>446</sup> Codex diplomaticus, Nr. 658, S. 305 f. = MGH D. Ko. I., Nr. 8, S. 9 (A). Vgl. Codex Eberhardi II, fol. 17 r+v, S. 27 f. (E). Dazu: Roller, Eberhard, Beilage I, Nr. 154, S. 28 f.

<sup>447</sup> Zit. n.: Roller, Eberhard, Beilage I, Nr. 154, S. 29, Z. 19 f.

<sup>448</sup> Codex Eberhardi II, fol. 17 v, S. 28, Z. 15.

<sup>449</sup> Traditiones et Antiquitates, Teil I, cap. 34, S. 64 f. = Codex Eberhardi II, fol. 62 v - 63 r, S. 98-100. Dazu: Roller, Eberhard, Beilage I, Nr. 208, S. 42 f.

<sup>450</sup> Traditiones et Antiquitates, Teil I, cap. 8, S. 52 f. = Codex Eberhardi I, fol. 170 v b - 171 v a, S. 309-312. Dazu: Roller, Eberhard, Beilage I, Nr. 118, S. 22 f.

<sup>451</sup> Traditiones et Antiquitates, Teil I, cap. 47, S. 132 f. = Codex Eberhardi II, fol. 149 r, S. 286. Dazu: Roller, Eberhard, Beilage I, Nr. 264, S. 58 f.

<sup>452</sup> Codex Eberhardi II, fol. 62 v, S. 98, Z. 18 f.

<sup>453</sup> Codex Eberhardi II, fol. 62 v, S. 98, Anm. e, Z. 38 f.

*rex Romanorum augustus*<sup>454</sup> sprach, indem er *Romanorum augustus* beim Original ergänzte (Kap. III.2.a). Gleichfalls wie nach damaligem Kanzleistil trennte er ja auch das Monogramm regelmäßig von der Signumszeile. Allerdings kann man in den gezeigten Fällen die größten Anachronismen noch durch bestimmte Zeitangaben entlarven, wogegen Eberhard bekanntlich bei seinen Chartularauszügen gleich grundsätzlich auf Datierungen verzichtete. Doch ist festzuhalten, dass Eberhard bei aller Unbedenklichkeit in den Formalien immerhin einen sicheren Umgang mit den Versatzstücken des Urkundenformulars zeigte. Außerdem sind trotz allem bei Weitem die meisten Urkunden getreu wiedergegeben und die sonst vorgenommenen Neufälschungen und Interpolationen sollten allein die angefochtenen, aber korrekt erworbenen klösterlichen Besitzungen und Rechte sichern. Demnach muss der Codex nicht nur in Auszügen, sondern in seinem ursprünglichen Aufbau analysiert werden, da die kritische Würdigung einer Urkunde allein anhand ihrer Stellung im Werkkontext möglich ist.

Insgesamt ist aber auf zwei völlig unterschiedliche Interpretationsansätze zu verweisen, die sich um das Verhältnis von Mönch und Abt drehen: Hier deuten sich schon bei den übergeordneten Gesinnungen Unterschiede an, da Eberhard im Gegensatz zum hirsauisch geprägten Marquard I. (Kap. VI.7) laut E. STENGEL kaum ein Hirsauer war, was auch für die künstlerische Einordnung seines Werkes interessant ist (Kap. III.2.a). Selbst wenn dies für den täglichen Umgang keine Auswirkungen gehabt haben muss, ist doch in praktischer Hinsicht aus ungleich gewichtigeren Gründen eine mögliche Zusammenarbeit am „Codex Eberhardi“ kritisch zu hinterfragen, woran sich freilich die Geister scheiden: Noch J. LEINWEBER (1989)<sup>455</sup> und W. WITZEL (1998)<sup>456</sup> gingen nämlich davon aus, dass Eberhard sein Werk mit Einverständnis oder gar im Auftrag Marquards I. in Angriff nahm, wie dies uns ja auch bei Lampert trotz aller Eigeninteressen begegnet ist (Kap. II.2). Sie folgten damit einer weit verbreiteten älteren Forschungssicht, wonach schon E. DRONKE (1844) von einer wahrscheinlich auf Befehl Marquards I. erfolgten Abfassung ausgegangen war<sup>457</sup> und dann O. ROLLER (1901) und E. STENGEL (1958) gar dezidiert vom Abt als Auftraggeber gesprochen hatten, indem dieser seine Rekuperationsaufgabe mit einer „Inventur“ der ganzen Urkundentradition gemäß Ersterem begleitet und laut Letzterem sogar initiiert habe<sup>458</sup>. Demnach zog etwa O. ROLLER eine eindeutige Verbindungslinie von der schwierigen Klosterlage über die Marquardreformen hin zum Codex, indem der Abt den schlechten Zustand Fuldas in der ersten Hälfte des 12. Jahrhunderts verbessern wollte und dazu auch die Unterstützung Eberhards suchte. In seinem Rechenschaftsbericht<sup>459</sup> entwarf Marquard I. ein trübes Bild der Zustände, wonach sich die Güter und Einkünfte des Klosters stark verringert hatten und die benachbarten Großen nach Belieben Teile des Abteibesitzes an sich rissen oder eine Belehnung erzwangen. Zudem rodeten die kleineren Leute in die fuldischen Wälder hinein und legten sogar ganze Dörfer in ihnen an. Darüber hinaus verringerten die klösterlichen Meier die schuldigen Dienste und sahen ihr Amt als erblich sowie die besten der ihnen anvertrauten Güter als ihr Eigentum an. Diese Schädigungen verursachten eine Auflösung der gesamten Verwaltung der geistlichen

<sup>454</sup> Codex Eberhardi II, fol. 16 r, S. 25, Z. 16 f. u. fol. 17 r, S. 27, Z. 3. Vgl. Roller, Eberhard, S. 44, Anm. 2. Originalformen: Codex diplomaticus, Nr. 656, S. 303, Z. 26 u. Nr. 658, S. 305, Z. 24 = MGH D. Ko. I., Nr. 6, S. 7, Z. 6 f. u. Nr. 8, S. 9, Z. 10 f.

<sup>455</sup> Leinweber, Fuldaer Äbte, S. 57.

<sup>456</sup> WITZEL, Winfried H.: Die fuldischen Ministerialen des 12. und 13. Jahrhunderts: ein Beitrag zur mittelalterlichen Geschichte der Reichsabtei Fulda; Veröffentlichung des Fuldaer Geschichtsvereins; Band 62; Fulda 1998; S. 61-70.

<sup>457</sup> Traditiones et Antiquitates, Vorrede, S. IV.

<sup>458</sup> Roller, Eberhard, S. 1 u. 68 f. u. Urkundenbuch Fulda, Einleitung, S. XXVIII.

<sup>459</sup> „Gesta Marcwardi“: Codex Eberhardi II, fol. 191 r - 196 r, S. 354-361. Vgl. Traditiones et Antiquitates, Teil I, cap. 76, S. 153-157 u. Gesta, Wibaldbrief, Immunität, S. 176-191. Dazu: Roller, Eberhard, Beilage I, Nr. 334 a, S. 72 f.

und weltlichen Dienste und Güter der Abtei, was neben den Gesta auch die nicht raren Einschübe Eberhards andeuten – wie hier in einem zu vertiefenden Hospitalepassus (Nr. 45)<sup>460</sup>:

[...] *omnia [bona, redditus] sint rata et regulariter ordinata, tam ea, quę ad usus fratrum, quam quę ad diversos cultus officiorum pertinere dinoscuntur*<sup>461</sup>.

Schließlich kam selbst der tägliche Unterhalt der Mönche auf den Prüfstand. Doch konnte allein das tatkräftige Einschreiten des Abtes den drohenden Verfall der Abtei abwenden – so zumindest sein Selbstportrait. Die erwähnten Forscher sahen nun jedenfalls in der Anlage des „Codex Eberhardi“ als einem Kopialbuch mit Urkundenverzeichnis eines der von Marquard I. gewählten Mittel, um sein Ziel zu erreichen. Als Belege für diesen Zusammenhang nannte O. ROLLER die zeitliche Einordnung des Codex, die zahlreichen Interpolationen gegen die angeführten Mängel, die durch den ehemaligen Hirsauer Mönch Marquard vermittelte Verknüpfung Fuldas mit den Hirsauer Klöstern und ihrer Tätigkeit auf diesem Gebiet sowie nicht zuletzt die Anfügung der Gesta an den Codex. Schließlich entsprach diesem Zweck auch die Einrichtung des Werkes mit der Parallelität zum „Codex Laureshamensis“ (Kap. III.2.a) – die Positionierung der Abtei gegenüber ihren geistlichen und weltlichen Oberen sowie die Verzeichnung der Besitztitel mit einer Übersicht zu Besitz und Einkünften.

Auch die in vielen Lexika vorgenommene Einordnung des „Codex Eberhardi“ in den Marquardartikel unterstützt diese These, wobei etwa F. WORSTBROCK (1987) in dem Werk eines der Zeugnisse der von Marquard I. eingeleiteten ökonomischen Reorganisation Fuldas erkannte, das der Abt durch den Mönch Eberhard habe erstellen lassen<sup>462</sup>. Darauf aufbauend mutmaßte E. FREISE (1990), dass der geringe Erfolg der ersten Rekuperationsanstrengungen den Abt auch dazu veranlasst haben dürfte, in Gestalt des „Codex Eberhardi“ ein umfassendes Kopialbuch der klösterlichen Urkunden und Traditionsnotizen anfertigen zu lassen<sup>463</sup>. Schließlich sprach K. HEINEMEYER (1993) pauschal nur davon, dass die unter Marquard I. von dem Mönch Eberhard angelegte große Sammlung der Rechte und Güter des Klosters der Rückgewinnung verlorenen Besitzes gedient habe<sup>464</sup>. Gleichfalls wurde diese These in Gesamtdarstellungen vertreten: So fasste K. DEMANDT (1972/80) den „Codex Eberhardi“ als Abtsauftrag auf<sup>465</sup>, worauf auch gemäß W. HEINEMEYER (1976) Marquard I. während seiner Maßnahmen zur Ordnung der zerrütteten Besitz- und Rechtsverhältnisse der Abtei den Mönch Eberhard beauftragt habe, die Besitztitel des Klosterarchivs abschriftlich zusammenzustellen (Kap. IV.5)<sup>466</sup>. Auch F. BACKHAUS (1984) sah den Codex als dezidiert zur Marquardpolitik gehöriges Werk – eine Besitzübersicht, die vor allem die großen Verluste möglichst genau erfassen sollte<sup>467</sup>. Letztlich ist hier W. MÜLLER (1987) zu nennen, dem zufolge die Anlage neuer Dienst- und Zinsregister sowie des „Codex Eberhardi“ in einem sehr engen Zusammenhang mit den Marquardreformen stand<sup>468</sup>. Nach dieser also weit verbreiteten Lesart wäre das vom Abt forcierte, offizielle Ziel gewesen, dass das Kloster einen Überblick über seine alten Rechtsansprüche und Güter erhielt sowie dadurch einen besseren Ansatzpunkt hatte, Entfremdungen von Besitztiteln zu revidieren oder zumindest vorzubeugen. Demnach sollten die auftretenden Fälschungen offensichtlich einmal vorhanden gewesene frühere Besitzungen des Klosters, die inzwischen verloren gegangen waren, zumindest als Anspruch zurückbringen. Damit waren etwa Lehen gemeint, die vom Adel als freies Eigen

<sup>460</sup> Codex Eberhardi I, fol. 48 v - 49 v, S. 81 f. Dazu: Roller, Eberhard, S. 33, Anm. 4 u. Beilage I, Nr. 45, S. 8 f.

<sup>461</sup> Codex Eberhardi I, fol. 49 v, S. 82, Z. 21 f. Vgl. Roller, Eberhard, S. 69, Anm. 1.

<sup>462</sup> Worstbrock, s. v. „Marquard von Fulda“, VerLex 6, Sp. 80.

<sup>463</sup> Freise, s. v. „Markward, Abt von Fulda (1150-65)“, NDB 16, S. 223.

<sup>464</sup> K. Heinemeyer, s. v. „Markward I. von Fulda“, LexMA 6, Sp. 315.

<sup>465</sup> Demandt, Geschichte Hessen, S. 338.

<sup>466</sup> Chronica Fuldensis, Einleitung, S. 45.

<sup>467</sup> Backhaus, Reichskirchengut 10.-13. Jh., Karte 10 a+b, S. 55.

<sup>468</sup> Müller, Eberhard und Thüringen, Teil I, S. 4.

usurpiert worden waren, aber auch ohne Erlaubnis angelegte Rodungen und verkürzte Dienste<sup>469</sup>. Fälschte Eberhard aber in gewissen Rechtsbereichen (so Vogteirechte) wenig oder gar nicht, deutet dies der älteren Lesart zufolge darauf hin, dass dort keine Gefahr für das Kloster zu befürchten war. Demnach war gemäß einem Einschub E. STENGELS im Territorienwerk von A. HOFEMANN (1958) in der Urkundenüberlieferung insgesamt von einer gerichtlichen oder finanziellen Machtentfaltung der gräflichen Gesamtvögte, die die Stellung des Abts beeinträchtigt hätte, kaum etwas zu spüren<sup>470</sup>. Allerdings versuchte Eberhard laut U. HUSSONG immerhin durch seine Frühfälschung zu 744-747 (Nr. 218) die Vogtei im Ort Fulda unter freie Verfügung des Abtes zu bekommen, so dass er doch Bedarf erkannte (Kap. IV.3)<sup>471</sup>.

Obgleich die erwähnten Zwecke der Codexanfertigung durchaus plausibel sind, hebt man neuerdings gemäß U. HUSSONG (1995) stärker hervor, dass das Werk keineswegs auf einem Abtsauftrag, sondern vielmehr auf einer Eigeninitiative des Kompilators beruhte<sup>472</sup>. In diese Richtung ging fast zeitgleich auch T. VOGTHERR (1994)<sup>473</sup>. U. HUSSONG wiederum wies nun etwa darauf hin, dass Marquard I. in seinen Gesta zwar selbstbewusst eine Reihe von persönlichen Maßnahmen aufführte, in diesem Kontext aber ausgerechnet die Anlage eines Urkundenverzeichnisses ausließ (Kap. VI.7). Der Forscher merkte zudem an, dass der Gedanke einer gewissen Selbständigkeit Eberhards durchaus nicht neu war. In diesem Sinne hatte nämlich bereits F. W. HACK (1911) aus den Interpolationen zugunsten der Fuldaer Ministerialität eine Schlussfolgerung gezogen, die hier schon eine umfassendere Einschätzung nahe legte:

*Der Fuldaer Kopist scheint also auch in diesem Falle wieder aus eigener Initiative und nicht als Werkzeug seines Abtes gehandelt zu haben*<sup>474</sup>.

Zudem schob Eberhard dem früheren Abt Ulrich von Kemnaten (1122-1126) in einer Fälschung anklagend die Schuld für die Zerrüttung der ökonomischen Situation des Klosters zu (Nr. 108), genauso wie sich ähnliche Beschuldigungen in der angeblichen Einsetzungsurkunde König Konrads III. (1138-1152) für Abt Marquard I. (1150-1165) finden (Nr. 112) (Kap. VI.7)<sup>475</sup>. Dabei machte er freilich nicht das Königtum mit dem „Servitium regis“ für die wirtschaftlich schwierige Niedergangsphase verantwortlich, obwohl das Kloster von herrscherlicher Seite fraglos stark belastet wurde (Kap. IV.2). Vielmehr fälschte er bekanntlich sogar Schenkungen von privater Hand in Königsurkunden, um die Inhalte mehr zu legitimieren. Dadurch lieferte er aber gerade dem König neue Argumente, die Beiträge möglichst hoch anzusetzen. Offenbar gehörte Eberhard so laut U. HUSSONG (1995) dem oppositionellen Teil des Konvents an. Diese These erscheint glaubhaft, zumal etwa schon O. ROLLER (1901) bekannt gewesen war, dass Eberhards Fälschungen die Mönche um einiges mehr begünstigten als den Abt<sup>476</sup>. Daran anknüpfend sprach auch E. STENGEL (1958) davon, dass das Interesse

<sup>469</sup> Näheres: Hussong, Reichsabtei Fulda, S. 143; Meyer zu Ermgassen, Nominis nostri, S. 201-205 u. 259-263; Roller, Eberhard, S. 68-79 u. Urkundenbuch Fulda, Einleitung, S. XXVIII-XXXV.

<sup>470</sup> Hussong, Reichsabtei Fulda, S. 143, Anm. 470 über: Hofemann, Territorium Fulda, S. 7.

<sup>471</sup> Urkundenbuch Fulda, Nr. 8, S. 12-14 = Codex Eberhardi II, fol. 70 v - 71 r, S. 111 f. Dazu: Roller, Eberhard, Beilage I, Nr. 218, S. 44 f.

<sup>472</sup> Hussong, Reichsabtei Fulda, S. 143 f. u. 146 mit Anm. 496.

<sup>473</sup> VOGTHERR, Thomas: Fuldas Stellung im Reich der Salier und Staufer; in: Jäger, Berthold (Herausgeber); Fulda im Alten Reich: Vortragsreihe des Fuldaer Geschichtsvereins 1994; Veröffentlichung des Fuldaer Geschichtsvereins; Band 59; Fulda 1996; S. 33-62, speziell S. 46-51.

<sup>474</sup> HACK, Frederick W.: Untersuchungen über die Standesverhältnisse der Abteien Fulda und Hersfeld bis zum Ausgang des 13. Jahrhunderts; in: Quellen und Abhandlungen zur Geschichte der Abtei und der Diözese Fulda; Band 7; Fulda 1911; S. 1-69, hier S. 29. Zit. n.: Hussong, Reichsabtei Fulda, S. 143, Anm. 471.

<sup>475</sup> MGH D. Lo. III., Nr. 26, S. 39-42 = Codex Eberhardi I, fol. 129 r - 130 r, S. 201 f. u. MGH D. Ko. III., Nr. 295, S. 512-514 = Codex Eberhardi I, fol. 134 r - 135 v, S. 207-210 (gängigste Editionen). Dazu: Roller, Eberhard, Beilage I, Nr. 108 u. 112, S. 20 f.

<sup>476</sup> Roller, Eberhard, S. 75 u. 78.



des Kompilators allgemein nur dem eigenen Kloster galt, er dabei aber speziell nicht so sehr für seinen Abt arbeitete und fälschte, sondern für die Brüder<sup>477</sup>. Dies kam O. ROLLER und E. STENGEL umso erwähnenswerter vor, da beide ja noch davon ausgingen, dass Marquard I. Auftraggeber des Codex war. Denkt man dagegen gleich an eine Eigeninitiative, erscheint auch seine Bevorzugung des Konvents nachvollziehbar, zumal er diesem ja auch selbst angehörte. Demnach trat Eberhard immer wieder dafür ein, dass die Interessen der Brüder gewahrt wurden, die er überhaupt stark hervorhob<sup>478</sup>. Beispielsweise ging es ihm in dem eingeschobenen Hospitalepassus der zweiten Papstserie zwar nach außen karitativ um die Versorgung von Gästen und Armen, nach innen aber gleichzeitig auch um diejenige der Brüder (Kap. III.2.a). Bekanntlich erscheint die Passage nach Anklängen in der Vorrede zur zweiten Serie<sup>479</sup> erstmals – chronologisch sinnvoll – gleich im einleitend verfälschten Bonifatiusbrief von 751 (Nr. 28)<sup>480</sup>. Der Hospitalepassus dreht sich laut O. ROLLER stets um das Verbot, die zum Unterhalt der Brüder und Einkehrenden sowie zur Unterstützung der Armen vorgesehenen Güter anzutasten und besonders sie an Laien als Lehen zu geben (als *beneficium* oder *precaria*<sup>481</sup>). Hier sah aber E. STENGEL die Vermutung als kaum begründet an, dass der Hospitalepassus ein verschleiertes Lehensverbot war. Zumindest bleibt jedoch festzuhalten, dass die Einschlebung sehr unterschiedliche Gestalt annehmen konnte, wie O. ROLLER an drei Papsturkunden zeigte. Zunächst geht es hier um Eberhards Zweitversion der berühmten Exemption von Papst Zacharias (741-752) um den 4. November 751 (Nr. 29) (Kap. IV.1)<sup>482</sup>:

*Constituimus quoque per huius decreti paginam et per beati Petri apostoli preceptionem sub testificatione Christi et ecclesie, ut nullus hominum de rebus seu fundis vel facultatibus aut decimis vel quibuslibet utilitatibus ad stipendia fratrum pertinentibus vel ad hospitale pauperum vel ad portam hospitum pertinentibus aliquid subtrahat vel cuiquam hominum in beneficium concedere audeat*<sup>483</sup>.

Dann folgt direkt die Urkunde Papst Stephans II. (752-757) am 25. April 753 (Nr. 30)<sup>484</sup>:

*Precipimus etiam tibi cunctisque tuis successoribus abbatibus eiusdem monasterii per divini nominis intemerandam reverentiam et per eam, quam nobis et Christo debes, obedientiam, ut locum tibi commendatum omni studio et diligentia excolas, res et facultates monasterii sub dei timore conserves et nihil ex his, quę deo sunt oblata et consecrata, cuiquam laico vel clerico in beneficium concedas vel prestes, sed omnia in servicio dei et edificiis monasterii et consolationibus pauperum et hospitum devote ac fideliter dispenses, fratres tuos secundum regulam sancti Benedicti dirigas atque provideas et curam animarum tibi commissarum semper intendas*<sup>485</sup>.

Die letzte Variante hat Papst Clemens II. (1046-1047) am 22. Februar 1047 (Nr. 45)<sup>486</sup>:

*Sed et hoc summopere precipimus et commonemus, ut nullus hominum de redditibus et fundis vel decimis ceterisque fidelium oblationibus seu familiis ad servitium fratrum sive ad hospitale*

<sup>477</sup> Urkundenbuch Fulda, Einleitung, S. XXXIII f.

<sup>478</sup> Eberhard als Konventsförderer: Codex Eberhardi IV, Buchschmuck, S. 111, Anm. 89; Hussong, Reichsabtei Fulda, S. 143 f.; Meyer zu Erngassen, Nominis nostri, S. 261 f.; Roller, Eberhard, S. 33 f., 48 f. u. 78 u. Urkundenbuch Fulda, Einleitung, S. XXXIV mit Anm. 2.

<sup>479</sup> Traditiones et Antiquitates, Vorrede, S. VI = Codex Eberhardi I, fol. 30 v, S. 55 f. Dazu: Roller, Eberhard, Beilage I, Nr. 27 a, S. 6 f.

<sup>480</sup> Codex diplomaticus, Nr. 3, S. 1 f. = Urkundenbuch Fulda, Nr. 14, S. 19-25 = Codex Eberhardi I, fol. 31 r+v, S. 56-58. Dazu: Roller, Eberhard, Beilage I, Nr. 28, S. 6 f.

<sup>481</sup> Zit. n.: Roller, Eberhard, S. 34, Z. 4.

<sup>482</sup> Codex diplomaticus, Nr. 4 b, S. 3 f. = Urkundenbuch Fulda, Nr. 16, S. 25-32 = Codex Eberhardi I, fol. 32 r+v, S. 58 f. (E<sup>2</sup>). Dazu: Roller, Eberhard, S. 33, Anm. 4 u. Beilage I, Nr. 29, S. 6 f.

<sup>483</sup> Codex Eberhardi I, fol. 32 v, S. 59, Z. 4-9.

<sup>484</sup> Codex diplomaticus, Nr. 7, S. 5 f. = Urkundenbuch Fulda, Nr. 19, S. 36-39 = Codex Eberhardi I, fol. 33 r+v, S. 59-61. Dazu: Roller, Eberhard, S. 33, Anm. 4 u. Beilage I, Nr. 30, S. 6 f.

<sup>485</sup> Codex Eberhardi I, fol. 33 v, S. 60, Z. 23-31.

<sup>486</sup> Codex Eberhardi I, fol. 48 v - 49 v, S. 81 f. Dazu: Roller, Eberhard, S. 33, Anm. 4 u. Beilage I, Nr. 45, S. 8 f.

*pauperum vel ad portam hospitum pertinentium aliquid auferat vel in beneficium suscipere presumat, sed sicut beatissimus Christi martir Bonifacius instituit, omnia sint rata et regulariter ordinata, tam ea, quę ad usus fratrum, quam quę ad diversos cultus officiorum pertinere dinoscuntur*<sup>487</sup>.

Auf einige Passagen ist bei Eberhards karitativer Ader zurückzukommen. Letztlich wurde der Hospitalepassus ab der Papsturkunde von 950 (Nr. 39)<sup>488</sup> meist mit der Bestimmung über die Berichterstattung nach Rom verbunden. Doch verbleiben wir zunächst bei der Konventssolidarität: Denn der Papst erlaubte weiter hinten im Codex den Mönchen in einer Interpolation des Kompilators, bestimmte Askeseregeln außer Acht zu lassen, da in Eberhards Augen die Askese nicht im Interesse des Konvents lag. Dazu benutzte er einen Nachtrag auf freiem Raum, den er mit blässerer Tinte anstatt des Eschatokolls eines Zollprivilegs Kaiser Ludwigs des Frommen (814-840) vom 4. Februar 836 zum Kleidermangel (Nr. 78) (Kap. IV.4)<sup>489</sup> unter dem in der letzten Zeile des Vortextes stehenden *Rubrum Capitulum necesse sciendum* nach zwei leeren Zeilen anfügte (Nr. 78 a)<sup>490</sup>. Neben der Überschrift findet man am linken Rand noch ein Nota-Monogramm von roter Tinte. Zum Abschluss der Textergänzung berichtete Eberhard mit Behagen aus einem angeblichen Synodalprotokoll des Kaisers, dass Papst Gregor IV. (827-844) den Brüdern den Verzehr von fetten Speisen genauso zugestanden habe wie einen Erholungsschlaf nach besonders anstrengenden Nachtwachen und Lektionen. Als Grund habe er angeführt, dass es besser sei, den Leib in erlaubten Grenzen ehrsam und bescheiden zu stärken, als ihn durch unmäßige Arbeit in elende Schwäche geraten zu lassen:

*Monachis vero in civitatibus et inmatricularibus ecclesiarum locis consistentibus, qui cum maximo labore et studio divinum servitium toto anni tempore peragunt, obtinuit apud papam sui temporis Gregorium saginatis uti cibis et post vigiliis estivalium noctium atque in festis XII lectionum post matutinas somno reficere corpus. Sciebat enim vir prudens et spiritu sancto plenus plus valere ad divinum ministerium exigendum licitam et honestam atque modestam corporis fortitudinem, quam miseram aut egram vel potius indigestam corporis infirmitatem, que si immoderato labore afficeretur, citius deficeret*<sup>491</sup>.

Die betreffende Stelle wurde schon von O. ROLLER (1901) angeführt, worauf sie auch E. STENGEL (1958) aufgriff: Dessen Ansicht nach ist sie nahe verwandt mit einer erfundenen Nachricht über das Aachener Konzil von 816 (Kap. IV.6)<sup>492</sup>, berührt sich aber auch ein Stück weit mit den angeblichen Statuten des 15. Jahrhunderts in einem Wolfenbütteler Codex<sup>493</sup>, die in Fulda selbst entstanden. O. ROLLER verzeichnete neben dieser deutlichen Passage noch drei ver- bis gefälschte Papsturkunden, welche die Bestrebungen Eberhards immer noch recht gut belegen, indem etwa reichlicher Nahrung und Kleidung (*victus et vestitus*) oder Getreide (*annona*) für die Brüder (*fratres contenti sint, sufficiens*) abfallen sollten<sup>494</sup>. Sie zeugen laut E. STENGEL von antiasketischen, wenn auch nicht gerade epikuräischen Neigungen des Mönches – während Lampert doch die Askese Dritter lobte (Kap. II.3). So steigerte sich die unzweifelhafte Frömmigkeit Eberhards – die ihn etwa die Übertreter der Bestimmungen in den Diplomen lieber mit geistlichen Waffen als mit Geldbußen schrecken ließ – nicht bis zur Askese, indem er einem behaglichen Lebensgenuss nicht abgeneigt war. Dabei findet man im

<sup>487</sup> Codex Eberhardi I, fol. 49 v, S. 82, Z. 16-22.

<sup>488</sup> Codex Eberhardi I, fol. 42 r+v, S. 71-73. Dazu: Roller, Eberhard, S. 34 u. 36-39 u. Beilage I, Nr. 39, S. 6 f.

<sup>489</sup> Codex diplomaticus, Nr. 489, S. 216 f. = Codex Eberhardi I, fol. 97 v - 98 v, S. 149 f. Dazu: Roller, Eberhard, Beilage I, Nr. 78, S. 14 f.

<sup>490</sup> Traditiones et Antiquitates, Teil I, cap. 2, S. 4 = Codex Eberhardi I, fol. 98 v, S. 150 f. (Zitat: S. 150, Z. 22). Dazu: Roller, Eberhard, Beilage I, Nr. 78 a, S. 14 f.

<sup>491</sup> Codex Eberhardi I, fol. 98 v, S. 151, Z. 6-13.

<sup>492</sup> MGH Concilia II, 2, Appendix 7, S. 831-834.

<sup>493</sup> Wolfenbütteler Codex Helmstedtensis 552, fol. 288 r - 289 v.

<sup>494</sup> Zitierte Beispiele: Roller, Eberhard, S. 78, Anm. 5.

Detail wieder in der zweiten Papstserie auf einem wohl nachgeschobenen Einzelblatt eine auf Papst Gregor VII. (1073-1085) gemünzte Fälschung zu einem 1. August der Jahre 1073-1084 (Nr. 47)<sup>495</sup>, wo es verbunden mit dem Frauenverbot, dem Gebot zu Frieden und Eintracht sowie der freien Abtswahl auch eine unserer erwähnten Bestimmungen gab:

*Et ut nulla ibi femina ingrediatur, sed pax sit et concordia fratribus ipsique secundum preceptum regule victu et vestitu contenti sint et liberam electionem, quando opus fuerit, habeant*<sup>496</sup>.

Gleich darauf entdeckt man in falscher Zeitfolge eine stark gekürzte Urkunde zum 13. Juni 1049 von Papst Leo IX. (1049-1054) (Nr. 48)<sup>497</sup>, in der dieser zusätzlich bekräftigte:

[...] *ut omnia statuta beati martiris Bonifacii rata sint et firma et ut religio monastica cum caritate et concordia inviolabiliter conservetur et fratribus secundum preceptum regule sufficiens annona prebeatur nichilque ex his, quę ad hospitale et hospitum cellam debentur, minuatur*<sup>498</sup>.

Schließlich verzeichnete Eberhard erneut unchronologisch an übernächster Stelle eine Urkunde Alexanders II. (1061-1073) zu einem 2. August 1062-1072 (Nr. 50)<sup>499</sup>, wobei das gefälschte Stück vom erhaltenen Original genauso völlig abweicht wie von einer durch Eberhard in der ersten Serie überlieferten Kopie (Nr. 25)<sup>500</sup>. Jedenfalls finden wir dort als letzten Beleg abgetrennt von anderen Bestimmungen: *Fratres autem statutam annonam habentes sine murmure deo serviant*<sup>501</sup>. In Fulda bekommt eine solche Positionierung des Fälschers dadurch tagespolitische Brisanz, dass allgemein im 12. Jahrhundert und in besonderem Maße unter dem früheren Abt Aleholf (1140-1148) die kompromisslose Befolgung der Benediktsregel einer der heftigsten Streitpunkte in der Klosterleitung war (Kap. VI.7). So zeigte Eberhard nun vermutlich auch hier Sympathie für den Konvent. Da er wohl Aleholf noch gekannt hatte, war er vielleicht selbst in disziplinarischer Hinsicht ein gebranntes Kind (Kap. III.1).

Allerdings zeigen uns die Stellen mit vollständigem Hospitalepassus gleichfalls, dass es Eberhard auch um uneigennützige, karitative Anliegen ging, etwa bei Hospital und Gästezelle des Klosters (Kap. IV.4)<sup>502</sup>. Dies ist umso interessanter, da Lampert ja ein eher distanzierendes Verhältnis zum einfachen Volk hatte (Kap. II.3). Doch sollten laut Eberhard die abteilichen Einkünfte generell primär – in wandelnder Begrifflichkeit – der Gästeforte (*porta hospitum*: Klosterpforte/Pfortenamt) und dem Armenhospital (*hospitale pauperum*) zur Verfügung gestellt werden. Die Klosterpforte war eine von der Regel vorgeschriebene Einrichtung zur Aufnahme und Versorgung von Reisenden und Gästen, das Armenhospital dagegen eine Institution zu Empfang und Pflege armer Kranker und Pilger (Kap. IV.4). Eberhards Sorge um beide belegen schon drei frühe Urkunden: Dabei handelt es sich zunächst eben um den nach echter Vorlage gefälschten Brief (Nr. 28), in dem Bonifatius vor Oktober 751 um päpstlichen Schutz für sein Kloster bat (Kap. III.2.a+4 + IV.1)<sup>503</sup>. Weil wir die Passage schon kennen, sei vertiefend auf zwei verfälschte Kopien des folgenden Zacharias-Privilegs

<sup>495</sup> Codex Eberhardi I, fol. 51 r+v, S. 84 f. Dazu: Roller, Eberhard, Beilage I, Nr. 47, S. 8 f.

<sup>496</sup> Codex Eberhardi I, fol. 51 v, S. 85, Z. 25-27.

<sup>497</sup> Codex Eberhardi I, fol. 52 r+v, S. 86 f. Dazu: Roller, Eberhard, Beilage I, Nr. 48, S. 8 f. u. Beilage II, Nr. 3.

<sup>498</sup> Codex Eberhardi I, fol. 52 v, S. 86, Z. 25 - S. 87, Z. 3.

<sup>499</sup> Codex Eberhardi I, fol. 54 r+v, S. 89 f. Dazu: Roller, Eberhard, Beilage I, Nr. 50, S. 10 f.

<sup>500</sup> Codex Eberhardi I, fol. 27 r - 28 r, S. 50-52. Dazu: Roller, Eberhard, Beilage I, Nr. 25, S. 4 f.

<sup>501</sup> Codex Eberhardi I, fol. 54 v, S. 90, Z. 6 f.

<sup>502</sup> Karitative Anliegen: Codex Eberhardi IV, Buchschmuck, S. 25 u. 111, Anm. 89; Roller, Eberhard, S. 33 f. u. Urkundenbuch Fulda, Einleitung, S. XXXIV.

<sup>503</sup> Codex diplomaticus, Nr. 3, S. 1 f. = Urkundenbuch Fulda, Nr. 14, S. 19-25 = Codex Eberhardi I, fol. 31 r+v, S. 56-58. Dazu: Roller, Eberhard, Beilage I, Nr. 28, S. 6 f.

um den 4. November 751 verwiesen (Nr. 1, 29)<sup>504</sup>. Da Erstere gegenüber dem Original wortgetreu ist und nur ganz wenige, beinahe allein orthographische Abweichungen besitzt (Hand?), sind für uns besonders die Ergänzungen von Interesse, die in der zweiten Version mit stark verderbten, erweiterten Formeln und einer der Einzelkopie fehlenden Datierung erscheinen. Zunächst geht es um eine bereits im Gesamtumfang des Hospitalepassus zitierte Festlegung:

[...] *ut nullus hominum de rebus seu fundis vel facultatibus aut decimis vel quibuslibet utilitatibus ad stipendia fratrum pertinentibus vel ad hospitale pauperum vel ad portam hospitum pertinentibus aliquid subtrahat vel cuiquam hominum in beneficium concedere audeat*<sup>505</sup>.

Am Ende dieser zweiten Version folgt dann noch eine letzte Bestimmung, in der Zacharias nach einer genauen Auflistung der fuldischen Güterformen resümierte:

[...] *confirmamus, ut semper inconvulsum ibi permaneat et ad augmentum fratrum et ad consolationem pauperum et hospitum et ad reparationem edificiorum et comodationem luminum de die in diem succrescat*<sup>506</sup>.

Hier wird also sogar noch etwas über Eberhards Interesse an einer Reparatur der Baulichkeiten im Kloster gesagt. Demnach stimmte er in diesem Punkt mit Abt Marquard I. überein, der in seinem Reformprogramm auch gerade eine größere Renovierung der Abteigebäude durchführen ließ (Kap. IV.4 + VI.7). Doch wollen wir zunächst weiter bei den karitativen Angelegenheiten verweilen, wo der Vollständigkeit halber als letztes Beispiel an die wiederum gefälschte Exemtionsbestätigung Papst Stephans II. (752-757) vom 25. April 753 zu erinnern ist (Nr. 30)<sup>507</sup>, die wir ebenfalls schon bei der Gesamtbetrachtung des Hospitalepassus zur Konventshaltung kennengelernt haben. Insgesamt sah zwar E. STENGEL dabei eben die Vermutung von O. ROLLER als kaum begründet an, wonach der Hospitalepassus ein verschleiertes Lehensverbot sei. Doch war es Eberhard durchaus ein großes Anliegen, dass die karitativen Einkünfte nicht durch Verlehnung entfremdet wurden, was schon drei frühe Einträge belegen<sup>508</sup>. Dies gilt zunächst erneut für die angebliche Exemtionsbestätigung Stephans II. (Nr. 30)<sup>509</sup>. Dann geht es um eine Privatschenkung vom 10. (9.?) März 779, die bei Eberhard als Urkunde (Nr. 204) und Chartularauszug vorhanden ist<sup>510</sup>. Schließlich komplettiert ein von ihm gefälschtes Privileg Hadrians I. (772-795) vom Juli 784 das Bild, das hier exemplarisch – auch als frühes Glied der zweiten Papstserie mit Hospitalepassus (Nr. 31) – näher betrachtet werden soll<sup>511</sup>: Dort bestätigte der Papst angeblich auf Wunsch Abt Baugulfs (779-802) erst das Exemtionsprivileg, wobei dem Diözesanbischof nur Altarweihen und die Ordination von Geistlichen vorbehalten blieben. Dann aber verbot er, dass man die für den Unterhalt der Brüder, Armen und Fremden bestimmten Güter und Einkünfte entfremdete oder verlehte:

<sup>504</sup> Codex diplomaticus, Nr. 4 a, S. 2 f. (B + E<sup>1</sup>) u. Nr. 4 b, S. 3 f. (E<sup>2</sup>) = Urkundenbuch Fulda, Nr. 16, S. 25-32 = Codex Eberhardi I, fol. 3 v - 4 r, S. 6 f. (E<sup>1</sup>: andere Hand?) u. fol. 32 r+v, S. 58 f. (E<sup>2</sup>). Dazu: Roller, Eberhard, Beilage I, Nr. 1, S. 2 f. u. Nr. 29, S. 6 f.

<sup>505</sup> Codex Eberhardi I, fol. 32 v, S. 59, Z. 6-9.

<sup>506</sup> Codex Eberhardi I, fol. 32 v, S. 59, Z. 20-22.

<sup>507</sup> Codex diplomaticus, Nr. 7, S. 5 f. = Urkundenbuch Fulda, Nr. 19, S. 36-39 = Codex Eberhardi I, fol. 33 r+v, S. 59-61. Dazu: Roller, Eberhard, Beilage I, Nr. 30, S. 6 f.

<sup>508</sup> Vgl. Roller, Eberhard, S. 73 f.

<sup>509</sup> Codex diplomaticus, Nr. 7, S. 5 f. = Urkundenbuch Fulda, Nr. 19, S. 36-39 = Codex Eberhardi I, fol. 33 r+v, S. 59-61. Dazu: Roller, Eberhard, Beilage I, Nr. 30, S. 6 f.

<sup>510</sup> Codex diplomaticus, Nr. 62, S. 39 = Urkundenbuch Fulda, Nr. 86, S. 157-161 = Codex Eberhardi II, fol. 58 v - 59 r, S. 92 f. (E<sup>1</sup>). Dazu: Roller, Eberhard, Beilage I, Nr. 204, S. 42 f. Chartularauszug: Traditiones et Antiquitates, Teil I, cap. 4, Nr. 16, S. 17 = Urkundenbuch Fulda, Nr. 86, S. 157, Anm. IV = Codex Eberhardi I, fol. 143 v b, Nr. 16, S. 234 (E<sup>3</sup>). Vgl. auch Mischauszug E<sup>2</sup>.

<sup>511</sup> Codex diplomaticus, Nr. 77, S. 47 f. = Urkundenbuch Fulda, Nr. 155, S. 231-234 = Codex Eberhardi I, fol. 34 r+v, S. 61 f. Dazu: Roller, Eberhard, Beilage I, Nr. 31, S. 6 f.

[...] *confirmamus, ut nullus de rebus vel redditibus, quę ad stipendium fratrum seu ad hospitale pauperum vel ad portam hospitum pertinent, [quicquam]<sup>512</sup> auferre vel in beneficium suscipere audeat, sed magis, sicut constituit sanctissimus martyr Christi Bonifacius, omnia ordinata et inconvulsa permaneant, tam hęc, quę suo tempore quam quę nostro seu futuro tempore idem monasterium ex decimis et fidelium oblationibus in proprietatem suscepit*<sup>513</sup>.

Auch in späteren Urkunden findet sich ja immer wieder Eberhards Interesse am Schutz der klösterlichen Pflegeeinrichtungen, wobei wir uns aber bei deren Behandlung in anderen Kontexten auf einen Verweis beschränken. Jedenfalls dürfte Eberhard angesichts der im Codex durchscheinenden karitativen Anliegen auch etwas später die Gründung des neuen Klosterspitals durch Marquard I. um den Palmsonntag 1165 begrüßt haben (Kap. IV.4 + VI.7).

Insgesamt muss aber nach der Betrachtung seiner Konventsförderung und seiner karitativen Interessen gefragt werden, welchem der beiden persönlichen Anliegen Eberhard im Fall einer Konfrontation den Vorzug gab. Hier sah H. MEYER ZU ERMGASSEN (2009) das Wohl der Brüder im Vorteil, indem Eberhard eine Bestimmung zugunsten des Gelechts und der Armen listig um die Versorgung der Mönche erweiterte. Dies geschah in seiner Kopie einer Urkunde König Pippins (751-768), in welcher der Frankenherrscher im Juli 766 die Mark (Groß-)Umstadt an das Kloster Fulda verlieh (Nr. 164) (Kap. IV.3)<sup>514</sup>. Außer dieser Betonung der Rechte der Brüder ist seine Abschrift laut O. ROLLER zwar sachlich korrekt, doch weicht sie in den Formeln und im Diktat völlig vom Original ab. Das Eschatokoll ist umgestellt (Actum-Datum-Signumzeile) und die Rekognition fehlt. Als Datum bietet Eberhard auffällig abgewandelt den 11. Februar. Bei seiner Konventsförderung soll hier zunächst der Originaltext gezeigt werden, der noch allein Geleucht und Armenfürsorge behandelte: [...] *seu luminaria ipsius ecclesia procuranda vel stipendia pauperum* [...] <sup>515</sup>. Eberhard erweiterte diese Passage dagegen um die Brüderversorgung – praktisch auch zu Lasten der anderen Pflichten:

[...] *ut inde luminaria ipsius ecclesię procurentur vel stipendia fratrum et elemosinę pauperum iugiter inde tribuantur, [...]*<sup>516</sup>.

Dem Forscher zufolge steckt also vielleicht auch in Eberhards Fürsorge für Pforte und Hospital eine besondere List, indem die soziale Verwendung außerhalb jeder Kritik lag. Doch kann man dem Mönch unseres Erachtens neben einer eigennützigen Konventshaltung durchaus darüber hinaus auch karitative Interessen zusprechen, zumal der „Codex Eberhardi“ wohl just in Pforte oder Hospital ausliegen sollte, wie wir noch sehen werden.

Mit seiner Warnung vor potenziellen Entfremdern von Einkünften wiederum zielte Eberhard aber meist nur auf die Vasallen der Reichsabtei. Dagegen genossen die Ministerialen trotz ihrer Aufsässigkeit gegenüber dem Abt sein besonderes Wohlwollen. Dies erklärt sich wohl daher, dass sie seine Standesgenossen waren (Kap. III.1). Er gönnte ihnen nicht nur ihre Lehen, sondern bemühte sich in seinen Urkundeneinträgen sogar systematisch um ihre Nobilitierung, indem er sie – für seine Zeit noch sehr unüblich – als *nobiles*<sup>517</sup> bezeichnete, was ansonsten bis weit ins 13. Jahrhundert durchaus nur Edelherren zugestanden wurde. Wir haben schon bei Eberhards Biographie zwei der vielen Beispiele kennengelernt, so eine Ob-

<sup>512</sup> Fehlt K 425 u. K 427.

<sup>513</sup> Codex Eberhardi I, fol. 34 v, S. 62, Z. 4-9.

<sup>514</sup> Codex diplomaticus, Nr. 28, S. 18 f. = MGH D. P., Nr. 21, S. 30 = Urkundenbuch Fulda, Nr. 43, S. 74-76 = Codex Eberhardi II, fol. 24 r, S. 37 f. Dazu: Roller, Eberhard, Beilage I, Nr. 164, S. 30 f.

<sup>515</sup> Urkundenbuch Fulda, Nr. 43, S. 75, Sp. A, Z. 22-24.

<sup>516</sup> Codex Eberhardi II, fol. 24 r, S. 38, Z. 9 f. Änderungen in Fettdruck: Codex Eberhardi IV, Buchschmuck, S. 111, Anm. 89, Sp. A, Z. 12 f.

<sup>517</sup> Zit. n.: Roller, Eberhard, S. 77, Anm. 1. Dort auch sechs Beispiele.

lation von etwa 1150 (Nr. 326) mit folgendem Aussteller<sup>518</sup>: [...] *quidam miles de Sconerstete in Turingia, ministerialis huius ecclesie de nobili progenie oriundus, Perhtoldus nomine*, [...] <sup>519</sup>. Das zweite Beispiel war ja eine Oblation von etwa 1137 (Nr. 313)<sup>520</sup>, wo die Ausstellerpassage auch für die Stadt interessant ist (Kap. VI.6): [...] *Hecekindus, huius sancte ecclesie ministerialis et huius Fuldensis civitatis indigena satis nobilis et ingenuus*, [...] <sup>521</sup>. Diese Rangerhöhungen entsprachen eben dem unter den Staufern gewachsenen ministerialen Standesbewusstsein. Eberhard bedachte zwar sonst alle Klosterschäden mit Einschüben, doch schützte er die aufrührerischen Dienstmannen (gerade von Haselstein) und verschwieg ihre Gewaltakte. Letztlich akzeptierte er gar ihre Rechte und Ansprüche beim Klostergut, wie wir in drei, bezüglich Fuldaer Ministerialen einzigartigen Zweitversionen von Privilegien sahen (Kap. III.2.a). Demnach befahl Silvester II. (999-1003) am 31. Dezember 999 (Nr. 43)<sup>522</sup>:

[...] *precipimus [...], ut nullus de redditibus et fundis vel decimis [...] aliquid preter legitima ministerialium beneficia auferat vel cuiquam prestat*, [...] <sup>523</sup>.

Dann folgte angeblich Papst Johannes XIX. (1024-1032) zum März 1031 (Nr. 44)<sup>524</sup>:

*Nullius persona principis [...] de rebus eiusdem monasterii [...] in beneficium prestare audeat excepto solo abbate, qui legitima beneficia viris ac ministerialibus suis prestare habet*, [...] <sup>525</sup>.

Davor verfremdete er Johannes XIII. (965-972) zum Dezember 968-971 (Nr. 42)<sup>526</sup>: *Et quęcumque preter legitima beneficia ministerialium in prediis habere possis*, [...] <sup>527</sup>. So veräußerte Eberhard wie sein Abt zwar allgemein Verleihungen von Abteibesitz, ließ aber seinen ministerialen Standesgenossen Freiräume, die deren unbestreitbarem Gefährdungspotenzial für die Abtei nicht gerecht wurden. Letztlich braucht es auch nicht viel Vorstellungskraft, was Lampert in seiner konservativ-adligen Gegnerschaft zu den Dienstmannen über jene dreiste Standesusurpierung und lehenrechtliche Blankovollmacht gesagt hätte (Kap. II.3). Immerhin war aber Eberhard so Realist, dass er in der gefälschten Königsurkunde auf Konrad III. auch Ministeriale und andere Klosterleute der Habgier bezichtigte (Kap. VI.7).

In der zweiten Papstserie finden wir an sonstigen Rechtseinschüben (Kap. III.2.a) zunächst die Verleihung von Dalmatika und Sandalen im Privileg Johannes' XIII. (965-972) vom Dezember 968-971 (Nr. 42)<sup>528</sup>: *Adicimus et hoc, quod in missarum sollempniis dalmatica et sandaliis cum nostre apostolicę auctoritatis licentia incedatis*<sup>529</sup>. Dann entdeckt man noch das angedeutete Verbot des Fraueneintritts in einem Privileg Silvesters II. (999-1003) vom

<sup>518</sup> Codex diplomaticus, Nr. 804, S. 397 = Codex Eberhardi II, fol. 185 v, S. 345 f. Dazu: Roller, Eberhard, S. 77, Anm. 1 u. Beilage I, Nr. 326, S. 70 f.

<sup>519</sup> Codex Eberhardi II, fol. 185 v, S. 345, Z. 14 f.

<sup>520</sup> Codex diplomaticus, Nr. 793, S. 389 = Codex Eberhardi II, fol. 178 r, S. 333 f. Dazu: Roller, Eberhard, S. 77, Anm. 1 u. Beilage I, Nr. 313, S. 68 f.

<sup>521</sup> Codex Eberhardi II, fol. 178 r, S. 333, Z. 25 f.

<sup>522</sup> Codex diplomaticus, Nr. 728, S. 341 f. = Codex Eberhardi I, fol. 46 r+v, S. 77 f. Dazu: Roller, Eberhard, S. 34, 77, Anm. 1 u. Beilage I, Nr. 43, S. 8 f.

<sup>523</sup> Codex Eberhardi I, fol. 46 v, S. 78, Z. 15-18.

<sup>524</sup> Codex diplomaticus, Nr. 741, S. 351-353 = Codex Eberhardi I, fol. 47 r - 48 r, S. 78-80. Dazu: Roller, Eberhard, S. 77, Anm. 1 u. Beilage I, Nr. 44, S. 8 f.

<sup>525</sup> Codex Eberhardi I, fol. 47 v, S. 79, Z. 24-26.

<sup>526</sup> Codex Eberhardi I, fol. 45 r+v, S. 76 f. Dazu: Roller, Eberhard, S. 77, Anm. 1, Beilage I, Nr. 42, S. 8 f. u. Beilage II, Nr. 2.

<sup>527</sup> Codex Eberhardi I, fol. 45 v, S. 77, Z. 2 f.

<sup>528</sup> Codex Eberhardi I, fol. 45 r+v, S. 76 f. Dazu: Roller, Eberhard, S. 34, Beilage I, Nr. 42, S. 8 f. u. Beilage II, Nr. 2.

<sup>529</sup> Codex Eberhardi I, fol. 45 v, S. 76, Z. 26-28.

31. Dezember 999 (Nr. 43)<sup>530</sup>, das sich wirklich in älteren Privilegien fand – aber erst ab 901 (Kap. IV.2): *Interdicimus et hoc secundum decretum Zacharię antecessoris nostri, ne ulla femina idem monasterium ingrediatur*<sup>531</sup>. Solche Einzeleinfügungen traten jedoch bekanntlich nicht allzu häufig auf und standen ganz im Schatten des zweiseitigen Hospitalepassus. So gab es schon früh in der zweiten Serie Privilegien (so Nr. 33 zu 827-841<sup>532</sup>) mit dem Hospitalepassus als einziger materieller Erweiterung, während Eberhard in manchen anderen Fällen für dieses Anliegen sogar wirklich verliehene Rechte ausließ (so Nr. 35 zu 859<sup>533</sup>).

Einen ersten Querschnitt über Eberhards Interesse am Abteiwohl zeigt ja bereits in Papstserie 1 ein Privileg Clemens' II. (1046-1047) vom 31. Dezember 1046, das er anfangs getreu abschrieb, im zweiten Teil aber zu seiner ersten Fälschung machte, da der Papst dort scharf die Erlaubnis zum Tragen der Pontifikalgewänder durch den Abt zurücknahm (Kap. III.2.a + VI.2)<sup>534</sup>. Die daher nötige Neubeschreibung zweier Seiten nutzte er für viele Erfindungen, zunächst das Verbot für fremde Priester zum klösterlichen Messelesen, die Sicherstellung von Geschenken und Zehnten sowie vor Angriffen und Verkürzungen – gerade vor Übergriffen des Vogtes (Kap. IV.3) – und die Bestätigung der Dienstpflicht der Hörigen und Knechte. Dann folgten wiederholend die echte Verleihung des Ehrenvorrangs vor allen Äbten Galliens und die Verpflichtung des Fuldaers zur Konsekration in Rom aus dem ersten Urkundenteil. Schließlich ergänzte er aber als dreiste Umkehrung des für die Verfälschung ursächlichen Verbotes gar die Erlaubnis der Pontifikalgewänder. Der gefälschte Passus endete mit einer erneuten Sicherstellung aller durch Päpste, Kaiser und Könige an Fulda gekommenen Besitzungen und Rechte, auf die eine Korroboracion folgte, womit Eberhards Privilegienwünsche schon in seiner ersten Fälschung grob abgebildet wurden. Allgemeine Schutzklauseln enthalten aber eben auch bestimmte, selten in einigen Diplomreihen auftretende Zusätze, wo der König sich und seine Nachfolger etwa ausdrücklich zum Schutz der Fuldaer Güter verpflichtete oder eine generelle Besitzbestätigung aussprach (Kap. III.2.a). Sie stehen vor (Nr. 90) oder nach (Nr. 93, 97) dem Schlussrubrum, wenn dieses denn nicht fehlt (Nr. 92). Wir wollen Diplom 93 herausgreifen, in dem Heinrich II. (1002/14-1024) am 3. Mai 1020 dem Kloster Immunität, Zehntbezug von den Eigengütern und Wahlrecht vorbehaltlich königlicher Zustimmung bestätigte (Kap. IV.6)<sup>535</sup>. Dort finden wir nach der ja von der Vorurkunde übernommenen Signumszeile auf dem Rest der Seite anstatt des eigentlichen Eschatokolls einen von der einzeiligen Initiale *P* angeführten Absatz von hellerer Tinte und in anderem Duktus:

*Preterea iubemus et confirmamus, ut terminos Fuldensis ecclesię, quos sanctus Bonifacius a predecessores nostris regibus et imperatoribus possidendos suscepit sive in villis, sive in agris, sive in forestibus aut silvis, nullus hominum sibi quicquam vendicet proprietatis vel novalia ponat seu villas aut castella ponat, sed sint omnia eius, qui accepit potestatem super h(oc)*<sup>536</sup>.

Die rechtlichen Interpolationen der Diplome spinnen generell die Hauptlinien der Privilegien mit neuen Impulsen weiter, nämlich die Position der angrenzenden Fürsten und Herren (gerade des Vogtes, Kap. IV.3) zur Abtei, die Förderung der mönchischen Lebenshaltung und

<sup>530</sup> Codex diplomaticus, Nr. 728, S. 341 f. = Codex Eberhardi I, fol. 46 r+v, S. 77 f. Dazu: Roller, Eberhard, S. 34 u. Beilage I, Nr. 43, S. 8 f.

<sup>531</sup> Codex Eberhardi I, fol. 46 v, S. 78, Z. 13 f.

<sup>532</sup> Codex diplomaticus, Nr. 477, S. 209 f. = Codex Eberhardi I, fol. 36 r+v, S. 63-65. Dazu: Roller, Eberhard, S. 34, Beilage I, Nr. 33, S. 6 f. u. Beilage II, Nr. 1.

<sup>533</sup> Codex diplomaticus, Nr. 575, S. 259 = Codex Eberhardi I, fol. 38 r+v, S. 66 f. Dazu: Roller, Eberhard, S. 34 u. Beilage I, Nr. 35, S. 6 f.

<sup>534</sup> Codex diplomaticus, Nr. 748, S. 357 f. = Codex Eberhardi I, fol. 19 v - 20 v, S. 39-41. Dazu: Roller, Eberhard, S. 22-24 u. Beilage I, Nr. 20, S. 4 f.

<sup>535</sup> Codex diplomaticus, Nr. 735, S. 347 = MGH D. H. II., Nr. 429, S. 549 f. = Codex Eberhardi I, fol. 113 v - 114 v, S. 174-177. Dazu: Roller, Eberhard, Beilage I, Nr. 93, S. 18 f.

<sup>536</sup> Codex Eberhardi I, fol. 114 v, S. 177, Z. 8-12.

Stellung zum Abt sowie die Sicherung und Erweiterung von Klosterbesitz und Rechtekanon (Kap. III.2.a). Während sich die Schenkungsurkunden des zweiten Bandes strukturell eher für solche Einschübe anboten, begnügte sich Eberhard bei den starren Immunitäten des ersten Bandes etwa mit einer einfachen Stärkung der Brüder durch Ersetzung von *monasterium* durch *fratres*<sup>537</sup>. Jedoch integrierte er den Großteil in die Diplome zu Besitz sowie Handels- und Zollrechten Fuldas, wo auch meist das Lehensverbot als Erbe des Hospitalepassus (etwa 177, 179, 185, ähnlich 189) oder eine allgemeine Schenkungsbestätigung (so Nr. 90) stehen. Erinnert sei hier auch an den diplomspezifischen Königsschutz, etwa ein Rodungsverbot an die Nachbarn in der *Branvirst*-Verleihung (Nr. 92, Kap. IV.3), ein Königsschutz für eingetaushtes Gut (Nr. 197) oder das Verbot an Fürsten und Edle zur Anlage von Burgen und Städten auf Abteigut in einer Schenkung (Nr. 190, Kap. V.9). Die Konventsposition gegen den Abt zeigt sich in den Diplomen etwa darin, dass niemand die Mönche betrüben sollte (so Nr. 97), eine geschenkte Grafschaft nur mit Zustimmung der Brüder verliehen werden durfte (Nr. 179, Kap. IV.3) und Lieferungen an sie gehen sollten (Nr. 158, ähnlich etwa 184, 189). Auch griff er eine Tendenz des Hospitalepassus und weniger anderer Privilegienstellen auf, als er sich in Diplomen gegen den Vogt richtete (aus Original Nr. 185, selbst ähnlich 158). In den Schenkungen versuchte er seine Position nicht so sehr per Rechtsinterpolationen (Nr. 220), sondern durch Vergrößerung der echten Zahlen (so Nr. 150, 220) oder Ergänzung der alten Namen zu erreichen, indem er neben normalen Ortsergänzungen (Nr. 142) in der Zweitversion der Wildbannschenkung von 1059 (Nr. 102) *Zundernhart* und (Würzburger!) *Salzforst* anfügte (Kap. IV.3). Doch änderte er auch das Diktat mit Rechtsinhalt, wenn er etwa eine Verfügung zum klösterlichen Handel in eine über den Markt in Fulda umformte (Nr. 192) und in einem Zollprivileg (Nr. 79) eine Passage über ihn einfügte (Kap. VI.6). Zudem ergänzte er in 145 die Anwartschaft Fuldas auf das Erbe des Empfängers (Graf Bennit).

Die vergleichsweise geringen Auslassungen betreffen nur die Namen von verstorbenen Eigenleuten, deren Nennung Eberhard verzichtbar erschien, etwa stolze 80 Mancipien in Urkunde 280 und auch 244. Allerdings spielte hier wohl eben auch seine Ministerialenherkunft hinein (Kap. III.1), etwa als er in Stück 97 die geschenkten vier Dienstmännern wegließ. Eine Mischung aus Kloster- und Ministerialenförderung erkennt man bekanntlich auch in einer besonderen Diplommäschung Eberhards zum 6. April 912 (Nr. 77), die eine bis in die individuellen Züge gehende Erweiterung des Vorgängers zum 12. April (Nr. 76) darstellt (Kap. III.2.a)<sup>538</sup>. Dabei ergänzte er freilich gegenüber der als Vorlage dienenden Bestätigung (Immunität, Zehntbezug von den Eigengütern und Wahlrecht) in der Fälschung noch die Befreiung der Fuldaer Dienstleute vom Grafenaufgebot, was ja erst in der zweiten Fuldaer Immunität Heinrichs III. (1039/46-1056) von 1046 und derjenigen Heinrichs V. (1106/11-1125) von 1111 erfolgte, wobei Eberhard Letztere mit heranzog (Kap. VI.2+7). Dagegen erscheint der Rechtsinhalt der zwischen die Diplome eingestreuten Privaturkunden ja im Lichte des beschränkten Vergleichsmaterials – die „Summarien“ sind selbst fragwürdig (vgl. Nr. 222) – generell als zuverlässig, so dass die natürlich auch hier zu findenden Namensinterpolationen (etwa Orte) oder Zahlenübertreibungen nicht sehr verbreitet sind. So wurden ja in Urkunde 242 neben vielen Ausfällen nur zwei Orte (*Pfuzecha* und *Wachenrode*) eingeschoben, in 201 immerhin 80 Solidi Zins statt 15 geschrieben (ähnlich Nr. 250) und in 259 statt der eingetauschten Stücke die übergeordneten Orte erwähnt<sup>539</sup>. Doch sind letztlich auch die vertrauten anderen Rechtsmodifikationen wie das Lehensverbot (Nr. 204\*) und die Abtsdistanz (Nr. 229 und wenige) genauso selten, da sich der Aufwand in Eberhards Augen bei den Privatur-

<sup>537</sup> Zit. n.: Roller, Eberhard, S. 49, Z. 5.

<sup>538</sup> Codex diplomaticus, Nr. 656, S. 303 f. = MGH D. Ko. I., Nr. 6, S. 6-8 = Codex Eberhardi I, fol. 93 v - 94 v, S. 143-145. Daraus abgeleitet: Codex Eberhardi I, fol. 95 r - 97 r, S. 145-148. Dazu: Roller, Eberhard, S. 55 f., Anm. 1 u. Beilage I, Nr. 76 f., S. 14 f.

<sup>539</sup> Namen und Zahlen: Roller, Eberhard, S. 54, Anm. 3 f.



kunden wohl nicht lohnte. Ähnlich liegen die Dinge demnach auch bei den Oblationen (Kap. III.2.a): Zwar gehen die blumigen und teils erdichteten Narrationen wohl auf Eberhards Geschmack zurück, da sie seinen Mönchsstolz demonstrieren, dass seine und seiner Brüder Gebete allein dem Seelenheil des Stifters zu helfen vermögen. Doch erscheint der überprüfbare Rechtsinhalt zuverlässig, indem nicht etwa willkürliche Zahlenerhöhungen und Namens einschübe, sondern das Löschen von Einschränkungen des geschätzten mönchischen Güternießbrauchs zu erwarten ist. So ließ Eberhard manchmal den an die Schenkung anschließenden Rechtsakt weg, in dem das Kloster die Stücke zu Zins, Lehen oder Nießbrauch dem Schenker lebenslang wieder aufließ. Doch machen sich solche Lücken zudem in der Vorlage bemerkbar, so dass auch ein Auffinden in den von J. PISTORIUS kontrollierten Stücken möglich ist.

Generell setzte Eberhard aber beim Rechtsinhalt der Einträge ja die langsame Absenkung der diplomatischen Genauigkeit nicht fort (Kap. III.2.a)<sup>540</sup>. So erweist sich Papstserie 1 hier scheinbar ursprünglich als glaubhaft ohne Eberhardfälschungen. Allerdings verdüstert sich die Bilanz zu Beginn der Serie 2 plötzlich, indem sich dort  $\frac{1}{3}$  der Privilegien (abgesehen von den komplett geänderten Summam-gerentes-Kopien als faktische Neufälschungen) als Eigenfälschungen und alle Einzelkopie-Abschriften als mehr oder weniger stark interpoliert zeigen. Freilich haben die Folgeabteilungen nicht mehr so viele Neufälschungen, indem die Privaturkunden jetzt völlig rein erscheinen, und auch die Verfälschungen dort nicht mehr so zahlreich sind, wobei die Oblationen anscheinend weder das eine noch das andere besitzen. Letztlich geschah der auch zur Überarbeitung einiger Stücke der ersten Papstserie führende Wechsel in Eberhards Zuverlässigkeit so abrupt, dass laut O. ROLLER eine Beeinflussung des Kompilators naheliegt. Eine Lösung dieses schon in der strukturell-inhaltlichen Zusammenfassung aufgefallenen Problems kann man erst mithilfe Eberhards Intention aufzeigen.

Indem wir bisher verschiedene persönliche Tendenzen in den Urkundeneinträgen herausgearbeitet haben, ist es sowieso kein weiter Weg mehr zu einer globalen Betrachtung seiner Selbstzeugnisse, die zwar schon von O. ROLLER (1901) in dessen Eberharddissertation und E. STENGEL (1958) in dessen Fuldaer Urkundenbuch verschiedentlich in Fälschungen und Interpolationen herangezogen wurden, aber erst von H. MEYER ZU ERMGASSEN in seinem Monogrammaufsatz (1993) und der Editionseinleitung (1995) unter Einbezug der redaktionellen Bemerkungen vollends in ihrer Bedeutung für einen sinnvollen Neuansatz erkannt wurden. Dieser lieferte sogar eine mögliche Einbettung des Werkes als Reaktion auf spezielle Ereignisse. Zwar ging er von hilfswissenschaftlicher Warte aus und ließ die Problematik von Abtsauftrag oder Eigeninitiative – zumindest vorerst – beiseite, doch können seine Erkenntnisse mit der gleichzeitigen Kritik des Historikers U. HUSSONG (1995) an der traditionellen Abthese zugunsten der Individualität Eberhards kombiniert werden<sup>541</sup>. Dies gilt umso mehr, da auch H. MEYER ZU ERMGASSEN in seiner abschließenden Betrachtung des Buchschmucks im „Codex Eberhardi“ (2009) wenigstens in einer Fußnote anmerkte, dass er einen ausdrücklichen Auftrag durch Abt Marquard I. zur Anlage des Codex nicht sehe<sup>542</sup>. Die Selbstzeugnisse jedenfalls betreffen einmal redaktionelle Bemerkungen über das Wohl und Wehe der Werkgenese in den oben bereits erläuterten Prologen, dann inhaltliche und kommentierende Einschübe in einzelnen Urkundenkopien, darüber hinaus sachliche Auswahlkriterien für den Inhalt sowie schließlich künstlerische Aussagen in Widmungsbild, Initialen, Bogenarchitekturen und Monogrammen. Namentlich gab Eberhard zu den Umständen der Codexentstehung

<sup>540</sup> Als Fazit: Roller, Eberhard, S. 71 f.

<sup>541</sup> Selbstzeugnisse und Werkgründe: Codex Eberhardi I, Einleitung, S. XI u. XIII f.; Codex Eberhardi IV, Buchschmuck, S. 1 f., 22-28 u. 109, Anm. 9; Hussong, Reichsabtei Fulda, S. 143 f.; Meyer zu Ermgassen, *Nominis nostri*, S. 202-205 u. 259-263; Müller, Eberhard und Thüringen, Teil I, S. 9 f.; Roller, Eberhard, S. 72-79; Urkundenbuch Fulda, Einleitung, S. XXXIII f. u. *Traditiones et Antiquitates*, Vorrede, S. V-X.

<sup>542</sup> Codex Eberhardi IV, Buchschmuck, S. 109, Anm. 9.

in seinen Vorbemerkungen und verstreut im Text manchen, auch im Kontext der Geschichte des Schreibwesens bemerkenswerten Aufschluss, den etwa Lampert verschwieg.

Betrachtet man zudem speziell das Verhältnis zu Marquard I., so ist zunächst zu bemerken, dass dessen Rechenschaftsbericht erst ein Nachtrag war, der in keiner Vorrede, noch im letzten Register erwähnt wurde und daher nicht zwangsläufig im Sinne Eberhards gewesen sein muss. Folglich ist nach ursprünglicheren Zeugnissen zu suchen, die schon der Konzeptionsphase angehörten. Auffälligerweise erwähnte Eberhard den Namen seines Abtes nur an einer Stelle, die nicht formal eine von Marquard I. herrührende Urkunde betraf, sondern aus eigenem Antrieb des Kompilators hinzugefügt wurde: Dabei handelt es sich um die vielzitierte Datierung, die sich nach der Stoffteilung fälschlich erst zu Anfang des zweiten Bandes findet (Kap. III.<sub>1+2.a</sub>). Dort wird allerdings nur kurz und knapp gesagt, dass das Werk im Abbatat Marquards niedergeschrieben wurde. Zudem folgt im Anschluss nicht etwa eine Dankesbezeugung an den Abt, wie sie sich nach der Nennung angeboten hätte, sondern eine Würdigung des jenem untergeordneten Cellerars Duto für die Bereitstellung des Pergaments:

*Scriptus est autem liber iste regnante imperatore Friderico sub Marcu(ardo) abbate a fratre Eberhardo, Dutone cellerario membranam subministrante ad laudem et gloriam domini Ihesu Christi*<sup>543</sup>.

Hieraus leitete ja G. BOSSERT (1895) ab, dass Duto als oppositioneller Mentor des jungen Eberhard fungierte (Kap. III.<sub>1</sub>)<sup>544</sup>. Zudem sah noch H. MEYER ZU ERMGASSEN (2009) in Duto den Schreiber der ersten Lage des Codex, indem dieser das Pergament für den Codex gestellt habe und demnach an der Planung des Werkes zumindest beteiligt war, wenn sie nicht komplett auf ihn zurückgehe (Kap. III.<sub>2.a</sub>). Natürlich wäre eine Starthilfe Dutos für den noch jungen Eberhard nachvollziehbar, doch wies dieser eben nur auf das Pergament hin. Auf jeden Fall brachte Marquard I. gerade mit seinem Cellerar die wirtschaftlichen Verhältnisse der Abtei in Ordnung, so dass dieser loyal mit ihm kooperierte und man seine Haltung nicht als antiäbtlich ansehen kann. Zudem war er nicht identisch mit dem gleichnamigen Mönch und Diakon, der dann 1168-1171 unter Abt Burchard von Nürings (1168-1176) aus dem Kloster Fulda verbannt wurde, sondern starb schon um 1160 (Kap. VI.<sub>7+8</sub>). Sein Tod war Eberhard ja einen bewegenden Nachruf wert (Nr. 322), der bescheiden am Schluss erneut die Pergamentlieferung – für das eine Buch (Kap. III.<sub>2.a</sub>) – würdigte: *Super hec omnia etiam ad describendum librum istum membranam impendit*<sup>545</sup>. In der Auflistung der Cellerarleistungen wurde der Abt nur einmal gestreift, so dass auch dort Eberhard seine Sympathien eindeutig dem Verstorbenen zudachte, was bei aller Befolgung der Genre-Gepflogenheiten beachtlich ist. Denn auch auf Eberhards aufwendigem, mehrfarbigem Widmungsbild sucht man Marquard I. vergeblich. Dies ist umso auffälliger, da die Miniatur bekanntlich schon durch ihre ganzseitige, feierliche Aufmachung als bedeutendste Abbildung des „Codex Eberhardi“ gelten kann, selbst wenn sie nach Eberhards Aufteilung der Codexmasse heute etwas deplatziert erst am Anfang des zweiten Bandes erscheint (Kap. III.<sub>2.a</sub>). Hier bildete er sich, nachdem er ja gerade schon seinen Namen mitgeteilt hatte, ohne Abtsbezug selbstbewusst und demütig zugleich als Individuum mit Name und Aussehen zu Füßen des heiligen, erzbischöflichen Klostergründers Bonifatius und des ersten Abtes Sturmius ab, die beide wiederum Christus überragt. Eberhard erscheint dabei als jugendlicher Mönch, was trotz aller quellenkritischen Vorbehalte ein einmaliger Anhalt für sein noch niedriges Alter ist (Kap. III.<sub>1</sub>). Für die im Widmungsbild beabsichtigte Aussage scheint Eberhard aber offensichtlich der gegenwärtige Abt Marquard I. nicht so wichtig gewesen zu

<sup>543</sup> Codex Eberhardi II, fol. 5 v a+b, S. 9, Z. 5-8.

<sup>544</sup> Gemäß Roller, Eberhard, S. 78, Anm. 3: Bossert, Württemberg, S. 228.

<sup>545</sup> Traditiones et Antiquitates, Teil I, cap. 72, S. 149 f. = Codex Eberhardi II, fol. 182 v - 183 r, S. 340 f. (Endzitat: fol. 183 r, S. 341, Z. 25 f.). Dazu: Roller, Eberhard, Beilage I, Nr. 322, S. 70 f.

sein, als dass er ihn wie in der Datierung mit aufgeführt hätte. Dies wäre freilich sehr verwunderlich, wenn der Abt den Auftrag zum Werk gegeben hätte, da ihn unser Mönch dann auch bildlich hätte würdigen müssen und wohl auch nicht direkt in Kontakt mit Bonifatius hätte treten können. Durch die von ihm gewählte Anordnung wollte Eberhard stattdessen eine direkte Brücke von der als Phase des Niedergangs erscheinenden Gegenwart seines Werkes in die dagegen verklärte, angeblich ruhmreiche Vergangenheit der Klostergründung schlagen – eine Verbindung zu den geheiligten Klostervätern, die nur durch ihn allein (und nicht durch den übergeordneten Abt) zustande kam:



546

Daher müssen wir uns seine blattgroße Miniatur nun einmal genauer ansehen und dabei auch die seinerseits eingestreuten Verse mit berücksichtigen. Hier werden wir zwar inhaltlich auf die gesammelt aufgeführte Spruchedition von H. MEYER ZU ERMGASSEN (1996) zurückgreifen, dabei aber die Einzelteile wie E. DRONKE (1844) nach den Sprechern aufsplitten. Ersterer nahm dann 2009 auch eine künstlerische Einordnung des Widmungsbildes vor.

Demnach zeigt es Eberhard als ernsthaften Buchmaler und führt inhaltlich in seine Geisteswelt ein. Bezüglich seiner formalen Gestaltung ist zu bemerken, dass sich das Bild in einem aufwendigen Rahmen befindet und in drei Zonen gegliedert ist: Oben erscheint in einem Kreissegment Christus mit Kreuznimbus, darunter stehen im großen Mittelteil zwei Heilige in gebeugter, aber aufblickender Haltung und unten schließlich liegt zu ihren Füßen hingestreckt in Devotionshaltung ein Mönch. Dieser Aufbau entspricht einem gängigen Typus.

<sup>546</sup> Zum Widmungsbild: Codex Eberhardi I, Einleitung, S. IX f., Anm. 6 u. S. XI; Codex Eberhardi IV, Buchschmuck, S. 38-40, 85, 102, 114, Anm. 317 u. S. 289; Meyer zu Ermgassen, *Nominis nostri*, S. 202; Müller, *Eberhard und Thüringen*, Teil I, S. 34; Roller, *Eberhard*, S. 77, Anm. 2 u. Beilage I, Nr. 141 d, S. 26 f. u. *Traditiones et Antiquitates*, Vorrede, S. IX f. Unsere Abbildung stammt wieder vom „Hessischen Landeskundensammler für geschichtliche Landeskunde“. Weitere Farbbilder: Codex Eberhardi II, vor S. 1; Codex Eberhardi IV, Buchschmuck, S. 38, Abb. 37 u. S. 289 u. Leinweber, *Fuldaer Äbte*, zw. S. 12 u. 13.

Dabei ist das Widmungsbild „unkünstlerisch“ mit Zirkel und Lineal konstruiert. Die Mittelpunkte der drei Nimben Christi und der Heiligen bilden ein gleichseitiges Dreieck. Die Nimben selbst und das obere Kreissegment sind mit dem Zirkel gezogen, die Linien des Rahmens aber mit dem Lineal. Das Zeichnerische mit roter und brauner Tinte bestimmt den Eindruck, während andere Farben zurückhaltend eingesetzt sind. Sie dienen hauptsächlich als Folie, als Hintergrund oder „Grund“ für die Zeichnung. Im Bild benutzte Eberhard gemäß H. MEYER ZU ERMGASSEN alle Farben, die außer der braunen und roten Tinte überhaupt im Codex Verwendung fanden, nämlich Grün, Ocker, Blau und Rosa (Kap. III.2.a). Auch dies unterstreicht, wie wichtig ihm das Widmungsbild war. Zur Beurteilung seines gestalterischen Vermögens ist besonders auf den umgebenden Palmettenfries hinzuweisen. Dieses klassische Motiv kann dem Forscher zufolge auch im zeitgenössischen Vergleich als gelungen bezeichnet werden.

Zunächst ziehen auf dem Widmungsbild vor blauem, teils grün durchsetztem Hintergrund die zwei großen gebeugten, aber mittig-himmelwärts gewandten Personen mit gelbem Heiligenschein als ganze Figuren alle Blicke auf sich, nämlich von uns aus links der Hl. Bonifatius mit braun-weißem Oberlippenbart im bischöflichen Ornat aus grünem Umhang, gelbem Untergewand und weißer, zweispitziger Mitra sowie rechts der gütige Vater Sturmius mit braun-weißem Vollbart und Tonsur in einer gelben Tunika. Demnach wird Bonifatius in Pontifikalgewändern mit Pallium als Erzbischof von Mainz vorgestellt, während Sturmius trotz seiner Fuldaer Abtswürde allein in einfachem Mönchsgewand erscheint, dazu passend nur barhäuptig mit Tonsur und dem schon von Eberhard her bekannten, unsymmetrischen Haarknoten über der Stirn. Diese Darstellung war vor Bonifatius' Tod 754 sogar korrekt, da man Sturmius im ersten Jahrzehnt noch nicht Abt nannte (Kap. IV.1). Obwohl sie also an sich gleichberechtigt nebeneinander stehen, ist doch schon in ihrer Kleidung eine den historischen Tatsachen und ihrer Verehrung angemessene Abstufung erkennbar. Zumindest aber finden wir hier neben dem schon in den Urkundenabschriften vielfach überhöhten Bonifatius (Kap. III.2.a) eben auch Sturmius mit einem Heiligenschein, den er erst zwei Jahrzehnte vorher am 19. April 1139 auf dem zweiten Laterankonzil offiziell vom Papst bekommen hatte (Kap. IV.1 + VI.7). Jedenfalls wird die Ansicht über den beiden dominierenden Heiligen in der Mitte durch das kleinere, freilich entrückt-frontale Brustbild des Erlösers gekrönt, der als bärtige Person mit antikem Gewand und Kreuznimbus in rot gehalten ist und vor dem gleichen blau-dominierten Hintergrund erscheint. Hier mochte man sich jenseits der natürlich allgemeingültigen Darstellung göttlicher Allmacht gerade in Fulda auch daran erinnern, dass bei aller späteren Bedeutung von Bonifatius eigentlich Salvator der älteste Patron war (Kap. IV.1).

Die in das Widmungsbild eingestreuten Verse enthalten gemäß H. MEYER ZU ERMGASSEN (2009) Eberhards Gedankengebäude, das seiner Arbeit zugrunde liegt. An Spruchbändern mit braunem Text finden wir zunächst in dem als Abgrenzung der göttlichen Gefilde von den Heiligen dienenden Halbkreisbogen dennoch den Satz: *Hi domino celi iungunt nos ore fidei*<sup>547</sup>. Dann steht auf einem von Bonifatius zu Christus hinaufgehenden Zettel die von den beiden Patronen geäußerte Bitte an Gott, jene Gaben entgegen zu nehmen, die ihnen von Gläubigen übertragen wurden: *Accipe dona, deus, nobis collata rogamus*<sup>548</sup>. Damit waren natürlich die an das Kloster Fulda gerichteten Schenkungen gemeint. Dagegen fehlt hier – wie sonst bei Widmungsbildern üblich – eine unmittelbare Übergabe des Codex, wo aber natürlich die gemeinten Gaben verzeichnet waren. Als göttliche Antwort liest man auf einem zweiten Band, das von Christus zu Sturmius herabgeht, folgenden Spruch: *Me lactaverunt, sua qui vobis tribuerunt*<sup>549</sup>. Demnach hätten ihn selbst also jene genährt, die den Heiligen das Ihre übergeben hätten. Hier findet man alttestamentarische Anklänge an 1. Jesaja 60, 16: *Et*

<sup>547</sup> Codex Eberhardi II, fol. 6 r, S. 9, Z. 12. Fehlt (!) in: Traditiones et Antiquitates, Vorrede, S. X.

<sup>548</sup> Codex Eberhardi II, fol. 6 r, S. 9, Z. 13. Vgl. Traditiones et Antiquitates, Vorrede, S. X, Z. 3 f.

<sup>549</sup> Codex Eberhardi II, fol. 6 r, S. 9, Z. 14. Vgl. Traditiones et Antiquitates, Vorrede, S. X, Z. 5.

*suges lac gentium, et mamilla regum lactaberis*<sup>550</sup>. Damit wurde der Klosterbesitz geistlich überhöht, die Schenkungen an Fulda zum sakrosankten Besitz Gottes erklärt. Und vorrangig um Dokumentation und Rechtssicherung dieses Besitzes ging es Eberhard ja in seinem Codex. Im Sinne des Christuswortes im Widmungsbild konnte er sein Werk sogar als gottwohlgefällig betrachten. Als eher praktischer Text steht auf der linken Randleiste zur personellen Erläuterung *Ecce Bonifacius sacer*<sup>551</sup>, was auf der rechten inneren Randleiste – inhaltlich ebenfalls abgestuft – mit *et Sturmis pater almus*<sup>552</sup> fortgesetzt wird. Auf der rechten äußeren Randleiste wiederum findet sich ein leontinischer Vers mit einer eigentümlichen etymologischen Spielerei, die sich auf die ja gerade benötigte Schutzfunktion der zwei Patrone Bonifatius und Sturmius bezieht: *Fulda per egregios hos est suffulta patronos*<sup>553</sup>. Immerhin hatte es also Sturmius hier bereits zum Fuldaer Patron neben seinem Lehrer geschafft (Kap. IV.1). Beide verkörpern insgesamt gleichermaßen die glorreichen Anfänge des Klosters und sind Mittler zu Gott, so dass ihre Spruchbänder in dessen Sphäre hineinreichen.

Zu Füßen der zwei Heiligen sieht man schließlich noch ein kleines, aber ganzkörperliches Abbild Eberhards in seitlich-liegender Stellung, das sich quasi in die eigentliche Umrahmung des Widmungsbildes nur vorsichtig hineinschiebt, mit seinem ebenfalls blauen Hintergrund aber unzweifelhaft dazugehören beansprucht. Hier malte er sich offenbar selbst als noch jugendlichen Mann mit Tonsur, aber ohne Bart, der in ein weißes Mönchsgewand gekleidet ist und einen Zettel mit folgender Inschrift hält: *Fratris Eberhardi miserere, pater Bonifaci*<sup>554</sup>. Seine liegende Haltung erklärte E. DRONKE nur damit, dass es an Raum gefehlt habe. Allerdings ist auch im Sinne von H. MEYER ZU ERMGASSEN (2009) eher an eine stilisierte Demutsgeste gegenüber den Abteivätern zu denken, wie dies ja sein Flehen um das Erbarmen von Bonifatius nahe legt. Freilich entdeckt man an dem besagten Spruchband noch Rasuren. Zudem befand sich der Text ursprünglich an der untersten Randleiste, wurde dort aber durch Rasur getilgt und übermalt. Demnach hat es also gerade an dieser für seine Selbstdarstellung wichtigen Stelle anscheinend neuerliche Überlegungen gegeben, die – vielleicht doch auch aus Platzgründen – zu einer spürbaren Änderung in der Anlage des Bildes führten. Letztlich darf das gezeichnete Bild als noch junger Mönch eben zwar laut O. ROLLER keinen zu großen Anspruch auf Portraitähnlichkeit machen, doch war Eberhard allgemein ein so geschickter Zeichner, dass er wohl zur Andeutung des Alters des Dargestellten fähig war (Kap. III.1+2.a).

Insgesamt lässt uns der tiefere Sinn des Widmungsbilds weit in Eberhards Gesinnung blicken. Denn dort überhöhte er eben den Klosterbesitz geistlich und erklärte die Schenkungen an Fulda zum sakrosankten Besitz Gottes. Gemäß dem zitierten Christuswort betrachtete der Mönch sein Werk als gottwohlgefällig. Dies zeigt nebenbei, dass er Verse schmieden konnte und sich in der Sprache der Bibel auskannte. Zudem beherrschte er routiniert die damalige Bildsprache und Technik der Bildillustration (Kap. III.2.a). Daneben ist festzuhalten, dass es Eberhard im Widmungsbild primär um eine Verbindung der in seinen Augen schlechten Gegenwart mit der ruhmreichen und durch die Klostergründer symbolisierten Vergangenheit ging. So stellte er auch in den Vorreden zu den Abschnitten der Handschrift (Kap. III.2.a) und selbst in Arengen und Narrationen einzelner Urkunden die glanzvollen Anfänge und das ehrwürdige, mehr als 400-jährige Alter des Klosters oft in überschwänglichen Worten heraus. Dabei hatte Eberhard freilich wie schon Lampert immer die gegenwärtige Krise im Hinterkopf, so dass auch er die *tempora nostra*<sup>555</sup> – so als Einzelbegriff im Prolog zur zweiten

<sup>550</sup> Zit. n.: Codex Eberhardi IV, Buchschmuck, S. 112, Anm. 146, Sp. A, Z. 31.

<sup>551</sup> Codex Eberhardi II, fol. 6 r, S. 9, Z. 11. Vgl. Traditiones et Antiquitates, Vorrede, S. X, Z. 6.

<sup>552</sup> Codex Eberhardi II, fol. 6 r, S. 9, Z. 11. Vgl. Traditiones et Antiquitates, Vorrede, S. X, Z. 7.

<sup>553</sup> Codex Eberhardi II, fol. 6 r, S. 9, Z. 10. Vgl. Traditiones et Antiquitates, Vorrede, S. X, Z. 8 f.

<sup>554</sup> Codex Eberhardi II, fol. 6 r, S. 9, Z. 15. Vgl. Traditiones et Antiquitates, Vorrede, S. X, Z. 11 f.

<sup>555</sup> Codex Eberhardi I, fol. 30 v, S. 56, Z. 1. Vgl. Traditiones et Antiquitates, Vorrede, S. VI, Z. 25.

Papstserie (Kap. III.<sub>2.a</sub>) – gegenüber der Epoche der *maiores* als negativ auffasste. Nebenbei liefern diese Angaben auch eine Grobdatierung der Werkgenese, doch kennen wir ja schon Genaueres (Kap. III.<sub>1+2.a</sub>). An Beispielen nannte H. MEYER ZU ERMGASSEN je drei des ersten und zweiten Bandes, wovon jedoch das letzte nicht in einer Vorrede, sondern in einer Güterbeschreibung steht<sup>556</sup>. Die abwechslungsreichen Hinweise Eberhards sind geschickt mit den inhaltlichen Aussagen verwoben, was wir in anderen Kontexten zu vertiefen haben. Dabei gab es konstante Wendungen, wo er das bedeutende Alter der Abtei strukturell, personell oder chronologisch angab. Zunächst nutzte er ja im Prolog vor den Papsturkunden die strukturelle Formel [...] *a primordio constructionis usque ad hec tempora* [...] <sup>557</sup>. Ähnlich finden wir sie im Rubrum zur Vorrede der Königs- und Kaiserurkunden: [...] *a primordio usque ad nostra tempora* [...] <sup>558</sup>. Die Spannweite konnte aber auch durch personelle Angaben abgesteckt werden, die als Grenzmarken oder Listen auftraten. Ersteres wählte er in der umrahmten, ganzseitig in roter und brauner Auszeichnungsschrift mit Initiale gestalteten Vorrede zu den „Summarien“ des ersten Bandes, wo er erst auf Privilegien und Diplome zurückschaute:

*Collectis et conscriptis privilegiis apostolicorum et preceptis imperatorum a tempore beati Bonifacii et eius contemporanei Zacharie pape regnante Pippino usque ad regnum Friderici imperatoris* [...] <sup>559</sup>.

Hier erschien Barbarossa also wie im vielzitierten Geleittext zur Werkentstehung schon als Kaiser (ab 1155). Im zweiten Band finden wir zunächst einen personellen Rückbezug auf den Klostergründer in der zweiten Einleitung zu den Schenkungsurkunden, deren Text ganzseitig in abwechselnd roter und brauner Auszeichnungsschrift steht:

[...] *fundaverunt hanc nobilem et honorabilem basilicam gloriosi ac preciosi Christi martyris Bonifacii, domni atque patroni nostri dilectissimi, qui non solum primum fundavit et instituit hoc venerabile sancti salvatoris templum,* [...] <sup>560</sup>.

Die ausgeschmückten Worte zu Bonifatius lassen sich bekanntlich auch in die generelle Tendenz zur Betonung der Würde des Patrons einordnen, wobei Eberhard hier doch angab, dass die Kirche ursprünglich St. Salvator geweiht war (Kap. IV.<sub>1</sub>). Die nächste Passage in der Vorrede zu den Schenkungen gehört jedenfalls zum zweiten personalen Typus und bringt diverse Herrscher – bezeichnenderweise vereinfacht je einen pro Name – in Listenform:

[...] *donationes* [...], *quę a primordio huius loci a beatissimo et sanctissimo Bonifacio archiepiscopo et martire, primo et precipuo huius loci fundatore, et per eum a preclarissimis ac nobilissimis principibus Pippino, Karolo, Ludewico, Arnolfo, Lothario, Cunrado, Heinrico ceterisque catholicis et religiosis viris huic monasterio* [...] *collata sunt* <sup>561</sup>.

Daran anknüpfend erwähnte H. MEYER ZU ERMGASSEN noch – ausnahmsweise nicht in einer Vorrede – eine Passage in der Beschreibung der friesischen Güterrestitution Abt Hadamars (927-956) (Kap. IV.<sub>3</sub>) <sup>562</sup>, wo der bisherige Schenkungszeitraum mit [...] *a prisco tempore beato Bonifacio fuerant contradita* [...] <sup>563</sup> angegeben wurde (Nr. 225). Neben diesen sechs indirekten Beispielen ist aber noch ein direkter chronologischer Hinweis möglich,

<sup>556</sup> Meyer zu Ermgassen, *Nominis nostri*, S. 202 f., Anm. 7 (mit Zitaten).

<sup>557</sup> Codex Eberhardi I, (K 427, fol. 1 r), S. 2, Z. 23 - S. 3, Z. 1.

<sup>558</sup> Codex Eberhardi I, fol. 70 r, S. 111, Z. 3.

<sup>559</sup> Codex Eberhardi I, fol. 136 v, S. 211, Z. 1-3.

<sup>560</sup> Codex Eberhardi II, fol. 6 v, S. 9, Z. 18-20.

<sup>561</sup> Codex Eberhardi II, fol. 7 r, S. 10, Z. 9-15.

<sup>562</sup> *Traditiones et Antiquitates*, Teil I, cap. 37, S. 67 f. = Codex Eberhardi II, fol. 77 v - 79 r, S. 121-123. Dazu: Roller, Eberhard, Beilage I, Nr. 225, S. 46 f.

<sup>563</sup> Codex Eberhardi II, fol. 77 v, S. 121, Z. 18.

so in der Form [...] *ab annis plus quam quadringentis* [...] <sup>564</sup> im zweiten Prolog der Papsturkunden. Dadurch wird der Codex wiederum etwa auf die Mitte des 12. Jahrhunderts datiert.

Dagegen ist im Hinblick auf Belege in Arengen und Narrationen einzelner Urkunden gemäß H. MEYER ZU ERMGASSEN exemplarisch auf ein von Eberhard gefälschtes Kaiserdiplom Karls des Großen (768/800-814) zu verweisen, welches nur das jahreslose Tagesdatum 2. September mit Indiktion 9 trägt und demnach ins Jahr 801 (802) einzuordnen wäre (Nr. 143) <sup>565</sup>. Dahinter steckt eigentlich eine Privatschenkung (a), die an einem 2. September des durch die beteiligten Personen zu erschließenden Zeitraums 780-795, vielleicht 787, in Lorsch entstanden war und nun von Eberhard zur besseren Legitimation in eine plump gefälschte kaiserliche Konfirmation eingebettet wurde (b = E<sup>1</sup>). So fügte er nachträglich – und ungeschickt genug – einen Prunkrahmen für die in ihr angeblich bestätigte Schenkungsurkunde eines gewissen Grafen Warin hinzu. Im Kern ging es nämlich darum, dass Graf Warin und seine Gattin Friderun vier (?) Hufen zu Bieber (bei Offenbach) und dasjenige, was Friderun aus ihrer Mitgift zu Eisensheim, Eisingen und Eibelstadt besaß, an das Kloster Fulda schenkten. Hier lässt sogar bei Eberhards gefälschter Kaiserbestätigung noch die in K 426 ganz rubrizierte Überschrift die alte Privatschenkung als Hintergrund erkennen: *Tradicio Warini comitis de subscriptis locis sub Karolo. § Capitulo II* <sup>566</sup>. Dieser entlarvende Hinweis war aber ursprünglich nicht vorgesehen, da *Warini comitis* auf Rasur von *Caroli regis* steht <sup>567</sup>. Allerdings erschien Karl laut Rahmen ja schon als Kaiser, so dass hier genauso eine Unstimmigkeit entstanden wäre. In Bezug auf den verfälschten Rechtsinhalt ist jedoch tatsächlich auf eine ebenfalls noch bei Eberhard zu findende Chartularnotiz zu verweisen, die eine zugrundeliegende Schenkung des Grafen Warin enthält <sup>568</sup>. Dabei kannte der Kompilator gemäß E. STENGEL offenbar aber nicht nur diese Abschrift im Wetterau-Chartular (E<sup>2</sup>), sondern auch die eigentliche Urschrift der Urkunde, ein Deperditum. Dies ergebe sich deutlich einerseits aus ebenjener zitierten Überschrift der Kaiserurkunde (E<sup>1</sup>), wo Eberhard ja die Bezugnahme auf Karl den Großen gar wieder tilgte, und andererseits aus der Bezeichnung, unter der er sie ins vorgeschaltete Register aufnahm. Der Wortlaut des Registereintrags ist ausführlicher als die Überschrift: *Tradicio Warini comitis sub Carolo facta de Biberbach et de aliis pluribus. II* <sup>569</sup>. Dabei heißt es im Originalband K 426 eigentlich *Wvarini* und das *c* von *Biberbach* wurde über der Zeile nachgetragen, während in der Abschrift K 427 *Karolo* steht und so auch von E. STENGEL übernommen wurde <sup>570</sup>. Die genauen Güterorte der Friderun erfährt man nur in der Urkunde E<sup>1</sup>, nicht aber in der Chartularnotiz E<sup>2</sup>, wo allein der betreffende Gau *Folcfelt* <sup>571</sup> steht. Insgesamt schrieb Eberhard die Urschrift in erheblichem Umfang in seiner kaiserlich beglaubigten Kopie E<sup>1</sup> wörtlich aus. Doch ist beim betonten Alter des Bonifatiusklosters besonders interessant, dass er eben auch hier den wahren Kern in eine ungleich bedeutendere hoheitliche Bestätigung kleidete, die freilich wegen der Datierungsangaben nebst Kaisertitel erst auf den 2. September 801 (802) zu setzen wäre: Dort ließ der Mönch nun Karl den Großen in Arenga beziehungsweise Narratio das Gründungspersonal der Abtei Revue passieren (Kap. IV.1), um die besondere Ehrwürdigkeit Fuldas zu betonen:

<sup>564</sup> Codex Eberhardi I, fol. 30 v, S. 56, Z. 7 f.

<sup>565</sup> Codex diplomaticus, Nr. 84, S. 51 f. (E<sup>1</sup>) = Urkundenbuch Fulda, Nr. 173, S. 259-264 (a: Rekonstruktion, b: E<sup>1</sup>) = Codex Eberhardi II, fol. 8 r+v, S. 12 f. (E<sup>1</sup>). Dazu: Meyer zu Ermgassen, *Nominis nostri*, S. 202 f., Anm. 7 u. Roller, Eberhard, Beilage I, Nr. 143, S. 26 f.

<sup>566</sup> Codex Eberhardi II, fol. 8 r, S. 12, Z. 7.

<sup>567</sup> Formen: Codex Eberhardi II, fol. 8 r, S. 12, Anm. a, Z. 34.

<sup>568</sup> Traditiones et Antiquitates, Teil I, cap. 42, Nr. 234, S. 111 = Urkundenbuch Fulda, Nr. 173, S. 259, Anm. II = Codex Eberhardi II, fol. 113 v a, Nr. 234, S. 216 (E<sup>2</sup>).

<sup>569</sup> Codex Eberhardi II, fol. 1 v a, S. 1, Z. 7. Vgl. Urkundenbuch Fulda, Nr. 173, S. 259, Anm. I, Z. 33 f.

<sup>570</sup> Codex Eberhardi II, fol. 1 v a, S. 1, Anm. d-f, Z. 32-34.

<sup>571</sup> Codex Eberhardi II, fol. 113 v a, Nr. 234, S. 216, Z. 12.



*Nosse volumus scientiam industriamque sagacitatis vestre, qualiter deo opitulante nostris temporibus quendam locum habemus in regno nostro deo quidem amabilem atque placabilem, nobis autem omnibus optabilem satis ac patrocিনabilem, venerabile videlicet Fuldense monasterium, quod sanctissimus Christi martir Bonifacius primitus fundavit sanctoque illud Sturmi abbati, plenum sanctissimis ac religiosissimis fratribus commendavit quodque idem monasterium Zacharias papa banno et privilegio apostolicaque benedictione munivit nobisque summopere commendavit; nec minus pater meus Pippinus pro amore et veneratione preciosi Christi martiris Bonifacii devotis illud muneribus et oblationibus cumulavit. Sed et nos, secundum quod dominus suggererit, idem facere devoteque pro Christi amore et sanctissimi martiris honore donaria nostra offerre ad idem venerabile monasterium parati sumus*<sup>572</sup>.

Bei dieser Preisung Fuldas gibt es klare Parallelen zu Lampert, der auch den Bogen von der abgelehnten Gegenwart zur idealisierten Gründungszeit Hersfelds schlug (Kap. II.2.a-d).

Doch wollen wir uns nun weiter mit den praktischen Umständen der Codexentstehung beschäftigen, wozu Eberhard in seinen Vorbemerkungen, wie auch verstreut im Kopienbestand einige Informationen lieferte, wie wir natürlich bereits anhand der wichtigen Datierungspassage gesehen haben (Kap. III.1+2.a). Daran anknüpfend soll es nun allerdings eher um Eberhards Arbeitsweise und Quellen gehen. Seine Aufgabe war nach eigenem Bekunden in der Vorrede zu den Oblationen das Zusammensuchen der einzelnen Urkunden und deren Eintrag in sein Sammelwerk: [...] *accingamur ad colligendum de singulis scedulis et in unum conscribendum oblationes fidelium*, [...] <sup>573</sup>. Dabei habe er – ohne selbst Archivar zu sein (Kap. III.1) – die Vorlagen nach und nach, Posten für Posten *a librario* empfangen und nach seinem Ermessen ausgewählt. So sei es nicht seine Schuld, dass das Werk nicht nach Personen oder Zeit geordnet ist, wie wir im geschmückten Generalprolog am Anfang von Band 1 erfahren:

*Notare debent legentes, ne scriptori culpam inponant, eo quod non est hoc opus ordinatum secundum vices personarum et secundum o[r]dinem*<sup>574</sup> *temporum. Singulas enim scedulas accepimus a librario sicut poterant inveniri. Quibus redditus alias accepimus*<sup>575</sup>.

Demnach hatte Eberhard keinen selbständigen Zugang zu den Originalen, so dass er auf die postenweise Zulieferung des Materials angewiesen war – wie ein moderner Archivbenutzer. So bekam er erst nach Rückgabe der vorher erhaltenen Stücke neue. Dabei war Eberhard aber von einer Fuldaer Besonderheit geprägt, nämlich der Verknüpfung von Archiv und Bibliothek des Klosters, indem er stets unter *librarium* eine Einrichtung verstand, wo er seine urkundlichen wie kopialen Vorlagen herbekam (Kap. IV.3.5). In unserem Fall deutete so auch H. MEYER ZU ERMGASSEN (1993, 1995) den Begriff erst auf institutionelle Weise als Bücherei, machte daraus also eine Erwähnung der Büchersammlung im Sinn von *librarium*<sup>576</sup>. Dagegen hatte E. STENGEL (1958) darunter personell den Hüter der Urkunden als *librarius* verstanden, worin ihm Ersterer sogar 2007 mit Bibliothekar/Archivar folgte<sup>577</sup>, um jedoch 2009 wieder zur institutionellen Sicht zurückzukehren (Kap. IV.4)<sup>578</sup>. Beides ist grammatisch möglich, obgleich Eberhard personell wohl wie beim Cellerar den Namen mit angegeben hätte. Die schrittweise Nutzung von Bibliothek/Archiv wird ja in der Vorrede zur zweiten Papstserie mit einem anderen Begriff (*armarium*) umschrieben (Kap. III.2.a): *Quia vero quedam sunt*

<sup>572</sup> Codex Eberhardi II, fol. 8 r, S. 12, Z. 9-21.

<sup>573</sup> Codex Eberhardi II, fol. 158 r, S. 302, Z. 5 f. (Fehler: *conscribendum*). Korrektur: Codex Eberhardi III, Errata, S. IX, Z. 18.

<sup>574</sup> K 425: *r* durch Wurmgang beschädigt.

<sup>575</sup> Codex Eberhardi I, fol. 1 v, S. 2, Z. 9-12.

<sup>576</sup> Meyer zu Ermgassen, *Nominis nostri*, S. 204 mit Anm. 16 > Codex Eberhardi I, Einleitung, S. XII.

<sup>577</sup> Urkundenbuch Fulda, Einleitung, S. XXXV, Anm. 4, Z. 46. Anknüpfung durch H. MEYER ZU ERMGASSEN: Codex Eberhardi III, Index, s. v. „*librarius*“, S. 227.

<sup>578</sup> Codex Eberhardi IV, Buchschmuck, S. 24 u. 110, Anm. 78.



*intermissa, quę postmodum in armario invenimus, [...]*<sup>579</sup>. Letztlich sei daran erinnert, dass er einzelne Quellen ausdrücklich nannte (Kap. III.2.a), was uns auch seinen Erfahrungshorizont näherbringt (Kap. III.4). Hier genügt ein Hinweis auf die alten Chartulare, die Eberhard zufolge *in octo codicellis* gesammelt und *in librario* aufbewahrt wurden (Kap. IV.3-5)<sup>580</sup>.

Das etappenweise Wirken jedenfalls wird bekanntlich auch durch die Monogramme, Figureninitialen und anderen Ausschmückungen bestätigt, wo man gewisse Kleingruppen erkennen kann, die offenbar in einem Arbeitsschritt kopiert wurden (Kap. III.2.a). Abgesehen davon zeigte Eberhard aber zudem eine erstaunliche Offenheit im Hinblick auf seine Probleme: So benannte er wiederholt die Schwierigkeiten, die er im Umgang mit den altersschwachen Pergamenten und beim Lesen vor allem *scoticę scripturę*<sup>581</sup> hatte. Obgleich es schon als Topos einem gottgefälligen Mönch nur zum Vorteil gereichen konnte, wenn er auf den entbehnungsreichen Charakter seiner Tätigkeit zum Wohle des Ortsheiligen und letztlich des Herrn hinwies, ist diese Schilderung durchaus glaubhaft und paläographisch fundiert (Kap. IV.5): So wurden die frühen Karolingerdiplome aus Legitimitätsgründen noch in der verschnörkelten merowingischen Urkundenkursive geschrieben, die Eberhard als mit der diplomatischen Minuskel vertrauten Mönch des 12. Jahrhunderts schon ins Schwitzen bringen konnte. Ähnliche Probleme bereitete ihm die stadtrömische Kursive in den älteren Papsturkunden. Bei *scoticę scripturę* sticht aber vor allem ins Auge, dass man speziell in Fulda bis in die Zeit von Hrabanus Maurus (822-842) anstatt der neuen karolingischen Minuskel noch die angelsächsische Insulare der Gründergeneration weiter nutzte, die in Anlehnung an die irischen Schriften mit dem Attribut *scotica* versehen wurde. Demnach war es wohl hauptsächlich dieser angelsächsische Duktus, der Eberhard solch starke Probleme bereitete, dass er sie dem Leser ehrlicherweise mitteilte<sup>582</sup>. Wir finden sie nämlich ausgerechnet in den hrabanischen Chartularen zum Fuldaer Grundbesitz, die zu seinen wichtigsten Quellen gehörten (Kap. IV.3). So stellte er aufgrund solcher paläographischer Hürden gleich viermal fest, wie schwierig die Bearbeitung dieser älteren Dokumente war. Wir beginnen aber aus gegebenem Anlass mit der zeitlich zweiten Passage, die sich in Band 1 in dem Einschub findet, an dessen Ende er die berühmtesten Askeseerleichterungen herbeifälschte, die seinem Wunschdenken entsprangen:

*Invenimus enim in quibusdam cartulis pre nimia vetustate partim deletis, partim etiam antiquitate scripturam satis incognitam et inlegibilem*<sup>583</sup>.

Die dritte Stelle steht dann anfangs von Band 2 am Ende der zweiten Einleitung zu den Schenkungsurkunden in brauner Auszeichnungsschrift: *Inveniuntur ergo hic quedam testamenta conscripta ab his, que pre vetustate legi vix poterant*<sup>584</sup>. Die vierte Aussage wiederum folgt in der eigentlichen Vorrede zu den Schenkungsurkunden:

*Multas enim cartulas invenimus nimia vetustate corrosas et abrasas, multas etiam antiquitate scripturę modernis incognitas et pene inlegibiles, multas etiam mira simplicitate incompositas*<sup>585</sup>.

Da Eberhard manche der alten Texte also mit „wunderlicher Einfalt“ verfasst erschienen, kündigte er schon in seiner ausgeschmückten Haupteinleitung am Beginn des ersten Bandes selbstbewusst Verbesserungen an. Indem wir hier folglich gleich einen Lösungsansatz für das Problem haben, bringen wir diese chronologisch erste der vier Stellen nun erst am Schluss:

*Nec poterat queque scedula leviter legi pre nimia vetustate et inexperientia scoticę scripturę et apicū vilitate. Hoc tamen pre omnibus oramus, ut considerent fratres quanto labore singula collecta*

<sup>579</sup> Codex Eberhardi I, fol. 30 v, S. 55, Z. 24 f.

<sup>580</sup> Zitate: Codex Eberhardi II, fol. 162 r, S. 309, Z. 4.

<sup>581</sup> Codex Eberhardi I, fol. 1 v, S. 2, Z. 13.

<sup>582</sup> Näheres: Traditiones et Antiquitates, Vorrede, S. V, Anm. 1.

<sup>583</sup> Codex Eberhardi I, fol. 98 v, S. 150, Z. 25 - S. 151, Z. 1 f.

<sup>584</sup> Codex Eberhardi II, fol. 6 v, S. 10, Z. 3 f.

<sup>585</sup> Codex Eberhardi II, fol. 7 r, S. 10, Z. 18-20.

*sint et inventa atque transcripta et, ubi opus fuit, correcta. Nam de scripture exilitate et menbranz qualitate nihil ad rem, cum possit melius adhuc scribi*<sup>586</sup>.

Entsprechende Glättungen nahm laut H. MEYER ZU ERMGASSEN (1993, 2009) auch der Kompilator des „Liber aureus“ von Echternach vor, wozu C. WAMPACH (1929) eine interessante Bemerkung machte, die quasi genauso auf Eberhard übertragbar ist:

*Offenbar konnten die Barbarismen der alten Merowingerstücke und der Übergangszeit das feinfühligere Ohr eines Mönches des 12. Jahrhunderts nur verletzen*<sup>587</sup>.

Dabei kennen wir ja schon von Eberhards Monogrammen, dass er antiquierte durch aktuelle Formen ersetzte, womit er die bei den Texten angekündigte Maxime, unverständlich gewordene Ausdrucksformen dem modernen Verständnis zu öffnen, auch auf die Zeichen übertrug (Kap. III.2.a). Demnach wollte Eberhard die Texte komplett nicht darbieten, wie sie waren, sondern sie dem Wahrnehmungshorizont seiner Zeitgenossen interpretierend anpassen. Im Hauptprolog erfahren wir noch, dass Eberhard den Stoff in mehrere Abteilungen gliederte, die er durch (rubrizierte) Überschriften und (vorangestellte) Verzeichnisse erschloss:

*Quę omnia divisa sunt in quasque partes, ita ut singulę queque habeant suas distinctiones et sua capitula, ut melius ac levius possint inveniri, quę a legentibus inquiruntur et a querentibus investigantur*<sup>588</sup>.

Zu seiner redaktionellen Arbeit gehörte nach eigener Aussage aber auch das Kürzen von Texten, wie er nicht zufällig in der nun im zweiten Band befindlichen, rubrizierten Einleitung zu den „Summarien“ bekannte, die ja eine geraffte Version der hrabanischen Chartulare bieten (Kap. IV.3). Zwar konnte er die vielen privaten Einzeltraditionen realistisch nur *summatim ac nominatim* exzerpieren, doch war es ihm auch aus christlicher Frömmigkeit wichtig, gegenüber den breit kopierten Schenkungen von Königen, Kaisern und Adligen die Masse der Traditionen geringerer Leute nicht ganz zu übergehen, da vor Gott alle Personen gleich seien und die zwei Scherflein der Witwe mehr gepriesen würden als die Schätze der Reichen:

*Quoniam omnia non potuimus, pauca descripsimus. His igitur prelibatis tradicionibus regum, imperatorum atque nobilium virorum, qui larga manu regales villas et grandes possessiones obtulerunt deo et sanctissimo martiri eius Bonifacio, qui in Fuldensi requiescit monasterio glorioso laureatus martirio, dignum duximus, quoniam non est personarum acceptio apud deum, qui duo minuta viduę plus laudavit quam divitum gazas, ut et minores et pauperiores non negligamus personas deo et beatissimo martiri Bonifacio sua munera offerentes. Sed quia pre multitudine eorum, qui singulos mansos vel singulos agros aut iugera obtulerunt, non sufficimus ad describendum, ita ut singulis suum describamus testamentum, nec credimus esse necesse, quia minus impugnantur minora, quę per nos possumus defendere, quam maiora, quę regum et principum indigent defensione, sufficiat minoribus, quos etiam in libro vite novimus esse descriptos, ut summatim ac nominatim eos cum bonis ac donis suis, quę obtulerunt, ex ordine describamus*<sup>589</sup>.

Dagegen scheute Eberhard selbst vor mehrfacher Darbietung eines Textes nicht zurück, da dem bedürftigen Kloster umso eher geholfen werden könne, wenn seine wichtigen Privilegien möglichst Vielen bekannt würden. Hier griff er auf die didaktische Regel *Repetitio est mater studiorum* zurück und lud sie moralisch auf. Denn niemand, der höre oder lese, mit wie viel Eifer, Zeugnis, Befehl, Bann, Urkunden und Siegeln das Kloster Fulda von den Vätern über 400 Jahre lang – eine weitere Anspielung auf das hohe Alter – geadelt und autorisiert

<sup>586</sup> Codex Eberhardi I, fol. 1 v, S. 2, Z. 12-16.

<sup>587</sup> WAMPACH, Camillus: Geschichte der Grundherrschaft Echternach im Frühmittelalter I, 1, Textband; Luxemburg 1929; S. 100. Zit. n.: Meyer zu Ermgassen, *Nominis nostri*, S. 205, Anm. 21.

<sup>588</sup> Codex Eberhardi I, fol. 1 v, S. 2, Z. 6-8.

<sup>589</sup> Codex Eberhardi II, fol. 83 r, S. 131, Z. 1-14.

sei, könne so abgestumpft sein, dann nicht Fuldas Ehre zu verkünden und vor seiner Zerstörung zurückzuschrecken. So lesen wir es im ersten Band anlässlich der Einleitung zur zweiten Papstserie in einer Passage, auf deren Kontext wir noch ausführlicher eingehen müssen:

*Non ergo cuiquam videatur frivolum sive supervacuum sanctorum patrum privilegia bis vel ter describere et in aperto ponere, quia deficienti ecclesie citius poterit subveniri, si tantorum patrum auctorabilia privilegia ad multorum poterunt noticiam pervenire. Nemo enim tam insensatus tamque fatuus est, qui legerit et audierit quanto studio, testimonio, precepto, banno, scripto, sigillo Fuldensis ecclesia a sanctis patribus sit ab annis plus quam quadringentis nobilitata et auctorizata, quin semper predicet loci istius honorem paveatque et perhorrescat destructionem*<sup>590</sup>.

Bei dieser Ankündigung mehrerer Abschriften eines Dokumentes darf freilich nicht das eng verknüpfte Phänomen vergessen werden, dass wir praktisch oft zunächst eine erste Version der betreffenden Urkunde finden, die noch relativ nah am Original orientiert ist, während eine spätere Zweitversion schon zahlreiche verfälschende Einschübe nach Eberhards Vorstellungen aufweist – oder umgekehrt. Zumindest gab er mit der zitierten Aussage laut H. MEYER ZU ERMGASSEN (1993, 1995) bereits eine Andeutung der Zweckbestimmung seiner Arbeit: So kann man hinter den noch von W. MÜLLER (1987) pointierten „alten“ Zielen, wonach der Mönch einerseits die rechtliche Stellung der Abtei gegenüber weltlichen und geistlichen Gewalten neu regeln und andererseits den Besitz des Klosters vor Entfremdungen schützen wollte, noch eine propagandistische Komponente erkennen, indem er offensichtlich das ehrwürdige Alter und die bedeutende Rechtsposition seiner Abtei möglichst vielen Leuten bekannt machen wollte. Es ging ihm zur Verhinderung des drohenden Verlustes der Rechtsstellung und des wachsenden Güterschwundes spürbar auch um eine „Öffentlichkeit“ außerhalb der Klostermauern. Daher beinhaltet sein Werk eine für gewöhnliche Kopiare untypische Komponente der offensiven Agitation. So beklagte er an vielen Stellen demonstrativ den Verlust des einst gewaltigen Klosterbesitzes. Dabei kleidete Eberhard seine Zeitkritik und Zukunftshoffnungen oft in Urkundenform, wenn er etwa einen König – zumal in unkanzleimäßiger Form – seine eigenen Gedanken in den Mund legte. Dieses Verfahren kennen wir ja von Lampert, der seine Kritik an Heinrich IV. auch oft einfach in Fürstenmund legte (Kap. II.3). Bei Eberhard wiederum wird uns ein Paradebeispiel dieses Vorgehens noch bei der gefälschten Immunität auf Konrad III. (um 1151) begegnen, wo er jenem seine Herzenswünsche unterschob (Kap. VI.7). Letztlich war es sicher auch die Möglichkeit der Strafandrohung (Sanctio), die Eberhard veranlasste, seine Botschaften in Urkundenform zu kleiden.

Auf ein Kernstück seiner Argumentation stößt man laut H. MEYER ZU ERMGASSEN in Band 2 beim geographischen Verzeichnis der Fuldaer Lehen (Nr. 281)<sup>591</sup>. Das Kapitel behandelte übrigens T. NIEDERQUELL (1962) im Anschluss an die „Gesta Marcvardi“ (Kap. VI.7) – ohne einen direkten Eberhardbezug herzustellen. Wir finden es aber in K 426 schon unter der in Zeile 11 von Blatt 155 v rubrizierten Überschrift: *De terminis beneficiorum huius Fuldensis monasterii*<sup>592</sup>. Dann folgt eine allgemeine Passage mit einfacher Initiale S von 2 Zeilen Höhe, wo sich unser Kompilator – wie üblich – auf alte Schriften als Quellen berief:

*Sicut a quibusdam antiquorum testimoniis percepimus et ex quibusdam scedulis longeve antiquitatis non discrepantibus relatione vera compertum habemus*<sup>593</sup>.

<sup>590</sup> Codex Eberhardi I, fol. 30 v, S. 56, Z. 2-9.

<sup>591</sup> Regionenregister: Traditiones et Antiquitates, Teil I, cap. 62, S. 140 f. = Gesta, Wibaldbrief, Immunität, S. 188-191 (gekürzt) = Codex Eberhardi II, fol. 155 v - 157 r, S. 298-300. Dazu: Gesta, Wibaldbrief, Immunität, S. 186 f. u. Roller, Eberhard, Beilage I, Nr. 281, S. 60 f.

<sup>592</sup> Codex Eberhardi II, fol. 155 v, S. 298, Z. 1.

<sup>593</sup> Codex Eberhardi II, fol. 155 v, S. 298, Z. 2 f.

Hier ging es also um die Ausdehnung der Fuldaer Lehen, wie sie Eberhard aus bestimmten Zeugnissen der Vorfahren entnommen und aus bestimmten, nicht davon abweichenden Aufzeichnungen von hohem Alter durch wahrhaftige Überlieferung in Erfahrung gebracht habe: Freilich muss der Aussagewert dieser angeblich uralten Zeugnisse und Schriftstücke laut T. NIEDERQUELL sehr gering gewesen sein, wenn man nicht annehmen will, dass die Angaben des Verfassers weitgehend ein Ausfluss seiner Phantasie und höchstens einer schemenhaften mündlichen Tradition aus den früheren Glanzzeiten sind. Zumindest legt dies die folgende, unvariierte Aufzählung von je 3.000 Mansen und je sechs Lehensträgern in den – schon indirekt durch die Chartulare dokumentierten (Kap. IV.3) – Großlandschaften (*provinciae*) des Reiches nahe, nämlich erstens in Sachsen, zweitens in Thüringen, drittens in Hessen und der Wetterau, viertens am Rhein und um Worms sowie fünftens in Bayern und Schwaben. Dabei ist freilich auch nicht recht ersichtlich, wieso bei einem Lehensbesitz von 3.000 Mansen nicht jeder der sechs Lehensmänner nur 500, sondern darüber hinaus aus Habgier das Ganze besitzen kann. So sah H. MEYER ZU ERMGASSEN (1993, 1995) die Aussagen Eberhards nicht mehr als Realitätsbericht, sondern als theoretisches Konstrukt an. Wir können uns angesichts des stets fast identischen Wortlauts auf den ersten Abschnitt zu Sachsen beschränken, wo der Mönch mit propagandistischem Ziel eine griffige Vereinfachung vornahm, indem er einen deutlich artikulierten und adressierten Vorwurf an die Fürsten richtete: [1] *In provincia Saxonię tria milia mansorum habet hoc Fuldense monasterium. Unde inbeneficiati debent esse sex regni principes, ita ut quisque eorum quingentos habeat mansos. Sed pro dolor, avaricia, quę numquam dicit sufficere, compellente aliquis principum plus quam tria milia habet mansorum. Nec hoc sufficit, quin etiam avara insuper ingluvię ambiendo inhiandoque invadant sacrosanctum urbem et stipendia fratrum deglutire concupiscant, decimationes ecclesiarum usurpative non iuste accipiant, familiam sancti Bonifacii sibi vendicent censumque ab eis, qualemcumque volunt, extorqueant. Hęc ergo et his similia faciendo non defensores, sed invasores monasterii esse videntur cummulantes super se bannos apostolicorum et contra precepta regum agentes maledictionem eternam conquirunt*<sup>594</sup>.

Demnach hatte also Fulda in Sachsen angeblich 3.000 Mansen, womit sechs Fürsten dieser Gegend belehnt sein mussten, so dass jeder von ihnen 500 Mansen hatte. Doch getrieben von der unersättlichen Habgier habe einer der Fürsten schon mehr als 3.000 Mansen inne. Aber das reichte noch nicht, indem sie sich darüber hinaus sogar aus habgieriger Gefräßigkeit durch Betrug und Rachenaufreißen an den unantastbaren Einkünften vergriffen, den Lebensunterhalt der Brüder zu verkürzen trachteten, die Zehnten der Kirche nicht rechtmäßig, sondern gewaltsam nahmen, untereinander die Eigenleute des Hl. Bonifatius verschachteten und ihnen den Zins entrissen, der ihnen gutdünkte. Durch diese und ähnliche Taten schienen sie Eberhard nicht die Verteidiger, sondern die Bedrücker des Klosters zu sein. Während sie so seiner Ansicht nach Bannflüche der Apostelnachfolger auf sich luden und gegen die Gebote der Könige handelten, erwarben sie sich die ewige Verdammnis. Allgemein fällt hier wieder auf, dass er die aufstrebende Schicht der Ministerialen von der Kritik ausnahm, was historisch nicht haltbar ist (Kap. VI.7). Eberhards Verhalten erklärt sich aber aus seiner ministerialen Abstammung (Kap. III.1), so dass er seine Standesgenossen oft in Schutz nahm und dafür die – einst gerade von Lampert so geschätzten (Kap. II.3) – *principes* beschuldigte. Da er ja aber trotz allem seine mönchischen Interessen über diejenigen seines Geburtsstandes einordnete, richtete er andernorts in der gefälschten Königsurkunde auf Konrad III. wahrheitsgemäß den Vorwurf der Habgier auch gegen Ministeriale und andere Leute des Klosters (Kap. VI.7). Doch verbleiben wir hier lieber vorerst bei der Fürstenschelte. Indem wir nämlich die gleichen Vorwürfe wie in Sachsen auch in den anderen Provinzen finden, lässt sich folgende Strategie Eberhards erkennen: Das Kloster Fulda besäße in fünf einzeln aufgeführten *provinciae* je 3.000 Hufen, mit denen nach seinem stets gleichlautenden Kommentar sechs

<sup>594</sup> Codex Eberhardi II, fol. 155 v, S. 298, Z. 4-14.

Reichsfürsten belehnt werden müssten, so dass jeder 500 Hufen innehabe. Doch schon durch die fünfmalige Wiederholung derselben Aussage stellt sich diese nicht als Schilderung der Realität, sondern als mit propagandistischer Absicht niedergelegtes Theoriekonstrukt heraus. Dieser Charakter wird noch deutlicher durch das wirkungsvoll fünfmal wiederholte „Lamento“ jeweils im Anschluss an jene Feststellung, das immer mit dem Wehgeschrei *Sed pro dolor*, [...] einsetzt. Dort warf Eberhard den Fürsten Habgier vor, indem jeder von ihnen nicht 500, sondern mehr als 3.000 Hufen innehabe und sich dennoch nicht damit genügen lasse: Habgierig griffen sie nach dem sakrosankten Grundbesitz und nach Einkünften der Mönche. Statt das Kloster als *defensores* zu schützen, überfielen sie es als *invasores*. Doch häuften sie dadurch den Bann der Päpste und jenen Fluch auf sich, der die Übertreter von Königsurkunden trifft. Dabei ließ Eberhard auch keinen Zweifel, gegen wen er diesen Bannfluch schleuderte: Nach den fünf Provinzen führte er allgemeiner aus, es gebe außer jenen 12 (!) belehnten Fürsten viele andere Herzöge, Markgrafen, Pfalzgrafen, Grafen, Vögte und Richter sowie sonstige Fürsten der Sachsen, Hessen, Thüringer, Franken, Schwaben, Friesen und Lothringer wie auch Vornehme und Herren anderer Landschaften, belehnt mit den Gütern des Hl. Bonifatius, die verpflichtet seien, diesem Kloster, den Äbten und den hier eifrig Gott dienenden Brüdern Treue zu halten und Verehrung entgegenzubringen. Die ominöse Zahl 12 ist im Originalband K 426 durch Rasur getilgt, in K 427 aus dem 14. Jahrhundert aber noch da:

*Preter hos XII principes inbeneficiatos sunt alii quam plurimi duces, marchiones, palatini, comites, advocati, tribuni ceterique principes Saxonum, Hassorum, Turingorum, Francorum, Alamannorum, Fresonum, Lutringorum aliarumque provinciarum primates et domini bonis sancti Bonifacii inbeneficiati, quos condecet fidem et devotionem conservare huic monasterio et abbatibus ac fratribus deo studiose hic famulantibus*<sup>595</sup>.

Mithilfe des ohne Absatz folgenden Textes ist gar eine direkte zeitliche und personelle Bestimmung des Kerns der Bedrohung möglich, die Eberhard wahrnahm und gegen die er anschreiben wollte, so dass er nach der allgemeinen Anprangerung die schlimmsten Gegner speziell brandmarkte. Denn nun nannte er zwei Lehensträger beim Namen, die in seinen Augen besonders unrühmlich agierten, wobei er sich direkt an die Adressaten seines Werkes wandte: Damit nämlich nicht einer der Leser glaube, dass das Vorangehende zur Schmähung oder Unfriedensstiftung geschrieben sei, möge er bedenken, dass das von ihm Gesagte wahr sei. So fragte er rhetorisch, ob sich etwa nicht der Landgraf und der Sohn König Konrads die Lehen mehrerer Fürsten angeeignet hätten und nicht bis jetzt (*adhuc*) nach mehr dürsteten? Ähnlich würden noch viele, von der Krankheit der Habgier überwältigt, die Rachen zur Stillung ihrer Begierde aufreißen. Und trotzdem würden sie, ob sie wollten oder nicht, alles sterbend hier zurücklassen. Wenn sie laut Eberhard aber der Kirche treu blieben und sich um die Verteidigung des Hauses des Herrn bemühten, könnten sie auf die Fürbitte des Hl. Bonifatius hoffen. Nun aber müsse er unbeschadet ihrer Ehre sagen: Da sie sich nicht darum kümmerten, mit welcher Machtvollkommenheit der heiligen Väter dieses Kloster gegründet, mit wie bedeutenden Privilegien und Bannandrohungen der Apostelnachfolger dieser verehrungswürdige Konvent gefestigt, mit welcher schwerwiegenden Geboten der Könige und Kaiser dieses Kollegium von glaubenseifrigen Männern untermauert und mit wie wirksamen Segnungen von Bischöfen, Erzbischöfen, Kardinälen und anderen heiligmäßigen Männern diese Klausur geweiht und geheiligt worden war, sei zu fürchten, dass sie später nach dem maßlosen Erstreben irdischen Gutes in ewige Verdammnis, was ferne sei, gerieten:

*Et ne aliquis legentium estimet ad detractionem seu confusionem hæc esse scripta, consideret vera esse, quæ diximus: Nonne Landegrauius et filius Cunradi regis plurimorum principum beneficia sibi contraxerunt et adhuc sitiunt? Simili modo et alii multi avaricie morbo devincti semper inhiant, ut*

<sup>595</sup> Codex Eberhardi II, fol. 156 v, S. 299, Z. 25 - S. 300, Z. 2.

*suam cupiditatem repleant, et tamen, velint nolint, omnia morientes hic relinquent. Qui si fidem servarent ecclesie et pro domus dei laborarent defensione, possent spem habere de beati Bonifacii interventione. Nunc autem, ut salvo honore eorum dicamus, quia non attendunt, quanta auctoritate sanctorum patrum fundatum est hoc monasterium, quantis privilegiis et bannis apostolicorum confirmatum est hoc venerabile cenobium, quantis preceptis regum et imperatorum roboratum est hoc religiosorum virorum collegium, quantis insuper episcoporum, archiepiscoporum, cardinalium, ceterorum sanctorum virorum benedictionibus consecratum et ordinatum est hoc claustrum, timendum est, ne post terrena bona inordinate concupita eternam maledictionem, quod absit, inveniant*<sup>596</sup>.

Mit dem Wörtchen *adhuc* und den zwei Personenerwähnungen stoßen wir zeitlich und inhaltlich zur Hauptgefahr vor, gegen die Eberhard ankämpfte und der er gleich noch mal das gesamte Arsenal von Schutzmitteln der Abtei gegenüberstellte: Dabei handelte es sich um die Situation nach dem Tod König Konrads III. 1152, in der dessen Sohn Friedrich IV. von Rothenburg (\* um 1144, † 1167) als Herzog von Schwaben und der Thüringer Landgraf Ludwig II. der Eiserne (1140-1172), ein Schwager des neuen Herrschers Friedrich I. Barbarossa (1152/55-1190), nachweislich nach dem Patrimonium Fuldas griffen (Kap. V.<sub>7+8</sub> + VI.<sub>7</sub>). Gegen sie machte Eberhard Front – und zwar mit der Waffe des Mönches, seiner Feder.

Daran anknüpfend ist auf das dem Regionenverzeichnis angeschlossene Personenregister zu verweisen, in dem hierarchisch alle Fürsten mit damaligen Fuldaer Lehen aufgeführt wurden (Nr. 282)<sup>597</sup>. Denn nachdem er mit rhetorischem Schwung allen Verweigerern der Lehenspflicht die ewige Verdammnis angedroht hatte, brachte er erst jetzt auch über die zwei Hauptgegner hinaus nähere Angaben zu den aktuellen Lehensleuten. Dieses zweite Verzeichnis findet sich in K 426 unter einer in Zeile 14 f. von Blatt 157 r stehenden rubrizierten Überschrift, die von einer Initiale *I* von 2 Zeilen Höhe eingeleitet wird: *Isti sunt principes, qui nostris temporibus beneficia videntur habere de hoc monasterio Fuldensi*<sup>598</sup>. Im Vergleich beider Listen zeigt sich, dass zwar im geographischen Verzeichnis – abgesehen von den summarischen Angaben am Ende – pauschal eine Zahl von 30 (5 mal je 6) Reichsfürsten genannt wird, dazu aber die Angaben im personellen Verzeichnis nicht passen, da dort neben dem Kaiser (einst selbst Herzog) nur ein Herzog (+ einst Barbarossas Vater), zwei Markgrafen (+ einer beim Kaiser), ein Landgraf, zwei Pfalzgrafen und 16 Grafen, insgesamt also 23 (+ 2) Fürsten namentlich angeführt sind und die restlichen 12 Lehensleute als einfache Adlige erscheinen. Laut O. ROLLER stimmt die Zahl aber besser, wenn man unter *principes* überhaupt die hochfreien Vasallenfamilien versteht. Global handelt es sich in der zweiten Liste nur um Fürsten und Dynasten der nahen Umgebung. Zwar führt sie der Kaiser an, so dass sie frühestens 1155 angelegt wurde, und folgt eine ganze Reihe wichtiger Reichsfürsten, doch ist gemäß T. NIEDERQUELL schon unklar, ob etwa die Pfalzgrafen, deren Namen Eberhard ungeläufig waren, noch in einem echten Lehenskonnex zu Fulda standen. Später schlossen sich aber einige Dynasten minderen Ranges und dann gar – eberhardtypisch – Ministeriale an.

So schmolz der prätendierte Glanz von Namen und Anzahl stark zusammen, wenn Eberhard konkreter werden musste. Freilich plante er entgegen T. NIEDERQUELL keine namentliche Kompilation der einzelnen Güter und Lehensträger mehr, da die betreffenden Angaben zu Graf Ludwig von Öttingen am Ende (Nr. 282 a) ja erst einen Nachtrag auf freiem Raum aus dem 13. Jahrhundert darstellen (Kap. III.<sub>2,a</sub>)<sup>599</sup>. So lag die Beschränkung auf diese eine Notiz auch nicht daran, dass Eberhard die Unterlagen für die weiter entfernten Gebiete ge-

<sup>596</sup> Codex Eberhardi II, fol. 156 v - 157 r, S. 300, Z. 2-16.

<sup>597</sup> Personenverzeichnis: Traditiones et Antiquitates, Teil I, cap. 63, S. 141 f. = Gesta, Wibaldbrief, Immunität, S. 190 f. = Codex Eberhardi II, fol. 157 r+v, S. 300 f. Dazu: Roller, Eberhard, Beilage I, Nr. 282, S. 60 f.

<sup>598</sup> Codex Eberhardi II, fol. 157 r, S. 300, Z. 17 f.

<sup>599</sup> Traditiones et Antiquitates, Teil I, S. 142 = Gesta, Wibaldbrief, Immunität, S. 190 f. = Codex Eberhardi II, fol. 157 v, S. 301. Dazu: Roller, Eberhard, Beilage I, Nr. 282 a, S. 60 f.

fehlt hätten. Für uns mag beim Personenregister genügen, dass dort auch die zwei von Eberhard vorab angeprangerten Fürsten genannt sind. Ihre hohe Stellung wurde nicht nur genealogisch durch die geburts- oder heiratsbedingte Zugehörigkeit zur regierenden Stauferfamilie unterstrichen, sondern auch durch ihre Position, indem beide nach den despektierlichen Nennungen der Vorpassage nun genauer mit Namen erwähnt wurden, wobei Friedrich IV. schon an zweiter Stelle erschien. Zuerst finden wir aber Kaiser Friedrich selbst, einstmals Herzog, des hochadligen Herzogs Friedrich Sohn, der nicht nur das Lehen des Vaters im Elsass, sondern auch das des Markgrafen Dipold innehatte (Kap. VI.7). Doch eben auch Herzog Friedrich, der Sohn des Königs Konrad, hatte die Lehen von sieben Fürsten von Fulda erhalten:

*Ipse imperator Fridericus, qui quondam dux, nobilissimi ducis Friderici filius, qui non solum patris beneficium in Alsatia habuit, sed et Dipoldi marchionis beneficium tenuit. Dux etiam Fridericus, filius Chunradi regis, septem principum beneficia de hoc Fuldensi obtinuit monasterio*<sup>600</sup>.

Den Thüringer Landgrafen wiederum finden wir an fünfter Stelle nach zwei Markgrafen, wobei er an Lehen mehr als alle anderen habe, was aufgrund der Interessenüberschneidung im hessisch-thüringischen Raum nicht verwundert (Kap. III.3): *Ludewigus landegrauius plus omnibus habet in beneficiis*<sup>601</sup>. Gerade der Einfluss der Ludowinger war es auch, der für Fulda – und umso mehr für Hersfeld – zum bestimmenden Faktor in der Zukunft wurde (Kap. VII). Bezüglich der weiteren Personen mögen zwei Exempel genügen: So finden wir an Position 12 *Gerhardus comes de Nuringes*<sup>602</sup>, dessen Bruder Burchard von Nürings Neuenberger Propst (1156-1165), Fuldaer Großpropst (1162-1165) sowie Abt von Hersfeld (1165-1168) und Fulda (1168-1176) war (Kap. VI.7+8). Zudem stehen an Stelle 14 bedeutende Ziegenhainer, nämlich Graf Gottfried, Vogt der Fuldaer Kirche, seine Söhne und der Sohn seines Bruders, Graf Rufus (Kap. IV.3): *Gotefridus comes et advocatus ecclesie et filii eius et filius fratris eius Rufus comes*<sup>603</sup>. Bei den Belastungen durch Thüringer Landgrafen und Ziegenhainer Vögte ist noch auf eine wohl auf 1155-1162 fußende Notiz zu verweisen, die Apollo von Vilbel († 1536) in einem Exkurs seiner „Chronik“ über weltliche Rektoren und Tutoren der Abtei (IV) auf Basis der „Chronica Fuldensis“ (fol. 36 f.) brachte (Kap. IV.5). Dort wird im gleichen sachlich-zeitlichen Kontext wie im Codex erneut der Gedanke formuliert, dass die Fürsten das Kloster nicht als *defensores* schützten, sondern als *invasores* überfielen:

*Sub Margkuardo de Bamberga abbate. Interim quod ipse imperio adhesit, lantgravium Hassie et Henricum comitem cognomine Ruffo in defensores et tutores posuit, qui potius inimici et hostes quam tutores fuerunt*<sup>604</sup>.

Laut W. HEINEMEYER (1976) bereitet diese sonst nicht belegte Nachricht aber Probleme<sup>605</sup>: So war zur Marquardzeit zunächst Heinrich Raspe II. († 1155) „Graf von Hessen“, worauf Landgraf Ludwig II. von Thüringen (1140-1172) als dessen älterer Bruder auch die ludowingischen Besitzungen in Hessen in unmittelbare Verwaltung nahm. Sein Sohn Ludwig III. (1172-1190) nannte sich gelegentlich nach dem Tod seines jüngeren Bruders Heinrich Raspe III., Grafen von Hessen (1180), *dei gratia lantgravius Thuringie et rector Hassie*<sup>606</sup> oder, wie sein Bruder und Nachfolger Hermann I. (1190-1217), *landtgravius*

<sup>600</sup> Codex Eberhardi II, fol. 157 r, S. 300, Z. 19-22.

<sup>601</sup> Codex Eberhardi II, fol. 157 r, S. 300, Z. 24.

<sup>602</sup> Codex Eberhardi II, fol. 157 r, S. 300, Z. 26 f.

<sup>603</sup> Codex Eberhardi II, fol. 157 r, S. 300, Z. 27 f.

<sup>604</sup> Zit. n.: Chronica Fuldensis, Einleitung, S. 29, Z. 32 - S. 30, Z. 1.

<sup>605</sup> Das Folgende aus: Chronica Fuldensis, Einleitung, S. 30, Anm. 52.

<sup>606</sup> CODEX DIPLOMATICUS SAXONIAE REGIAE: Band 1,2: Urkunden der Markgrafen von Meißen und Landgrafen von Thüringen 1100-1195; herausgegeben von Otto Posse; 1889; Nr. 551. Zit. n.: Chronica Fuldensis, Einleitung, S. 30, Anm. 52, Z. 18 f.

*Thuringie dei gracia et comes Hassie*<sup>607</sup>, 1189 *favente divina clementia provincialis Thuringie et Hassie*<sup>608</sup>. So könnte dem Forscher zufolge der unkorrekte Ausdruck *lantgravius Hassie* Ludwig II. meinen, der in der Fuldaer Überlieferung auch sonst nicht gut wegkommt. Dagegen ist als Hochvogt der Abtei 1141-1158 Graf Gottfried I. aus der älteren Linie der Grafen von Reichenbach-Ziegenhain urkundlich belegt, wobei er 1148 nachdrücklich in die Abtswahl eingriff und gar eine Burg auf Abteiboden an der Grenze von Kloster- und Stadtbezirk errichtete (Kap. VI.7). Als Hochvogt folgte ihm aus unbekannten Gründen nicht sein jüngerer Bruder Poppo II. (1141-1170 belegt), sondern dessen 1160-1193 bezeugter zweiter Sohn Graf Heinrich II. *cognomento albus*<sup>609</sup>, der nur für 1162 belegt ist, während seit 1165 als Hochvogt Rudolf I. († vor 1189) erscheint, der Sohn Gottfrieds I. Dagegen ist der 1144-1160 fassbare Heinrich I. *rufus*<sup>610</sup>, Sohn des Grafen Poppo I. und seiner Gattin Bertha (Gründer des Klosters Haina) aus der jüngeren Linie Reichenbach-Ziegenhain, als Hochvogt sonst nicht belegt. So ist laut W. HEINEMEYER bei Zutreffen der Nachricht Apollos und seiner Chronikvorlage am ehesten anzunehmen, dass Heinrich *rufus* und Heinrich *albus* in der Minderjährigkeit Rudolfs I. vertretungsweise die Vogteirechte wahrnahmen oder die weltliche Abteiverwaltung während der Abwesenheit Marquards I. im Reichsdienst führten (Kap. VI.7). Zumindest erwiesen sich auch nach dieser Quelle gerade die bestellten Beschützer als Feinde des Klosters, so dass Eberhards Bericht durch die „Chronica Fuldensis“ gestützt wird.

Insgesamt richtete sich freilich seine Propaganda ganz allgemein gegen die fürstlichen Vasallen, welche Stellung und Besitzstand des Klosters gefährdeten. Doch sah er die gleiche Bedrohung auch seitens der neuen geistlichen Strömungen, gegen deren, als zersetzend wahrgenommenen Aufstieg er sich im Namen seiner Gemeinschaft genauso agitatorisch zur Wehr setzte. War es also eben noch ein weltliches Drohpotenzial, so betraf es nun eher die geistliche Ebene, was für die alten Reichsabteien aber beides auf seine Art gefährlich war (Kap. V.9). Hier ist auch an Eberhards Ausfall gegen strenge Askese zu erinnern, was wir ja als Zeichen seiner individuellen Konventshaltung eingeordnet haben, der bei aller Frömmigkeit wenig an strikter Enthaltsamkeit gelegen war<sup>611</sup>. Gemäß H. MEYER ZU ERMGASSEN darf man aber Eberhards Verhalten nicht wie O. ROLLER und E. STENGEL als persönliche Apologie belächeln, sondern es gehöre in den gleichen, größeren Kontext wie seine Verwahrung gegen eine weitere Zumutung: Denn er sagte im Prolog der nachgetragenen Oblationen an die Brüder, dass er die gute und dringende Gelegenheit ergreifen wolle, ein Problem aus seiner Sicht zu lösen. Dabei steht in K 426 neben *Sunt* am rechten Rand ein Nota-Monogramm:

*Nec pretereundum est nacta oportuna ac necessaria occasione interserendi et pro modulo nostro questionem compendiose solvendi. Sunt, qui dicant non esse conveniens fratres in monasterio his uti nec debere recipere oblationes, quæ pro peccatis et negligentibus fidelium offeruntur. Quibus apostolica voce contraimus dicente: „Si vobis spiritalia seminamus, id est orationes ad deum mittimus, cur non vestra carnalia metamus, id est vestris terrenis facultatibus sublevamur“. Magis enim nos convenit fidelium oblationes sumere quam clericos seculares. Illi enim ludis et superfluitatibus ea insumunt, nos ad corporis necessitatem his utimur et pro bona nobis facientibus instanter oramus*<sup>612</sup>.

Ihm zufolge gab es also Leute, die es für unpassend erklärten, dass Mönche solche Gaben für sich verwendeten, die Gläubige wegen ihrer Sünden und Vergehen spendeten. Jenen Leuten trete er nun mit einem Apostelwort entgegen, das er dem ersten Korintherbrief entlieh:

<sup>607</sup> Ebendort Nr. 525 u. 569. Zit. n.: Chronica Fuldensis, Einleitung, S. 30, Anm. 52, Z. 22.

<sup>608</sup> Zit. n.: Chronica Fuldensis, Einleitung, S. 30, Anm. 52, Z. 22 f.

<sup>609</sup> Zit. n.: Chronica Fuldensis, Einleitung, S. 30, Anm. 52, Z. 31.

<sup>610</sup> Zit. n.: Chronica Fuldensis, Einleitung, S. 30, Anm. 52, Z. 33.

<sup>611</sup> Zur Erinnerung: Codex Eberhardi I, fol. 98 v, S. 151, Z. 6-13.

<sup>612</sup> Codex Eberhardi II, fol. 158 r, S. 302, Z. 9-18.



*Wenn wir Euch das Geistige gesät haben, ist es da etwas Großes, wenn wir euer Fleischliches ernten?*<sup>613</sup>. Allerdings fügte Eberhard in dieses von ihm im Wortlaut leicht abgewandelte Bibelzitat eine tendenziöse Interpretation ein, indem er einseitig die *Spiritualia* als *orationes ad deum* und die *Carnalia* als *terrenae facultates* deutete<sup>614</sup>. So machte er in seinem Vorgehen gegen eine reformerische Behauptung das verwendete Apostelwort mit kleinen Änderungen für sich passend, was auch sonst typisch für ihn ist. So gebühre es ihnen, den Fuldaer Mönchen, viel eher, Oblationen von Gläubigen entgegenzunehmen, als Säkularclerikern, da jene den Ertrag für Spiele und Luxus ausgäben, Mönche aber nur für des Leibes Unterhalt. Die Schlussbeurteilung wurde von Eberhard gar stärker überarbeitet, da in K 426 ab *ea insumunt* der Rest der Seite mit hellerer Tinte und anderem Federschnitt auf Rasur steht und danach eine weitere Zeile durch Rasur getilgt ist. Vom Urtext ist unter Quarzlampe unterhalb von *-bus* von *facultatibus* ein *g* zu erkennen, die letzte Zeile endete mit *studiosius exorare*<sup>615</sup>. Ansonsten sprach Eberhard die Oblationen und ihre angemessene Verwendung noch in einer selbst verfälschten Grafschaftsschenkung Heinrichs II. (1002/14-1024) vom (26.) Juni 1024 an (Nr. 188)<sup>616</sup>, die seine Ideologie in konzentrierter Form enthält (Kap. III.<sub>2.a</sub> + IV.<sub>3+6</sub>):

*Illi enim, qui terrena patrimonia deo et sanctis conferunt, de peccatis suis exonerantur; illi vero, qui oblationes fidelium recipiunt et ea, quae deo debentur et ad dei servitium traduntur, rursus ad secularem pompam et superbiam exercendam concedunt, oneraria peccata super se duplicant*<sup>617</sup>.

Laut H. MEYER ZU ERMGASSEN könnten die gegnerischen Säkularcleriker, die so gefährliche Lehren verkündeten, Prämonstratenser gewesen sein. Vermutlich hatte Eberhard diese und die Zisterzienser im Blick, als er sich gegen allzu strenge Askese aussprach (Kap. V.<sub>9</sub>). Demnach brauchen wir seine schon der älteren Forschung aufgefallene Askeseablehnung nicht zwangsläufig nur als durch die Konventshaltung bedingte Marotte zu sehen, sondern können auch eine monastisch-religiöse Überzeugung dahinter erkennen. Doch schließt entgegen H. MEYER ZU ERMGASSEN dessen Neuansatz nicht zwangsläufig die ältere, persönliche Deutung von O. ROLLER und E. STENGEL aus, indem wir ja auch bei Lampert eine Befruchtung von allgemeiner politischer Haltung und eigener Lebenseinstellung entdeckt haben (Kap. II.<sub>3</sub>). Jedenfalls ist offensichtlich, dass sich Eberhards Propaganda gleichermaßen gegen Vasallen wie neue geistliche Richtungen wandte, da Erstere auf weltliche und Zweitere auf geistliche Weise den Fuldaer Besitzstand gefährdeten. Somit begegnet uns auch hier eine Parallele zu Lampert, dem schon rund 80 Jahre vorher die doppelte Gefahr durch aufstrebende weltliche und reformgeistliche Konkurrenz bewusst war, welche die grundherrschaftliche und kirchliche Basis des traditionellen Benediktinertums aushöhlten. Trotz seiner entgegengesetzten Sympathie hinsichtlich Fürsten und Ministerialen hatte ja er bereits im Prolog der „Institutio“ das Bild benutzt, wonach aus Beschützern der Kirche nun deren Angreifer geworden seien (Kap. II.<sub>2.c</sub>). So machten beide gegen weltliche wie geistliche Besitzgefährder Front – mit der Feder als Waffe, also mit dem gebildeten Wort und mit intellektueller List.

Bei Eberhard erkannte schon O. ROLLER, dass die Neufälschungen und Interpolationen spürbar von den Zeitumständen beeinflusst sind, nämlich von der durch Barbarossa gegenüber den Reichskirchen beanspruchten Ausdehnung der Königsmacht und insbesondere von der damaligen Notsituation Fuldas. Dabei finden wir eine ähnliche, zusammenhängende Fälschung, wenn auch mit anderen Mitteln ausgeführt, im Falle der Reichenauer Fälschungen, wo die Situation der Abtei – mit dem Verhältnis von Äbten und Konventualen im Besonde-

<sup>613</sup> 1. Korinther 9, 11. Zit. u. übers. n.: Meyer zu Ermgassen, *Nominis nostri*, S. 261, Anm. 262.

<sup>614</sup> Formen: Meyer zu Ermgassen, *Nominis nostri*, S. 261, Anm. 262.

<sup>615</sup> Formen: Codex Eberhardi II, fol. 158 r, S. 302, Anm. k, Z. 37 f.

<sup>616</sup> Codex diplomaticus, Nr. 738, S. 349 f. = MGH D. H. II., Nr. 509, S. 651 f. = Codex Eberhardi II, fol. 45 r+v, S. 72 f. Dazu: Roller, Eberhard, Beilage I, Nr. 188, S. 36 f.

<sup>617</sup> Codex Eberhardi II, fol. 45 v, S. 72, Z. 21 - S. 73, Z. 1.

ren – manch ähnliche Merkmale erkennen lässt. Bezeichnend für die Zeitgebundenheit des „Codex Eberhardi“ ist, dass nicht nur jede Klage Abt Marquards I. in dessen späterem Rechenschaftsbericht (Kap. VI.7) zumindest in einigen Zusätzen schon bei Eberhard erschien, sondern dass dieser auch Schäden aufführte, die dann in den Gesta ausgeklammert wurden. Doch erkennen wir abgesehen von diesen noch zu vertiefenden Indizien für unterschiedliche Detailinteressen in Eberhardinterpolationen wie Abtsbiographie gleichermaßen jenen klerikalen Pessimismus, der auch die zeitgenössische „Chronica“ Ottos von Freising (nach 1111-1158) dominiert. Gegen die erhöhten herrscherlichen Ansprüche sollten nun beim Bonifatiuskloster die päpstlichen Freiheitsbriefe schützen, die Fulda als ein aus dem Reichsverband ausgeschiedenes, römisches Kloster stilisierten. Um der wie in vielen anderen Kirchen drohenden zweifelhaften Ehre einer Einordnung als Lehensherr des Kaisers zu entgehen, bediente man sich laut O. ROLLER des – freilich von E. STENGEL relativierten – Lehenverbotes im Hospitalepassus. Doch richtete es sich auch gegen die Lehensträger generell, da die Laien das Kloster und seine geistlichen Mittel nicht mehr respektierten und daher seine Güter antasteten, so dass auch hier die Privilegien mit ihren Strafandrohungen abschrecken sollten. Dabei war der Hospitalepassus dem Forscher zufolge wohl nicht primär für das *hospitale pauperum* vorgesehen, sondern gegen das Ansinnen der mächtigen benachbarten Laien gerichtet, mit oder gegen äbtlichen Willen Klostergut zu Lehen zu nehmen, also der Abtei statt ihrer gesicherten Einkünfte die meist sehr unsteten Heeresdienste bei einem Reichsaufgebot zu gewähren. Vergleichbar ging auch Barbarossa im Reichsinteresse vor, da er die seit dem Wormser Konkordat 1122 durch die reichskirchliche Einbindung in die Heerschildordnung eingebüßte Verfügungsgewalt über das Reichskirchengut wiedererlangen wollte (Kap. V.8). Dazu bediente er sich der Mittel des Lehenrechts, so dass er die geistlichen Fürsten zur Übertragung von freigewordenen Lehen an ihn selbst (ohne Mannschaft zu empfangen) oder an nahe Verwandte zwang. Diesen Weg beschritt er auch bei Fulda, indem der Kaiser und sein Neffe Friedrich IV. ja Eberhards Aufzählung der Fuldaer Lehensleute anführen, wobei der Mönch je die Neuerwerbung von Lehen weit über die ererbten Lehen hinaus betonte. Die von O. ROLLER erkannte Gegentendenz des Hospitalepassus durfte sich aber nicht zu klar gegen den Herrscher richten, damit die interpolierten Urkunden nicht im Konfliktfall vor dem Königsgericht wirkungslos würden. Doch kam Eberhard nicht ohne Seitenhieb aus, wie etwa die Zweitversion des Zacharias-Privilegs 751 (Nr. 29) zeigt (Kap. III.2.a + IV.1)<sup>618</sup>:

*Constituimus quoque per huius decreti paginam et per beati Petri apostoli preceptionem sub testificatione Christi et ecclesie, ut nullus hominum de rebus seu fundis vel facultatibus aut decimis vel quibuslibet utilitatibus ad stipendia fratrum pertinentibus vel ad hospitale pauperum vel ad portam hospitum pertinentibus aliquid subtrahat vel cuiquam hominum in beneficium concedere audeat*<sup>619</sup>.

Noch ein Stück deutlicher wurde Eberhard in einer von ihm stammenden Zweitversion eines Privilegs von Papst Johannes XIX. (1024-1032) zum März 1031 (Nr. 44)<sup>620</sup>:

*Nullius persona principis neque totum neque partem de rebus eiusdem monasterii alicui mortalium subdere vel in beneficium prestare audeat excepto solo abbate, qui legitima beneficia viris ac ministerialibus suis prestare habet, sed soli Romanę ecclesie specialis filia Fuldensis ecclesia libere atque secure deserviat*<sup>621</sup>.

<sup>618</sup> Codex diplomaticus, Nr. 4 b, S. 3 f. = Urkundenbuch Fulda, Nr. 16, S. 25-32 = Codex Eberhardi I, fol. 32 r+v, S. 58 f. (E<sup>2</sup>). Dazu: Roller, Eberhard, S. 33, Anm. 4 u. Beilage I, Nr. 29, S. 6 f.

<sup>619</sup> Codex Eberhardi I, fol. 32 v, S. 59, Z. 4-9 (E<sup>2</sup>).

<sup>620</sup> Codex diplomaticus, Nr. 741, S. 351-353 = Codex Eberhardi I, fol. 47 r - 48 r, S. 78-80. Dazu: Roller, Eberhard, Beilage I, Nr. 44, S. 8 f.

<sup>621</sup> Codex Eberhardi I, fol. 47 v, S. 79, Z. 24-28.

Diese von Eberhard geschaffenen Papstverbote sollten laut O. ROLLER vor allem vor dem Kaiser schützen, da sich gegen die Laien das vorherige *subtrahat* beziehungsweise *subdere* [...] *audeat* richtete, indem Eberhard *nullus* [...] *concedere audeat* (*prestare audeat*) nur einer dazu befugten Person (Abt oder Kaiser) verbieten konnte, wobei der Abt im zweiten Beispiel auch ausdrücklich von diesem Verbot befreit ist. Dies war bei Marquard I. als größtem Gegner des Lehenrechts („Gesta Marcvardi“) nicht notwendig. Wir werden aber noch sehen, dass sich das Verbot genauso gegen die hochadligen Äbte mit deren Versorgung von Verwandten richtete, jedoch Eberhard seine abtsfeindliche Tendenz an anderen Stellen viel deutlicher zeigte. Letztlich ist aber eben zu relativieren, dass E. STENGEL (1958) die Deutung des Hospitalepassus als verschleiertes Lehensverbot als kaum begründet ansah und dafür Eberhards karitativen Sinn betonte. Doch schließen sich beide Ziele ja nicht aus.

Auch ist bei aller Kritik am staufischen Vorgehen zu betonen, dass Eberhard in der damaligen Not seines Klosters offenbar doch mehr Unterstützung von der weltlichen als von der geistlichen Macht erwartete, indem er die meisten diesbezüglichen Interpolationen in die Diplome einfügte. Dabei dachte er neben dem Hospitalepassus, dessen Lehenverbot sich gemäß O. ROLLER gegen die Laien überhaupt richtete, gelegentlich auch in den Immunitäten (*precipimus*-Einschübe nahe der Korroboration) und den Schenkungen noch an eine Betonung desselben Verbotes einer Annahme beziehungsweise Vergabe von Abteigut zu Lehen oder Zins und einer sonstigen Entfremdung desselben, womit er genauso auf Adel wie Klostermeier abzielte. Zudem versah Eberhard die Rodungen mit interpolierten Verboten, wobei diese Tätigkeiten laut O. ROLLER sogar in unmittelbarer Abteinähe passiert zu sein scheinen, indem sich der Kompilator besonders um die drei nahen Forste *Branvirst*, *Zundernhart* und *Salzforst* kümmerte, deren Letzter gar eigentlich würzburgisch war (Kap. IV.3). Wenn in einer Urkunde einer davon erwähnt wurde, ergänzte Eberhard auch die beiden anderen. Da zudem die Rodungsverbote mit ihnen verknüpft wurden, waren diese drei wohl die für ihn hauptsächlich gefährdeten Forste – beim Dritten eine rechte Anmaßung! Allerdings gab sich Eberhard nicht mehr mit den Diplomen zufrieden, die den Königsschutz über Fulda in den alten allgemeinen Formeln verliehen, da er diesem Schutz scheinbar keine große Kraft mehr zutraute und daher häufig solche Verfälschungen machte. So hielt er es zweifellos hinsichtlich einer höheren Absicherung für nützlicher, den speziell ausgesprochenen Königsschutz über Einzelgüter zu besitzen und generell alle Erwerbungen der Abtei unter königlicher Mitwirkung abgeschlossen zu sehen. Zudem mangelte es dem Kloster wohl zeitweilig nicht an Zerwürfnissen mit dem Vogt und obgleich Eberhard diese Beziehung generell wenig berührte, spürt man doch ein betreffendes Schutzbedürfnis in den meisten dieser Stellen (Kap. IV.3). So fügte er im Privileg Papst Calixtus' II. (1119-1124) vom 9. Mai 1122 (Kap. VI.7) neben anderen Varianten in die Pön gegenüber dem Original extra den Vogt ein (Nr. 52)<sup>622</sup>:

*Si quis igitur archiepiscopus aut episcopus vel imperator aut rex, dux vel marchio, comes vel advocatus seu quilibet persona hanc nostrę constitutionis paginam temerare seu violare temptaverit, si non congrua satisfactione emendaverit, anathema sit atque in extremo examine districtę ultionis iudicium patiatur*<sup>623</sup>.

Bei Eberhard schimmert die unsichere Lage Fuldas – mit Fehde und Gewalt bis vor seine Tore – fast noch unmittelbarer durch als in den Gesta. Doch auch dort finden wir dazu am Ende von Blatt 193 r und Beginn von 193 v eine fragmentarische Stelle mit kleiner S-Initiale, wo die unleserlichen Zeilen 26-28 der einen und 1-2 der anderen Seite durch Rasur getilgt und mit Reagenz eingestrichen wurden (Kap. VI.7). Dies muss ziemlich gleichzeitig erfolgt sein, da die gesamte Passage *Sed* [...] *collocavi* in K 427 des 14. Jahrhunderts bereits fehlt:

<sup>622</sup> Codex diplomaticus, Nr. 777, S. 378 f. (O) = Codex Eberhardi I, fol. 56 r - 57 r, S. 92 f. (E). Dazu: Roller, Eberhard, S. 35, Anm. 1 u. Beilage I, Nr. 52, S. 10 f.

<sup>623</sup> Codex Eberhardi I, fol. 57 r, S. 93, Z. 17-21.

*Sed ne in circuitu loci nostri, Fuldensis scilicet oppidi, aliqua a viris pestilentibus oriretur seditio, quod sepe fit ab his, qui ideo [ad castella confugiunt, ut predam de regione sumentes ...] [quia] strenui et fortes erant viribus, in gratiam receptos in alio castello in presidio collocavi*<sup>624</sup>.

So unternahm Marquard I. irgendetwas, damit in der Umgebung der Stadt Fulda (Kap. VI.6) nicht durch übelwollende Männer ein Aufruhr gemacht werde, was öfter von solchen geschehe, die deswegen in die Befestigungen flüchten, damit sie Beute in der Umgegend machend... Der neu einsetzende Text sagt aber, dass er wohl vorher benannte Aufrührer wieder in seine Gunst aufgenommen und in einer anderen Befestigung zum Schutz eingesetzt habe, da sie durch ihre Kräfte tüchtig und tapfer waren. Abgesehen von dieser sicher nicht zufällig geschwärzten Gestalt (Namen?) ist aber schon auf eine Eberhard-Interpolation zu verweisen, die in der zweiten Version der Verleihung der Mark Lupnitz durch Heinrich II. (1002/14-1024) am 30. Dezember 1014 (Nr. 190) noch Fürsten, Herzögen, Markgrafen, Grafen und allen anderen *nobiles regni* die Anlage von Burgen und Städten auf Klostergut verbot, um eine Verstrickung der Abtei in weltliche Fehden zu verhüten (Kap. IV.3 + V.9)<sup>625</sup>:

*Denique precipimus et confirmamus nostraque imperiali potestate et auctoritate interdicimus, ne ullus principum, ducum videlicet, marchionum, comitum vel aliorum quivis regni nobilium neque in hac Lupencemarcha, quam deo et sancto Bonifacio obtulimus, neque in aliis terminis Fuldensis ecclesie propriis vel in confinio terminorum urbes vel castella constituat, ne forte, quod absit, ingruentibus preliis sediciones inde oriantur et rapinę a viris pestilentiosis super bona ecclesie creberrime fiant et sit in ruinam et destructionem animarum multarum*<sup>626</sup>.

Insgesamt beeinträchtigte diese Unsicherheit mit dem Abteigut gemäß O. ROLLER auch deren Hörige, denn verkürzten oder versagten die Meier ihren schuldigen Dienst freiwillig, so mussten jene es gezwungen tun (Nr. 20)<sup>627</sup> und die *familia* des Hl. Bonifatius war in der großen Gefahr einer erheblichen Verminderung. Darüber hinaus nahmen Mönch und Abt gleichermaßen wahr, dass wie bei anderen Abteien auch um Fulda ein Ort erwachsen und langsam zur Stadt geworden war (Kap. VI.6). So kümmerte sich Marquard I. um die Siedlung, indem er sie laut „Gesta Marcvardi“ (Kap. VI.7) mit Mauern umgab. Doch auch die zunächst nur für das Kloster bestimmte Anlage einer Wasserleitung kam laut O. ROLLER dann wohl ebenfalls dem Ort zugute (Kap. IV.4). Diese Fürsorge für die wachsende Stadt wurde von Eberhard trotz aller Gegensätze voll unterstützt, indem er etwa Urkunden mit Handels- oder Zollbestimmungen in dezidierte Marktprivilegien umwandelte, wie etwa in der an sich schon bedeutenden Verleihung von Markt, Münze und Zoll mit dem dazugehörigen Gerichtsban am 1. Juli 1019 (Nr. 192)<sup>628</sup> und in ähnlichen Einschüben (Kap. VI.6).

Generell ging es Eberhard aber hauptsächlich um das Ausfertigen neuer Besitztitel für gefährdete Güter, indem die meisten Fälschungen und Verfälschungen abgesehen von der zweiten Papstserie erst im *liber traditionum*<sup>629</sup> des zweiten Bandes stehen. Auf diesem Gebiet zeigte er sich laut O. ROLLER demnach *als geschickter Fälscher*<sup>630</sup>, da gerade diese Fälschungen ja nur unter sehr glücklichen Umständen ohne Vergleichsmaterial erkennbar sind (Kap. III.2.a). Freilich legte Eberhard neben dieser allgemeinen und umfassenden Fürsorge für die Abtei, in der er mit Marquard I. konform ging, in seinen Kopien auch eine abtsfeindliche

<sup>624</sup> Codex Eberhardi II, fol. 193 r+v, S. 357, Z. 3-7.

<sup>625</sup> MGH D. H. II., Nr. 327, S. 413 f. = Codex Eberhardi II, fol. 47 r+v, S. 75 f. Dazu: Roller, Eberhard, S. 74, Anm. 3 u. Beilage I, Nr. 190, S. 38 f.

<sup>626</sup> Codex Eberhardi II, fol. 47 v, S. 76, Z. 6-13.

<sup>627</sup> Codex diplomaticus, Nr. 748, S. 357 f. = Codex Eberhardi I, fol. 19 v - 20 v, S. 39-41. Dazu: Roller, Eberhard, S. 22-24 u. Beilage I, Nr. 20, S. 4 f.

<sup>628</sup> Codex diplomaticus, Nr. 734, S. 346 f. = MGH D. H. II., Nr. 413, S. 528. Vgl. Codex Eberhardi II, fol. 49 r, S. 78. Dazu: Roller, Eberhard, S. 49 f. u. 74, Beilage I, Nr. 192, S. 38 f. u. Beilage III, Nr. 3 (Monogramm).

<sup>629</sup> Zit. n.: Roller, Eberhard, S. 75, Anm. 1.

<sup>630</sup> Zit. n.: Roller, Eberhard, S. 75, Z. 3 f.

Tendenz mit Bevorzugung der Brüder an den Tag, die ihn als Konventsmitglied mit Sonderinteressen erkennbar macht. Dieser Unterton wird langsam, aber stetig immer deutlicher, bis der Abt letztlich in seinen Regierungsgeschäften direkt an die Zustimmung der Brüder gebunden wird<sup>631</sup>. Doch ging es Eberhard nicht nur um den Einfluss der Mönche auf die klösterliche Verwaltung, sondern von Anbeginn an auch um die Sicherstellung ihres leiblichen Wohls. Diese Eigenidentität fiel schon O. ROLLER auf, obgleich er an einem Abtsauftrag prinzipiell festhielt. Denn er stellte auch fest, dass abgesehen von den Stellen, die Marquard I. eine bequemere Lebenshaltung der Mönche abringen sollten, sich Eberhard selbst bei seinen abtsfeindlichen Interpolationen durchaus im Einverständnis mit diesem gewusst haben mochte. Denn Marquard I. gehörte ja der Hirsauer Richtung an und lehnte besonders eifrig den Hang seiner Vorgänger und Amtskollegen zur Umgebung mit einem vornehmen Lebensgefolge oder gar zur Bereicherung der Familie auf Abteikosten ab. Zudem können laut O. ROLLER Einschränkungen namentlich über die Aufhebung des Verfügungsrechtes des Abtes über Klostergut zugunsten des Konventes wohl nicht gegen seinen Willen in den Privilegien und Diplomen ergänzt worden sein. Allerdings schien dem Forscher das ganz allmähliche Hervortreten der abtsfeindlichen Tendenz anzudeuten, dass Eberhard anfangs selbständig und darum vorsichtig diesbezüglich interpolierte und erst schrittweise das wohl nie offen geäußerte Plazet des Abtes zu einem solch revolutionären Vorgehen sicher war. Letztlich zeigen uns diese Überlegungen von O. ROLLER also noch einmal exemplarisch die Schwierigkeiten der älteren Forschung, die eigensinnige Konventsposition Eberhards mit dem angenommenen Abtsauftrag in Einklang zu bringen. Obgleich einige Thesen zur reformerischen Haltung Marquards I. nicht aus der Luft gegriffen sind, geht die heutige Forschung doch eher davon aus, dass er in der Tagespolitik primär seine Abtsinteressen verfolgte (Kap. VI.7). Um ein abschließendes Urteil über die Alternativen Abtsauftrag und Eigeninitiative zu fällen, müssen wir unser Bild Eberhards aber noch merklich um einige Aspekte erweitern.

Sicher hat man sich beim „Codex Eberhardi“ nämlich aus dem engen Klosterrahmen zu lösen. Denn angesichts der vielschichtigen Gefährdungen machte sich Eberhard auch Gedanken, wie die im Codex durchscheinende Polemik seinen Vorstellungen entsprechend am besten der Öffentlichkeit bekannt werden konnte. Darüber gab er ebenfalls selbst in einer allgemeineren Passage am Anfang von Band 1 vor der ersten Papstserie Auskunft, wobei der Text aber nur noch in der Abschrift des 14. Jahrhunderts (K 427) erhalten ist: Demnach sollte seine Leserschaft, zu der er just nicht nur die gegenwärtigen Mönche, sondern auch die anreisenden Gäste (Kleriker und Bischöfe) rechnete, beachten, was er in seinem Werk mühevoll ausgearbeitet hatte. Daraufhin trug er wieder seinen zentralen Gedanken vor, indem jene den großen Ruf Fuldas den Laien, Ungebildeten und Unverständigen verkünden sollten, um diese von dem bisher geübten Raub an dem sakrosankten Ort abzuhalten. Zeigten sich die solcherart Belehrten uneinsichtig, so würde sie der Bann von mehr als 40 Päpsten treffen. Falls sich diese biblische Zahl auch praktisch auf die von Eberhard mit Urkunden verzeichneten Päpste beziehen sollte, so wäre sie mit tatsächlich 34 betroffenen Päpsten allerdings übertrieben<sup>632</sup>:

*Quapropter attendant legentes non solum presentes qui assunt fratres, sed etiam supervenientes hospites vel clerici vel eciam episcopi, quod non sine causa in hoc opere magno labore desudavimus. Certi enim sumus, quia quicumque legerit vel audierit, quanta auctoritate patrum locus iste venerabilis fundatus sit, quantis preceptis principum confirmatus, quanta religione venerabilium fratrum interius et exterius excultus quantoque voto et desiderio sanctarum animarum exoptatus sit, semper locum istum pre oculis habens odorem bone opinionis eius ubique predicabit, ut et laici vel idiote et non intelligentes ab hiis, qui legunt et alios instruunt, terreantur, ne tantum ab hoc sacrosancto loco rapiant et auferant, quantum usque in presens fecerunt. Preterea quia pro anima est*

<sup>631</sup> Vgl. Roller, Eberhard, S. 75, Anm. 5 u. S. 78, Anm. 5.

<sup>632</sup> Die Summe errechnet sich aus: Roller, Eberhard, Beilage I, Nr. 1-59, S. 2-11, Sp. E.

*res, timeat omnis persona vel magna vel parva bannum plus quam XL apostolicorum promereri, quicumque sancti Bonifacii bona presumerit ab hoc eius monasterio quovis modo depredari*<sup>633</sup>.

Den gleichen Gedanken der Öffentlichkeit findet man weiter hinten im ersten Band noch anlässlich der Vorrede zur zweiten Papstserie. Auf die Passage sind wir bereits zweimal gestoßen, zunächst aufgrund von Eberhards stolzem Hinweis auf die über 400-jährige Klostergeschichte. Zudem kennen wir die ersten Zeilen wegen der redaktionellen Information, dass zur weiteren Bekanntmachung gewisser Urkunden auch eine zwei- oder dreifache Abschrift opportun sei, indem jeder, der von den außergewöhnlichen Rechtstiteln der Abtei erfahre, doch Fuldas Ehre verkünden und vor seiner Zerstörung zurückschrecken müsse. Diese Aussage ist auch für die jetzigen Überlegungen relevant und leitet das dazu Folgende ein. Letztlich dachte Eberhard bei allen Schutzinteressen auch dort nicht nur an die Sachen des Klosters, sondern auch an den Unterhalt der Brüder, was eben seiner Konventsposition entsprach:

*Non ergo cuiquam videatur frivolum sive supervacuum sanctorum patrum privilegia bis vel ter describere et in aperto ponere, quia deficienti ecclesie citius poterit subveniri, si tantorum patrum auctorabilia privilegia ad multorum poterunt noticiam pervenire. Nemo enim tam insensatus tamque fatuus est, qui legerit et audierit quanto studio, testimonio, precepto, banno, scripto, sigillo Fuldensis ecclesia a sanctis patribus sit ab annis plus quam quadringentis nobilitata et auctorizata, quin semper predicet loci istius honorem paveatque et perhorrescat destructionem. Preterea de rebus et facultatibus ac fundis ecclesie, si cui fraude vel rapina inter manus venerit, sciat se tantorum patrum maledictionibus obnoxium, quantorum auctoritatibus constat locum esse per tot tempora confirmatum. Paveant ergo, qui de huius monasterii rebus et de stipendio fratrum quicquam tulerint, quia, si salvati sunt, qui ditaverunt, manifesta est illorum perditio, qui plura distraxerunt*<sup>634</sup>.

Hier zog H. MEYER ZU ERMGASSEN (1993, 2009) auch eine Verbindung von Eberhards Streben nach Öffentlichkeit zu seinen karitativen Anliegen, indem er darin abgesehen von einem persönlichen Motiv auch eine pragmatische Verknüpfung mit dem Codex ausmachte – hinsichtlich dessen publikumswirksamer Präsentation: So hatte man ja bereits in der älteren Forschung erkannt, dass den Mönch die karitativen Aufgaben des Bonifatiusklosters sehr bewegten, so dass nach seinem Willen die Einkünfte der Abtei in erster Linie der *porta hospitum* und dem *hospitale pauperum* zugute kommen sollten (Kap. IV.4). Hier ist zu beachten, dass der Codex kurz vor der wohl 1165 erfolgten Stiftung des „Neuen Hospitals“ in Fulda entstand, dessen Kapelle 1168 geweiht wurde (Kap. IV.4 + VI.7). Auch wenn Eberhard so wohl noch nicht speziell die neue Institution meinte, waren die zwei von ihm allgemein erwähnten Einrichtungen doch der Ort, wo traditionell die „reisenden Gäste“, also Kleriker und Bischöfe, aufgenommen wurden und wo sie nun auch Kenntnis von dem Doppelcodex und seinen leidenschaftlichen Appellen erlangen konnten. Folglich musste er dort ausgelegt werden, wenn er die geplante Wirkung entfalten sollte. Diese Vermutung klingt zwar überzeugend, lässt sich aber nicht sicher belegen – etwa gegenüber der üblichen Verwahrung in der Bibliothek, woraus man ihn bei Bedarf ja auch Gästen zur Ansicht hätte holen können. So deutete selbst H. MEYER ZU ERMGASSEN 2009 seine Entdeckung, dass der Codex zumindest vor der Neubindung im Spätbarock ein „Liber catenatus“ – also eine an einem Buchpult angekettete Handschrift – gewesen war, an sich korrekt nur als allgemeinen Hinweis auf einen vorherigen Aufenthalt in der Bibliothek (Kap. III.2.a). Freilich wäre diese Tatsache gerade auch bei einer nach außen gerichteten Aufstellung in den zwei karitativen Gebäuden anzunehmen, um den Wert des Objekts durch einen so plakativen wie erfolgreichen Diebstahlschutz zu demonstrieren. Fest steht jedenfalls nur, dass die das Auge ansprechende Aufmachung (bunte Initialen, Bögen, Monogramme) und übersichtliche Gliederung (Sachkapitel,

<sup>633</sup> Codex Eberhardi I, (K 427, fol. 1 r), S. 3, Z. 1-13.

<sup>634</sup> Codex Eberhardi I, fol. 30 v, S. 56, Z. 2-14.

Seitenende = Urkundenende, Register, Prologe) neben den Mönchen auch die Zugereisten zum schnellen Nachlesen oder zumindest Betrachten anregen konnten.

Indem wir nun jedenfalls mit den verschiedenen Selbstzeugnissen Eberhards nach dem Neuansatz von H. MEYER ZU ERMGASSEN (1993-2009) auf Basis der bewährten Ergebnisse von O. ROLLER (1901) und E. STENGEL (1958) zum Kern der Absichten vorgestoßen sind, die der Mönch mit seinem Werk verfolgte, lassen sich aber nicht nur Aussagen über das Verhältnis von innerem Nachschlagewerk und äußerer Öffentlichkeitsarbeit beantworten, sondern auch im Sinne von W. KATHREIN (2004) und B. HÄUPTLI (2007) die erörterten, bisher alternativ-ausschließend gesehenen Streitpunkte um Abtsauftrag oder Eigeninitiative sinnvoll zusammenführen<sup>635</sup>. So ist gemäß W. KATHREIN die Frage gar nachrangig, ob Eberhard sein Werk im ausdrücklichen Auftrag des Abtes verfasste (J. LEINWEBER) oder eher als Vertreter einer oppositionellen Gruppe im Kloster anzusehen ist (U. HUSSONG). Demnach stehen Eberhards Kompilation der Fuldaer Urkunden und sein Bemühen um Dokumentation der Rechte und Ansprüche des Klosters durch hohe Autoritäten und tendenziöse Verfälschungen in einer Linie mit dem in den „Gesta Marcvardi“ belegten, aktiven Vorgehen des Abtes gegen Güterentfremdung, Rechtseingriffe und Besitzstandsusurpation. B. HÄUPTLI sah ebenfalls das in Marquards Abbatat entstandene Werk durchaus im Kontext von dessen Rekuperationspolitik, was ja auch die traditionell gewählte Behandlung Eberhards in einem Marquardartikel nahelegt. Doch erörterte er anders als W. KATHREIN trotzdem die in der Tat wichtige Frage, ob dies mit Einverständnis oder gar im Auftrag des Abtes geschah. Dabei hielt er die gegenteilige Position von U. HUSSONG für überzeugend, indem er gleichfalls darauf verwies, dass Eberhard vor allem zugunsten der Brüder und nicht des Abtes fälschte. Dies dürfte also der entscheidende Punkt sein, wobei es freilich äußerst hilfreich wäre, den Aufenthalt Marquards I. während der Codexabfassung zu wissen, da gerade in den mindestens dafür zu veranschlagenden Jahren 1158-1162 der zweite Italienzug Barbarossas stattfand und der Abt im Falle einer Teilnahme im „Servitium regis“ für längere Zeit fern des Klosters gewesen wäre – doch ist die Quellenlage dazu nicht eindeutig (Kap. VI.7). Bei einem abwesenden Abt hätte der Kompilator natürlich ungleich größere Freiheiten gehabt, seine potenzielle Unterstützung der Konventsopposition umzusetzen. Allerdings sprechen die Indizien eher für Anwesenheit.

Allgemein ist aufgrund der Sachlage wohl ein direkter Abtsauftrag auszuschließen, wie dies zuletzt ja H. MEYER ZU ERMGASSEN (2009) ebenfalls noch direkt vermerkte. Doch auch wenn der Codex so anfänglich auf Eigeninitiative beruhte, bedurfte Eberhard schon angesichts der Beschaffung von Rohstoffen und Quellen der logistischen Unterstützung des Klosters. Immerhin zeigt bereits die Versorgung mit Pergament durch den Cellerar Duto, dass dieser an der Planung des Werkes zumindest beteiligt war. Vielleicht ging sie sogar ganz auf ihn zurück, wenn er denn tatsächlich die älteste Codexlage selbst schrieb (Kap. III.2.a). Doch selbst wenn Duto dem jungen Mönch Anreiz inklusive Musterlage für den Codex gegeben haben sollte, machte ihn Eberhard durch ein abweichendes Gestaltungskonzept zu seiner eigenen Sache. Allerdings stand er selbst dann nicht für sich, sondern verfügte über das Wohlwollen eines Amtsträgers als Bindeglied zum Abt. Sein Vorhaben wird auch von Marquard I. zumindest geduldet worden sein – schließlich hätte dieser die Arbeit ja unterbinden können und letztlich wäre wohl auch nicht dessen Rechenschaftsbericht im Nachhinein dort aufgenommen worden, was für das Werk auch offizielle Ehre und Anerkennung brachte. Im Grunde ging es – wie bei Lamperts unkonventionellen Methoden – immer im Kern um Klosterinteressen und so konnte der Abt ihn tatsächlich im Sinne von W. KATHREIN für seine Besitzsicherung und Güterrückgewinnung bestens gebrauchen. Der „Codex Eberhardi“ vermochte

<sup>635</sup> Ausgleich: Häuptli, s. v. „Markward I. von Fulda (Marquard, Marcuardus)“, BBKL 27 (Erg. 14), Sp. 912 u. Kathrein, s. v. „Fulda, St. Salvator – Geschichtlicher Überblick“, GermBen 7, S. 239.

aber laut U. HUSSONG (1995) wohl nicht als Nachweis in einem bestimmten Rechtsstreit oder als Hilfsmittel zur besseren Erschließung des originalen Urkundenbestands zu dienen. In einer solchen archivalischen Findhilfe hätten die Verfälschungen, Fälschungen und Doppelüberlieferungen des Codex das Durcheinander nur verstärkt<sup>636</sup>. Er ist daher auch H. MEYER ZU ERMGASSEN zufolge nach Eberhards vielen Einlassungen kein Kopiar im gewöhnlichen Sinne, das in erster Linie als internes Nachschlagewerk gedient hätte. Ein solches stellt etwa der etwas frühere „Liber de libertatibus locorum Hersfeldensium“ (um 1150) dar, der sich sowieso als „normaleres“ Vergleichsobjekt anbietet (Kap. VI.7). Dagegen handelt es sich bei Eberhards Codex um ein eher auf äußere Wirkung als auf innere Dienstleistung berechnetes Propagandawerk. Obwohl bereits E. STENGEL (1958) beim „Codex Eberhardi“ ebenfalls darauf hingewiesen hatte, dass ein Werk von solch ungewöhnlichem Umfang und so bedeutendem Gehalt nicht auf Fulda beschränkt geblieben, sondern auch auswärts bekannt gewesen sein dürfte, ging er doch bis auf Ausnahmen hauptsächlich darauf ein, dass das Kompendium seit jeher in der Abtei selbst das bequemste Nachschlagewerk geworden sei (Kap. III.2.a)<sup>637</sup>. Indem er den Binnennutzen in den Mittelpunkt rückte, konnte er zwar durchaus aufschlussreiche Nachweise für eine mittelalterliche und frühneuzeitliche Benutzung des Codex als Kopiar liefern, was selbst von außen in Anspruch genommen wurde, doch verstand man seinen Charakter laut H. MEYER ZU ERMGASSEN hier wohl falsch. Zudem hatte man ihm zufolge in Fulda offensichtlich Probleme, das Werk als Archivschlüssel zu benutzen, wobei er die schon von E. STENGEL anderweitig angeführten späteren Siegelvermerke als Belege heranzog: Denn der Codex wurde ja im 15. Jahrhundert regelrecht durchforstet, indem man ihn mit dem Archivbestand verglich und zu jedem in der Ausfertigung vorgefundenen Stück einen Vermerk *sigill[ata]* beziehungsweise *bull[ata]* *est* oder *fuit* anfügte (Kap. III.2.a)<sup>638</sup>.

Insgesamt ähnelt das Werk in seiner offenkundig agitatorischen Dimension somit gemäß H. MEYER ZU ERMGASSEN (1993, 2009) vielmehr Streitschriften. Wie bei vergleichbaren Fällen handelt es sich um die Korrektur einer vermeintlichen geschichtlichen Fehlentwicklung, mithin um die Wiederherstellung eines ursprünglichen Zustands. Eine derartige Denkschrift oder ein solches „Memorandum“ von 1191 wurde dem Echternacher Kopialbuch „Liber aureus“ vorangestellt, das als Urkundensammlung in mehreren Redaktionsstufen 1191 bis 1222 entstand. Das politische Ziel war dabei vordringlich die Verhinderung der Mediatisierung des Reichsklosters, daneben aber auch die Überwindung ökonomischer Schwierigkeiten und von Problemen mit den Vögten – also in zweiter Hinsicht durchaus Konfliktfelder, die auch im bestandsmäßig an sich gesicherten Bonifatiuskloster bekannt waren. Dabei wies C. WAMPACH (1929) als Parallele auf den „Codex Eberhardi“ genauso hin wie auf den „Codex Laurensis“ und die „Chronik“ des Magnus von Reichersberg<sup>639</sup>. Dazu ermittelte H. W. KUHN (1978) ein politisches Programm gar für die Bilderfolge des verschollenen „Liber aureus“ von St. Maximin in Trier<sup>640</sup>. Beim „Codex Eberhardi“ wiederum steht freilich außer Zweifel, dass er gleichzeitig genauso einen dokumentarischen Charakter hatte. So benutzte auch H. FICHTENAU (1971) im Kontext einer mittelalterlichen Sammlung von Kopien, dem ebenfalls aus dem 12. Jahrhundert stammenden „Salzburger Rotulus“, den Begriff

<sup>636</sup> Vgl. Meyer zu Ermgassen, *Nominis nostri*, S. 259 u. 263 mit Anm. 268.

<sup>637</sup> Zur Erinnerung: Urkundenbuch Fulda, Einleitung, S. XXX f.

<sup>638</sup> Quellenbelege siehe wiederum oben Fußnote 379.

<sup>639</sup> WAMPACH, Camillus: Geschichte der Grundherrschaft Echternach im Frühmittelalter I, 1, Textband; Luxemburg 1929; S. 82-89.

<sup>640</sup> KUHN, Hans Wolfgang: Das politische Programm des Liber aureus von St. Maximin (Trier). Untersuchungen über Chartular und Prachteinband aus dem 13. Jahrhundert; in: Jahrbuch für Westdeutsche Landesgeschichte; Band 4; 1978; S. 81-128.



*Dokumentation*<sup>641</sup>. Global ist so in diesem Mischcharakter des „Codex Eberhardi“ die Verwandtschaft zu neuzeitlichen „Deduktionen“ oder „Farbbüchern“ am ausgeprägtesten. Insgesamt kann man laut H. MEYER ZU ERMGASSEN dem Werk nicht gerecht werden, wenn man es als Kopiar im engen Sinn betrachtet. Das Motto Eberhards war nach eigenem Bekunden in Band 2 anlässlich der Vorrede zu den Schenkungsurkunden *pro deo et pro loci utilitate et honore*<sup>642</sup>, so dass nächst Gott gerade Nutzen und Ehre Fuldas bei ihm im Zentrum standen – genauso wie bei seinem Abt (Kap. VI.7). Der Mönch ordnete sein Material diesem eher propagandistischen als dokumentarischen Zweck unter, was für eine Quellenkritik des Codex zentrale Bedeutung hat: Denn es ging ihm nicht um diplomatische Genauigkeit, sondern in großem, allzu naivem Eifer um die demonstrative Präsentation möglichst hochstehender und zahlreicher Autoritäten, die Fulda als königliche und vornehmste Abtei ganz Galliens durch ihren Schutz und ihre reichen Schenkungen in seiner Position stärken sollten. Letztlich sollte ihr Bannfluch die aktuellen Entfremder von Gütern und Rechten treffen, wobei Eberhard dem erwähnten Anathem der Päpste ausdrücklich den Schutz der Könige an die Seite stellte. Dies unterstrich er in Band 1 passend im Prolog zu den Kaiser- und Königsurkunden:

*Unde datur intelligi, quia idem venerabile monasterium a deo et a sanctis patribus amatum et honoratum licet nostris temporibus factum sit in lapidem offensionis et in petram scandali his, qui offendunt in illo diripientes ab eo oblationes fidelium animarum, tamen numquam a laude dei erit vacuum. Seviat mundus quantum velit, fratres Fuldensis monasterii semper pronunciabunt magnalia dei. Est ergo conveniens, ut qui regali et imperiali donario aluntur, preceptis regum et imperatorum immunitatibus defendantur*<sup>643</sup>.

Sinnfälligster Ausdruck dafür waren neben den Herrscherbildern in den Initialen gerade die Monogramme als Zeichen der königlichen Willensbekundung (Kap. III.2.a). Auch sie reproduzierte Eberhard nicht mit der Genauigkeit des Archivars, sondern einfach als „Typus“, der in seiner Funktion von den Betrachtern – gar leseunkundigen *idiotae*<sup>644</sup> – auch verstanden wurde. So erfasste die negative Würdigung Eberhards und seines Werkes in einem psychologisierenden Ansatz des Archivars J. BAUERMANN (1931) nicht dessen wahre Absicht: *Seiner psychologischen Eigenart gerecht zu werden, ist schwer. Mangel an Gewissenhaftigkeit und Gründlichkeit ist fast das geringste, was man ihm vorwerfen muß*<sup>645</sup>.

Insgesamt war bei Eberhard vielmehr – wie bereits bei Lampert – das Bedürfnis ausschlaggebend, dem eigenen Heimatkloster in der gegenwärtigen Krise mit genau den Mitteln zu helfen, die einem schreibenden Mönch zur Verfügung standen. Mit der Ehre Fuldas als Triebfeder kämpfte er gegen den tatsächlichen Niedergang seiner Abtei. Erklärtermaßen wollte er seine Sicht der Dinge mit allen Mitteln der Öffentlichkeit bekannt machen. Die Leser oder Betrachter – Fuldaer Mönche und Gäste – sollten beachten, was er darin zum Ausdruck brachte. Sein Ziel war also eine öffentliche Präsentation der Rechts- und Besitztitel Fuldas in einer von ihm bei Bedarf redaktionell aufgearbeiteten Form. Gemäß seinen vielen Einlassungen wurde der Codex von ihm nicht als Kopiar im strengen Sinn verstanden, also nicht in erster Linie als internes Nachschlagewerk, sondern war auf Außenwirkung berechnet. Das Material wurde dem agitatorischen Zweck untergeordnet, so dass es auf diplomati-

<sup>641</sup> FICHTENAU, Heinrich: Das Urkundenwesen in Österreich vom 8. bis zum frühen 13. Jahrhundert; Mitteilungen des Instituts für Österreichische Geschichtsforschung; Ergänzungsband 23; Wien, Köln, Graz 1971; S. 216. Zit. n.: Meyer zu Ermgassen, *Nominis nostri*, S. 263, Anm. 270.

<sup>642</sup> Codex Eberhardi II, fol. 7 r, S. 10, Z. 20 f.

<sup>643</sup> Codex Eberhardi I, fol. 70 r, S. 111, Z. 12-19.

<sup>644</sup> Zitat angepasst nach: Meyer zu Ermgassen, *Nominis nostri*, S. 263, Z. 21.

<sup>645</sup> BAUERMANN, Johannes: Kleine diplomatische Funde 1. Eine Fuldaer Urkunde aus Veßra (1132/ 33) und der Codex Eberhardi; in: Sachsen und Anhalt, Jahrbuch der Historischen Kommission für die Provinz Sachsen und für Anhalt; Band 7; 1931; S. 474-482, hier S. 482, Anm. 33. Zit. n.: Meyer zu Ermgassen, *Nominis nostri*, S. 263, Anm. 272.

sche Genauigkeit nicht ankam. So manipulierte er es beliebig und keck formal wie inhaltlich, wodurch er ein neues Ganzes schuf – eine Tendenzschrift, mit der er eine vermeindliche geschichtliche Fehlentwicklung korrigieren und einen verklärten Urzustand wiederherstellen wollte. Dieses neue Ganze nimmt aber laut H. MEYER ZU ERMGASSEN (2009) nicht wahr, wer den Codex nur als Steinbruch für Urkundeneditionen benutzt – dabei wiederholen sich immer dieselben Erfahrungen und Frustrationen. Fern von aller Rehabilitation Eberhards muss man seine Intentionen berücksichtigen, indem es in einer Gesamtwürdigung um ein geschichtliches Verstehen geht. Dagegen lagen damals die Originale zum Rechtsbeweis noch wohlverwahrt im Klosterarchiv. Doch kam es im Laufe der Zeit zu Verlusten, die der Codex ersetzen kann, wenn auch beeinträchtigt durch ein agitatorisches und tendenziöses Verfahren.

Bei alledem kann man Eberhard nicht pauschal Alberheit oder absichtliche Fälschung vorwerfen, wie dies die ältere Forschung tat und was daher bereits von E. DRONKE (1844) zu Recht kritisiert wurde<sup>646</sup>. Stattdessen muss wie bei Lampert nach der inneren Glaubwürdigkeit und Wahrheitsliebe Eberhards gefragt werden, indem er in den Prologen tatsächlich sehr genau seine Arbeitsweise erläuterte und etwa gewissenhaft seine Probleme mit den Quellen, aber auch seine Absicht zu Verkürzungen und Vereinfachungen ankündigte und durchaus nachvollziehbar begründete. Zudem kann man den Zusammenhang zwischen den grundlegenden Urkunden und den von Eberhard gebotenen Versionen und „Summarien“ zumindest bei den noch vorhandenen Urtexten erkennen und so die mit der gewählten Aufnahmeform verbundene Absicht erschließen. Dabei ist es nicht verwunderlich, dass sich der Kompilator manchmal beim Lesen oder Schreiben irrte, Namen von Orten und Gauen verwechselte oder auch einmal den Inhalt von Urkunden zu sehr verkürzte. Gerade Eigennamen schrieb er gewöhnlich in der Form nieder, die sie in der Sprache seiner Zeit hatten, was nichts mit böswilliger Änderung des Originaltextes zu tun hatte, sondern wie bei Verzeichnissen und Überschriften mit dem Interesse an einer verstärkten Benutzung des Werkes zu begründen ist, da leichtere Verständlichkeit ja dem Propagandazweck ungleich dienlicher war als unverständliche Weitläufigkeiten und Archaismen. Wenn aber darüber hinaus veränderte oder gefälschte Passagen bei ihm auftreten, so ist kritisch im Vergleich mit der vielleicht noch vorhandenen Originalurkunde, zumindest aber im inhaltlichen Kontext des Codex selbst nach einer Erklärung zu fahnden, die oft genug einen Einblick in die problematischen Zustände der Reichsabtei Fulda zur Mitte des 12. Jahrhunderts sowie deren Bekämpfungversuche durch das Kloster und seine Angehörigen gewährt. Eberhard selbst war letztlich eine Persönlichkeit, der scheinbar Charakterfestigkeit und zielbewusstes Handeln genauso eigen waren wie mönchischer Stolz und Frömmigkeit. Dies alles war eingebettet in eine ministerialische Herkunft, einen fuldazentrischen Lokalstolz und eine askeseablehnende wie abtskritische Konventshaltung. Insgesamt erscheint Eberhard so als ein selbständiger, kluger und wohlunterrichteter junger Mann. Dass seine Begabung jedoch im Urteil von O. ROLLER durch die Verhältnisse auf eine verkehrte Bahn gelenkt worden sei, war noch spürbar von der These eines Abts-auftrags her gedeutet, wo die oppositionelle Konventshaltung misstrauisch beäugt wurde. Inzwischen weiß man sie allerdings im Lichte einer Eigeninitiative besser zu würdigen.

Letztlich haben wir ja ähnliche Überlegungen schon bei Lampert angestellt, so dass trotz Genreunterschieden viele Vergleichspunkte auffallen. So ist nun auch nach Eberhards Welt-radius zu fragen, um das für weitere Analysen grundlegende Persönlichkeitsbild abzurunden.

#### **4. Erfahrungshorizont**

---

<sup>646</sup> Traditiones et Antiquitates, Vorrede, S. XIII f.

Schon ein oberflächlicher Blick auf Eberhards Erfahrungshorizont lässt erahnen, dass er nicht über das umfangreiche theoretische Wissen und die praktischen Kenntnisse Lamperts verfügte, was erneut die Ausnahmestellung des Hersfelders bestätigt (Kap. II.4)<sup>647</sup>. Das heißt aber nicht, dass der Kopist in seiner engeren geistigen Welt nicht auch Fähigkeiten besaß, die dem Chronisten aus dem Nachbarkloster fehlten. Wie bei Lampert war natürlich der Kosmos, in dem sich Eberhard bewegte, im Wesentlichen durch die Faktoren seiner Haltung bestimmt (Kap. II.3 + III.3). Vereinfacht gesagt besaß der wohl noch junge Mönch demnach bedingt durch seine durchaus anerkennenswerte, aber nicht überragende Bildung, seine demonstrative und durch die Klausur noch verstärkte fuldazentrische Identität, seine ministerial-unfreie Herkunft und sein abtsfeindlich-konventuales Bewusstsein insgesamt nur einen recht engen Horizont, der hinter denjenigen Lamperts zurückfiel. Doch wie sah dies im Detail aus?

Zunächst ist im Anklang an seine Biographie (Kap. III.1) zu betonen, dass Eberhard zwar als junger Mönch noch nicht über die Lebenserfahrung Lamperts verfügte, aber schon die sicher erlebte Ära der Reformversuche Abt Aleholfs (1140-1148), der Fuldaer Wirren (1147-1150) und des Reformprogramms Abt Marquards I. (ab 1150) spannend genug gewesen war (Kap. VI.7). Gerade die Bemühungen Aleholfs um eine bessere Askese der Mönche scheinen Eberhard bei seinen diesbezüglichen Interpolationen als Schreckensbild vor Augen gestanden zu haben. Auch haben wir bereits hinsichtlich seiner eigenen oder übermittelten Erfahrungen von fünf Immunitäten (Nr. 108-112) mit nur einem Originalvorbild (Nr. 109) gehört, die an die neuen Äbte Heinrich I. (1126-1133), Bertho I. (1133-1134), Konrad I. (1134-1140), Aleholf (1140-1148) und Marquard I. (1150-1165) gerichtet sind und je in der Narratio deren Einsetzung thematisieren (Kap. III.1+2.a)<sup>648</sup>. Dabei gelangen ja schon beim Drittlezten (Nr. 110) zu 1134 die Berichte um den Tod Berthos I., die Einsetzung Konrads I. und die Regierung Kaiser Lothars III. (1125/33-1137) nahe an Eberhards Zeit heran, wobei sie nicht auf einem Original, sondern als Fälschung auf Erinnerungen oder Hörensagen des Mönchs beruhen (Kap. VI.7). Jedenfalls dürfte er trotz junger Jahre in Fulda bereits viel erlebt haben.

Und dieses Bonifatiuskloster war es denn auch, das den Horizont seines bisherigen Lebens absteckte und seiner mönchischen Identität eine Heimat gab. Der starke Lokalpatriotismus für seine Abtei äußert sich etwa in vielen kleinen Zusätzen wie dem stolzen Hinweis auf das Grab Konrads I. (911-918) in der Fuldaer Klosterkirche, wie wir ihn anachronistisch in den Signumszeilen zweier benachbarter Konradsurkunden (Nr. 153<sup>649</sup>, 154<sup>650</sup>) und am Beginn eines thüringischen Verzeichnisses gesehen haben (Nr. 208<sup>651</sup>) (Kap. III.3 + IV.2). Doch auch in größerem Rahmen zeigte Eberhard die Begeisterung für sein Heimatkloster, nämlich in der später zu erörternden Urkunde über die angebliche Errichtung eines neuen Klosters in Amorbach durch Abt Richard von Fulda und Amorbach (1018-1039) aus dem Jahr 989 (!) (Nr. 280) sowie in der anknüpfenden Notiz über Rechte Fuldas an einigen Klöstern (Nr. 280 a)<sup>652</sup>. So versuchte er Ruhm und Bedeutung Fuldas auf jede Art hervorzuheben. Dabei ver-

<sup>647</sup> Über Eberhards Erfahrungshorizont: Codex Eberhardi IV, Buchschmuck, S. 42, 61, 69, 74, 84, 94 f., 104 f. u. 107 f.; Müller, Eberhard und Thüringen, Teil I, S. 35 f.; Roller, Eberhard, S. 45, Anm. 7, S. 59 f. u. 76-79 u. Urkundenbuch Fulda, Einleitung, S. XXXIV f. u. Nr. 46, S. 80.

<sup>648</sup> Als Teil der „Salierimmunitäten“: Codex Eberhardi I, fol. 129 r - 135 v, S. 201-210. Dazu: Roller, Eberhard, S. 59 f. u. Beilage I, Nr. 108-112, S. 20 f.

<sup>649</sup> Codex diplomaticus, Nr. 656, S. 303 f. = MGH D. Ko. I., Nr. 6, S. 6-8 (A). Vgl. Codex Eberhardi II, fol. 16 r+v, S. 25 f. (E). Dazu: Roller, Eberhard, Beilage I, Nr. 153, S. 28 f.

<sup>650</sup> Codex diplomaticus, Nr. 658, S. 305 f. = MGH D. Ko. I., Nr. 8, S. 9 (A). Vgl. Codex Eberhardi II, fol. 17 r+v, S. 27 f. (E). Dazu: Roller, Eberhard, Beilage I, Nr. 154, S. 28 f.

<sup>651</sup> Traditiones et Antiquitates, Teil I, cap. 34, S. 64 f. = Codex Eberhardi II, fol. 62 v - 63 r, S. 98-100. Dazu: Roller, Eberhard, Beilage I, Nr. 208, S. 42 f.

<sup>652</sup> Beides: Traditiones et Antiquitates, Teil I, cap. 61, S. 139 = Codex Eberhardi II, fol. 155 r+v, S. 297. Dazu: Roller, Eberhard, Beilage I, Nr. 280 u. 280 a, S. 60 f.

ehrte er natürlich besonders Bonifatius als Gründer und Schutzheiligen des Klosters, indem er sich mit den Prädikaten für denselben in den Vorlagen nur selten zufrieden gab.

Gegenüber dieser starken Fuldazentrik scheint Eberhard aber gemäß O. ROLLER (1901) in Korrektur des zu weitgehenden Urteils von G. BOSSERT (1895)<sup>653</sup> kein nationales Empfinden besessen zu haben. Vielmehr reichte sein politisches Interesse nicht weiter als das seiner Heimatabtei. So kümmerte er sich nicht um die Welthändel und die Kämpfe von Papst und Kaiser berührten ihn nur insoweit, als dass aus ihnen Vorteile für Fulda zu gewinnen waren. Daher hielt er sich mehr an die päpstliche Autorität, da sie gegen die kaiserlichen Forderungen wie früher gegen die Ansprüche des Sprengelbischofs Schutz zu versprechen schien. An klosterübergreifenden Zielen ist bei ihm höchstens herkunftsbedingt die Förderung der Ministerialen auszumachen, die er gerne den Adligen gleichstellte und von abteilichen Entfremdungsvorwürfen reinwusch. Letztlich gleicht er so zwar Lampert in seiner heimatlichen Klosterhaltung, besaß aber nicht dessen trotzdem vorhandenen allgemeinpolitischen Überbau.

Darüber hinaus kann laut O. ROLLER und E. STENGEL festgestellt werden, dass Eberhard im Rahmen seiner Möglichkeiten über profunde Kenntnisse verfügte, indem sein Schulwissen und seine Bildung von nicht geringer Breite und Intensität waren. Vor allen Dingen beherrschte er die lateinische Sprache völlig und konnte sie korrekt schreiben. Dabei pflegte er einen durchaus gewandten Stil, der kirchliche Gedankengänge gekonnt zum Ausdruck bringen konnte. So befähigte ihn diese Meisterung der Sprache, seine teils recht umfangreichen Einschübe ohne Konzept einzufügen und sie je in eine neue gefällige Fassung zu kleiden. Entsprechend seiner Erziehung war ihm auch theologische Rhetorik vertraut, was namentlich in den arengaartigen Narrationen der Oblationen spürbar ist. Zudem konnte er sich schnell in die ihm ungewohnten diversen Kursiven einlesen und einen immer freieren Umgang mit den Quellen entwickeln. Allerdings legte Eberhard bisweilen eine durchaus kritisierbare Flüchtigkeit an den Tag, die nicht nur beim Niederschreiben, sondern auch beim nachmaligen Durchlesen des Geschriebenen auffällt. So entdeckt man außer mehreren nachträglich verbesserten Auslassungen eine nicht geringe Menge von stehengebliebenen, teils sinnstörenden Auslassungen von Einzelwörtern. Zudem übergang er manchmal ganze Sätze, da in den Vorlagen gleiche Wörter untereinander standen. Allzu flüchtig war Eberhard auch, als er statt des im Urkundenverzeichnis A angegebenen Privilegs Leo-Ratger eine Urkunde Gregor-Ratger fabrizierte. So schützten ihn seine nachweisbaren Kenntnisse nicht vor groben Schnitzern.

Insgesamt entdeckt man bei Eberhard anders als bei Lampert nur wenige Anzeichen höherer und allgemeinerer Bildung, die über den Kernstoff der Fuldaer Klosterschule hinausging. Allein seine geographische Orientierung stellt eine Ausnahme dar, indem sie durchaus respektabel gewesen zu sein scheint. Denn sie wurde ja schon durch die Ausdehnung des fuldischen Streubesitzes von den Alpen bis zur Nordsee gespeist, deren Kenntnis für die Aufstellung eines Werkes wie dem „Codex Eberhardi“ unabdingbar war (Kap. III.2.a). Dies schloss natürlich nicht aus, dass auch Eberhard ab und zu Gau- zu Ortsnamen, seltener jedoch umgekehrt Orts- zu Gaunamen verlas. Zudem muss offen bleiben, ob er sich schon vor Antritt der Kopiararbeiten durch geographisches Wissen hervorgetan hatte oder es erst im Laufe der Recherchen erlernte, wobei ersteres auch den Auftrag oder (eher) das eigene Zutrauen für das Codexprojekt befördert haben kann. Zumindest scheint dieser Punkt einer der wenigen gewesen zu sein, wo er genrebedingt die Fähigkeiten Lamperts übertrumpfte. Denn obwohl beide natürlich nicht ohne Fehler waren, lassen sich beim Hersfelder doch größere Unsicherheiten ausmachen (Kap. IV.1). Genauso erlangte Eberhard generell trotz seiner Probleme mit der älteren Urkundenschrift durch seine beständige Arbeit mit diplomatischen Quellen (Urkunden, Chartulare, Urbare) ein Spezialwissen, das ihn zwar mit der Zeit durch freie Wendungen übermütig werden ließ, über das aber Lampert mit seiner nur gelegentlichen Heranziehung

<sup>653</sup> Roller, Eberhard, S. 78, Anm. 6 entgegen Bossert, Württemberg, S. 13 u. 227.

von Urkunden trotz besserer Allgemeinbildung nicht verfügen konnte. Eberhards Wissen betraf natürlich hauptsächlich die Bestände des Klosterarchivs (Kap. IV.<sup>4+5</sup>), doch nahm er möglicherweise für eine Fälschung zugunsten der Abtei über den königlichen Erlass des Rhein- und Marktzolls in der Stadt Mainz sowie in den anderen Städten des Reiches für die Fuldaer Kaufleute (Nr. 275)<sup>654</sup> auch ein äußeres Diplom der Marktsiedlung als Basis (Kap. VI.<sup>6</sup>). Zudem war er durch neue Stücke mit der aktuellen Praxis der Reichskanzlei vertraut, was die Königstitulatur mit dem *rex Romanorum* und die Trennung des Monogramms von der Signumszeile angeht, welche Dinge er auch in alte Urkunden übernahm (Kap. III.<sup>2.a+3</sup>).

Letztlich ist zudem angesichts der Ausschmückung des „Codex Eberhardi“ durch mehrfarbig-figürliche Initialen, Umrahmungen, Monogramme und das Widmungsbild seine künstlerische Ader nicht zu vergessen, woran es Lampert sicher nicht nur genremäßig mangelte (Kap. III.<sup>2.a</sup>). So besaß Eberhard ja laut O. ROLLER ein nicht unbedeutendes künstlerisches Talent, vor allem einen guten Geschmack in der Farbkombination und einen feinen Sinn für die Wirkung der Ornamentlinien, indem die romanischen Blattornamente der Initialen *vielfach von geradezu entzückender Wirkung*<sup>655</sup> seien. Zudem war seine künstlerische Phantasie demnach weit entwickelt, neigte aber etwas zum Bizarren und gar Grotesken. Dieses frühe positive Urteil konnte eben H. MEYER ZU ERMGASSEN (2009) durch seine ausführliche Untersuchung des Buchschmucks bestätigen und untermauern. Für ihn sind Eberhards Bilder bekanntlich Zeugnisse der Weltsicht eines mittelalterlichen Mönches und geben einen Eindruck seiner von Dämonen und Monstern bevölkerten Seelenwelt. Zudem erhalten wir gerade in den Initialen einen Überblick über die damaligen Gesellschaftsstände, indem wir Papst und Kaiser, Heilige und Krieger, vornehme Damen und ministerialische Bogenschützen sehen. Bei alledem scheint hier aber auch Eberhards jugendliche Erzählfreude voller Scherz, Satire, Ironie und tieferer Bedeutung durch, die sich motivisch nicht vom Inhalt der zugehörigen Urkunde einschränken ließ. Vielleicht griff er bei seinen Buchmalereien teils auf Vorlagen mit Bildzyklen zurück, die seiner Erzählfreude gerade bei Fabelwesen Anreize gaben. Doch selbst in der Nutzung gängiger Motive schuf er mit seinem persönlichen Stil in Detailliebe und Variationsfreude eigenständige Kunstwerke, indem trotz Ähnlichkeiten in Arbeitsphasen keine Darstellung der anderen glich. Offenbar benutzte er seine möglichen Bildquellen etwa bei Fabelwesen nur zufällig, sinnentleert und als bloßen Zierrat, indem er irgendwo Gesehenes als Bildimpression in vielfacher Variation wiederverwendete. Mit dieser eigenständigen Ausformung bekannter Typen entsprach er dem Zeitgeist. Dieser trat ihm als Fuldaer Mönch neben schriftlichen Vorlagen allein schon in der romanischen Klosterarchitektur entgegen, vor allem in Portalen, Kapitellen und Basen von Kirche und Kreuzgang. Daneben konnte er Nachrichten über die bei ihm dargestellten Missgeburten von Tieren und Menschen auch häufig Chroniken oder Annalen entnehmen, wo sie nicht selten als Ankündigung von kommendem Unheil interpretiert wurden. Solche Ereignisse erregten unter den Zeitgenossen viel Aufsehen und galten noch lange danach als Faszinosen, so dass sie auch von Mund zu Mund weiter gegeben wurden. Bei seinen ganzseitigen Architekturrahmen zeigte Eberhard dagegen seine Kenntnis frühmittelalterlicher Evangelienhandschriften, wie Fuldaer Kanones aus dem letzten Drittel des 10. Jahrhunderts, die selbst schon stark von der Bauarchitektur beeinflusst waren und nun im 12. Jahrhundert auch für weltliche Dinge benutzt wurden. Daneben rezipierte er Fuldaer Haustraditionen bei der Darstellung des Hl. Bonifatius. Da er sowieso häufig mit Originalurkunden in Kontakt kam, nutzte er für seine Herrscherinitialen manchmal auch die Siegelbilder als Inspiration. So kann man zwar bei den Bildeinschluss-Initialen keine Verbindung zu zeitgenössischen Siegeln ziehen, doch erinnert zumindest eine Initiale Ottos II. an einen ottonischen Siegeltyp. Bei den Figureninitialen nutzte Eberhard

<sup>654</sup> MGH D. P., Nr. 41, S. 58 f. = Urkundenbuch Fulda, Nr. 46, S. 78-80 = Codex Eberhardi II, fol. 153 r, S. 293 f. Dazu: Roller, Eberhard, Beilage I, Nr. 275, S. 58 f.

<sup>655</sup> Roller, Eberhard, S. 79, Anm. 8.

etwa in einer Bildszene anachronistisch die Thronsigel seit dem 11. Jahrhundert, insbesondere das gegenwärtige von Friedrich I. Barbarossa. Ansonsten findet man im Codex wie in anderen Kopialbüchern öfters Nachbildungen von graphischen Zeichen der Vorlagen. Bei alledem gab er aber seinem Buchschmuck eine eigene Note, indem er durch Variation dessen Schauwert erhöhte und so die propagandistische Tendenz des Codex verstärkte (Kap. III.3).

So wie hier jedenfalls Eberhard auf seinen ureigensten Feldern der Geographie, Diplomatik und Buchmalerei Lampert keine Chance ließ, war dies natürlich bei Historiographie und Klosterbibliothek genau umgekehrt. Doch hatte der Kompilator auch ein reges Interesse für die Geschichte allgemein und nicht nur für diejenige seines Heimatklosters, wie wir noch anhand einiger Beispiele sehen werden (so Nr. 157, 279). Freilich war die Vertrautheit des Fuldaers mit der historischen Überlieferung äußerst dürftig und seine Geschichtseinschübe erscheinen arg von sagenhaften Elementen durchsetzt. Immerhin konnte er den älteren und den jüngeren Pippin als geschichtliche Persönlichkeiten unterscheiden, wie wir in der Fälschung zu den Klosteranfängen (Nr. 218) sahen (Kap. III.3): Dort bestätigten ja zwischen 744 und 747 die *reges* Karlmann (741-747) und Pippin (741/51-768) Schenkungen ihrer Vorfahren Pippin des Mittleren (um 678-714) und Karl Martell (714-741) im gesamten östlichen Reichsgebiet<sup>656</sup>. Allerdings war der Adressat kein anderer als Abt Ratger, der erst 802-817 regierte. Hier zeigen sich also bereits Eberhards mangelnde historische Kenntnisse. Zudem fasste er die Aussteller beide bereits vor 751 als Könige auf, während Lampert doch schon sehr auf die begriffliche Trennung zwischen Hausmeiertum und Königtum erpicht war und gar falsche Vorlagen bei sich korrigierte (Kap. II.2.d). Um weitere Aussagen über Eberhards Geschichtswissen zu machen, kann man noch etwas bei Pippin dem Jüngeren als Hausmeier und späterem König verweilen. Denn eine zeitgenössische Hand, wenn nicht der Kopist selbst, fügte in einer für das Kloster zentralen Urkunde im Codex einen Kommentar an, der sich mit der unterschiedlichen Ordnungszahl des Herrschers auseinandersetzte: Es dreht sich um ein am 24. September 774 in Düren ausgestelltes Diplom, wo Karl der Große (768/800-814) auf Bitten von Abt Sturmius (744/54-779) den Fuldaer Mönchen das Recht der freien Abtwahl aus ihrer Mitte erteilte, so lange sie bei der Regel des Hl. Benedikt verharren und dem König treu blieben (Nr. 63)<sup>657</sup>. Die Überlieferung dieser wichtigen Grundlage der Klosteridentität beruht nur auf der trotz stellenweiser Verderbungen recht guten Abschrift Eberhards, doch lässt sich wegen parallelen Formeln und Wahlprivilegien die Urfassung rekonstruieren (Kap. IV.1). Die Überschrift Eberhards demonstriert wie in ähnlichen Fällen bereits durch ihre Ausdehnung die der Urkunde von ihm beigemessene Bedeutung. Denn sie allein füllt in K 425 eine ganze Seite, die von einer Initiale C von circa 6 Zeilen Höhe markiert wird und bis auf eine Randbemerkung in Auszeichnungsschrift aus Majuskeln geschrieben ist. Zunächst erscheint zeilenweise – unregelmäßig wechselnd – in roter und brauner Tinte:

*Concessio atque donatio Karoli regis Francorum, filii Pippini regis prioris,\* de electione abbatis fratribus Fuldensis monasterii, si forte opus fuerit, data Sturmio abbati VIII. kalendarum Octobris*<sup>658</sup>.

Dann setzt sich die Majuskel-Auszeichnungsschrift in den letzten vier Seitenzeilen nur in roter Tinte fort, indem noch einmal kurz das Thema pointiert wird: *Preceptum Karoli regis Sturmioni abbati datum de electione abbatis in congregatione*<sup>659</sup>. Dabei soll unser Augenmerk jedoch vor allem der in K 425 am rechten Rand der Seite nachgetragenen, aber in der

<sup>656</sup> Urkundenbuch Fulda, Nr. 8, S. 12-14 = Codex Eberhardi II, fol. 70 v - 71 r, S. 111 f. (Zitat: fol. 70 v, S. 111, Z. 2). Dazu: Roller, Eberhard, Beilage I, Nr. 218, S. 44 f.

<sup>657</sup> Codex diplomaticus, Nr. 47, S. 30 f. = MGH D. K. d. G., Nr. 86, S. 124 f. = Urkundenbuch Fulda, Nr. 67, S. 115-121 (a: Rekonstruktion, b: Eberhard) = Codex Eberhardi I, fol. 75 r - 76 r, S. 119-121. Dazu: Roller, Eberhard, Beilage I, Nr. 63, S. 12 f.

<sup>658</sup> Codex Eberhardi I, fol. 75 r, S. 119, Z. 22-24.

<sup>659</sup> Codex Eberhardi I, fol. 75 r, S. 120, Z. 1 f.

Abschrift des 14. Jahrhunderts (K 427) fehlenden Anmerkung gelten, die inhaltlich im Sinne von E. STENGEL an der hier mit einem \* markierten Stelle der ausführlicheren Überschrift ansetzt. Gemäß H. MEYER ZU ERMGASSEN findet man diese Randbemerkung von gleichzeitiger Hand neben dem Textblock in Höhe der Zeilen 6 bis 11 mit leichtem Textverlust rechts:

*Pippinus iste fili[us] fuit primi Pippi[ni] sed ideo iste prior vocabatur, quia re[x] factus est, nam pater Pippinus non rex sed princeps fuit*<sup>660</sup>.

Zunächst fällt hier auf, dass Eberhard schon in der Überschrift neben dem eigentlichen Protagonisten der wichtigen Urkunde, Karl dem Großen, auch unnötigerweise auf dessen Vater Pippin verwies. Dies zeigt uns wieder seine Vorliebe für den ersten Frankenkönig, den er ja schon gegenüber seinem Bruder Karlmann zum „Vorzeigegönner“ des Bonifatiusklosters stilisierte (Kap. III.3). Doch auch die Randbemerkung ging speziell auf Pippin ein und begründete die von Eberhard vorgenommene Benennung als Pippin I. mit dessen Erlangung des Königtums, während sein gleichnamiger Vater nur *princeps* gewesen sei. Es ist freilich nicht ganz eindeutig, ob dieser Nachtrag auch vom Kompilator selbst stammt. Aus den Angaben von E. STENGEL geht dies nicht direkt hervor, doch demonstrierte er daran Eberhards Geschichtswissen. H. MEYER ZU ERMGASSEN sprach ja zumindest von einer gleichzeitigen Hand. Wenigstens lässt sich feststellen, dass dem Nachtragenden, der spürbar sein Wissen zeigen wollte, doch ein Fehler unterlief, indem Pippins Vater vielmehr Karl Martell (714-741) geheißen hatte und dagegen schon sein Großvater Pippin der Mittlere (um 678-714) gewesen war. Beide hatten laut Eberhard ja angeblich bereits Schenkungen an Fulda getätigt. Demgegenüber war dem Ergänzenden der noch frühere Pippin der Ältere (um 623-639) unbekannt. Die Bezeichnung des *maior domus* als *princeps* zeugt von einer begrifflichen Prägung durch das 12. Jahrhundert. Handelt es sich bei der Erläuterung um Eberhards Werk, unterstreicht dies zwar sein Streben nach besserem Textverständnis, spricht jedoch nicht für eine tiefergehende Bildung – was andernfalls auf einen Zeitgenossen zu übertragen wäre. Zumindest steht allein durch die Überschrift schon fest, dass Eberhard selbst Pippin den Jüngeren hier als Pippin I. bezeichnete und so seiner Kenntnis der Königszählung Ausdruck verlieh. Dies ging ansonsten so weit, dass er ihn auch vor 751 schon zum König machte.

Insgesamt hingen diese mehr oder weniger dürftigen Geschichtskenntnisse unseres Kompilators natürlich eng mit seiner recht marginalen historischen Belesenheit zusammen: Denn bei Eberhard lassen sich im Gegensatz zu Lampert auch recht wenige herangezogene Schriften erschließen (Kap. III.2.a). Freilich nutzte er einige Regionalwerke, die auch vom benachbarten Historiographen als zentrale Quellen angesehen worden waren. Zudem stößt man bei Eberhard genauso auf ein Interesse an sagenhaften Geschichten, die er gar an inhaltlich dazu einladende Urkunden anfügte. Hier ähnelte er also wieder Lampert, der ja als Geschichtsschreiber gleichfalls bei passenden Ereignissen gerne einen legendenhaften Exkurs einschob (Kap. II.4). Im Einzelnen konnte E. STENGEL (1958) trotzdem nur einige historische Schriften nennen, die Eberhard kannte und verwertete – und selbst das auch nur in bescheidenem Umfang. Diese von W. MÜLLER (1987) übernommenen Belege lassen sich anhand bestimmter Urkundeneinträge rekonstruieren, die wir in unserer Betrachtung je mit angeben wollen:

Zunächst sei hier auf die „Vita Gregorii Magni“ des Paulus Diaconus verwiesen, die zumindest in einer gefälschten Königsurkunde zu 799/800 erschien (Nr. 219): Dort bestätigte Karl der Große angeblich die von der Magd Christi Emhild, seiner Blutsverwandten, mit Rücksicht auf die Einfälle der Slawen aus Böhmen durch seine Vermittlung getätigte Schenkung des von ihr gegründeten Nonnenklosters Milz (bei Römhild südwestlich Hildburghausen) mitsamt Besitzungen dortselbst und in 55 anderen Orten an den Fuldaer Abt Baugulf

<sup>660</sup> Codex Eberhardi I, fol. 75 r, Anm. c, S. 119, Z. 43 - S. 120, Z. 26.

(779-802)<sup>661</sup>. Bezeichnenderweise finden wir sie im zweiten Codexband in einer ausschließlich Fälschungen enthaltenden Lage, nämlich der nachgeschobenen Lage 10 von drei Doppelblättern. Da wir auch in anderem Kontext gleich auf diese Fälschung zurückkommen werden, muss hier etwas weiter ausgeholt werden: Diplomatische Grundlage ist nämlich die in Milz selbst erfolgte echte Übertragung des Klosters durch Emhild am 3. Februar 799 (800?), die zunächst im Pistorius-Chartular (Kap. IV.<sub>3</sub>) aufgenommen wurde, sich aber daran anknüpfend auch bei Eberhard als Urkunde und zweigeteilter Auszug findet<sup>662</sup>: Demnach schenkte die Äbtissin Emhild mit 22 – im Original, nicht aber mehr bei Eberhard – namentlich genannten Milzer Nonnen unter Vorbehalt lebenslänglichen prekarischen Nießbrauchs das von ihr erbaute Kloster, dessen Besitz in Milz selbst und 36 anderen aufgeführten Orten sowie die Ausstattung seiner Kirche. Eberhard fertigte zunächst eine Abschrift an (E<sup>1</sup>: Nr. 205), wobei er sich wahrscheinlich wie sonst in derartigen Fällen nach dem Original richtete. Abgesehen von zahlreichen Auslassungen und Kürzungen ist diese Version gegenüber der Urfassung kaum verändert, aber nach echten Vorlagen aus Königsurkunden interpoliert. Denn er verfälschte bereits dieses Stück nicht nur durch viele Varianten, kleinere Auslassungen und formale Zusätze, sondern auch schon durch eine königliche Invokation, Signumszeile und Konfirmation, die angeblich von Karl dem Großen stammten. Neben dieser Version finden wir aber noch zwei einschlägige „Summarien“: Der erste kürzere Auszug blieb in der Form noch ganz der alten Privaturkunde treu (E<sup>2a</sup>), wogegen die erweiterte Version schon die königliche Konfirmation mit einbaute (E<sup>2b</sup>) und dadurch bereits die Brücke zu unserer Ausgangsfälschung darstellt. Während freilich O. ROLLER (1901) demnach nur den kürzen ersten Auszug auf die eigentliche Emhild-Schenkung bezog und die zweite längere mit dem Königsnamen auf Rasur schon auf die spätere königliche Bestätigung, behandelte E. STENGEL (1958) allein die letztgenannte Version – und zwar dezidiert bei der grundlegenden Emhild-Urkunde. Auch wenn beider Positionen also nicht ganz zu vereinbaren sind, kann doch wohl zumindest gesagt werden, dass beide Chartularauszüge auseinander hervorgingen.

Die ungewöhnlich ausführliche Version E<sup>2b</sup> jedenfalls brachte Eberhard pflichtgemäß im Gesamtauszug des Grabfeld-Chartulars als Vorlage des Pistorius-Druckes, wobei er die Urkunde – gerade im Hinblick auf das Namenmaterial – ungleich stärker veränderte als bei seiner ersten Abschrift: So ersetzte er einzelne, offenbar nicht verstandene Namen durch andere, welche mehr oder weniger deutlich anklangen. Darunter befanden sich solche, die tatsächlich einen bestimmten Ort meinten, aber auch solche, denen er vielleicht selbst keinen Sinn zuordnete. Darüber hinaus fügte er aber noch weitere Siedlungen hinzu, was spürbar durch den Klang eines ähnlich lautenden Namens befördert wurde. Auf die geographisch-sachlichen Konsequenzen dieser Änderungen wird zurückzukommen sein (Kap. IV.<sub>3+4</sub>). Jedenfalls kleidete Eberhard nunmehr in der zweiten Fälschung (E<sup>3</sup>) die bereits in seiner bearbeiteten Abschrift und in seinem zweigeteilten Auszug der originalen Urkunde behauptete Bestätigung der großen und noch von ihm gemehrten Tradition Emhilds durch den König in Diplomform. Obwohl Eberhard das Datum wegließ, wäre die Urkunde dem Inhalt zufolge erst einige Zeit danach ausgestellt worden. Für uns soll hier aber zunächst nur diejenige Stelle der Fälschung im Mittelpunkt stehen, die aus der „Vita Gregorii Magni“ stammt: *Que cum in proprio*

<sup>661</sup> Königsfälschung: Codex diplomaticus, Nr. 158, S. 89 f. = Urkundenbuch Fulda, Nr. 274, S. 394-397 u. Nachtrag S. 535 = Codex Eberhardi II, fol. 71 v - 72 v, S. 112 f. (E<sup>3</sup>). Dazu: Roller, Eberhard, S. 43 u. Beilage I, Nr. 219, S. 44 f. Chartularauszug: Traditiones et Antiquitates, Teil I, cap. 39, Nr. 39, S. 81 f. = Urkundenbuch Fulda, Nr. 264, S. 374, Anm. II = Codex Eberhardi II, fol. 92 r a+b, Nr. 39, S. 157 f. (E<sup>2b</sup>).

<sup>662</sup> Pistorius: Codex diplomaticus, Nr. 157, S. 88 f. = Urkundenbuch Fulda, Nr. 264 a, S. 372-379. Eberhard: Urkundenbuch Fulda, Nr. 264 b, S. 372-379 = Codex Eberhardi II, fol. 59 v - 60 r, S. 94 f. (E<sup>1</sup>). Dazu: Roller, Eberhard, Beilage I, Nr. 205, S. 42 f. Auszugsteilung: Traditiones et Antiquitates, Teil I, cap. 39, Nr. 38, S. 81 u. Nr. 39, S. 81 f. = Urkundenbuch Fulda, Nr. 264, S. 374, Anm. II (E<sup>2b</sup>) = Codex Eberhardi II, fol. 91 v b, Nr. 38, S. 157 u. fol. 92 r a+b, Nr. 39, S. 157 f. (E<sup>2a+b</sup>).



*domate sibi monasterium fecisset, [...]*<sup>663</sup>. Denn mit ihr lässt sich tatsächlich die erste benutzte Vita nachweisen. Allerdings werden wir die Fälschung beim Erfahrungshorizont gleich noch einmal brauchen, um die postulierte Verwandtschaft Emhilds mit Karl einzuordnen.

Zuvor jedoch gilt es hinsichtlich der von Eberhard herangezogenen Heiligenviten noch zwei für das Bonifatiuskloster schon klassische Werke zu behandeln, nämlich Eigils „Vita Sturmi“ und Othlos „Vita Bonifatii“, ohne die ja auch Lamperts „Vita Lulli“ trotz oft gegensätzlichem Inhalt nicht denkbar wäre (Kap. II.2.a). Im Hinblick auf die „Vita Sturmi“ brachte E. STENGEL freilich nur einen kurzen Verweis ohne Urkundenexempel<sup>664</sup>. Dagegen konnte er bei der „Vita Bonifatii“ gleich drei Beispiele heranziehen, die uns auch andere Erkenntnisse über Eberhard vermitteln. So benutzte er als erwiesener Nicht-Historiker zwar die Zweitvita Othlos (zwischen 1062 und 1066) häufig, verriet aber nie Kenntnis der älteren und damit noch ungleich näher am Thema befindlichen Erstvita Willibalds (zwischen 755 und 768)<sup>665</sup>.

Im Hintergrund der ersten hier relevanten Fälschung steht ein im Sommer vor Oktober 751 verfasster, inhaltlich vielschichtiger Brief der bonifatianischen Sammlung (Nr. 86), in dem der Erzbischof und päpstliche Legat Bonifatius seinen Gesandten, den von Lampert später gewürdigten Priester Lullus (Kap. II.2.a), bei Papst Zacharias (741-752) beglaubigte, sich selbst wegen seiner Amtsführung rechtfertigte, über die Frage der Pallienverleihungen berichtete, von der Gründung und ersten Datierung des Klosters Fuldas erzählte und schließlich bat, demselben ein Privileg zu erteilen (Kap. IV.1)<sup>666</sup>. Eberhard stellte dann aus dem Schreiben eine bereits erwähnte, grobe Fälschung her, indem er es typischerweise zu einem ausschließlich fuldischen Aktenstück umformte (Kap. III.2.a+3): Demnach habe Bonifatius einen unbenannten Gesandten bei Papst Zacharias beglaubigt und nur gebeten, das von ihm erbaute Kloster Fulda, das noch unvollendet schon von dessen Vorgänger Gregor [III.] (731-741) ein Privileg bekommen habe, in den päpstlichen Schutz zu nehmen (Nr. 28)<sup>667</sup>. Abgesehen vom Weglassen der meisten Themen ließ der Kompilator am Anfang viele kleine Zusätze und Varianten einfließen und änderte die fuldaspezifische Stelle. Wie in der oben angeführten angeblichen Königsurkunde von 744-747 (Nr. 218) (Kap. III.3)<sup>668</sup> versuchte er auch hier, das Alter seines Heimatklosters zu dessen Legitimation und Ruhm noch etwas auszudehnen. Gleichfalls wollte er Pippin wie stets zu seinem Mitbegründer machen<sup>669</sup>. Dabei war es eben auch kein Zufall, dass er den Namen von Lullus wegließ, handelte es sich doch aus Fuldaer Sicht seit 763-765 um den ältesten Feind der Abtei (Kap. III.3 + IV.1). An kaum einer Stelle könnte so die lokalbedingte Kluft zu Lampert größer sein, der dafür Sturmius in ein schlechtes Licht rückte. Zumindest zog Eberhard als Vorlage die unvollständige Überlieferung des Originalbriefes heran, die man in Othlos „Vita Bonifatii“ findet<sup>670</sup>. Dabei steht aber die vom Fälscher benutzte Vitafassung in einigen Wendungen der Urfassung näher als die erhaltene Redaktion. Wenn sie nicht als erster Entwurf anzusehen ist, beruht sie laut E. STENGEL vermutlich auf einer nachträglichen Ausfeilung des Werkes wohl noch vom Autor.

Ein zweiter, zumindest indirekter Beleg für die Benutzung der „Vita Bonifatii“ und einer möglichen Urkundenbearbeitung Othlos erscheint in der gefälschten Urkunde Papst Stephans

<sup>663</sup> Codex Eberhardi II, fol. 71 v, S. 112, Z. 18. Vgl. Urkundenbuch Fulda, Nr. 274, S. 396, Z. 31 f. mit Anhang, S. 535, Z. 3 f. Quelle: Vita Gregorii Magni, cap. 16, Z. 40 f. Vgl. Othlo, Vita Bonifatii, lib. 1, cap. 25.

<sup>664</sup> Vgl. demnach: PRALLE, Ludwig u. RICHTER, Gregor: Die Fuldaer Stadtpfarrei; Veröffentlichungen des Fuldaer Geschichtsvereins; Band 32; Fulda 1952; S. 42 f.

<sup>665</sup> Urkundenbuch Fulda, Nr. 10, S. 15.

<sup>666</sup> MGH Epistolae III, Nr. 86, S. 367-369 = Urkundenbuch Fulda, Nr. 13, S. 19-25.

<sup>667</sup> Codex diplomaticus, Nr. 3, S. 1 f. = Urkundenbuch Fulda, Nr. 14, S. 19-25 = Codex Eberhardi I, fol. 31 r+v, S. 56-58. Dazu: Roller, Eberhard, Beilage I, Nr. 28, S. 6 f.

<sup>668</sup> Urkundenbuch Fulda, Nr. 8, S. 12-14 = Codex Eberhardi II, fol. 70 v - 71 r, S. 111 f. Dazu: Roller, Eberhard, Beilage I, Nr. 218, S. 44 f.

<sup>669</sup> Vgl. die Ausführungen von E. STENGEL in: Urkundenbuch Fulda, Nr. 4, S. 3, Z. 44-47.

<sup>670</sup> Othlo, Vita Bonifatii, lib. 2, cap. 12.

II. (752-757) vom 25. April 753 (Nr. 30) (Kap. III.<sub>3</sub>)<sup>671</sup>. Demnach bestätigte er Abt Sturmian auf Wunsch des Erzbischofs Bonifatius die Exemption des Klosters von aller geistlichen Gerichtsbarkeit, die unmittelbare Abhängigkeit von der römischen Kirche und die Garantie seiner Besitzungen und Zehnten, wobei er gebot, diese niemandem zu Lehen zu geben, sondern sie nur im Abteiinteresse zu verwalten. Obwohl aber Eberhard nachweislich Einschübe und Veränderungen vornahm, ist die Fälschung an sich laut E. STENGEL gegen O. ROLLER älter, zumal die drei Urkundenverzeichnisse um 1100 (V<sup>1-3</sup>) schon eine Stephansurkunde an Sturmian erwähnen. Auch berührt sich die Fälschung an einigen Stellen eigentümlich mit Othlos Varianten des Zacharias-Privilegs von 751, wozu ja Eberhard zwei Kopien (Nr. 1, 29) bot<sup>672</sup>. Diese Anklänge könnten zwar allenfalls Reminiszenzen aus Othlos Kopie selbst sein, die Eberhard unmittelbar vorher abgeschrieben hatte. Doch sei auch möglich, dass die spätere Urkunde eine Abstammung aus älterer Redaktion Othlos verrate. Freilich ist die Datumsangabe der Stephansurkunde hinsichtlich der Regierungsjahre von Papst und König sowie dem Tagesdatum so harmonisch abgestimmt, dass man eine exakte Zeitrechnung vor sich hat, zu der Eberhard selbst sicher nicht fähig war: *Data VII. kalendas Mai, indictione XII., Stephano papa II., imperante Pippino II.*<sup>673</sup>. Zumindest die Form *imperante* geht wahrscheinlich auf die Datierung eines der auch von Othlo reproduzierten Papstschriften der bonifatianischen Briefsammlung zurück, nämlich auf die, welche in eine Variante der Othlokopie der erwähnten, bei Eberhard vorangestellten Zacharias-Fälschung herübergenommen wurde. Doch auch die restlichen Angaben der Datierung stammen nicht direkt von Eberhard, indem er einerseits die „Vita Bonifatii“ zwar benutzte, eine derartige Berechnung aber nicht aus ihr zu gewinnen vermochte und andererseits auch sonst – wie wir gerade sahen – keine Kenntnis weiterer historischer Quellen verriet, ja überhaupt wenig Geschichtswissen zeigte. Demgegenüber kann man Othlo durchaus zutrauen, dass er die zueinander passenden Zeitmerkmale einem Bedürfnis folgend aufstöberte. Denkt man letztlich wieder an V<sup>1-3</sup>, spricht doch viel für eine voreberhardische Fälschung. Festzuhalten bleibt, dass auch hier Othlo so oder so für Eberhard eine wichtige Quelle darstellte. Nach diesen Ausführungen können wir uns beim dritten Beispiel zur Benutzung der „Vita Bonifatii“ kürzer fassen, da wir es bereits im Kontext der „Vita Gregorii Magni“ kennengelernt haben, weil beide Belegstellen identisch sind.

Als weitere historische Quelle zog Eberhard den ältesten Fuldaer Abtskatalog („Gesta abbatum“) der 920er Jahre heran, den wir im „Liber mortuorum fratrum“ finden (Kap. IV.<sub>5</sub>)<sup>674</sup>. Er entnahm dem anonymen Abriss, der in Kurztexten die Zeit von der Klostergründung (744) bis zum Tod des zehnten Abtes Helmfrid (916) umfasst und noch die sieben Namen bis Hatto III. (991-997) als Nachträge bietet, eine Nachricht über die Gründung des Klosters Wolfsmünster westlich von Hammelburg, das nach dem initiiierenden Fuldaer Abt Baugulf (779-802) benannt wurde, der dort nach seiner Resignation 802 Zuflucht fand und auch 815 starb (Kap. IV.<sub>4</sub>). Im Original lautet die Notiz: *Baugulf [...] monasterium, quod ex suo nomine construxit, perrexit*<sup>675</sup>. Diesen Wortlaut ließ Eberhard dann im Codex in einer für das Ereignis von ihm gefälschten Königsurkunde ohne echte Vorlage anklingen, die formal 780-800 anzusiedeln wäre (Nr. 82)<sup>676</sup>. In ihr erlaubte nämlich König Karl der Große Abt

<sup>671</sup> Codex diplomaticus, Nr. 7, S. 5 f. = Urkundenbuch Fulda, Nr. 19, S. 36-39 = Codex Eberhardi I, fol. 33 r+v, S. 59-61. Dazu: Roller, Eberhard, Beilage I, Nr. 30, S. 6 f.

<sup>672</sup> Codex diplomaticus, Nr. 4 a, S. 2 f. (B + E<sup>1</sup>) u. Nr. 4 b, S. 3 f. (E<sup>2</sup>) = Urkundenbuch Fulda, Nr. 16, S. 25-32 = Codex Eberhardi I, fol. 3 v - 4 r, S. 6 f. (E<sup>1</sup>: andere Hand?) u. fol. 32 r+v, S. 58 f. (E<sup>2</sup>). Dazu: Roller, Eberhard, Beilage I, Nr. 1, S. 2 f. u. Nr. 29, S. 6 f.

<sup>673</sup> Codex Eberhardi I, fol. 33 v, S. 61, Z. 4 f.

<sup>674</sup> Catalogus Abbatum Fuldensium, S. 272-274. Vgl. Traditiones et Antiquitates, Teil II, cap. 3, S. 162-164.

<sup>675</sup> Urkundenbuch Fulda, Nr. 273, S. 393, Z. 9 f. Vgl. Traditiones et Antiquitates, Teil II, cap. 3, S. 162, Z. 29 u. 33 f. u. MGH SS. 13, S. 272, Z. 20 u. 24.

<sup>676</sup> Codex diplomaticus, Nr. 206, S. 110 = MGH D. K. d. G., Nr. 292, S. 435 f. = Urkundenbuch Fulda, Nr. 273, S. 392-394 = Codex Eberhardi I, fol. 101 v, S. 155 f. Dazu: Roller, Eberhard, Beilage I, Nr. 82, S. 14 f.

Baugulf, sein Kloster Wolfsmünster zu gründen, und schenkte zugleich dem Mutterkloster Fulda seine Hofgüter Seelheim, Salmünster, Flieden und Frickenhausen. Im Originalband K 425 stellte sie Eberhard unter eine Überschrift, die als Rubrum unmittelbar an den vorherigen Text anschließt und bereits die namenkundliche Verbindung zum Gründer aufzeigt: *Traditio Caroli de loco Baugolfesmunster et de aliis locis*<sup>677</sup>. Die freie Fälschung wurde von ihm erst später mit blasserer Tinte auf den Rest derjenigen Seite nachgetragen, auf der die Fassung E<sup>2</sup> der königlichen Schenkung des Klosters Holzkirchen (westlich Würzburg) vom 3. November 775 ohne Eschatokoll auslief (Nr. 81), wobei dieses Stück anscheinend für seine Erfindung anregend wirkte (Kap. III.<sub>2.a</sub> + IV.<sub>3+4</sub>)<sup>678</sup>. Die Wolfsmünster-Fälschung entstand wohl deshalb, weil Eberhard keine diesbezügliche Urkundenüberlieferung besaß: Das Kloster war übrigens von Abt Baugulf vielleicht auch erst nach seiner Resignation 802 gegründet worden. Erwähnt wurde es dann um 850 vom Geschichtsschreiber Rudolf von Fulda (Kap. IV.<sub>5</sub>) in dessen Bericht über die Reliquienerwerbungen von Abt Hrabanus Maurus (822-842):

[...] *occurrerunt nobis [...] fratres nostri, qui habitabant in cella, quae ob hoc, quod ab eo quondam est habitata, Baugulfi vocatur*<sup>679</sup>.

Diese Nennung überlebte das Kloster aber wahrscheinlich nicht lange. Demnach wusste Eberhard aus dem von ihm benutzten, ältesten Abtskatalog der Mutterabtei Fulda auch nur von der Gründung an sich. An diese Quelle klingt nämlich sein Text in folgendem Satz an:

*At ille cepit edificare monasterium locumque fundare sacre religioni aptum nomen inponens ei de nomine suo Baugolfesmunster*<sup>680</sup>.

Dagegen ist die Verbindung der angefügten Schenkung der vier Orte an Fulda zu Wolfsmünster nicht ganz klar: Eberhard führte nicht deutlich aus, ob er darunter die angekündigte Zuwendung für das Tochterkloster verstanden wissen wollte, doch ist dies laut E. STENGEL wahrscheinlich. Zumindest ist in allen vier Orten fuldischer Besitz belegt, dreimal sogar passend vor 800. Freilich fällt die Erwerbung von Salmünster 909 durch Tausch aus dem Rahmen. Demnach kann er hier keine ältere Aufzeichnung zur Ausstattung von Wolfsmünster herangezogen haben, wie sie bei anderen Tochterklöstern im Codex auf uns kamen (Kap. III.<sub>2.a</sub> + IV.<sub>4</sub>)<sup>681</sup>. Vielmehr muss man die Schenkung als reine Eigenerfindung auffassen.

Im Hinblick auf nichtdiplomatische Grundlagen berief sich Eberhard jedenfalls zudem auf ein unbekanntes – und leider auch nicht feststellbares – Annalenwerk, dem er die apokryphische Nachricht über eine nahe Blutsverwandtschaft der erwähnten Äbtissin Emhild von Milz mit Karl dem Großen entnahm. Diese Information fand dann auf zweierlei Weise Eingang in das Umfeld der oben näher aufgeführten Fälschung zur königlichen Bestätigung der Klosterschenkung Milz 799/800 (Nr. 219)<sup>682</sup>. Zunächst entdecken wir sie am Beginn des zweiten Chartularauszugs (E<sup>2b</sup>), wobei Eberhard zumindest genremäßig seine Quelle mit aufführte:

<sup>677</sup> Überschrift: Codex Eberhardi I, fol. 101 v, S. 155, Z. 23.

<sup>678</sup> Codex diplomaticus, Nr. 51, S. 33 = MGH D. K. d. G., Nr. 106, S. 150 f. = Urkundenbuch Fulda, Nr. 73 a, S. 130-137. Vgl. Codex Eberhardi II, fol. 66 r+v, S. 104 f. (Nr. 73 b = E<sup>1</sup>) u. Codex Eberhardi I, fol. 100 v - 101 v, S. 154 f. (Nr. 73 c = E<sup>2</sup>). Dazu: Roller, Eberhard, Beilage I, Nr. 212, S. 44 f. u. Nr. 81, S. 14 f.

<sup>679</sup> Brower, Antiquitates, S. 237 u. MGH SS. 15, S. 335. Zit. n.: Urkundenbuch Fulda, Nr. 273, S. 393, Z. 4-6.

<sup>680</sup> Codex Eberhardi I, fol. 101 v, S. 156, Z. 2-4.

<sup>681</sup> Vgl. Traditiones et Antiquitates, Teil I, cap. 23-29, S. 59-61 = Codex Eberhardi I, fol. 176 r a - 177 v b, S. 330-337. Dazu: Roller, Eberhard, Beilage I, Nr. 133-139, S. 24 f.

<sup>682</sup> Codex diplomaticus, Nr. 158, S. 89 f. = Urkundenbuch Fulda, Nr. 274, S. 394-397 = Codex Eberhardi II, fol. 71 v - 72 v, S. 112 f. (E<sup>3</sup>). Dazu: Roller, Eberhard, Beilage I, Nr. 219, S. 44 f. Chartularauszug: Traditiones et Antiquitates, Teil I, cap. 39, Nr. 39, S. 81 f. = Urkundenbuch Fulda, Nr. 264, S. 374, Anm. II = Codex Eberhardi II, fol. 92 r a+b, Nr. 39, S. 157 f. (E<sup>2b</sup>).

*Altera traditio domnē Emehilde, quē facta est ad sanctum Bonifacium per Carolum imperatorem, qui proximus cognatus eius erat, ut ferunt annales*<sup>683</sup>.

Doch auch in der gefälschten Königsurkunde E<sup>3</sup> selbst stößt man auf diese genealogische Angabe, wenngleich nun natürlich kontextbedingt ein Quellenverweis fehlt:

[...] *famulē Christi Emhilde, nostrē quidem secundum carnem cognatē, sed secundum deum triumphantis virtute castitatis et virginitatis*<sup>684</sup>.

Obwohl Eberhard somit insgesamt gleich zweimal die Behauptung einer Blutsverwandtschaft Emhilds mit Karl dem Großen aufstellte und diese auch einmal beflissen mit der Berufung auf eine annalistische Quelle verband, kann diese These laut E. STENGEL doch nur eine sehr zweifelhafte Glaubwürdigkeit beanspruchen<sup>685</sup>. Demnach sei zunächst darauf verwiesen, dass sie in der aus dem Pistorius-Chartular entnommenen Originalschenkung Emhilds ganz fehlte und dort auch nicht von Eberhard interpoliert wurde. Es handelt sich also ganz um eine Sache der von ihm gefälschten Königsbestätigung, indem nicht nur durch eine Konfirmation Karls, sondern auch durch eine Verwandtschaft zu Emhild das Band zwischen Schenkerin und Königsautorität noch enger gezogen werden sollte, was fraglos erneut zur Legitimation der Fuldaer Ansprüche geschah. Jedoch konnte auch E. STENGEL nicht verhehlen, dass die Behauptung merkwürdigerweise durch bereits 1863 zusammengestellte Überlieferungen aus dem westfälischen Kloster Meschede an der Ruhr gestützt wird<sup>686</sup>. Demnach schrieb man dort einst einer gewissen Emhild eine Abkunft *de prosapia regum Francorum*<sup>687</sup> zu, deren Gedächtnisstiftung schon 1209 urkundlich in Meschede vorkam<sup>688</sup> und die man im 17. Jahrhundert als *fundatrix*<sup>689</sup> der dortigen Kirche auffasste. Verschiedentlich erschien sie gar wie auf ihrem 1630 erneuerten, 1958 aber nicht mehr vorhandenen Grabstein als *regina Franciae*<sup>690</sup> oder woanders auch als *illustris et ingenua filia regis Franciae*<sup>691</sup>. Zweifellos handelt es sich um die gleiche Person wie in Eberhards Urkunde. Allerdings wies E. STENGEL die Möglichkeit zurück, dass die Mescheder Tradition etwa als eine Fälschung einzuordnen ist, die durch den unvollständigen Druck von C. BROWER in den „Fuldenses Antiquitates“ von 1612 inspiriert wurde (S. 259). Zwar findet sich unter den von J. S. SEIBERTZ genannten Zeugnissen ein um 1650 verfasstes Exzerpt von BROWERS jesuitischem Ordensbruder OBERHAM, das chronologisch passend *ex scheda chartacea a 50 circiter annis scripta*<sup>692</sup>, doch handelte es sich nicht etwa um das jüngste von ihnen. Freilich bleibt es schwer vorstellbar und daher weiter zu prüfen, wie es Emhild aus ihrem Eigenkloster im fränkischen Grabfeld, laut Eberhard noch dazu auf dem Umweg über Tauberbischofsheim, an die obere Ruhr verschlagen haben soll, damit sie dort erst unter Ludwig dem Frommen (814-840) ein weiteres Kloster stiften konnte. Interessanterweise war laut E. STENGEL nach einer aus dem 18. Jahrhundert stammenden Aufzeichnung in einem alten Evangeliar des Klosters Meschede ein Inventar des dortigen Kirchenschatzes eingetragen: Wie schon J. S. SEIBERTZ aufgefallen war, zeigte es eine rechte Ähnlichkeit mit dem in der Emhildurkunde des Pistorius-Chartulars, dann aber nicht mehr in den Eberhardversionen enthaltenen Ver-

<sup>683</sup> Codex Eberhardi II, fol. 92 r a, Nr. 39, S. 157, Z. 20 f.

<sup>684</sup> Codex Eberhardi II, fol. 71 v, S. 112, Z. 16-18.

<sup>685</sup> Zum Folgenden: Urkundenbuch Fulda, Nr. 274, S. 395 f.

<sup>686</sup> Laut E. STENGEL: SEIBERTZ, Johann Suibert; in: Zeitschrift für vaterländische Geschichte und Alterthumskunde [Westfalens]; Band 23; S. 330; vgl. Band 24; S. 197 ff.

<sup>687</sup> Zit. n.: Urkundenbuch Fulda, Nr. 274, S. 395, Z. 33.

<sup>688</sup> Gemäß E. STENGEL: WIGAND, Paul: Archiv für westfälische Geschichte; Band 7; S. 32.

<sup>689</sup> Zit. n.: Urkundenbuch Fulda, Nr. 274, S. 395, Z. 32.

<sup>690</sup> Zit. n.: Urkundenbuch Fulda, Nr. 274, S. 395, Z. 34 f.

<sup>691</sup> Zit. n.: Urkundenbuch Fulda, Nr. 274, S. 395, Z. 36.

<sup>692</sup> Zit. n.: Urkundenbuch Fulda, Nr. 274, S. 395, Z. 43.

zeichnis des Milzer Schatzes<sup>693</sup>. Zudem war die Stifterin des Mescheder Schatzes angeblich eine *peregrina procuratrix istius loci*<sup>694</sup>, wobei gerade der Hinweis auf ihren Charakter als Pilgerin prima zu Emhild passen würde. Freilich hieß die Stifterin tatsächlich *Hidda*<sup>695</sup>, deren Name sich anderweitig in der Karlsverwandtschaft nachweisen lässt: Denn in einem Anniversarienverzeichnis aus dem 17. Jahrhundert erscheint eine *Hidda abbatissa soror Caroli Magni imperatoris regina Franciae*<sup>696</sup> unter dem 7. April. Dagegen soll die Mescheder Emhild sonst am 6. Oktober gestorben sein. Letztlich bleibt die Sache also durchaus spannend. Zumindest kann sie zeigen, dass Eberhard genauso ein Auge auf genealogische Informationen aus einer annalistischen Quelle hatte.

Darüber hinaus kannte er aber auch die Legende von der Geburt – oder besser gesagt: Zeugung – Karls des Großen. Dies erkennt man an einer plump gefälschten Urkunde nebst erläuterndem Anhang, die er mit hellerer Tinte auf einem nachgeschobenen Blatt ohne Linienschema einfügte (Nr. 156)<sup>697</sup>. Dort verschenkte König Karl das Land seiner Empfängnis, die Landschaft um die Unstrut, und seinen Hof Vargula (Groß-/Klein-, östlich Langensalza). Sie ist formal nur grob in dessen Regierung vor der Kaiserkrönung (768-800) einzuordnen, da Eberhard als Vorlage allein für den Königstitel Karls eines der echten Fuldaer Diplome aus den Jahren 774 bis 800 heranzog. Die im zweiten Originalband (K 426) rubrizierte Überschrift zur Basisurkunde beschränkt sich auf die Nennung des geschenkten Hofes in der Form *Traditio Karoli regis de Vargalaha*. [Capitulum] *XV*.<sup>698</sup>, wo die Zahl am linken Rand teils abgeschnitten ist. Der Text des angeblichen Diploms sah dann folgendermaßen aus:

*Carolus dei gratia Francorum et Longobardorum rex et patricius Romanorum. Noverint omnes nostri Christique fideles, qualiter ob eternam nostri memoriam et parentum nostrorum piam recordationem donamus et contradimus domino nostro salvatori Iesu Christo sanctoque Bonifacio martiri, qui in Fuldensi requiescit monasterio, terram conceptionis nostre, hoc est totam conprovinciam circa flumen Unstrut ipsamque curtem nostram in Vargalaha cum omnibus conpertinentiis suis et cum omnibus villis longe vel prope positis, que ad eam respiciunt, cum omni proprietate, sicut nos eam a parentibus nostris in proprietatem accepimus. Precipimus etiam super hoc, ne aliquis hominum eadem bona a Fuldensi monasterio auferat; sed sint in eterna subsidia fratribus inibi deo militantibus ad memoriam nostre recordationis*<sup>699</sup>.

Dabei handelt es sich freilich um eine Fälschung Eberhards ohne echte Vorlage, die recht falsch dem Kloster Fulda nicht allein den besagten Hof, sondern gleich noch die ganze fruchtbare Landschaft um die Unstrut zusprach. Dort hatte freilich etwa auch das benachbarte Kloster Hersfeld zahlreiche Besitzungen und Zehntrechte – es wäre über eine solch umfassende Schenkung ausgerechnet an den Lokalkonkurrenten nicht erfreut gewesen (Kap. IV.3). Zumindest ist jedoch festzuhalten, dass Vargula tatsächlich neben Lupnitz, Haina und Langensalza ein Zentrum des reichen Fuldaer Grundbesitzes in Thüringen war. So konnte schon E. STENGEL der Position von E. MÜHLBACHER<sup>700</sup> widersprechen, indem durchaus neben unechten auch viele echte fuldische Rechtsansprüche zu Vargula durch Privaturkunden auf uns kamen. Bei den Fälschungen nannte er aber beispielhaft nur eine Königsurkunde, die Otto II. (973/67-983) dem Tochterkloster Rasdorf am 21. Mai 977 vielleicht als Bestätigung von des-

<sup>693</sup> Codex diplomaticus, Nr. 157, S. 88, Z. 27-33 = Urkundenbuch Fulda, Nr. 264 a, S. 377, Z. 19-34.

<sup>694</sup> Zit. n.: Urkundenbuch Fulda, Nr. 274, S. 396, Z. 7-9.

<sup>695</sup> Zit. n.: Urkundenbuch Fulda, Nr. 274, S. 396, Z. 9.

<sup>696</sup> Zit. n.: Urkundenbuch Fulda, Nr. 274, S. 396, Z. 9 f.

<sup>697</sup> Eigentliche Urkunde: Codex diplomaticus, Nr. 74, S. 46 = MGH D. K. d. G., Nr. 291, S. 434 f. = Urkundenbuch Fulda, Nr. 271, S. 389-391 = Codex Eberhardi II, fol. 18 v, S. 29. Dazu: Roller, Eberhard, Beilage I, Nr. 156, S. 28 f. Über den Blatteinschub: Roller, Eberhard, S. 6 mit Anm. 10.

<sup>698</sup> Überschrift: Codex Eberhardi II, fol. 18 v, S. 29, Z. 14.

<sup>699</sup> Codex Eberhardi II, fol. 18 v, S. 29, Z. 15-25.

<sup>700</sup> Gemäß E. STENGEL: Mühlbacher, Nr. 356, S. 146.

sen Besitzungen ausstellte, wobei auch Vargula aufgeführt wurde<sup>701</sup>. Der Akt ist erst als Urkunde in Diplomform vom Ende des 11. Jahrhunderts (A) und als Abschrift auf Blatt 16 r des Rasdorfer Kopialbuchs vom Ende des 16. Jahrhunderts überliefert (C). Bei den echten Privaturkunden erwähnte er dann jedoch ganze 13 Exempel, beginnend mit einem grob 750-779 einzuordnenden Geschäft, in dem Waltho und Dithelm Güter zu Sondra und Vargula übertrugen und das bei Eberhard dann als Chartularauszug verzeichnet wurde<sup>702</sup>. Doch auch eine Schenkung des Mainzer (Erz-)Bischofs und Hersfelder Abtes Lullus ist noch darunter und harret eines genaueren Blickes (Kap. IV.1)<sup>703</sup>. Kehren wir nun aber zur Karlsfälschung zurück: Vielleicht empfand Eberhard um 1160 wegen einer akuten Bedrohung das Bedürfnis, das Güterzentrum Vargula durch eine besonders hochstehende historische Autorität zu schützen, eben Karl den Großen. Als materieller Anlass kann die Absicht des Kompilators betrachtet werden, für die vorhandenen privaturkundlichen Rechtstitel des Bonifatius-klosters auf Vargula mithilfe einer Königsurkunde eine besser legitimierte Unterlage zu schaffen. Dies konnte er bei den erwähnten Privaturkunden nur noch indirekt durch eine suggerierte königliche Anwesenheit und Konfirmation erreichen, wie er dies bei der zu vertiefenden Lullusurkunde auch tat. An eine richtige Königsurkunde kam dies aber nicht heran. Zudem war es Eberhard offenbar ein umso stärkeres Bedürfnis, den Besitz in Vargula nun gerade durch eine Karlsurkunde zu schützen, da gemäß einer ihm angeblich durch alte Leute zugetragenen Mär eine unmittelbare persönliche Beziehung des Ortes zu jenem Frankenherrscher bestanden haben sollte. Denn wie man sich erzählte, war der König vom Vater Pippin mit der Mutter Bertha (= Bertrada) dort in der Mühle gezeugt worden. Diese Urform der Berthasage wurde zum Substrat seiner Fälschung, indem er sie der Urkunde als Anhang anschluss und möglicherweise im Fuldaer Interesse leicht modifizierte (Nr. 157)<sup>704</sup>. Dabei versah er den Text in K 426 gar mit eigenem Rubrum: *Relatio priscorum hominum de eadem tradicionem*<sup>705</sup>. Daneben findet man am linken Rand eine fast ganz abgeschnittene Weisehand. Doch nun zum Text:

*Ferunt prisce etatis homines, quod Pippinus rex, Caroli istius pater, dum esset in eadem curte una cum sancto Bonifacio, divina revelatione previdit sanctissimus pontifex, quod ex prefato rege Pippino ea nocte concipi debuisset puer, qui totius regni monarchiam possessurus et omnes erroneos ab ecclesia esset depulsurus. Unde natus rex eandem terram conceptionis sue dedit sancto Bonifacio. Monstratur adhuc locus molendini, ubi Carolus conceptus est*<sup>706</sup>.

Laut dieser Erzählung altherwürdiger Menschen über die vorab erwähnte Schenkung hatte also angeblich der allerheiligste Bischof Bonifatius, während er mit König Pippin einmal im besagten Hof weilte, durch göttliche Offenbarung geweissagt, dass aus dem König in dieser Nacht ein Knabe empfangen werden müsse, der die Monarchie über alle Königreiche besitzen und alle bösen Geister aus der Kirche vertreiben würde. Daher habe der geborene König dasselbe Land seiner Empfängnis dem Hl. Bonifatius gegeben. Die Geschichte schloss geschickt mit einer Verbindung zur Gegenwart, indem noch zur Zeit Eberhards um 1160 der Ort der Mühle gezeigt würde, wo Karl empfangen worden sei. Zumindest erklärt sich mit

<sup>701</sup> Codex diplomaticus, Nr. 717, S. 333 f. = MGH D. O. II., Nr. 160, S. 180 f.

<sup>702</sup> Traditiones et Antiquitates, Teil I, cap. 38, Nr. 7, S. 69 = Urkundenbuch Fulda, Nr. 128, S. 190 = Müller, Eberhard und Thüringen, Teil II, Anhang, Band 1, Nr. 7, S. 5 = Codex Eberhardi II, fol. 83 v a, Nr. 7, S. 132.

<sup>703</sup> Codex diplomaticus, Nr. 75, S. 46 = Urkundenbuch Fulda, Nr. 167, S. 254-256 = Codex Eberhardi II, fol. 79 r, S. 123 f. Dazu: Roller, Eberhard, Beilage I, Nr. 226, S. 46 f.

<sup>704</sup> Zusatz: Traditiones et Antiquitates, Teil I, cap. 33, S. 64 = MGH D. K. d. G., Nr. 291, S. 434 f. = Urkundenbuch Fulda, Nr. 271, S. 391, Anm. c = Codex Eberhardi II, fol. 18 v, S. 30. Dazu: Roller, Eberhard, Beilage I, Nr. 157, S. 28 f.

<sup>705</sup> Zusatzüberschrift: Codex Eberhardi II, fol. 18 v, S. 30, Z. 1.

<sup>706</sup> Zusatztext: Codex Eberhardi II, fol. 18 v, S. 30, Z. 2-7.

diesem Anhang auch der Begriff „Land seiner Empfängnis“ (*terra conceptionis*), welcher in der älteren Forschung sonderbar gedeutet wurde<sup>707</sup>: So verstand J. G. von ECKHART (1729) darunter so viel wie Bifang oder Rodung, worin ihm noch G. WAITZ (1862) beipflichtete<sup>708</sup>. E. STENGEL (1958) konnte dies aber korrigieren und vermutete auch, dass die Worte *terram conceptionis nostrae*<sup>709</sup> vielleicht erinnerungsmäßig als Analogie zu *locum nativitatis sue*<sup>710</sup> in einer anderen Karlsurkunde vom 1. Dezember 811 gebildet worden waren. Jene fand ebenfalls verunechtet, verkürzt und ohne Datierung Eingang in den Codex, wobei ein Passus bezüglich Fuldaer Erbschaftsrechte in der Narratio eingeschoben wurde und das Eschatokoll wegfiel (Nr. 145)<sup>711</sup>: Dort bestätigte Karl dem Grafen Bennit den von dessen sächsischem Vater Amalung, der aus Treue für den König seine Heimat verlassen hatte, gerodeten Teil des Waldes *Buchonia* bei Wellebach zwischen Werra und Fulda (wüst bei Benterode südlich Münden). Dort ging es aber um den Geburtsort Amalungs, nicht Karls. Zumindest bleibt festzuhalten, dass Eberhard die älteste Form der Berthasage kannte, die sich später in verschiedenen Gestalten verbreitete. Dabei harmonierte die zuerst von J. C. Freiherr von ARETIN in „Älteste Sage über die Geburt und Jugend Karls des Großen“ (1803) veröffentlichte Version der „köstlichen Historie“<sup>712</sup> mit der Eberhardnotiz auch in einem bezeichnenden Detail:

[Demnach las des Königs] arzt, der war sein philosophus, das heißt ein meister der sternseher, [damals aus den Gestirnen,] daß sein herr heut auf die nacht bey seiner ehlichen hausfrau sollt liegen und sollt von ihm schwanger werden und gewinnen ein rechtes degen kind, und dasselbe kind sollt auch so mächtig werden, daß ihm die heyden ku'nig und christen ku'nig müßten unter ihm seyn<sup>713</sup>.

Allerdings fallen eben zwei feine Unterschiede auf: Denn bei Eberhard war es bezeichnenderweise der Hl. Bonifatius, der die entscheidende Prophetenrolle einnahm, womit natürlich erst die Verbindung zum Kloster Fulda und dessen in Vargula vorhandenem Grundbesitz geschlagen wurde. Zudem weissagte der Heilige im „Codex Eberhardi“ natürlich nicht durch eine Sternendeutung, sondern durch eine göttliche Offenbarung. Obwohl folglich die Einbeziehung von Bonifatius sehr stark nach einer fuldischen Konstruktion klingt – vielleicht sogar von Eberhard selbst –, sind dennoch im Sinne von E. STENGEL zunächst die historischen Hintergründe vorurteilsfrei zu prüfen: So wurde Karl der Große am 2. April 742 geboren<sup>714</sup>. Hier gaben ja auch schon Lamperts „Annales“ zumindest das Jahr korrekt an (Kap. II.2.a). Demnach muss Karls Empfängnis etwa im Juli 741 geschehen sein. Damals war sein Vater Pippin noch keineswegs König (erst 751), sondern schickte sich gerade einmal an, in geschwisterlicher Teilung die Nachfolge Karl Martells († 22. Oktober 741) als Hausmeier anzutreten. Merkwürdigerweise war zu jener Zeit Bonifatius aber tatsächlich in Thüringen, indem er dort schon in den vorhergehenden Jahren jeweils seit dem Spätsommer geweiht hatte. So weihte er just am Todestag Karl Martells in Sulzenbrücken bei Ichtershausen-Gotha Willibald zum Bischof von Eichstätt sowie wohl unmittelbar vorher auch den ersten Bischof von Erfurt. Laut E. STENGEL ist es zudem zumindest möglich, dass er in Thüringen damals mit Pippin zusammentraf, da ja vor und selbst unmittelbar nach dem Ableben Karl Martells noch nicht bekannt war, welcher seiner drei Söhne bei der Reichsteilung Thüringen erhalten sollte, das dann jedoch an Karlmann (741-747) kam. Demnach erweist sich ein thüringischer Aufenthalt

<sup>707</sup> Speziell dazu: Urkundenbuch Fulda, Nr. 271, S. 389, Anm. 2.

<sup>708</sup> Laut E. STENGEL: ECKHART, Johann Georg von: Commentarii; Band 1; S. 445 u. WAITZ, Georg; in: Historische Zeitschrift; Band 7; S. 445.

<sup>709</sup> Codex Eberhardi II, fol. 18 v, S. 29, Z. 19.

<sup>710</sup> Codex Eberhardi II, fol. 9 v, S. 15, Z. 7.

<sup>711</sup> Codex diplomaticus, Nr. 261, S. 133 = MGH D. K. d. G., Nr. 213, S. 284 f. = Codex Eberhardi II, fol. 9 v, S. 15. Dazu: Roller, Eberhard, Beilage I, Nr. 145, S. 26 f.

<sup>712</sup> Gemäß E. STENGEL: S. 15 ff. Begrifflichkeiten: Urkundenbuch Fulda, Nr. 271, S. 390, Z. 38-40.

<sup>713</sup> Aretin, 31, 33. Zit. n.: Urkundenbuch Fulda, Nr. 271, S. 390, Z. 41-47.

<sup>714</sup> Vgl. gemäß E. STENGEL: Mühlbacher<sup>2</sup>, Nr. 130 b.

Pippins im Sommer 741 als durchaus vorstellbar, was freilich gemäß E. STENGEL nicht tragfähig ist, um einen historischen Ansatzpunkt für die Sage zu konstruieren. So wurde auch der Versuch in der Forschung nicht beifällig aufgenommen, ihren Keim bis nahe an die Zeit des angeblichen Vorgangs zurückzuverfolgen. Gleiches gilt für das Bestreben, eine lokale Tradition mit der Sage in Verbindung zu bringen, wonach in Großvargula die bekannte Wandersage vom grünenden Stab auf Bonifatius bezogen wurde. Vielmehr knüpfte diese Überlieferung wohl wie so oft daran an, dass die dortige Kirche aufgrund ihrer fuldischen Besitzzugehörigkeit dem Klosterpatron geweiht war. Insgesamt lässt sich also feststellen, dass man für die Sage zwar gewisse historische Anhaltspunkte auch im Hinblick auf Eberhards Bonifatiusthese finden kann, dies aber nicht für eine Verifizierung der Erzählung im Codex ausreicht. Freilich zeigt sich hier erneut das Interesse Eberhards an legendenhafter, volkstümlicher Überlieferung, die er sogar als legitimierenden Faktor für eine Urkunde instrumentalisierte.

In diesem Sinne war ihm auch die Sage über Adalbert von Babenberg vertraut. Sie findet sich im zweiten Abschnitt des zu vertiefenden Kapitels über abhängige Klöster (Kap. IV.4). Nach Auskunft des Mönches ging es besitzrechtlich eigentlich darum, dass ein Graf Adalbert von Altenburg im Jahr 940 an Fulda den Ort und das Kloster Theres am Main mit allem Zubehör geschenkt habe (Nr. 279)<sup>715</sup>. Um nun dieses Geschehen glaubhafter zu machen, fügte Eberhard aber noch eine längere Schilderung über den angeblich historischen, allerdings tatsächlich eben sagenhaften Hintergrund aus dem Umfeld Ottos des Großen (936/62-973) an:

*Anno ab incarnatione domini DCCCCXL Adelbertus comes de Altenburch tradidit sancto Bonifacio locum et monasterium, quod est in Tharhisse situm, in litore Moi fluminis, cum omnibus conpertinentiis suis eo tenore, ut a Fuldensi monasterio idem locus regatur et consuetudinem secundum regulam sancti Benedicti conservet. Et ut hoc eo credibilius videatur et credatur, vite finem eiusdem comitis Adelberti hic inserimus: Otto magnus imperator duos habuit cognatos ex sorore genitos, quorum unus Ludewicus, alter Henricus vocabatur. Qui ambo frequentabant prefati comitis Adelberti domicilium in predicto castro Altenburc constitutum. Habebat quippe Adelbertus comes duas filias nobiles atque pulcherrimas. Cumque sepius venissent cognati imperatoris illi duo fratres, fornicatione abusi sunt nec legitimo matrimonio eiusdem Adelberti comitis filiabus coniugi voluerunt. Unde iratus comes ambos gladio occidit. Imperator vero, ut comperit cognatos suos occisos, data sententia Adalbertum comitem decollari precepit in loco, qui dicitur Gremestorf. Qui ante decollationem tradidit sancto Bonifacio tam ipsum locum Tharisse quam cetera bona sua; sepultusque est in eodem monasterio, sicut multis notum est*<sup>716</sup>.

Wenn man hier den Mönch und eigentlichen Urkundenkompilator Eberhard diesen regelrechten Adelskrimi voll Liebe und Leid erzählen hört, so ist in gewissem Sinne der Abstand zu einem geistlichen Historiographen wie Lampert gar nicht mehr so groß, zumal man die kirchliche Einordnung spürt: Zwar kommt er vom stilistischen und sprachlichen Können her nicht an seinen Vorgänger heran, doch waren beide von solch spannenden und allzu weltlichen Geschichten angetan. Dabei entnahm Eberhard den Anfang wahrscheinlich einer Notitia, womit er durchaus noch bei den Kernaspekten eines Kopiers blieb. Doch als er – ähnlich wie Lampert um Glaubhaftigkeit bemüht – auf den Hintergrund einging, verließ er zusehends sein bewährtes Genre und wandte sich eher historisch-legendenhaften Aspekten zu: Denn es lässt sich nicht verleugnen, dass für seine Schilderung scheinbar das verbürgte Ende Adalberts von Babenberg am 9. September 906 mit eine Rolle spielte. Allerdings ist vom wahren Geschehen um den Pfalzgrafen Adalbert (854-906) als bedeutendem Vertreter im Kampf zwischen Konradinern und Babenbergern um die Vorherrschaft in Rhein- und Mainfranken (Babenberger Fehde) nur das Gerüst um die verübte Bluttat und die letztendli-

<sup>715</sup> Theres: Traditiones et Antiquitates, Teil I, cap. 60 b, S. 139 = Codex Eberhardi II, fol. 154 v - 155 r, S. 296 f. Dazu: Roller, Eberhard, Beilage I, Nr. 279, S. 60 f.

<sup>716</sup> Codex Eberhardi II, fol. 154 v, S. 296, Z. 17 - fol. 155 r, S. 297, Z. 5.



che Enthauptung geblieben, was in der Sage nun in spätere Zeit versetzt und – wie nicht selten – vom politischen ins höfisch-familiäre Umfeld gerückt wurde. Zumindest aber lebten bei Eberhard noch lokale Anklänge weiter, indem Altenburg eine Burg bei Bamberg war und die belagerte Burg Theres den letzten Aufenthalt des Babenbergers darstellte, von dem aus er sich dann ergab. Zudem liegt ein Gremsdorf passenderweise südlich von Bamberg bei Höchstädt an der Aisch. Tatsächlich wurde das Kloster Theres aber erst um 1045 durch Bischof Suidger von Bamberg gegründet, dem späteren Papst Clemens II. (1046-1047) (Kap. V.1), so dass es damals keine Verbindung nach Fulda gab. Doch hat man es trotz aller sagenhaften Verzerrung (Familie statt Politik), zeitlichen Verzögerung (Adalberts spätes Erscheinen) und sachlichen Ungenauigkeit (Otto I. war 940 noch kein Kaiser) doch mit einem weiteren netten Beispiel der Aufgeschlossenheit Eberhards auch für legendenhafte Stoffe zu tun, die natürlich letztlich wie alles andere primär den Ruhm des Klosters Fulda unterstreichen und mehren sollten.

Schließlich kannte er ebenfalls den Beinamen *huffehalz* (*cognomento Huffehals*)<sup>717</sup> Kaiser Heinrichs II. (1002/14-1024), der – mit der lateinischen Form *claudus* – schon direkt seit dem frühen 11. Jahrhundert in der historiographischen Überlieferung vorkam. Der mittelhochdeutsche Begriff bedeutet so viel wie „der Hüft(en)lahme“ und spielte so auf einen hüftleidenden oder hinkenden Gesundheitszustand des Herrschers an. Dieser hatte wohl einen realen Hintergrund, sei es als angeborener oder erlittener Makel. Doch gehen die Ansichten über seine Entstehung auseinander: Der bayerische Ottone erhielt den Beinamen der gängigsten Theorie zufolge angeblich nach einem Reit- beziehungsweise Jagdunfall. Allerdings begegnen uns auch andere Erklärungen mit politischem oder religiösem Hintergrund. Letztlich brachte man ihn pikanterweise gar auch in Verbindung zur kaiserlichen Kinderlosigkeit („der Lendenlahme“). Bei Lampert finden wir den Begriff freilich genauso wenig wie eine der erwähnten anderen Legenden, obwohl dieser für solche Stoffe ja auch sehr empfänglich war. Im Codex jedoch erscheint er einmal in einer Tauschurkunde Heinrichs II., die Eberhard wie so oft in zwei Versionen präsentierte, deren erste typischerweise recht getreu den Inhalt referierte, während die zweite arg frei damit umging. Obgleich der Beiname erst in der Überschrift der zweiten, immens vergrößerten Version (C) steckt, muss zum besseren Verständnis zunächst die erste Version (B) beleuchtet werden, zumal auch diese interessante Erkenntnisse liefert und eine Brücke zum erhaltenen Original (A) schlagen kann, das gerade zur Codexzeit eigens einer Bearbeitung unterzogen wurde – möglicherweise durch Eberhard selbst. Es handelt sich um eine in Band 1 verzeichnete Urkunde Heinrichs II. vom 11. Mai 1015 (Nr. 97) über einen Tausch, den dieser mit Abt Poppo (1013-1018) abschloss und der nebenbei erstmals den Fuldaer Ministerialenstand erwähnte (Kap. VI.1)<sup>718</sup>. Damals vertauschte er an Fulda die Höfe Wohra und Bereschiez gegen die Höfe Rattelsdorf und Ezzelskirchen. Das in K 425 in den zwei ersten Zeilen der Seite stehende Rubrum lautet: *Preceptum Heinrici imperatoris super quoddam concambium, quod fecit cum Boppone abbate*. [Capitulum] XXXVI<sup>719</sup>. Anbei folgt die Kapitelzahl mit roter Tinte am rechten Rand neben Zeile 2. Nun weist bereits diese erste Version gegenüber dem Original viele Varianten und einige formale Zusätze auf. Allerdings werden wir gleich sehen, dass dies nicht unbedingt ein Zeichen für eine Verfälschung sein muss, da das Original in heutigem Zustand seinerseits gefälschte Anklänge an Eberhards zweite Version erkennen lässt, nämlich bei der in der ersten Version fehlenden Übergabe von vier Ministerialen. Doch bot er in der frühen Abschrift zumindest vom originalen Eschatokoll nur die verkürzte Signumszeile. Vor sie setzte er dafür einen kurzen Zusatz, der den königli-

<sup>717</sup> Ersteres: Urkundenbuch Fulda, Einleitung, S. XXXV, Z. 8 f. u. Müller, Eberhard und Thüringen, Teil I, S. 36, Z. 15; zweiteres: Roller, Eberhard, Beilage I, Nr. 220, S. 46, Z. 5 f.

<sup>718</sup> Codex diplomaticus, Nr. 732, S. 345 f. (A) = MGH D. H. II., Nr. 335, S. 424-426 (335 a: S. 424 f.) = Codex Eberhardi I, fol. 118 r+v, S. 182 f. (B). Dazu: Roller, Eberhard, Beilage I, Nr. 97, S. 18 f.

<sup>719</sup> Codex Eberhardi I, fol. 118 r, S. 182, Z. 17 f. (B).

chen Schutz für den eingetauschten Klosterbesitz enthält und diesen geschickt auch auf alle anderen fuldischen Rechte erweitert. Hier erkennt man wieder Eberhards propagandistische Absicht, die legitimierende Gunst hoher Autoritäten zu demonstrieren, wobei der eigentliche Gegenstand des Diploms nicht mehr als ein nötiger Ausgangspunkt war (Kap. III.3):

*Preterea precipiendo precipimus, ut nullus hominum cuiuscumque potentie vel personę neque in huius concambii terminis neque in aliqua eorum possessione vel familia prefati Fuldensis monasterii fratres contristet, sed sint eis sua semper tuta et quieta*<sup>720</sup>.

Doch legte Eberhard eben noch eine zweite Version (C) nach, in der Aussteller, Empfänger und – das diesmal angegebene – Datum gleich blieben (Nr. 220)<sup>721</sup>. Sie befindet sich in der nachgeschobenen Lage 10 des zweiten Bandes und besitzt viele Varianten, teils umfangreiche formale Einschübe und einige rechtliche Interpolationen. Freilich ist hier wieder ein Blick auf die Originalausfertigung für Fulda (A) zu werfen, indem ein späterer Nachtrag dort eine erstaunliche Parallele zur zweiten Codexversion (C) aufweist<sup>722</sup>: Denn die zweite Hälfte der Schriftzeile 6 und die ganze Zeile 7 wurden von späterer Hand auf Rasur geschrieben. Der ursprüngliche Wortlaut ist allerdings durch die nahezu wörtliche Übereinstimmung der ersten Codexversion mit der einstigen Ausfertigung für den Kaiser (beziehungsweise Bamberg) (D)<sup>723</sup> unter Beachtung der Originalausfertigung für Fulda (A) sicher festzustellen. An dieser Stelle muss man also primär Eberhards erster Version (B) folgen, wobei es in der hier zitierten, aus B und D ergänzten MGH-Rekonstruktion einige kleinere Abweichungen gibt:

*[Econtra predicto abbati sueque Fuldensi abbatię in honore sancti Bonifacii martyris constructę duas similiter nostrę proprietatis curtes, quarum una Waraha, altera vero Bereschiez nuncupatur, cum cunctis earum pertinentiis villis] [...]*<sup>724</sup>.

Dagegen steht hier in der Originalausfertigung für Fulda (A) auf Rasur nun ein Text, welcher mit der Ergänzung zumindest ähnlich auch in der zweiten Eberhardversion zu finden ist:

*econtra predicto abbati sueque abbatię in honore sancti Bonifatii constructę duas nostrę proprietatis cortes, quarum una Waraha, altera vero Bereskyez nuncupatur, cum cunctis earum pertinentiis <additis sibi III<sup>or</sup> ministerialibus meis Alwino et Rödolfo dapiferis, Folcoldo et Erkengéro marscalcis meis ceterisque>*<sup>725</sup>.

Diese so auf Rasur eingetragene Passage wurde also gegenüber dem Ursprungstext mithilfe des Verzichts auf einige sachlich unerhebliche Worte verkürzt. Dadurch gewann man Platz für die mit Fälschungsabsicht vorgenommene Interpolation der Schenkung von vier Ministerialen, die gar häufig als Truchsesse und Marschälle schon in ihren kaiserlichen Hofämtern erscheinen (Kap. V.9). Weil aber in Eberhards Erstversion (B) noch der Urtext erhalten ist, in seiner Zweitfassung (C) jedoch bereits die Interpolation aufgenommen und sogar noch etwas erweitert wurde, muss diese laut MGH eben zur Codexzeit entstanden sein. Allerdings zogen sie keine direkte Verbindung zu Eberhard, obgleich er aufgrund seiner wohlwollenden Haltung gegenüber den ministerialen Standesgenossen doch sicher einen solchen Eintrag gerne gesehen und ja auch sonst Originalurkunden dem Codex angepasst hat (Kap. III.2.a+3). Während schon die Erstversion Eberhards bekanntlich mehrfach überarbeitet ist, sind in der zweiten, als Nachtrag zu charakterisierenden Abschrift (C) neben der ersten Interpolation weitere hinzugekommen. Im Sinne von O. ROLLER hob hier Eberhard etwa mehrmals die Brüder

<sup>720</sup> Codex Eberhardi I, fol. 118 v, S. 183, Z. 25-28 (B).

<sup>721</sup> Codex Eberhardi II, fol. 73 r - 74 v, S. 114 f. Dazu: Roller, Eberhard, Beilage I, Nr. 220, S. 46 f.

<sup>722</sup> Hierzu speziell: MGH D. H. II., Nr. 335, S. 424.

<sup>723</sup> MGH D. H. II., Nr. 335 b, S. 424 f. Abschrift 12. Jh. im Codex B. VI. 15 fol. 5 v in Bibliothek Bamberg.

<sup>724</sup> MGH D. H. II., Nr. 335 a, S. 425, Z. 10-13. Vgl. Codex diplomaticus, Nr. 732, S. 345, Z. 30-32 (A) u. Codex Eberhardi I, fol. 118 r, S. 183, Z. 7-10 (B).

<sup>725</sup> MGH D. H. II., Nr. 335 a, S. 425, Anm. b, Z. 43-47. Vgl. Codex Eberhardi II, fol. 73 v, S. 114, Z. 24 - fol. 74 r, S. 114, Z. 29 (C).

hervor, was ja ebenfalls typisch für seine Gesinnung ist (Kap. III.3). Zudem sei auf die Erweiterung *plus mille ducentis*, (nämlich *mancipiis*) verwiesen<sup>726</sup>. Darüber hinaus findet man nun vor der Corroboratio noch die von der Kaiserin Kunigunde getätigte Schenkung von Rohr im Saalgau (Kap. IV.4). Obwohl jetzt das Eschatokoll vollständig ist, sind Rekognition und Datum verkürzt. Insgesamt erweiterte Eberhard den Text durch die vielen Einschreibungen auf mehr als das Doppelte. Da wundert es nicht, dass schon die Überschrift viel länger als in der ersten Version ist. Dort finden wir denn auch den angekündigten Beinamen Heinrichs II., den Eberhard sogar mit einer Erläuterung der Herkunft versah, sei es nun als hilfreiche Zusatzinformation oder als selbstbewusste Demonstration seines nicht allein diplomatischen Wissens:

*Temporibus Heinrici imperatoris, qui cognomento dicebatur Husfehalz, eo quod in venatione a fera quadam in femore lesus sit, factum est concambium inter ipsum Heinricum imperatorem et Bopponem Fuldensis abbatem de subscriptis utrimque rebus. [Capitulum LXXVIII]*<sup>727</sup>.

Im zweiten Originalband (K 426) ist der gesamte Satz rubriziert und erstreckt sich über die ersten acht Zeilen. In der Kopie des 14. Jahrhunderts (K 427) hieß es statt *Husfehalz* nun *Hufffehalz*<sup>728</sup>. Dagegen fehlt in beiden Handschriften gleichermaßen ausnahmsweise die Kapitelzahl. Doch hauptsächlich ist hier sicher die Erläuterung von Interesse, die Eberhard quasi nebenbei dem Zunamen Heinrichs II. anfügte. Man habe ihn also mit Beinamen *Husfehalz* genannt, weil er auf der Jagd von irgendeinem wilden Tier am Oberschenkel verletzt worden sei. Hiermit gab Eberhard die wohl gängigste und letztlich auch nachvollziehbarste Theorie wieder. Zwar ist hier keine Rede von einem Reitunfall, doch kann dies letztlich ja auch in den Kontext der berittenen Jagd gerückt werden. Zumindest aber erkennen wir in diesem letzten Beispiel noch einmal das Interesse des Kompilators an weltlich-sagenhaften Stoffen, die er geschickt selbst im eigentlich eng vorgegebenen Kopiarschema unterbrachte.

Als Fazit zu Eberhards Erfahrungshorizont muss man freilich laut E. STENGEL (1958) und anknüpfend W. MÜLLER (1987) festhalten, dass er sicher kein geistig sehr bedeutender Kopf war, obgleich er fraglos für seine Zeit über eine recht gute Schulbildung verfügte. Demnach gehört auch sein Werk zwar nicht zur großen Literatur, entbehrt aber nicht einer gehörigen Portion arbeitstechnisch-künstlerischem Fleiß und angelerntem Spezialwissen zu Urkunden, Schrift und Geographie. Hier wird eine Kluft zu Lampert deutlich, da Eberhard trotz vielversprechender Ansätze nicht über dessen Horizont verfügte. Doch ist beachtenswert, auf welche Art der Codex die anvertrauten Urkunden an die Nachwelt weitergab. Die Spannweite der Bearbeitung von Einträgen reicht von kleinen Retuschen des Wortlauts bis zur völligen Fälschung. Just diese vielschichtige Überlieferungspraxis ist es letztlich auch, die das Werk zu *eine[m] der psychologisch merkwürdigsten geistesgeschichtlichen Erzeugnisse des Hochmittelalters*<sup>729</sup> werden ließ. Es stellt die Forschung selbst heute vor sprachliche, stilistische und gedankliche Herausforderungen, die noch lange nicht erschöpfend behandelt sind.

Mit diesen gleichermaßen als Rückschau und Ausblick gedachten Worten wollen wir nun auch den persönlichen Überblick zu unserem zweiten Protagonisten im Ganzen beenden. In der Folge werden wir uns den klösterlichen Grundlagen seit dem 8. Jahrhundert zuwenden, welche die beiden Reichsabteien – und damit auch Lampert und Eberhard – im Hochmittelalter weiter prägten. Umgekehrt kann man schon erkennen, welche Bedeutung die Erzeugnisse beider Mönche für die Erforschung der älteren Geschichte Hersfelds und Fuldas haben, zu welcher unterschiedlichen Feldern sie Informationen liefern und wo sie an Grenzen stoßen.

<sup>726</sup> Codex Eberhardi II, fol. 74 r, S. 114, Z. 29 f. (C).

<sup>727</sup> Codex Eberhardi II, fol. 73 r, S. 114, Z. 1-4 (C).

<sup>728</sup> Codex Eberhardi II, fol. 73 r, S. 114, Z. 1, Änderung Anm. a, Z. 35 (C).

<sup>729</sup> Urkundenbuch Fulda, Einleitung, S. XXXV, Z. 16-18.

[Die Kapitel IV - VII sind in der ausführlichen Fassung dieser Untersuchung zu finden. Siehe Vorbemerkung Seite II]

## **VIII. Schlussbetrachtung**

An dieser Stelle bleibt uns also nichts weiter, als unsere zweigeteilte Leitfrage kritisch zu po-  
 ntieren. So gilt es ja nun einerseits zu umreißen, inwiefern Lampert von Hersfeld (vor 1028 -  
 1081/82) und Eberhard von Fulda (vor 1135 - nach 1165/68) als kritische Repräsentanten  
 ihrer Reichsabteien in den Umbrüchen des 11. und 12. Jahrhunderts bezeichnet werden  
 können? Andererseits ist eben aber auch darauf aufbauend zu klären, wie sich vor dem  
 Hintergrund der Parallelen und Eigenwege in der Entwicklung der beiden ambivalenten  
 Nachbarklöster Hersfeld und Fulda von etwa 1040 bis 1180 Umfeld, Werk und Bedeutung  
 der heimatverbundenen Mönche aus landesgeschichtlicher Perspektive vergleichend  
 einordnen lassen? Zur Beantwortung dieser beiden eng verbundenen Fragen ist eine  
 dreistufige Herangehensweise erforderlich: Zunächst fassen wir die historischen  
 Hintergründe von „Hersfeld und Fulda in stürmischer Zeit“ zusammen. Dann nähern wir uns  
 den hier fokussierten Zeugen der damaligen Entwicklungen, indem Lampert und Eberhard  
 „Zwei gelehrte Mönche als kritische Repräsentanten“ darstellen, die man resümierend auf  
 einigen zentralen Feldern miteinander vergleichen kann. Schließlich führen wir diese beiden  
 Ansätze mit deren geschichtlichem und biographischem Schwerpunkt zusammen und  
 betrachten alles unter dem Kernaspekt der „Bedeutung Lamperts und Eberhards für die  
 Landesgeschichte“. Mit dieser dreistufigen Gliederung sollen noch mal die Möglichkeiten  
 und Grenzen unserer zwei Protagonisten mit ihren vielschichtigen Werken komprimiert  
 dargestellt und kritisch abgewogen werden.

### **1. Hersfeld und Fulda in stürmischer Zeit**

Nähert man sich also im ersten Schritt zunächst allgemein institutionengeschichtlich den  
 Reichsabteien Hersfeld und Fulda in der Epoche des 11. und 12. Jahrhunderts, so hat man es  
 auch hier mit einer das Reich wie Europa überhaupt betreffenden Umbruchphase zu tun,  
 welche zahlreiche gesellschaftliche, wirtschaftliche und politische Bereiche erfasste und  
 dabei genauso wenig vor Klosterpforten Halt machte. Grundlage dieser Entwicklung war ein  
 starkes Bevölkerungswachstum in einer Zeit ertragreicher Ernten, die durch ein wärmeres  
 und damit fruchtbareres Klima sowie verbesserte landwirtschaftliche Methoden hin zu  
 Dreifelderwirtschaft, Flurzwang und Ersetzung des Hakenpflugs durch den Beetpflug  
 hervorgerufen wurden. So kam es nicht nur in Bezug auf die kulturellen Zentren zu einer  
 vielfältigen Blüte, sondern auch im Hinblick auf die Siedlungsplätze sowohl zu einer  
 Erweiterung durch Rodung von Wäldern und Trockenlegung von Sümpfen, als auch zu einer  
 Verdichtung durch Urbanisierung und Verdorfung. Daran anknüpfend erfolgte zudem eine  
 Intensivierung der herrschaftlichen Durchdringung der Landschaft mit der Gründung von  
 Burgen, Städten und Klöstern, die durch eine bessere Infrastruktur vernetzt wurden.  
 Gleichzeitig waren soziale Wandlungsprozesse zu beobachten, die zum Aufstieg neuer  
 Gruppen wie den Stadtbürgern und Ministerialen führten und den alten Adel vor neue  
 Herausforderungen stellten. Gleiches galt für die traditionelle Reichskirche im Angesicht der  
 neuen Reformorden, die zunehmend zu einer von der Bevölkerung und den Herrschenden  
 bevorzugten Konkurrenz wurden.

Unbeschadet dieser vielschichtigen Neuerungen reichten aber gleichzeitig noch viele  
 Strukturen von der Epoche der verwobenen Gründung Hersfelds und Fuldas im 8.  
 Jahrhundert bis in die damalige Ära hinein und transformierten sich unter den gegebenen  
 Umständen auf nicht immer konfliktfreie Weise. So bemühte man sich in den alten  
 Reichsabteien durchaus, den vormals verstreut liegenden Grundbesitz zu arrondieren und

mithilfe weiterer Rechte territorial zu verdichten, die neuen herrschaftlichen Methoden zu übernehmen und die aufsteigenden Schichten ebenfalls für sich nutzbar zu machen. Zudem lässt sich weiter eine allgemeine Tendenz der Inanspruchnahme und Förderung gerade unserer beiden Klöster im „Servitium regis“ erkennen, wobei es durchaus aus persönlichen Gründen zeitweilige Sonderausprägungen im Verhältnis zum Herrscher gab, so in Fulda etwa schon vor unserer Kern-epoche unter Konrad I. (911-918) und dann am Ende derselben unter Friedrich I. (1152/55-1190), während in Hersfeld besonders die Zwischenzeit unter Heinrich III. (1039/46-1056) und Heinrich IV. (1056/84-1106) anzusprechen ist. Hier wie dort sind dies also gerade auch jene Jahre, wo die beiden Protagonisten unserer Darstellung dort jeweils tätig waren. Insgesamt ist dabei erneut T. VOGTHERR (1991) über die „Reichsklöster Corvey, Fulda und Hersfeld“ zur Salierzeit zu folgen, der in seiner hier nebst Vorwort grundlegenden Zusammenfassung von *Kontinuität und Wandel* im Verhältnis derselben zum Herrscherhaus sprach<sup>1</sup>. Dieses Diktum lässt sich ohne weiteres auch auf die folgende Stauferzeit übertragen.

Dabei ist freilich durch die zur Verfügung stehenden Quellen, die meist eher das äußere Verhältnis zu den Herrschern darstellen, eine mögliche Wandlung schwieriger nachzuweisen, da dort die mentalen Antriebe von Abt und Konvent sowie die klosterinterne Spiritualität verzerrt oder gar völlig verdeckt werden konnten. Demnach sind die wirklichen geistlichen Beweggründe und die Reflexion der von außen einwirkenden Zeitumstände innerhalb der Klausurmauern bis auf Ausnahmen nur schwer zu erhellen und müssen so doch aus den faktischen Taten erschlossen werden. Zentrales Hilfsmittel ist dabei für die Reichsabteien das auf die Ebene des Hochmittelalters übertragene spätmittelalterliche Begriffspaar *Königsnähe oder Königsferne*<sup>2</sup> von P. MORAW, wobei es aber nicht primär um Einzelereignisse, sondern um mittel- und langfristige Tendenzen gehen muss, die sich quasi summarisch aus den Geschehnissen der Reichsgeschichte ergeben. Zu den erwähnten Ausnahmen sind aber letztlich etwa auch in Hersfeld Lampert und sein anonymer Schüler mit dem „Liber de unitate ecclesiae conservanda“ zu zählen, da sie einen tiefen Einblick in die Spannweite der Haltungen innerhalb der benediktinischen Reichsklöster in Sachsenkrieg und Investiturstreit vermitteln. Genauso kann man aber dann für die beginnende Stauferzeit, die mit teils daran anknüpfenden und teils andersgelagerten Konflikten zu kämpfen hatte, den „Codex Eberhardi“ in Fulda mit seinen Selbstzeugnissen in solche Gedanken einbeziehen, da Eberhard seinerseits gegenüber dem herrscherlich eingesetzten Abt eine eigene, konventsbezogene Haltung zeigte.

Doch wollen wir chronologisch beginnen und zu den Wurzeln der damaligen Umbrüche zurückkehren. Zu Anfang des 11. Jahrhunderts waren gerade auch die beiden traditionellen Klöster Hersfeld und Fulda unter Heinrich II. (1002/14-1024) noch gemeinsame Objekte der königlichen Kirchenreformpolitik. Als Aufseher der Reichsabteien hob der letzte Ottonenherrscher ihr inneres Leben auf eine neue Grundlage und stärkte sie gleichzeitig durch Verleihung oder Tausch von umfangreichem Reichsgut, etwa in Form von Forst- und Wildbannbezirken und Besitzarrondierungen. So wurden gleichsam in dieser Zeit auch die Grundlagen der späteren Territorien gelegt, indem man den älteren Streubesitz mit weitergehenden Herrschaftsrechten anreicherte. Erst durch diese Kombination sollte dann eine tragfähige Basis für die Landesherrschaft entstehen. Dabei stellte der König freilich auch sicher, dass die den Reichsabteien zugefallenen Ressourcen weiterhin seinem hoheitlichen Zugriff zur Verfügung standen, zumal sich seine Regierungspraxis damals schleichend änderte und er darauf reagieren musste. Mit seinem forschenden Eindringen in innerklosterliche Angelegenheiten war ihm bei der Reform jedoch die Frontstellung der

<sup>1</sup> Vogtherr, Reichsklöster, S. 429 f. u. 461-464. Zitat: S. 461, Z. 19 (Überschrift).

<sup>2</sup> Zit. n.: Vogtherr, Reichsklöster, S. 462, Z. 2.

führenden Reichsäbte gewiss, wobei er sich aber durchsetzen konnte. Schon der erste Salierherrscher Konrad II. (1024/27-1039) befand sich in einer veränderten Situation: Die Reformen konnten als weitgehend akzeptiert gelten und es gab nur noch punktuellen Widerstand. Die Reichsabteien waren nun gefordert, die Reformen im Sinne des lothringischen Gorze auch bei einsetzenden Lässigkeiten in der zweiten Generation weiterzuführen. Während sich etwa Corvey nun in einer Sonderentwicklung von den Saliern fortbewegte, erlebten gerade Fulda und Hersfeld nach der Klosterreform einen Bedeutungsgewinn in politischer sowie kultureller Hinsicht und knüpften Kontakte zu unzähligen anderen geistlichen Instituten. Dies bildete nicht zuletzt auch das Fundament, auf dem zunächst das Schaffen Lamperts und dann auch dasjenige Eberhards ruhte.

Die folgende Regierung Heinrichs III. (1039/46-1056) war der Höhepunkt der Reichskirche und eine Wendezeit der Reichsverfassungsgeschichte. Der Salier entwickelte ein größeres geistliches Verständnis der Herrschaft als seine Vorgänger, so dass sein Eingreifen in die Reichsabteien primär in dieser Richtung zu sehen ist. Er setzte bei gebotener Gelegenheit – wie in Fulda – geeignete Äbte ein und förderte die beiden Klosterschulen gleichermaßen. Jedoch hob T. VOGTHERR besonders *sein geradezu paradigmatisches Verhalten gegenüber Hersfeld*<sup>3</sup> hervor, indem Heinrich III. den dortigen, heiligmäßigen Abt Meginher (1036-1059) persönlich verehrte. Er besuchte das Kloster zur Weihe der im Osten wiederhergestellten Klosterkirche, verpfändete dort dann im Vertrauen auf eine sichere Verwahrung eine Krone, unternahm eine Memorienstiftung für seine Vorfahren und versah das Kloster insgesamt mit einer herausgehobenen Stellung in seinem Bemühen um die Reichskirche. All dies beruhte neben der Verehrung des auch von Lampert geschätzten Abtes vor allem auf der persönlichen Bindung zu den dort gepriesenen Geburtsheiligen Simon und Judas Thaddäus.

Mit dem Tod Heinrichs III. 1056 endete eine der fruchtbarsten Zeiten in der inneren und äußeren Entwicklung der beiden Reichsabteien. Zwar waren sie nicht wie Corvey direkt von der Verschleuderung des Reichskirchengutes unter den Vormündern Heinrichs IV. (1056/84-1106) betroffen, doch begann mit dem Verlust eines starken Schutzherrn trotz oder gerade wegen anhaltender Bedeutung und Inanspruchnahme im Reich eine vielschichtige Krisenzeit: Ihre Entwicklung wurde vor allem durch jahrzehntelange Zehntkämpfe in Hessen und Thüringen belastet, die etwa auch in Corvey auftraten und so als zeittypisches Phänomen gelten können. Für die beginnende Territorialisierungspolitik der Bischöfe und ihren rechtlich begründeten Anspruch auf die Zehnten in ihren Diözesen waren die alten Reichsabteien zunehmend lästig. Die schwierigen Verhältnisse in der Minderjährigkeitszeit machten es unmöglich, wie früher Kompromisse zwischen Reichsbischöfen und Reichsäbten zu erzielen, so dass die Reichsstabilität gefährdet war. Doch auch innere Zwistigkeiten und andere Streitfelder kamen hinzu, wie der Fuldaer Sitzstreit in Goslar (1062/63) und seine Konsequenzen für die Klosterharmonie. Dabei ist aber zu betonen, dass gleichzeitig auch Anzeichen eines anhaltenden Ansehens zu verzeichnen waren, zumal in kultureller und höfischer Sicht.

Jedenfalls wurden Hersfeld und Fulda nach 1073 zudem in den Sachsenkrieg und Investiturstreit hineingezogen, die bis zum Ende der salischen Herrschaft ihren Existenzrahmen abstecken sollten und sie mit individueller Nuancierung – Hersfeld mehr und Fulda weniger – beide strikt herrschertreu zeigten. Die unterschiedlichen Parteinahmen unter den Benediktinern reichten von der extrem loyalen Position Hersfelds bis zur strikten Opposition Corveys, so dass die seit der Klosterreform intensivierten Kontakte unter den Reichsabteien aufgegeben wurden. So ist die 1065 – freilich noch vor Sachsenkrieg und Investiturstreit – beendete Weiterführung der Fuldaer „Totenannalen“ nicht nur ein typisches

<sup>3</sup> Vogtherr, Reichsklöster, S. 463, Z. 15 f.

Zeichen für das Nachlassen der innerklösterlichen Disziplin, sondern auch schon für die äußere Auflösung der Einheit der gorzisch-reformierten Reichsklöster. Man ging bald zu neuen Verbindungen in den getrennten Lagern über, indem von Corvey ein Reformverband Hirsauer Prägung in Sachsen ausging, während Fulda und Hersfeld davon Abstand nahmen und auf salischer Seite nicht nur durch ihre Äbte verbunden blieben. Innerhalb dieser Zuspitzung der geistlichen Kontroverse gibt es leider allgemein aus den benediktinischen Reichsklöstern kaum Zeugnisse über ihre Position in den polarisierenden Kirchenproblemen der Zeit. Hierbei stellt jedoch eben der Hersfelder „*Liber de unitate ecclesiae conservanda*“ eine einzigartige Ausnahme dar, indem er ein sehr eindrückliches Beispiel für die benediktinische Reflexion des Streits bis etwa 1092 ist. Überhaupt zeigte sich in Hersfeld auch ein starkes Bemühen um eine Selbstvergewisserung der Mönche, etwa durch das Lehrschreiben aus Monte Cassino, das freilich offensichtlich auch nach Fulda ging. Obwohl die Position Hersfelds in dieser Zeit vor allem unter Abt Hartwig (1072-1090) unbedingt kaisertreu war und man so wie Fulda stark unter den Kriegszügen und der Beanspruchung beider Seiten zu leiden hatte, erreichte man von Heinrich IV. keine angemessene Entschädigung. Doch während hier die Abtei ihr Ansehen behalten konnte, erlebte Fulda unter Abt Widerat von Eppstein (1060-1075) einen stärkeren Bedeutungsrückgang. Beide Tendenzen sind in Lamperts Schilderungen gut zu erkennen.

Im Bonifatiuskloster folgte allerdings unter Abt Erlolf von Bergholz (1114-1122) wieder eine erhebliche Zunahme der reichspolitischen Rolle, die mit der Vermittlungsarbeit des Abtes beim Wormser Konkordat 1122 zwischen Papst und Kaiser gekrönt wurde und auch schon ein Vorbote für die staufische Blüte sein sollte. Freilich spitzten sich durch die nun wieder häufigere Präsenz des jeweiligen Abtes auf der Reichsbühne und der damit verbundenen Abwesenheit vom Kloster zunächst die wirtschaftlichen Probleme und inneren Unruhen nur noch mehr zu, bis in Fulda schließlich der wieder auflebende Konflikt zwischen Kaisertum und Papsttum schon unter dem ersten Stauferkönig Konrad III. (1138-1152) in Form von Abtswirren 1147-1150 ausgetragen wurde. Insgesamt erwiesen sich die zwei Reichsabteien im Angesicht der im Sachsenkrieg und Investiturstreit wachsenden Beanspruchung durch „*Servitium regis*“, inneren Zwist und voranschreitende Besitzentfremdung nun zusehends als reformbedürftig. Dabei waren fraglos schon in den Konflikten selbst erste Schritte einer klösterlichen Krisenreaktion zu beobachten – in Hersfeld sogar mit Lamperts Werken als hochwertiger Speerspitze. Doch wurden daraufhin im Lulluskloster bereits unter dem tatkräftigen Abt Friedrich von Goseck (1090/91-1100) größere Konsolidierungsmaßnahmen in Abtei wie Grundherrschaft eingeleitet, worauf die Lage dann vor allem in der langen Regierung Abt Heinrichs I. von Bingarten (Ende 1127 / Anfang 1128 - 1155) vorerst wieder stabilisiert werden konnte, was auch in der Fertigstellung des in den Wirren liegengeliebenen Neubaus der Stiftskirche aus Lamperts Zeiten seinen Ausdruck fand. In Fulda sollte es freilich nach einem gescheiterten Versuch durch Abt Aleholf (1140-1148) aufgrund der frühstaufischen Abtswirren noch bis zur Mitte des 12. Jahrhunderts dauern, bis auch dort unter Abt Marquard I. (1150-1165) eine umfassende Reformpolitik eingeleitet werden konnte, an der letztlich ja auch Eberhard mit seinem Codex einen wichtigen Anteil hatte. Hier zeigte sich der neue Elan ebenfalls in baulichen und sozialen Maßnahmen, die genauso wenig wie in Hersfeld auf die reparierte Klosterkirche und die Mönche beschränkt blieben, sondern sogar noch stärker als im Lulluskloster in Form einer ausgedehnten Revindikationspolitik mit Güterschutz, Burgenbau und Stadtummauerung auch das sich herausbildende Territorium mit einbezogen.

Allgemein war dabei in Bezug auf die Reichsabteien mit Fulda und Hersfeld an der Spitze schon das Wormser Konkordat von 1122 ein bedeutender Einschnitt für die Zukunft, nicht etwa erst die Gelnhäuser Ereignisse von 1180 oder die Fürstengesetze von 1220 und 1231/32. Man wurde bereits damals mit einer besonderen geistlichen Prägung in den Lehensverband



des Reiches aufgenommen und stand somit in einer anderen Verantwortlichkeit zum Herrscher. Zwar wurde die innere Autonomie – etwa in der freien Abtswahl – gestärkt und man konnte in der Stauferzeit einen stabilisierten Weg gehen, doch bewegte man sich nunmehr nur noch im Schatten der Reichsverfassung. In beständiger Konkurrenz zu den forscher agierenden weltlichen Fürsten und geistlichen Bistümern musste man selbst territorial aktiv werden. Gleichzeitig wurden die Reichsklöster auch in geistlicher Hinsicht durch die neuen Reformorden vor spürbare Herausforderungen gestellt, vor allem von den bedeutendsten benediktinischen Vertretern, den Zisterziensern, deren Erfolge gerade die alten Reichsabteien trafen. Schließlich erfolgte der größte Einschnitt für Hersfeld und Fulda aber erst mit dem Ende der Staufer um 1250 und dem damit verbundenen Verlust des herrschaftlichen Rückhalts im Interregnum, wie man es nicht einmal in der Minderjährigkeit Heinrichs IV. um 1060 erlebt hatte. Inzwischen waren nämlich die seit dem 11. Jahrhundert langsam gewandelten Zustände so weit gefestigt, dass sie offen zutage traten und fürstliche Landesherrschaften gegenüber dem Kaisertum dominieren ließen. Auch unsere Reichsabteien hatten sich so als kleine Territorien in der neuen Lage zu bewähren, was in Fulda besser gelang als in Hersfeld.

Jedoch kann man abschließend im 11. und 12. Jahrhundert eben nicht nur die erwähnten politisch-religiösen Umwälzungen beobachten. Es gab vielmehr auch soziale Veränderungen, die ihren Ausgang von einem zunehmenden Bevölkerungswachstum nahmen und das Ende der frühmittelalterlichen Gesellschaftsstruktur einläuteten. Dabei wirkten die Umformung der Reichskirche und das Aufkommen der Landesherrschaft im Angesicht der geschwächten Zentrale durchaus stimulierend, indem geistliche und weltliche Herren zu territorialen Fürsten aufstiegen und speziell die Klostervögte ihre Amtsbefugnis generalisierten und vererbten. Um dagegen die Königsherrschaft auch unter den Umständen der neuen Zeit auf feste Pfeiler zu stellen, setzten die Salier auf die aufstrebenden sozialen Gruppen der Ministerialen und Stadtbürger, die freilich ihre zukünftig unter den Staufern eingenommene bedeutende Rolle noch nicht erfüllen konnten und als Gegengewichte zu den Fürsten noch zu schwach waren. Zudem begannen die Salier mit einem strategischen Burgenbau, der ebenfalls schrittweise von den territorial denkenden Partikulargewalten zum Vorbild genommen wurde. Genauso knüpften die Stauferkaiser mit Friedrich I. Barbarossa (1152/55-1190) an die salischen Neuerungen an, erlebten aber auch neuen Wandel. So erweiterten sich Horizont und Machtbereich der westlichen Nationen durch die Kreuzzüge, wurden Handel und Städtewesen in Europa wiederbelebt, schuf der ministerial-feudale Ritterstand einen christlich-laienhaften Lebensstil und wurden alle Bereiche „staatlicher“ Ordnung vom Lehnswesen durchdrungen. Die Kultur des Hochmittelalters erreichte einen Höhepunkt mit dem höfischem Leben, den ersten Universitäten, der neuen Scholastik, dem kanonischen Recht und der gotischen statt romanischen Kunst. Letztlich bekam der Kaiser jedoch neben Papsttum und Fürsten auch neue Konkurrenz durch die italienischen Kommunen und die westlichen Monarchien.

Bei all diesen Wandlungen wirkte aber schon die krisenhafte Zeit nach dem Tod Heinrichs III. mit Minderjährigkeitsphase, Sachsenkrieg und Investiturstreit als Katalysator, so dass sich auch Fulda und Hersfeld auf die neuen Zeiten einstellen mussten. Demnach lassen sich letztlich von Lampert in Hersfeld bis Eberhard in Fulda vielfältige klösterliche Krisenreaktionen erkennen, in denen unsere zwei Protagonisten wohl zu den herausragendsten lokalen Vertretern aufstiegen, obgleich es Lampert ungleich besser als Eberhard vermochte, aus dem Schatten seines Abtes zu treten. Dabei zeichnet sich freilich gerade die Persönlichkeit des Hersfelder Historiographen durch ihre oft im Widerstreit befindlichen Gefühle aus, was ihn zu einem typischen Vertreter der von Umbrüchen geprägten Epoche des Investiturstreits machte. In diesem Punkt ähnelte er ironischerweise gerade dem von ihm wenig geschätzten, innovationsfreudigen Heinrich IV., der auch die

Widersprüche seiner Zeit auf sich vereinte. Allerdings erweist sich just der Hersfelder Beobachter der ersten Stunde als ein Mann zwischen den Generationen, dessen Schilderungen eine nähere Betrachtung lohnen. Doch auch Eberhard erscheint nur auf den ersten Blick als gewöhnlicher Mönch, der für seinen Abt einen Codex zusammenstellte und wenig an Eigenständigkeit zu bieten hatte. Vielmehr ging er in dezidiert eigener Initiative an sein Werk und erscheint aufgrund seiner selbstbewussten, fuldazentrischen und konventsfreundlichen Eigenzeugnisse als eine interessante Persönlichkeit, die zwar nicht mit Lamperts umfassender Bildung mithalten kann, dafür aber in seinem Lokalpatriotismus und seiner Mitteilungsfreudigkeit einen interessanten Vergleichspunkt und Gegenpol bietet. Festzuhalten bleibt freilich, dass beide gleichermaßen allein durch die von ihnen erlebte und verarbeitete Umbruchzeit zu verstehen sind, indem nur so auch ihre Werke allen Unkenrufen von Fälschung und Phantasie zum Trotz gerecht zu bewerten sind.

## **2. Zwei gelehrte Mönche als kritische Repräsentanten**

In diesem Sinne gilt es nun in unserem zweiten Schritt also eine Verbindung von den gerade resümierten historischen Hintergründen zu den Charakteren unserer beiden Protagonisten zu schlagen. Denn Lampert von Hersfeld und Eberhard von Fulda erweisen sich eben beide als zwei gebildete Geistliche, deren Werke nur durch das distanzierte Verhältnis zu den gegenwärtigen Zeitumständen richtig einzuordnen sind. Dazu wollen wir nun unsere zwei Hauptakteure noch mal zusammenfassend anhand verschiedenster Vergleichspunkte einander gegenüberstellen und dabei die größten Diskrepanzen, aber auch die auffälligsten Übereinstimmungen herausfiltern. Wir gehen hier ganz wie in den einschlägigen Kapiteln unserer Darstellung wieder von den praktischen Aspekten der Biographie aus und werden uns dann zusehends theoretischeren Überlegungen von Gesinnung und Bedeutung zuwenden.

Beginnen wir also ganz einfach beim biographischen Kern, indem sich die erschlossenen Lebensdaten unserer Protagonisten nicht überschneiden und nur ungefähr anzugeben sind. So muss Lampert kurz vor 1028 geboren sein und ist wohl 1081/82 als älterer Mann gestorben. Dagegen dürfte Eberhard nicht lange vor 1135 das Licht der Welt erblickt und die jugendliche Beendigung seines Codex 1162 noch länger überlebt haben – zumal er dort offenbar weiterhin selbst die erst zwischen 1165 und 1168 verfassten „Gesta Marcvardi“ nachtrug.

Als vermutete Geburtsgegend ist bei Lampert nur allgemein Mainfranken – vielleicht um Aschaffenburg – auszumachen, während man bei Eberhard schon etwas genauer den Ringgau an der Werra im damaligen Thüringen einzukreisen vermag.

Zur sozialen Herkunft lässt sich feststellen, dass der Hersfelder anscheinend aus einer wohlhabenden Adelsfamilie stammte, während der Fuldaer seine Wurzeln in einer der seinerzeit emporkommenden Ministerialenfamilien hatte – eine wahrlich konflikträchtige Mischung. Dass beide freilich nicht die weltlichen Geschäfte ihrer jeweiligen Familie weiterführten, mag ein Hinweis darauf sein, dass sie möglicherweise ältere Brüder hatten und daher einer andersartigen, aber gleichermaßen für ihren jeweiligen Stand ehrenvollen Versorgung zugeführt wurden. Hier ist nebenbei exemplarisch bereits die um sich greifende und beiden bewusste Tendenz ministerialer Familien erkennbar, adlige Gepflogenheiten zu imitieren.

Jedenfalls sah dann die von ihnen eingeschlagene geistliche Laufbahn auch recht unterschiedlich aus, indem Lampert zunächst bis 1058 offenbar eine durchaus standestypische Karriere als Weltgeistlicher anpeilte und zusammen mit Meinhard von Bamberg an der dortigen Domschule verortet werden darf, wo damals der spätere Erzbischof Anno II. von Köln als Lehrer wirkte. Dann änderte sich aber das bisher noch relativ weltoffene Lebenskonzept Lamperts einschneidend, indem er auf eigenen Wunsch 1058 zum weltabgewandten und besitzlosen Mönch der Reichsabtei Hersfeld wurde. Schließlich berief

man ihn am Ende seines Lebens etwa 1080 noch ehrenvoll in leitender Funktion nach Hasungen, wo er als Propst und dann 1081 als Abt tätig war. Dagegen ist Eberhard nur während seiner Werkabfassung um 1155/58 bis 1162 (1165/68) belegt und erscheint als noch jugendlicher Mönch der Reichsabtei Fulda. Es ist höchstens noch zu erschließen, dass er vorher dort wohl auch schon Klosterschüler gewesen war und demnach bereits als Kind in Fulda Aufnahme fand.

Was den Weihegrad der zwei Geistlichen angeht, so wurde Lampert aufgrund seiner freien Herkunft bezeichnenderweise im Jahr seiner Mönchwerdung 1058 zudem noch zum Priester geweiht, wobei der Ort des Geschehens, das mainfränkische Aschaffenburg, durchaus auch als Hinweis auf seine Herkunft zu sehen ist. Bei Eberhard ist demgegenüber aufgrund seiner unfreien Ministerialenherkunft nicht von einer Diakons- oder Priesterweihe auszugehen, wobei er sich passenderweise selbst auch nie mit einem Weihegrad versah. Allerdings wäre er selbst bei freiem Stand wohl bei Abfassung des „Codex Eberhardi“ noch nicht Priester gewesen, da er dafür wie Lampert schon mindestens 30 Jahre alt hätte sein müssen, was die Darstellung auf dem Widmungsbild bei Korrektheit der Aussage nicht unbedingt hergibt.

Im Hinblick auf das Werk unser beiden Protagonisten sind bei Lampert natürlich viel umfassendere Aussagen zu treffen, indem er in bereits vorgerücktem Alter in den 1070er Jahren auf immerhin vier nachweisbare Schriften kam: Dabei handelte es sich bekanntlich zunächst um die hagiographische „Vita Lulli“, die um 1070 in einer traditionellen und 1073 in einer erweiterten, politischeren Version entstand. Dann folgte wohl ebenfalls 1073 ein verschollenes, zeitgeschichtliches „Hexameter-Gedicht“. Daraufhin verfasste er 1074/76 noch den nur fragmentarisch überlieferten, klostergeschichtlichen „Libellus de institutione Herveldensis ecclesiae“. Schließlich wurden jedoch erst die universalgeschichtlichen „Annales“ 1077 bis 1078/79 zur wahren Krönung seines Schaffens. Dagegen ist bei Eberhard nur das nach ihm benannte, letztlich zweibändige Kopiar zu nennen, dass er offenbar in noch jungen Jahren 1155/58 bis 1162 (1165/68) aus Urkunden, Besitzverzeichnissen und anderen Quellen kompilierte sowie mit eigenen Erläuterungen und künstlerischen Ausschmückungen versah.

Zur genremäßigen Einordnung lässt sich feststellen, dass sich Lampert in seinen Schriften auf beachtliche Art vom erst traditionellen und dann politischen Hagiographen über den gescheiterten Dichter zum lokalen und schließlich globalen Historiographen entwickelte. Demgegenüber arbeitete Eberhard zwar nur an einem Werk, war dort aber auf umfassende Weise als Sammler, Kopist und (Ver-)Fälscher von Urkunden und Urbaren tätig, um den fuldischen Besitz rechtlich und öffentlichkeitswirksam zu sichern. Demnach schuf er nicht so sehr ein traditionelles Kopiar, sondern ein streitschriftenartiges Propagandawerk gegen Vasallen und Säkularkleriker. Hier sorgte er auch selbst für die künstlerische Ausgestaltung mit Buchschmuck, dessen breites Spektrum Initialen, Rahmen, Monogramme und Rubren in großer Variation umfasst. Dabei ragt das Widmungsbild mit integriertem Selbstportrait heraus.

An sonstigen Betätigungsspuren kann man bei Lampert eine wiederum in der entscheidenden Wendephase seines Lebens 1058/59 unternommene, eigenmächtige Pilgerfahrt nach Jerusalem nennen, auf der er über den Balkanweg reiste, ohne dabei die Erlaubnis des gerade erst Gehorsam gelobten Abtes aus Hersfeld zu besitzen. 1071 unternahm er dann freilich im Auftrag des Abtes eine Inspektionsreise zu den von Anno II. von Köln, seinem alten Lehrer, reformierten Klöstern Siegburg und Saalfeld. Während der 1070er Jahre fungierte er in An-knüpfung an seine schriftstellerische Tätigkeit anscheinend auch als Diktator für einzelne Privaturkunden des Klosters Hersfeld. Spätestens in diesem Jahrzehnt war er wohl auch Leiter der dortigen Klosterschule mit mindestens zwei später ebenfalls schriftstellerisch produktiven Schülern, die freilich jeweils bezeichnenderweise nur

einzelne Sparten seines Universalwerks aufzugreifen vermochten. Aufgrund seiner freien Abstammung konnte er aber nicht nur in dieses kulturell bedeutendste Klosteramt gehen, sondern es sogar später noch um 1080 außerhalb zum Propst und dann ersten Abt von Hasungen bringen. Bei Eberhard waren hingegen wegen seiner Geburtszugehörigkeit zum unfreien Ministerialenstand die Aufstiegsmöglichkeiten in Klosterämter ähnlich wie beim Weihegrad beschnitten, obgleich es in damaliger Zeit selbst in Fulda bereits Ausnahmen gab. So kann man nur feststellen, dass er einerseits wohl schon vor seiner Codexanfertigung Schreibtätigkeiten für das Kloster ausübte und andererseits im Zuge der Herstellung dann auch Textkorrekturen und Rückvermerke in den ihm zur Verfügung stehenden, älteren Originalurkunden und Urkundenverzeichnissen vornahm. Dabei fügte er seinen Eigenbenennungen aber kein Amt bei und grenzte sich personell auch vom klösterlichen Archivar (Bibliothekar) ab. Demnach haben wir nur Anhaltspunkte, die für eine normale Beschäftigung im Skriptorium und dann für praktisch-ergänzende Leistungen zur Codexarbeit sprechen, so dass sie uns keine Indizien über eine herausragende Rolle im Kloster vermitteln. Folglich übertraf er sich mit dem Codex selbst, zumal wenn das Kompendium kein Abtsauftrag war, sondern eine Eigeninitiative.

Die Haltung der beiden Mönche weist erneut einige konflikträchtige Aspekte auf, welche die – wenn auch unhistorische – Vorstellung eines Aufeinandertreffens reizvoll machen würden: Lampert zeigte dabei eine primär lokalbezogene Sichtweise als Mönch der im Sachsenkrieg und durch Besitzentfremdung belasteten Reichsabtei Hersfeld, die mit einer Glorifizierung der Gründungszeit einherging. Prinzipiell war ihm ein konservativer Adelsstandpunkt in politischer wie geistlicher Hinsicht eigen, gepaart mit einer mißtrauischen Ablehnung des Volkes und der Jugend. Er verteidigte hier aus familiärer und gesinnungsmäßiger Verbundenheit die Fürsten gegen die aufstrebenden Ministerialen und Stadtbürger. Insgesamt verklärte er die Vergangenheit von Karl dem Großen (768/800-814) bis Heinrich III. (1039/46-1056) gegenüber der als schlecht empfundenen Gegenwart unter Heinrich IV. (1056/84-1106) zugunsten einer erhofften Rückbesinnung unter Rudolf von Rheinfelden (1077-1080). Zudem lehnte er die cluniazensisch-gregorianische Kloster- und Kirchenreform ab und befürwortete dafür eine strikte Einhaltung der Benediktsregel. Bei Eberhard wiederum finden wir ebenfalls einen stark lokalorientierten Blickwinkel, nur eben diesmal dann als Mönch der durch Abtskonflikte und Besitzentfremdung erschütterten Reichsabtei Fulda, deren Gründungsära er gleichfalls verklärte. Dies musste jedoch zwangsläufig zur Konfrontation mit dem traditionell verschwägerten, aber konkurrierenden Nachbarn Hersfeld führen, der eben Lampert am Herzen lag. Eberhard zeigte dabei ebenfalls einen eher konservativen Mönchsstandpunkt, war freilich aufgrund seiner Ministerialenherkunft und Konventsgesinnung insofern Innovationen aufgeschlossen, wenn diese den Brüdern und seinen alten Standesgenossen zugute kamen. Den Niedergang Fuldas lastete er hier ausgerechnet den von Lampert seinerzeit protegierten Fürsten an, nicht den nachweislich gleichfalls am fuldischen Abstieg schuldigen Ministerialen. Vielmehr verhalf er ihnen in seinen Urkunden gar zu einer Nobilitierung. Diese Bestrebungen zur Usurpation adliger Standesqualität waren es ja gerade gewesen, die Lampert kategorisch abgelehnt hatte. Auch sonst hätte dem alten Hersfelder die jugendliche Forschheit des Fuldaers missfallen. Zudem nahm Eberhard eine ausdrückliche Konventsposition ein, da er Fälschungen zugunsten einer gelockerten Mönchsaskese unterbrachte, was als Konflikt mit den damaligen Reformanstrengungen Fuldaer Äbte sowie mit der traditionellen Benediktsregel angesehen werden kann. Allerdings scheint dabei auch ein Vorwurf gegenüber den aufstrebenden, neuen geistlichen Bewegungen der Säkularkleriker (Prämonstratenser, Zisterzienser) durch, die zu einer ernstzunehmenden Konkurrenz für den Besitzstand der alten Benediktinerabteien wurden. Zwar wäre Lampert mit dieser Ablehnung der modernen Reformansätze und Richtungen (seinerzeit Hirsau) einverstanden gewesen, doch keinesfalls

mit der Aufweichung der alten „Regula Benedicti“. Eberhard zeigte aber einen besonderen karitativen Sinn, indem er das Armenhospital und die Gästepforte des Bonifatiusklosters in gefälschten Urkunden und Einschüben förderte. Man kann hier wohl sagen, dass er im Gegensatz zu Lampert keinen ausgeprägten Standesdünkel gegenüber dem einfachen Volk empfand, sondern ihm offenbar primär christlich helfen wollte.

Darüber hinaus können aber auch die verschiedenen Vorbilder Lamperts und Eberhards vergleichend herangezogen werden, die sich auf den drei nicht immer streng abgrenzbaren Ebenen der biographischen, lokal-institutionellen und schließlich politischen Sphäre entdecken lassen. Dabei enthüllen sie indirekt gleich auch die Antipathien unserer beiden Protagonisten, da diese oft ein negatives Verhalten gegenüber dem Heimatkloster gleich kritisch anhand eines positiven Vorbilds spiegelten und daraus selbst allgemeinste Bewertungen einer Person ableiteten. Lampert schätzte in biographischer Hinsicht zunächst seinen einstigen Bamberger Lehrer sowie späteren Kölner Erzbischof Anno († 1075) und seinen alten Bischof Gunther von Bamberg († 1065), dann aber auch seinen ersten Hersfelder Abt Meginher († 1059), wegen dem er 1058 überhaupt in dieses Kloster eingetreten war. Schließlich bevorzugte er stilistisch die römischen Schriftsteller Sallust († -34) und Livius († 17), was ein Ergebnis seiner Ausbildung in Bamberg war. Biographisches Vorbild Eberhards war der Fuldaer Cellerar Duto († um 1160), den er zweimal lobend wegen der Bereitstellung des Pergaments erwähnte. Neben der Geleitpassage ist hier vor allem der bewegende Nachruf zu nennen, wo er detailliert dessen Verdienste für die Abtei auflistete. In beiden Fällen wurde dagegen der übergeordnete Abt Marquard I. (1150-1165) ausgeklammert, so dass Eberhards Sympathien klar verteilt waren. Vielleicht schrieb der Cellerar sogar die älteste Lage des Codex selbst. Freilich ist dieser Duto nicht identisch mit dem rebellischen Namensvetter, der 1168 aus dem Kloster verbannt und 1171 dort eingekerkert werden sollte, sondern höchstens mit dem Mönch, der 1148 wegen der Überbringung des päpstlichen Mandats gegen die Wahl Ruggers I. (1148) in Fulda gefangengesetzt worden war. An sich agierte der Cellerar unter Marquard I. vielmehr loyal, so dass er sicher nicht Eberhard zu einem stark oppositionellen Kurs animierte, sondern bei allem spürbaren Eigensinn wie dieser auch das Wohl der Abtei verfolgte. Im lokal-institutionellen Bereich wiederum förderte Lampert den Mainzer (Erz-) Bischof und Hersfelder Klostergründer Lullus († 786) als favorisierten Klosterpatron, indem er dessen Verehrung schon in seinem Erstling als hagiographische Würdigung deutlich herausstrich und erstmals beförderte. Dies ging zu Lasten des Fuldaer Gegenspielers Sturmius († 779), der historisch der eigentliche Gründer Hersfelds war (Einsiedelei vor Kloster!). Damit fundierte Lampert zwar eine bis heute bestehende Tradition des Hl. Lullus, doch blieb sie lokaler Natur und wurde nie von der Kurie anerkannt (anders Hl. Sturmius). Das Phänomen der Gründerverehrung an sich findet man auch bei Eberhard, war aber natürlich genau umgekehrt gelagert, so dass dieser den Mainzer Erzbischof und Fuldainitiator Bonifatius († 754) als bedeutendsten fuldischen Klosterpatron schätzte und dazu entgegen Lampert den Fuldaer Klostergründer Sturmius als ehrwürdigen Vater betonte, besonders auch gegenüber dessen Widersacher Lullus. Dass freilich die traditionellen Gegner aus dem Nachbarkloster auch bei unseren Protagonisten je schlecht wegkamen, versteht sich fast von selbst. Schließlich sind als politische Vorbilder bei Lampert vor allem Karl der Große (768/800-814) und Heinrich III. (1039/46-1056) als glorifizierte Herrscher der alten Zeit sowie Gegenkönig Rudolf (1077-1080) als deren erhoffter Nachfolger zu nennen, was natürlich in der Hauptsache gegen Heinrich IV. (1056/84-1106) gerichtet war. Solche Vorbilder und Gegner kann man bei Eberhard genrebedingt zwar schwerer ausmachen, doch baute er spürbar Pippin den Jüngeren (741/51-768) als ersten Wohltäter des Bonifatiusklosters auf, was im Widerspruch zur realen Rolle von dessen Bruder Karlmann (741-747) steht (Karlmann-Schenkung von 743). Darüber hinaus lobte er natürlich alle, die dem Kloster Fulda durch Schenkungen oder Privilegien Wohltaten erwiesen hatten, wogegen

er die gegenwärtigen Entfremder scharf tadelte. Doch während Lampert nahezu alles Schlechte dem aktuellen Herrscher Heinrich IV. ankreidete, ließ Eberhard hier den gegenüber Fulda wohlgesonnenen Friedrich I. Barbarossa (1152/55-1190) ungeschoren und verurteilte stattdessen das Verhalten des staufischen Schwabenherzogs Friedrich IV. von Rothenburg (\* um 1144, † 1167) als Sohn Konrads III. und dasjenige des thüringischen Landgrafen Ludwig II. des Eisernen (1140-1172) als Schwager Barbarossas, die tatsächlich gegen das Kloster vorgingen. Zumindest erkennt man aber hier wie dort im politischen Bereich eindeutig den Gegenwartsbezug von Geschichtsschreiber und Kompilator, den sie sich trotz vergangenheitsbezogener Genres nicht nehmen ließen.

Wendet man sich dem Erfahrungshorizont zu, entdeckt man auch dort eine umfassendere Lebenswelt des Hersfelder Geschichtsschreibers, da Lampert schon aufgrund seiner Erziehung in der Bamberger Domschule und seiner späteren Nutzung der Hersfelder Klosterbibliothek eine weitgespannte Bildung anhand römischer, christlicher und germanischer Quellen erlangte, die sich inhaltlich auf die Schwerpunkte Hagiographie und Historiographie fokussierte. Dabei stand bezeichnenderweise die kirchliche Tradition keineswegs im Zentrum, sondern musste den primär profanen Quellen den Vortritt lassen, was bis hin zur Rezeption sagenhafter Stoffe reichte. Sein Augenmerk lag hier auf Vorgängen in biographisch relevanten Orten, also in Bamberg, Köln und Hersfeld, wo in Relation zu Letzterem nicht zufällig auch der ambivalente Nachbar Fulda eine wichtige Rolle spielte. Gerade seine Pilgerfahrt nach Jerusalem brachte zudem ein starkes Interesse an der exotischen Welt des Nahen Ostens mit sich. Dagegen kann man beim Fuldaer Kompilator eine zwar ebenfalls herausgehobene, aber nicht mit Lampert vergleichbare Bildung beobachten, die sich Eberhard auf Grundlage der lokalen Klosterbibliothek nebst Archiv mit vereinzelter Heranziehung von historiographischen, hauptsächlich aber von diplomatischen Quellen erwarb. Dabei bettete er wie Lampert sagenhafte Stoffe in sein Werk ein, was aber bei einem Urkundenkopiar genremäßig ungleich auffälliger erscheint als bei einem Geschichtswerk. Generell kannte sich der Fuldaer denn auch besser mit der diplomatischen als mit der hagiographisch-historiographischen Überlieferung aus, welches beim Hersfelder natürlich genau umgekehrt war. Wegen der obli-gatorischen Beschäftigung mit dem Fuldaer Streubesitz, der immerhin von den Alpen bis zur Nordsee reichte, lassen sich bei Eberhard jedoch zudem besondere geographische Kenntnisse erkennen, in denen er Lampert trotz aller immer noch vorzufindenden Fehler thematisch bedingt überlegen war. Allerdings erscheint sein Blickwinkel insgesamt noch viel kleiner als derjenige Lamperts, da der Historiograph zwar genauso auf Hersfeld fixiert war wie der Kopist auf Fulda, Lampert dies aber noch in einen globalhistorischen Überbau einzubetten vermochte, der bei Eberhard so nicht feststellbar ist. Freilich verfügte der Fuldaer auch über künstlerische Fähigkeiten in der Buchmalerei, die der Hersfelder derart sicher nicht besaß.

Ein nächster aufschlussreicher Vergleichspunkt ist das Verhältnis zum Abt: Hier sind zwar bei Lampert weiträumigere und genauere Aussagen möglich, da er sich über mehrere Abbatiate in Hersfeld nachweisen lässt, doch äußerte sich auch Eberhard in seinen Urkundenfälschungen verstreut über Äbte, die vor seiner kurzen Belegzeit regierten und die er noch erlebt haben könnte. Lampert bietet uns durchaus personell divergierende Einschätzungen, indem er einerseits den für ihn vorbildlichen Abt Meginher (1036-1059) stark verehrte, andererseits dann Kritik an der königlichen Einsetzung Abt Ruthards (1059-1072) übte und schließlich als Mittelweg trotz offensichtlichen Gesinnungsunterschieden gegenüber Abt Hartwig (1072-1090) Loyalität in schwierigen Zeiten zeigte. Bei Eberhard sind dagegen zunächst nur punktuelle Beobachtungen zu machen, indem er dem freilich wohl selbst nicht mehr miterlebten Abt Ulrich von Kemnaten (1122-1126) in einer Fälschung anklagend die Verantwortung für die Zerrüttung der ökonomischen Situation des Klosters zuschob, genauso wie sich ähnliche Beschuldigungen in der angeblichen Einsetzungsurkunde

König Konrads III. (1138-1152) für Abt Marquard I. (1150-1165) finden. Dagegen erscheint es ungleich wahrscheinlicher, dass die ebenfalls durchschimmernde Ablehnung der Askesereformen des abgesetzten Abtes Aleholf (1140-1148) auf eigener Erfahrung beruhte. Wie einige alte Fälle nahm er dann, realistisch genug, die gescheiterten Äbte der jüngsten Wirren, Rugger I. (1148) und Heinrich II. von Bingarten (1148-1149), nicht in seine programmatisch gesammelte und gefälschte zweite Papstserie sowie „Salierimmunitäten“ auf. Am besten lässt sich aber Eberhards gegenwärtig kritische Distanz zu Marquard I. erkennen, indem sein Werk wohl kein Abtsauftrag war, sondern auf Eigeninitiative beruhte und vor allem die Konvents-rolle stärkte. Allerdings bleibt bei Lampert wie Eberhard festzuhalten, dass trotz gewisser Animositäten mit den Äbten sich ihre Interessen beim Wohl der Heimatabtei überschnitten.

Einen weiteren bedeutenden Vergleichsaspekt erreicht man noch bei der Position zum Nachbarkloster. Hier rezipierte der eigentlich ja von außen kommende Lampert erstaunlich intensiv die aufgrund der verwobenen Gründungshistorie traditionell tief ausgeprägte Gegnerschaft zum Nachbarkloster Fulda, die in den Gründeräbten und Bonifatiuschülern Lullus sowie Sturmius auch hagiographisch personifiziert wurde. Allerdings verkörperte unser Historiograph gleichzeitig zudem die Ambivalenz dieses Nachbarschaftsverhältnisses, indem er durch alltägliche Kontakte und gemeinsames Krisenmanagement ein durchaus nicht nur negatives, sondern auch wohlwollendes Interesse am dortigen Geschehen hatte. Außerdem ging die Initiative zu seinen Schriften meist just von fuldischen Werken aus, die er dann zwar kritisch benutzte, aber auch nicht auf sie verzichten konnte. An der Spitze sind hier die „Vita Sturmi“ und die beiden „Vitae Bonifatii“ zu nennen. Nach dem gerade Aufgeführten wird es nicht wundern, dass auch Eberhard aufgrund der besonderen Konkurrenztradition nicht gut auf Hersfeld zu sprechen war, wobei ihm offenbar sogar das bei Lampert zu konstatierende retardierende Moment der wahrgenommenen Interessengleichheit abging. Allerdings konnte er schon genremäßig wenig über Hersfeld in seinem fuldaspezifischen Urkundenkopiar berichten: Zumindest fügte er aber bezeichnenderweise in die von ihm integrierte Schlichtungs-urkunde von 1024, die beide Klöster mit ihren rivalisierenden Dienstmännern gleich behandelt hatte, eigenhändig die päpstlich begründete Führungsrolle Fuldas vor allen Abteien Galliens an, um ja den Vorrang des Bonifatiusklosters herauszustellen. Obgleich sich kein Werk aus Hersfeld nachweisen lässt, das von Eberhard benutzt wurde, gibt es doch eine zeitliche und genremäßige Parallele zum „Liber de libertatibus locorum Hersfeldensium“, der kurz vorher ebenfalls als kopialer Ausdruck klösterlicher Krisenreaktion um 1150 entstanden war.

Wenn man sich abschließend noch der Rezeption beider Personen zuwendet, so wurden bei Lampert in Hersfeld abgesehen vom offenbar missratenen Gedicht alle drei sonstigen Werke benutzt und teils gar gegenüber den Originalen bevorzugt. Zudem fanden die biographisch bedingt ausführlichen Berichte zu Anno II. in Köln und Siegburg besondere Verbreitung. Aufgrund der in den „Annales“ durchscheinenden Tendenz eroberten diese freilich darüber hinaus mit Thüringen und Sachsen nur ein eingeschränktes, dezidiert königsfernes Gebiet. Doch kannte man selbst in Fulda die „Vita Lulli“ in einer bis zum 18. Kapitel reichenden Version, die so die schlimmsten Angriffe gegen das Bonifatiuskloster ausklammerte. In der Forschung gab es dann einige Wendungen bei Lamperts Einordnung, da man ihn (auch in Fulda) ab der Wiederentdeckung um 1500 verklärte, um 1850 bis 1950 stark negativ sah und sich seitdem eher um eine abwägende Bewertung bemüht. Im Fall Eberhards ist zunächst auch eine besondere Hochschätzung im Heimatkloster zu beobachten, indem er sogar noch mehr den Vorzug vor Originalen erhielt, was für deren Erhalt nicht gerade förderlich war. Zudem nutzte man ihn in auswärtigen Institutionen zwecks Abschriften bestimmter Urkunden zu bilateralen Streitfällen, die in Fulda besorgt wurden. Darüber hinaus war er in Lorsch möglicherweise ein Vorbild für den „Codex

Laureshamensis“, indem ihn der dortige Autor zumindest kannte und schon benutzt hatte. In der Forschungsgeschichte sind wie bei Lampert unterschiedliche Herangehensweisen zu beobachten, da die ältere Zunft ihm zunächst allzu arglos Glauben schenkte, ab dem 18. Jahrhundert aber zunehmend kritischer wurde.

Mit diesem Ausblick auf die wechselhafte Rezeption der zwei gelehrten Mönche in der Forschung ist unsere Reise durch verschiedene Vergleichsaspekte aber auch an ein Ende gekommen. Es verbleibt nur noch ein wichtiger Bereich, nämlich die Nützlichkeit unserer Protagonisten für die Landesgeschichte und die damit verbundenen Chancen und Risiken.

### **3. Bedeutung Lamperts und Eberhards für die Landesgeschichte**

Jetzt sind wir also an der richtigen Stelle angelangt, um in einem dritten Schritt über den letzten entscheidenden Aspekt unserer zweigeteilten Leitfrage zu befinden. Es gilt demnach zusammenfassend zu klären, wie anhand des Beispiels von Hersfeld und Fulda im 11. und 12. Jahrhundert die Bedeutung der Zeitzeugen Lampert von Hersfeld und Eberhard von Fulda für die hessische Landesgeschichte allgemein einzuordnen ist. Dazu sind auch Gedanken aus den ersten beiden Abschnitten des Schlusskapitels aufzugreifen und weiter auszubauen. Dabei werden wir uns strukturell in den verschiedenen Absätzen wieder zeitlich korrekt zunächst um unseren ersten Protagonisten aus Hersfeld kümmern, um dann zu unserem zweiten Hauptakteur aus Fulda überzugehen, womit gleichzeitig Vergleiche verbunden sind.

Der Chronist Lampert von Hersfeld tritt uns im Lichte der Forschungen gerade von O. HOLDER-EGGER (1884/94), E. STENGEL (1955), T. STRUVE (1969/70) und M. FLECK (1986/2007) als „konservativer Idealist“ entgegen, der in seiner „altväterischen“ Haltung die jugenddominierten *tempora moderna* mit ihren wurzellosen Neuerungen sehr misstrauisch beäugte. Aus ehrlicher Sorge um das Wohl des Reiches entwarf er einen personalisierten Gegensatz zwischen der verklärten Vergangenheit von Karl dem Großen (768/800-814) bis zum karlsgleichen Heinrich III. (1039/46-1056) als Epoche der *maiores* gegenüber der als negativ empfundenen Gegenwart unter dem jungen Heinrich IV. (1056/84-1106) als *tempora moderna/nostra*. Dabei hoffte er in der Zukunft auf den erwarteten Friedenskönig, um die traditionellen Rechtszustände wieder zur Geltung zu bringen – personifiziert durch Rudolf von Rheinfelden (1077-1080). Hier fehlte Lampert aber ein tieferes Verständnis für die weitreichenden Wandlungen im 11. Jahrhundert, die eben kein einfaches Zurück mehr zuließen.

Demgegenüber ist bei Eberhard von Fulda, dessen Erforschung namentlich durch O. ROLLER (1901), E. STENGEL (1958), U. HUSSONG (1995) und H. MEYER ZU ERMGASSEN (1993, 1995/96, 2007, 2009) neue Impulse bekam, nicht so sehr ein derart fundiertes Geschichtsmodell von Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft zu entdecken, als vielmehr eine primär lokalspezifische Einordnung ohne größeren und tiefschürfenden Überbau. Allerdings lässt sich in übergeordneter Hinsicht durchaus feststellen, dass seine Gesinnung auf gewisse Weise von einem Widerspruch geprägt war, indem er einerseits als Mönch der traditionsreichen Reichsabtei Fulda wie Lampert konservativ an der altherwürdigen Position des Klosters festhielt und sie in den modernen Gefahren durch weltliche Entfremder und reformgeistliche Konkurrenz der *tempora nostra* verteidigen wollte, andererseits aber wegen seiner Herkunft aus dem aufstrebenden Ministerialenstand an einer fortschrittlichen Einbettung dieser neuen Schicht in den alten Adel interessiert war, was das genaue Gegenteil von Lamperts Haltung war. Demnach reagierte Eberhard biographisch bedingt zumindest in einem Punkt offener auf die sich im 12. Jahrhundert fortsetzenden hochmittelalterlichen



Wandlungsprozesse, wenngleich er sie im Ganzen genauso wenig überblicken konnte wie sein Hersfelder Nachbar.

Jedenfalls wurde wiederum das Weltbild Lamperts von Hersfeld von antiken, germanischen und christlichen Vorstellungen gleichermaßen geprägt, was ihn als eine vielschichtige Persönlichkeit ausweist. Seine diesbezüglichen Interessen gingen so weit, dass man einen fließenden Übergang zwischen religiösen, historischen und sagenhaften Stoffen feststellen kann. Der hier durchscheinende Erfahrungsreichtum war dabei schon biographisch bedingt, indem er als Adelsspross zunächst weltoffener Bamberger Domschüler und dann freiwillig abgeschiedener Hersfelder Mönch wurde, wodurch er unterschiedliche Lebenswelten erlebte und bedeutende Wissensquellen ausschöpfen konnte. Zudem stieg er später nach schulisch-literarischer und politisch-diplomatischer Tätigkeit noch zum Abt von Hasungen auf. So kannte er insgesamt durchaus beide Seiten der Klostermauer. Doch wurde er fraglos in seinen Werken von einem starken mönchisch-lokalen Standpunkt durchdrungen, der selbst die komplexesten reichspolitischen Zusammenhänge pauschal nach dem Hersfelder Wohl und Wehe beurteilte. Demnach waren viele seiner Rückschlüsse eindimensional und aufgrund mangelnder Nachrichten literarisch-frei ausgeschmückt, gerade wenn die Ereignisse das klösterliche Umfeld verließen oder die Informationsressourcen erschöpft waren, welche Bamberg als stark frequentierte Erziehungsstätte, Hersfeld als beliebte Reichsabtei und beide als bedeutende Bildungshorte boten. Allerdings ergibt sich im Umkehrschluss aus Lamperts lokaler Verwurzelung im Lulluskloster eben auch die Chance, nach seinem Nutzen für die hessische Landesgeschichte zu fragen. Denn über Begebenheiten und Örtlichkeiten, die ihn wirklich interessierten und worüber er auch noch gute Informationen oder Informanten hatte, zeigte er sich besonders genau unterrichtet. Hier stößt man unweigerlich ebenfalls auf das nahe Nachbarkloster Fulda, das als geschwisterliches Vor- und Feindbild gleichermaßen seit der verwobenen Gründerzeit in vielen Bereichen eng mit Hersfeld verbunden war.

Der dann zur Mitte des folgenden Jahrhunderts tätige Kompilator Eberhard kann dagegen – wie bereits angedeutet – kein so großräumiges und hochgebildetes Weltbild aufweisen, da er uns erneut allein als Mönch der Reichsabtei Fulda entgegentritt. Demnach verbleibt bei ihm nur der eindimensionale Lokalbezug, den wir ja bei Lampert ebenfalls als Kernaspekt seiner Bedeutung für die Landesgeschichte erkannt haben. Allerdings benutzte Eberhard genrebedingt nur wenige, noch dazu fuldazentrische historiographische Werke und beschränkte sich demnach auf die im örtlichen Klosterarchiv vorhandene urkundliche Überlieferung. Demnach können wir etwa schon für das Nachbarkloster Hersfeld nur indirekte Belege erwarten, etwa im Falle der bilateralen Vergleichsurkunden 979 und 1024 oder bei einer vom Erzbischof Lullus ausgestellten Urkunde für Fulda. Doch zeigt hier gerade die letztgenannte Person, wie auch das Verschweigen von Taten interessante Erkenntnisse zu liefern vermag. Schlussendlich kann freilich festgestellt werden, dass Eberhards Schwerpunkt zwar deutlich allein auf dem Fuldaer Gegenstand seines Interesses lag, er durch diese Fokussierung dort aber zu einer umso bedeutenderen Quelle aufstieg. Dabei überrascht zudem, dass er wie Lampert nicht nur eine Wertschätzung für historische, sondern auch für sagenhafte Stoffe an den Tag legte. War dieses Phänomen für einen Historiographen wie den Hersfelder noch nichts Ungewöhnliches, so kann es bei einem Urkundenkompilator durchaus überraschen.

Insgesamt wird freilich demgegenüber Lamperts ungleich weiter reichende Rolle für die Erforschung der Landesgeschichte schon durch die Themen seiner überlieferten kleineren Schriften deutlich, die sich dezidiert mit unterschiedlichen Dimensionen lokaler Themen wie Abteigründung, Zehntstreit und Klostersgeschichte befassten und ihn Schritt für Schritt vom Hagiographen zum Historiographen werden ließen. Selbst in den universalen „Annales“ blieben die Auswirkungen auf Hersfeld das maßgebliche Kriterium. Er musste dabei seinen

Blick nur ein kleines Stück erweitern, um bereits auf Fulda zu treffen, da er an sich schon die von dort stammenden Quellen brauchen konnte. Zudem waren die Aktionsfelder des Bonifatiusklosters trotz dessen größerer Bedeutung faktisch in der Gegenwart ähnlich gelagert wie diejenigen von Hersfeld, was neben Konkurrenz auch Zusammenarbeit mit sich brachte. So behandelte Lampert mit Vorliebe das Geschehen in seiner Heimat, aber auch bei seinem Nachbarn, da es ihn aufgrund persönlicher Bindungen neben Bamberg und Köln am meisten interessierte. Man bekommt somit Einblicke in die unterschiedlichsten Aspekte des gemeinschaftlichen Klosterlebens, etwa Kultur, Bauwesen, Reichsdienst, Schenkungen oder Reformen. Dabei versteht es sich aber von selbst, dass die Informationen gerade zur Frühzeit hagiographisch stilisiert („Vita Lulli“) oder annalistisch knapp („Institutio“, „Annales“) geraten mussten. Doch geht das Spektrum der Erkenntnisse bis zur Ersterwähnung von Orten, wie im Fall des nahen Asbach in einem von ihm umgestalteten Wunderbericht. Freilich bezog Lamperts Interesse für die beiden Klöster auch die sich überschneidenden Einflussgebiete mit ein, wie im Goslarer Rangstreit oder Thüringer Zehntstreit. So finden sich schon nahezu alle Ereignisse im hessisch-thüringischen Raum – wenn nicht nur itinerarbedingt – unter diesem speziellen Blickwinkel. Indirekt ist dies natürlich auch ein Zeugnis für die enge Verbindung der beiden Regionen bereits vor den Ludowingern... Zudem warf Lampert einen Blick auf die Unternehmungen der beiden Abteien im „Servitium regis“ und umgekehrt auch auf die Auswirkungen der Reichspolitik auf die Region, etwa in den Wirren des Sachsenkrieges mit Königsbesuchen, der Geburt Konrads (III.), Heeresversammlungen und Plünderungen.

Doch Eberhard von Fulda kann zumindest im Hinblick auf sein Heimatkloster auch zahlreiche landesgeschichtliche Informationen liefern. Denn was zunächst als eine institutionelle Beschränkung erscheint, wird dadurch wieder erweitert, dass das Bonifatiuskloster eine der größten Grundherrschaften im deutschen Raum besaß, die zwangsläufig eben auch im „Codex Eberhardi“ abgebildet wurde – und dies genre- wie überlieferungsbedingt auf oft einmalige Weise. So zeichnete er nicht nur viele ältere Urkunden auf, sondern machte auch Auszüge aus den meist verlorenen hrabanischen Chartularen von etwa 830. Demnach bietet er heute unzählige Ersterwähnungen von Orten, sowohl indirekt durch die Abschrift verlorener älterer Besitzquellen, als auch direkt durch die Herstellung von Fälschungen auf der Grundlage ihm gegenwärtig bekannter Siedlungen. Zudem gibt er einen Überblick über die engen Kontakte der Fuldaer Äbte nicht nur mit dem Königtum, sondern zugleich auch mit dem Papsttum, was ja gerade die in den Universalkonflikten ambivalente Sonderrolle des Bonifatiusklosters ausmachte. Doch behandelten die aufgenommenen Urkunden keineswegs nur die weltlichen und geistlichen Spitzen der christlichen Welt. Vielmehr betrafen die personalen Erwähnungen – oft nebst bildlicher Initialendarstellung – auch das weite Spektrum von Reichsfürsten mit Schwert oder Hirtenstab bis hin zu provinziellen Adligen und einfachen Mönchen, wobei auch Frauen ihren Platz fanden. Dazu trifft man inhaltlich auf viele Aspekte des Klosterlebens, die weit über das genregemäß fraglos dominierende „Servitium regis“ (oder „Servitium papae“) mit seinen Privilegien und Verpflichtungen hinausreichen, nämlich wie bei Lampert auch zu allen anderen von uns grundlegend behandelten Bereichen, so im Einzelnen zur verwobenen Gründungszeit, Grundherrschaft und Gemeinschaft, dann aber auch zu Ämtern, Bauwerken und karitativen Einrichtungen, genauso wie zu Schule, Bibliothek, Archiv und Reformanstrengungen sowie letztlich gleichermaßen zum Verhältnis gegenüber dem Nachbarkloster Hersfeld nach außen und zu den Beziehungen zwischen Abt und Konvent nach innen. Von der internen Lebensweise und Memorialkultur zur Eberhardzeit um 1160 vermögen gerade die nachgetragenen Oblationen an die Brüder viele anschauliche Eindrücke zu vermitteln. Zudem darf nicht vergessen werden, dass die als noch späterer Nachtrag angeschlossenen „Gesta Marcvardi“ einen für die damalige Zeit beachtlichen

Rechenschaftsbericht als Selbstbiographie nebst initial vorangestelltem Abtsportrait liefern, in dem Marquard I. – wohl erst nach seiner Absetzung 1165-1168 – sein anspruchsvolles Reformprogramm beschrieb und begründete. Dass dort freilich von Abt und Kompilator gleichermaßen keine Verbindung zueinander geschaffen wurde, steht auf einem anderen Blatt. Hier ist vielmehr noch zu betonen, dass wir im gesamten Codex auf eine wohl von Eberhard selbst stammende, hochwertige künstlerische Ausstattung treffen, die sehr farbenfroh aus ornamentalen Rahmen, figürlichen Initialen und natürlich dem Widmungsbild mit Selbstportrait besteht und sein Werk damit weit über andere zeitgenössische Genrevertreter, wie das Hersfelder Kopiar, heraushebt. Letztlich ermöglichen uns zudem die zahlreichen in Urkunden und vor allem Vorreden eingestreuten Selbstzeugnisse nicht nur Einblicke in seine Haltung, sondern auch in seine praktische Arbeit und die damit verbundenen Schwierigkeiten. Diese Aspekte fehlen ja beim Hersfelder Chronisten, der dafür mehr über seine Gesinnung preisgab.

Kehren wir nun vollends wieder zu Lampert zurück, so hilft er abgesehen von den im Mittelpunkt stehenden zeitgeschichtlichen Passagen ohne Zweifel aber auch bei der Rekonstruktion der Vergangenheit in Hersfeld und Fulda, was besonders für sein Heimatkloster eine unverzichtbare Ressource darstellt. Denn dort stehen bekanntlich bei Weitem nicht so viele alternative Quellen aus früherer Zeit zur Verfügung wie in Fulda. Freilich ließ Lampert durch die Rezeption der „Fuldaer Annalen“ über die „Hersfelder Annalen“ auch alte Informationen aus dem Bonifatiuskloster einfließen. Allerdings muss in diesen beiden speziellen Fällen genauso an den allgemeinen Grundsatz erinnert werden, dass sich unser Protagonist nicht für die geschichtlichen Ereignisse an sich interessierte, sondern nur im Hinblick auf ihre Bedeutung für die Gegenwart. So verklärte er auch auf lokaler Ebene die „gute alte Zeit“ der Klostergründung gegenüber der scheinbar schlechten Gegenwart. Dabei musste ganz nebenbei natürlich ein Ehrevorrang Hersfelds vor Fulda schon sein, wie wir dies bei Eberhard genauso feststellen können – nur eben unter genau umgekehrten Vorzeichen. Doch so wenig eine pauschale Gegenüberstellung von Vergangenheit und Moderne dem trotz aller Krisensymptome anhaltenden Ansehen der zwei Reichsabteien im 11. – und posthum natürlich auch im 12. – Jahrhundert gerecht werden konnte, so verdeckte sie im Umkehrschluss auch die gleichfalls reichlich vorhandenen Probleme verflossener Tage. Erinnert sei hier nur an die hagiographisch bedingte Idealisierung von Lullus im Kontrast zu Sturmius, womit Lampert sozusagen auf der Gegenseite in die Fußstapfen Eigils von Fulda trat. Denn beide mussten ja genregetreu die durchaus ambivalente Persönlichkeit ihrer „Helden“ in ein besseres Licht rücken. Doch gegenüber der „Vita Sturmi“ und seinen anderen Vorbildern konnte Lampert keine wirklich neuen Erkenntnisse über die Lulluszeit mitteilen, sondern erhellte vielmehr wiederum die Vorstellungen seiner eigenen Epoche und seinen persönlichen Erfahrungshorizont, etwa in den nachgeschobenen Wunderberichten und dem folgenden Nachwort.

Freilich glückte es in seiner positiven Erinnerung an die Anfänge des Klosters in den aktuellen Wirren ja durchaus auch seinem Fuldaer „Mönchsenkel“ Eberhard. Dieser kann überhaupt wie Lampert als ein regelrechtes Krisenbarometer aufgefasst werden, indem er genauso auf den damaligen Niedergang seiner Abtei mit einem eigenen Werk reagierte, das nicht so sehr einem Abtsauftrag, sondern einer eigenen Initiative und damit auch einer persönlichen Krisenwahrnehmung entsprang. Dabei ging es ihm wie Lampert nicht primär um die durch die Originalurkunden ja eigentlich transportierte Vergangenheit, sondern er versuchte in seinen Abschriften gegenwärtige Anliegen unterzubringen, wobei ihn selbst Anachronismen nicht weiter störten. Denn letztlich sollten die traditionellen Fuldaer Privilegien und Güter einfach detailliert dokumentiert und propadandistisch geschickt durch möglichst viele alte und hochstehende Autoritäten geschützt werden, damit die fuldischen Rechte vor der zunehmenden Entfremdung im 12. Jahrhundert bewahrt würden. Hier sorgten

aber die wenigen von ihm benutzten historiographischen, meist hagiographischen Quellen sowie die durch die Gründungszeit mitbestimmte Fuldaer Mönchsidentität dafür, dass Eberhards Bild der Vergangenheit ganz im Sinne der einseitig-lokalen Geschichtsdeutung war. So wurde die Gründung des Klosters legitimatorisch wertvoll weit vor 744 datiert, womit er auch das von Lampert unterstrichene Entstehungsalter Hersfelds (736) einsackte. Zudem idealisierte er die Patrone Bonifatius und Sturmianus bis hin zum überdeutlichen Widmungsbild, während Lullus als altes Feindbild so weit wie möglich ignoriert wurde und nur als Fuldaer Gönner auftrat.

Diese Überlegungen führen gleich zu einem Kernproblem im Verständnis unserer zwei Protagonisten, das unabhängig von ihren unterschiedlichen Genres beide gleichermaßen betrifft: Es geht nämlich um das Verhältnis von Wahrheit und Fälschung, dessen Deutung bei Lampert wie Eberhard temporär in der Forschungshistorie auf diametral entgegengesetzte Weise vorgenommen und bis zu den Extremen von Verklärung und Verdammung überstrapaziert wurde. Um jedoch ihre Bedeutung für die Landesgeschichte zu ermitteln, muss nüchtern an die Sache herangegangen werden: Wendet man sich also zunächst Lampert zu, so war er trotz aller späteren Lügenunterstellungen gerade beim von ihm so geschätzten Hersfelder Sujet so ehrlich, dezidiert auf die problematische Quellenlage im 9. und 10. Jahrhundert hinzuweisen, worin man ihm ja trotz seines alten Images als „Münchhausen“ nur zustimmen kann. Demnach war er sich gerade der Schwierigkeiten seines dritten schriftstellerischen Unterfangens einer Klostergeschichte bewusst. Dabei gingen noch einige seiner an sich schon wenigen Quellen später selbst verloren. So mangelt es überhaupt bis 1100 an Hersfelder Urkunden, wie uns das einschlägige Urkundenbuch von H. WEIRICH (1936) gezeigt hat. Freilich kann man den Chronisten auch nicht gerade als Liebhaber diplomatischer Quellen bezeichnen, da er viele nachweislich verfügbare Urkunden einfach links liegen ließ. Allerdings ist Lampert ein wichtiger Übermittler der verschollenen alten „Hersfelder Annalen“, obgleich er sie bezeichnenderweise nur noch in einer Kurzform benutzen konnte und dann sogar selbst weitere Streichungen vornahm. Doch so bietet er etwa eine noch relativ zeitnahe Traditionsquelle für die Abfolge der Äbte. Dabei übermittelt er uns trotz aller Fehler und Ungenauigkeiten teils einmaliges klosterinternes Wissen, wie wir es beim Tod Chorbischof Albuins († 786) und des (Unter-)Abtes Balthart († 798) bemerkt haben. Natürlich sind seine Angaben allzu oft kritisch durch die relativ wenigen erhaltenen Urkunden zu korrigieren, die ja oft genug von Lampert ignoriert wurden. Doch ist dieser Rückgriff auf direkte Überreste eben auch nicht immer möglich, so dass der Historiograph trotzdem noch einmalige Einblicke vermittelt. Allerdings gibt es bei seinen Berichten auch Diskrepanzen zu anderen, zeitnahe-ren Traditionsquellen. Auffallend sind aber zumindest gewisse Regelmäßigkeiten, etwa wenn Lampert bei abgesetzten Äbten meist nur das Datum ihres späteren Todes vermerkte, was auf seine annalistisch-nekrologischen Quellen verweist und daher nicht unbedingt falsch ist. Dies schließt freilich nicht aus, dass er für Hersfeld unrühmliche Absetzungen in der Schilderung nicht detailliert wiedergeben mochte, so im Falle des gestrengen Abtes Arnold 1031.

Bei Eberhard führt hier natürlich auch kein Weg daran vorbei, auf die vielen von ihm vorgenommenen punktuellen bis vollständigen Fälschungen hinzuweisen, die seine Heranziehung als Quelle erschweren, zumal wenn – wie so häufig – ein kritischer Vergleich mit dem Original aufgrund dessen Verlusts unmöglich ist. Allerdings muss man ihm dabei wie Lampert ein subjektives Wahrheitsempfinden durchaus zugestehen. Denn prinzipiell ging es Eberhard ebenfalls einfach um das Wohl seines Klosters, das eben gegenüber den weltlichen Besitzentfremdern und Hoheitsgegnern nur auf gottgefällige Weise seine ihm zur Verfügung stehenden geistlichen Möglichkeiten nutzte, indem die Feder traditionell die stärkste Waffe des Mönches war. Das heißt freilich noch lange nicht, dass etwa gerade damals Abt Marquard I. in seinem Revindikationsprogramm nicht auch ganz handfeste

militärische Aktionen durchführen sowie Burgen errichten und erobern ließ, was er gegen offensichtliche Vorhaltungen über unmönchisches Verhalten mit der vorauseilenden Sicherung vor Kirchenfeinden rechtfertigte. Der Kompilator jedenfalls zeigte sein Wahrheitsempfinden noch auf eine andere Art, indem er die in seinem Codex zweifellos feststellbaren Veränderungen nicht hinterhältig vornahm, sondern in seinen Vorreden dezidiert schon Kürzungen und Vereinfachungen der Urtexte ankündigte. Seine Ehrlichkeit ging sogar so weit, dass er den Leser auf seine Schwierigkeiten bei der Entzifferung der angelsächsischen Schrift hinwies, was bei aller zugestandenem Stilisierung seiner Arbeit als hartes christliches Werk nicht gering zu schätzen ist. Darüber hinaus fälschte er auch nicht durchgängig und auf homogene Weise, sondern ließ eine zunehmende Tendenz erkennen: So bot er viele Urkunden zunächst in einer beinahe unveränderten Version und brachte dann an späterer Stelle noch einmal ein stark in seinem Sinne erweitertes Machwerk. Trotzdem muss letztlich bei allen Mängeln und Verzerrungen seiner Abschriften doch auch bei Eberhard die unschätzbare Vermittlerrolle als Sammler älterer, meist verlorener Fuldaer Quellen betont werden, da er uns zumindest als „Summarien“ die hrabanischen Chartulare überliefert hat, von denen sonst nur wenig Originale überlebte. Gleiches gilt für viele Originalurkunden, die freilich wiederum auch erst durch den Codex (und die früheren Chartulare) als entbehrlich empfunden wurden.

Nun ist aber noch speziell ein Blick auf die Bedeutung als Quelle für die jeweilige Nachbarabtei zu werfen, weil dies bei unserem vergleichenden Ansatz ja besonders interessieren muss. Hier ist im Hinblick auf Lampert zunächst zu bemerken, dass sich sein Wissen über Fulda trotz der aus dem Hersfelder Kontext bekannten Einschränkungen noch gegenüber anderen Klöstern abhob. Dabei gilt es sich primär erneut bewusst zu machen, dass er die inspirierenden Vorbilder seiner meisten Schriften von dort erhielt. Obwohl das Nachbarkloster natürlich in Lamperts „Vita Lulli“ pflichtgemäß schlecht wegkam, belegte er durch eine Wundergeschichte zumindest indirekt zudem die vielfältigen freundschaftlichen Kontakte zwischen beiden und zeigte auch sonst Verständnis für die Fuldaer Mönche, die auf ihre Weise ebenfalls heiligmäßig gewesen seien. Natürlich versuchte er in den „Annales“ das Alter des Hersfelder Klosters noch vor Fulda auf 736 vorzuziehen (korrekt wäre Einsiedelei) und konnte auch eine gewisse Freude nicht verhehlen, wenn Hersfeld einmal – bedingt durch den Goslarer Sitzstreit – besser dastand als Fulda oder wenn mit Ruothart sogar ein Hersfelder Mönch dort Abt wurde – beide Gedanken kannte Eberhard ja auch allzu gut. Freilich waren dies indirekt aber auch Beispiele für den allgemeinen Niedergang des Reichsmönchtums in Lamperts Zeit, so dass ihn das Schicksal Fuldas übergeordnet auch betroffen machte. Doch wusste er insgesamt schon noch ein Stück weniger über die fuldische Geschichte Bescheid als über die Hersfelder, was etwa an den unvollständigeren und fehlerhafteren Abts-wechseln deutlich wird. Er entsprach damit aber durchaus dem vorhandenen Wissensstand in seinem Kloster, wie er uns ebenfalls im dortigen Nekrolog entgegentritt – sowohl bei den Fuldaer, als auch bei den Hersfelder Äbten! Doch ist Lampert natürlich gerade für seine bewusst erlebte Zeit von 1040 bis 1077 auch in Bezug auf Fuldaer Nachrichten eine, wenn nicht die zentrale Quelle zumindest im Traditionsbereich. Hier ist wieder auf die inneren und äußeren Wirren der Abtei zu verweisen, die sie teils mit Hersfeld zu meistern hatte.

Im Gegensatz dazu müssen die wenigen Informationen im „Codex Eberhardi“ über Hersfeld natürlich weit zurückstehen, zumal Eberhard die historischen Angaben meist einfach aus den kopierten Urkunden übernahm (Äbte) und nur punktuell um rechtliche Einschübe ergänzte. Herausragende Beispiele für die auch bei ihm dokumentierte Ambivalenz im gegenseitigen Verhältnis sind die Schlichtungsurkunden von 979 zum Hörselstreit und von 1024 zum Familiazwist, wobei unser lokalpatriotischer Kompilator freilich bei Ersterem den Fuldaer Triumph noch vergrößerte und bei Zweiterem den

fuldischen Ehrevorrang einfügte. Abgesehen davon gibt es noch Erwähnungen von Lullus als Urkundenzeuge sowie als Schenker fuldischen Gutes zu verzeichnen – alles allerdings in seiner Eigenschaft als Mainzer (Erz-)Bischof. Ansonsten lag Eberhard aber an einer gewissen *damnatio memoriae*, da Lullus dem Bonifatiuskloster aus fuldischer Tradition heraus doch arg übel mitgespielt hatte. Die Haltung des Mönches ist schon deshalb nicht verwunderlich, weil er all sein Wissen zur verwobenen Gründung Hersfelds und Fuldas der „Vita Sturmi“ und „Vita Bonifatii“ entnahm, die eben an sich bereits fuldazentrisch waren. Auf ein kritisches Gegenlesen konnte er dort daher im Gegensatz zum Lullusverehrer Lampert verzichten. Letztlich erfahren wir im „Codex Eberhardi“ aber überhaupt nichts zur gegenwärtigen Situation im Nachbarkloster, etwa mit seinen ebenfalls damals gerade um 1150 schon verwirklichten Kopiarplänen, die trotz einer einfacheren Machart parallel gesehen werden müssen. Man kann freilich immer dann mit indirekten Informationen rechnen, wenn – wie dies gerade in Eberhards Zeit wieder häufiger geschah – eine Hersfelder Persönlichkeit aus dem Bonifatiuskloster kam und/oder seine Laufbahn später dort fortsetzte, indem dessen fuldische Tätigkeiten durchaus ihren diplomatischen Niederschlag im „Codex Eberhardi“ gefunden haben können. Demnach ist das Werk insgesamt nur punktuell und quasi über Bande gespielt für Hersfeld zu gebrauchen.

Allerdings können sowohl die Berichte unseres Hersfelder Chronisten wie unseres Fuldaer Kompilators, egal ob sie nun ihr Heimatkloster betrafen oder anderweitige Angelegenheiten, nicht einfach kritiklos übernommen werden. Denn so zeigt beispielsweise gerade die zeitgeschichtliche Prägung Lamperts, dass er die ohne Frage virulente Schwächephase der beiden Klöster aus persönlichen Gründen überzeichnete, um die frühe Regierung Heinrichs IV. (1056/84-1106) besonders düster darzustellen. Doch war er eben nicht nur ein Chronist über seine Zeit, sondern auch in seiner Zeit, wodurch er ja für die Forschung erst doppelt interessant wird. In dieser Hinsicht kann man auch seine beiden Hersfelder Schüler mit einbeziehen, die mit der „Vita Haimeradi“ und noch mehr dem „Liber de unitate ecclesiae conservanda“ wie schon Lampert selbst mit seiner Erkundungsreise die geistlichen Strömungen und Kontroversen im Investiturstreit rezipierten – und zwar jeder auf seine Weise.

Auch der Fuldaer Mönch Eberhard agierte in seinen Eigenzeugnissen und Urkundenfälschungen auf eine mit Lampert vergleichbare Art, etwa bei seinem Bezug auf die Anfangszeit und seiner spürbar abweichenden Stellung gegenüber dem Abt. Er hob die gegenwärtige Schwächephase bei aller tatsächlich vorhandenen Besitzentfremdung doch noch besonders dramatisch heraus, indem er sie propagandistisch geschickt einer verfälschten Darstellung des ursprünglichen Rechtsbestandes gegenüberstellte und nicht allein eine möglichst große Kluft erzeugte, sondern auch die zu erwartende Strafe für diejenigen Übeltäter erst im rechten Licht erscheinen ließ, die in seinen Augen für den Niedergang verantwortlich waren.

Wendet man sich erneut dem Nachleben der beiden Protagonisten – nun unter landesgeschichtlichem Aspekt – zu, so lag der Schwerpunkt bei Lampert ja bekanntlich auf dem thüringisch-sächsischen Raum. Im heutigen Hessen ist natürlich Hersfeld selbst, aber dann auch Hasungen zu nennen. In Hersfeld wurde er nicht nur in den Schriften seiner Schüler, sondern auch in späteren Urkunden bevorzugt rezipiert. In Hasungen war er ja noch bei der Umwandlung des Stifts als erster Abt tätig und sein Schüler Ekebert gab der dortigen Verehrung des aus Hersfeld vertriebenen Haimerad einen hagiographischen Rückhalt. Schließlich wurde Lampert bezeichnenderweise von Wigand Gerstenberg gleich zweimal – „Institutio“ und „Annales“ – für dessen „Landeschronik von Thüringen und Hessen“ herangezogen. Damit unterstrich der Verfasser – ohne überhaupt die personelle Entsprechung der beiden Urheber zu kennen – praktisch die Wichtigkeit des Hersfelder Chronisten für die hessische und thüringische Landesgeschichte vor allem des 11.

Jahrhunderts. Allerdings muss dessen Einordnung eben kritischer erfolgen, als dies in der älteren Forschung geschah.

Eberhards Rezeption erreichte ihren Spitzenwert bekanntlich ebenfalls in seinem Heimatkloster selbst, wo er sogar die Originale in ihrer Glaubwürdigkeit überflügelte und so nebenbei zu einer wichtigen archivalischen Filterinstanz wurde. Doch auch für den „Codex Laureshamensis“ im Kloster Lorsch war er wohl ein herangezogenes Vorbild. Zudem wurde er auswärts immer dann benutzt, wenn es um eine rechtliche Klärung mit Fulda ging, die dort irgendwie dokumentarisch fundiert werden konnte. Doch letztlich ging es Eberhard ja statt dieser klassischen Kopiarfunktion eher um eine dem Werk eigentümliche propagandistische Dimension, indem seine Zielgruppe neben den Mönchen vor Ort gerade auch die zu Besuch kommenden Gäste (Kleriker und Bischöfe) waren. Sie sollten nach der wohl im Hospital erfolgenden Lektüre und Betrachtung des Codex die Kunde vom berühmten Bonifatiuskloster an die Laien, Ungebildeten und Unverständigen draußen weitergeben, die bis dato allzu respektlos Besitz und Rechte der Abtei entfremdet hätten. Ob der Mönch mit dieser vertrauensvollen Nachrichtenkette freilich Erfolg hatte, ist angesichts des weiteren Fuldaer Niedergangs durch weltliche, aber eben auch geistliche Konkurrenten fraglich.

Auf dieser Grundlage sind als Fazit nun noch einige abschließende Überlegungen anzustellen, welche die beiden Mönche ganz zusammenzuführen vermögen. Insgesamt bieten Lampert von Hersfeld und Eberhard von Fulda die seltene Gelegenheit, durch zwei lokale Zeitzeugen, die ungewöhnlich viele Eigenzeugnisse in ihren Werken preisgaben, einen Einblick in die viele Lebensbereiche erfassenden Wirren des 11. und 12. Jahrhunderts zu bekommen, indem diese in zwei Phasen eher vom Anfang und vom Ende her gesehen werden. Die damaligen wirtschaftlichen, politischen und sozialen Wandlungen bündelten auch im hessisch-thüringischen Umfeld mit Hersfeld und Fulda im Zentrum lange Prozesse der Vergangenheit und wiesen darauf aufbauend mit ihrem Erbe weit in die Zukunft. Gleichzeitig sammelten Lampert und Eberhard auf ihre Weise das für ihre genremäßige Betrachtung als sinnvoll erachtete, verfügbare Wissen über die Geschichte ihrer jeweiligen Heimatabtei sowie mit Einschränkungen auch über diejenige ihres in Konkurrenz und Hilfe verbundenen Nachbarklosters von den Anfängen im 8. Jahrhundert bis in die Gegenwart und interpretierten sie nach ihren aktuellen Bedürfnissen. Trotz aller quellenkritischen Vorsicht und verengten Wahrnehmung eröffnen sie so doch mehr Möglichkeiten als Risiken, ein differenziertes Bild des 11. und 12. Jahrhunderts als Wendemarke gerade für die beiden Reichsabteien Hersfeld und Fulda zu zeigen. Die mehrdimensionalen Umbrüche ihrer Epoche können so in zwei Phasen durch damalige Augen gesehen und in ihren Auswirkungen untersucht werden – zumal mithilfe zweier vielschichtiger, literarisch-stilistisch bis künstlerisch begabter Persönlichkeiten, deren einst regional beschränkte Rezeption sich nun bei aller Kritik längst zu Recht in der Forschung verbreitet hat und auch weiter eine intensive Würdigung verdient.

## IX. Quellen- und Literaturverzeichnis

### 1. Quellen

- BREVIARIUM SANCTI LULLI. Ein Hersfelder Güterverzeichnis aus dem 9. Jahrhundert; Faksimileausgabe besorgt von Thomas Franke; Bad Hersfeld 1986.
- CATALOGUS ABBATUM FULDENSIVM: edidit Georg Waitz; Monumenta Germaniae Historica; inde ab anno Christi quingentesimo usque ad annum millesimum et quingentesimum; edidit societas aperiendis fontibus rerum germanicarum medii aevi; Scriptorum; Tomus XIII; Hannover 1881; Unveränderter Nachdruck; Stuttgart/New York 1963; S. 272-274.
- CHRONICA FULDENSIS. Die Darmstädter Fragmente der Fuldaer Chronik; bearbeitet von Walter Heinemeyer; Archiv für Diplomatik, Schriftgeschichte, Siegel- und Wappenkunde; begründet durch Edmund E. Stengel; herausgegeben von Walter Heinemeyer und Karl Jordan; Beiheft 1; Köln/Wien 1976.
- CODEX DIPLOMATICUS FULDENSIS: herausgegeben von Ernst Friedrich Johann Dronke; mit einem nachgereichten Register von Julius Schmincke; Neudruck der Ausgabe Cassel 1850 und des Registers Cassel 1862; Aalen 1962.
- DER CODEX EBERHARDI DES KLOSTERS FULDA: herausgegeben und bearbeitet von Heinrich Meyer zu Ermgassen; Veröffentlichungen der Historischen Kommission für Hessen; Band 58,1+2 (Edition), 58,3 (Index) u. 58,4 (Der Buchschmuck); Marburg 1995/96, 2007 u. 2009.
- DIE GESTA MARCUARDI, ferner ein BRIEF DES ABTES WIBALD VON STABLO UND CORVEY, sowie das IMMUNITÄTSPRIVILEG KÖNIG KONRADS III.: eingeleitet und übersetzt von Theodor Niederquell; in: Fuldaer Geschichtsblätter. Zeitschrift des Fuldaer Geschichtsvereins; 38. Jahrgang 1962; Nr. 6 (November/Dezember); Fulda 1962; S. 173-199.
- DIE VITA STURMI DES EIGIL VON FULDA: Literarkritisch-historische Untersuchung und Edition von Pius Engelbert O. S. B.; Veröffentlichungen der Historischen Kommission für Hessen und Waldeck; Band 29; Marburg 1969; Untersuchung S. 1-128 und Edition S. 129-163.
- EKKEBERTI VITA S. HAIMERADI: edidit Rudolf Koepke; Monumenta Germaniae Historica; inde ab anno Christi quingentesimo usque ad annum millesimum et quingentesimum; auspiciis societatis aperiendis fontibus rerum germanicarum medii aevi; edidit Georg Heinrich Pertz; Scriptorum; Tomus X; Hannover 1852; Unveränderter Nachdruck; Stuttgart/New York 1963; S. 595-607.
- LAMPERT VON HERSFELD: Annales; Edition nach Oswald Holder-Egger; neu übersetzt von Adolf Schmidt; erläutert von Wolfgang Dietrich Fritz; Ausgewählte Quellen zur deutschen Geschichte des Mittelalters – Freiherr vom Stein - Gedächtnisausgabe; herausgegeben von Rudolf Buchner; Band 13; unveränderter fotomechanischer Nachdruck der 1. Auflage 1957; Darmstadt 1962.
- DERS.: Annales; in: Lamperti monachi Hersfeldensis opera; recognovit Oswald Holder-Egger; accedunt Annales Weissenburgenses; Scriptores rerum Germanicarum in usum scholarum ex Monumentis Germaniae Historicis recus; Band 38; Hannover/Leipzig 1894; S. 1-304.
- DERS.: Das Leben des heiligen Lullus; eingeleitet, übersetzt und mit Anmerkungen versehen von Michael Fleck; Bad Hersfeld 1986.
- DERS.: Das Leben des heiligen Lullus; herausgegeben, eingeleitet, übersetzt und mit Anmerkungen versehen von Michael Fleck; Veröffentlichungen der Historischen Kommission für Hessen; Band 67,1 (Kleine Texte mit Übersetzungen 1); Marburg 2007.
- DERS.: Libelli de institutione Herveldensis ecclesiae quae supersunt; in: Lamperti monachi Hersfeldensis opera; recognovit Oswald Holder-Egger; accedunt Annales Weissenburgenses;



- Scriptores rerum Germanicarum in usum scholarum ex Monumentis Germaniae Historicis recus; Band 38; Hannover/Leipzig 1894; S. 341-354.
- DERS.: Vita Lulli archiepiscopi Mogontiacensis; in: Lamperti monachi Hersfeldensis opera; recognovit Oswald Holder-Egger; accedunt Annales Weissenburgenses; Scriptores rerum Germanicarum in usum scholarum ex Monumentis Germaniae Historicis recus; Band 38; Hannover/Leipzig 1894; S. 305-340.
- LEBEN UND WUNDERTATEN DES HEILIGEN WIGBERT (Lupus Servatus: Das Leben des heiligen Wigbert – Die Wundertaten des heiligen Wigbert); herausgegeben, eingeleitet, übersetzt und mit Anmerkungen versehen von Michael Fleck; Veröffentlichungen der Historischen Kommission für Hessen 67,4 (Kleine Texte mit Übersetzungen 4); Marburg 2010.
- LIBER DE UNITATE ECCLESIAE CONSERVANDA: in: Quellen zum Investiturstreit; Teil 2: Schriften über den Streit zwischen Regnum und Sacerdotium; herausgegeben und übersetzt von Irene Schmale-Ott; Ausgewählte Quellen zur deutschen Geschichte des Mittelalters – Freiherr vom Stein - Gedächtnisausgabe; herausgegeben von Rudolf Buchner und fortgeführt von Franz-Josef Schmale; Band 12 b; Darmstadt 1984; Einleitung S. 28-39 und Edition mit Übersetzung S. 272-579.
- REGULA BENEDICTI – DIE BENEDIKTUSREGEL: Lateinisch/Deutsch; herausgegeben im Auftrag der Salzburger Äbtekonzferenz; 4., verbesserte Auflage; Beuron 2006.
- TRADITIONES ET ANTIQUITATES FULDENSES: herausgegeben von Ernst Friedrich Johann Dronke; mit einem Steindruck; Neudruck der Ausgabe Fulda 1844; Osnabrück 1966.
- URKUNDENBUCH DER REICHSABTEI HERSFELD: Teil 1, 1. Hälfte; mit Verwertung der Vorarbeiten Karl Hörgers (†), bearbeitet von Hans Weirich; Veröffentlichungen der Historischen Kommission für Hessen und Waldeck; Band 19,1; Marburg 1936.
- URKUNDENBUCH DES KLOSTERS FULDA: Teil 1: Die Zeit der Äbte Sturmi und Baugulf; bearbeitet von Edmund E. Stengel; Veröffentlichungen der Historischen Kommission für Hessen und Waldeck; Band 10,1; Marburg 1958.

## 2. Literatur

- APPELT, Heinrich: Friedrich Barbarossa 1152–1190; in: Kaisergestalten des Mittelalters; mit 15 Kaiserdarstellungen im Text; herausgegeben von Helmut Beumann; 3., durchgesehene Auflage; München 1991; S. 177-198.
- ARIS, Marc-Aeilko u. PÜTZ, Regina: s. v. „Fulda, St. Salvator“; in: Die Benediktinischen Mönchs- und Nonnenklöster in Hessen; in Verbindung mit Regina Elisabeth Schwerdtfeger bearbeitet von Friedhelm Jürgensmeier und Franziskus Büll OSB; Germania Benedictina; Band 7: Hessen; herausgegeben von der Historischen Sektion der Bayerischen Benediktinerakademie München in Verbindung mit dem Abt-Herwegen-Institut Maria Laach (folgend kurz: Germania Benedictina; Band 7); Erzabtei St. Ottilien 2004; Kapitel: „Bibliotheksgeschichte“ S. 341-349.
- BACKHAUS, Fritz: Besitzkarte frühkarolingischer Klöster; Karte 9; in: Geschichtlicher Atlas von Hessen; begründet und vorbereitet von Edmund E. Stengel, bearbeitet von Friedrich Uhlhorn; herausgegeben vom Hessischen Landesamt für geschichtliche Landeskunde; Text- und Erläuterungsband herausgegeben von Fred Schwind; Marburg 1984; S. 44-50; Kartenentwurf von Irmgard Dietrich-Dienemann; Lieferung 3; 1961; Maßstab 1 : 900.000 [hier an Seitengröße angepasst].
- DERS.: Reichskirchengut vom 10. bis zum 13. Jahrhundert; Karte 10 a: Reichskirchengut ca. 920 - 1024 und Karte 10 b: Reichskirchengut ca. 1024 - 1220; in: Geschichtlicher Atlas von Hessen; begründet und vorbereitet von Edmund E. Stengel, bearbeitet von Friedrich Uhlhorn;

- herausgegeben vom Hessischen Landesamt für geschichtliche Landeskunde; Text- und Erläuterungsband herausgegeben von Fred Schwind; Marburg 1984; S. 51-55; Kartenentwürfe von Johanna Hess-Gotthold; Lieferung 3; 1961; Maßstab 1 : 900.000 [hier an Seitengröße angepasst].
- BRETSCHER-GISIGER, Charlotte: s. v. „Salier“; Stammtafeln, Herrscher- und Papstlisten; in: Lexikon des Mittelalters; Band 9; München/Zürich 1998; Sp. 949 f. (Tafel-Anhang 54). > In den LexMA-Tafeln sind generell weder sämtliche Nachkommen noch alle ehelichen und unehelichen Verbindungen verzeichnet.
- DIES.: s. v. „Staufer, I“; Stammtafeln, Herrscher- und Papstlisten; in: Lexikon des Mittelalters; Band 9; München/Zürich 1998; Sp. 961 f. (Tafel-Anhang 57). > In den LexMA-Tafeln sind generell weder sämtliche Nachkommen noch alle ehelichen und unehelichen Verbindungen verzeichnet.
- BURKARDT, Johannes: s. v. „Fulda, St. Salvator“; in: Germania Benedictina; Band 7 (s. ARIS); Erzabtei St. Ottilien 2004; Kapitel: „Priorate und Propsteien, Patronate und Inkorporationen“ S. 340 f.
- DERS.: s. v. „Hersfeld“; in: Germania Benedictina; Band 7 (s. ARIS); Erzabtei St. Ottilien 2004; Kapitel: „Patronate und Inkorporationen“ S. 603, „Bibliotheksgeschichte“ S. 603-605, „Gedruckte Quellen“ S. 609 f., „Literatur“ S. 610-617 und „Archivalien“ S. 617-619.
- DEMANDT, Karl E.: Geschichte des Landes Hessen; revidierter Nachdruck der zweiten, neu bearbeiteten und erweiterten Auflage 1972; Kassel 1980.
- EHBRECHT, Wilfried: s. v. „Fulda“; in: Lexikon des Mittelalters; Band 4; München/ Zürich 1989; Kapitel II: „Stadt“ Sp. 1022 f.
- ENGELS, Odilo: s. v. „Friedrich I. (Friedrich Barbarossa)“; in: Lexikon des Mittelalters; Band 4; München/Zürich 1989; Sp. 931-933.
- DERS.: s. v. „Konrad III.“; in: Lexikon des Mittelalters; Band 5; München/Zürich 1991; Sp. 1339 f.
- FREISE, Eckhard: s. v. „Markward, Abt von Fulda (1150-65)“; in: Neue Deutsche Biographie; Band 16; Berlin 1990; S. 223 f.
- DERS.: Roger von Helmarshausen in seiner monastischen Umwelt; in: Frühmittelalterliche Studien. Jahrbuch des Instituts für Frühmittelalterforschung der Universität Münster; Band 15; Berlin/New York 1981; S. 180-293.
- GOETZ, Hans-Werner: Der Investiturstreit in der deutschen Geschichtsschreibung von Lampert von Hersfeld bis Otto von Freising; in: Canossa 1077 – Erschütterung der Welt. Geschichte, Kunst und Kultur am Anfang der Romanik; Katalog in zwei Teilbänden zur Ausstellung in Paderborn (1. Essays, 2. Katalog); herausgegeben von Christoph Stiegemann; München 2006; Band 1; S. 47-59.
- GRÄF, Holger Thomas: Hessischer Städteatlas – Bad Hersfeld; Lieferung I,2; Textheft; herausgegeben von Ursula Braasch-Schwersmann; Kartographie von Anna Schulze und Peter Zientkiewicz; Hessisches Landesamt für geschichtliche Landeskunde; Marburg 2007.
- GRIESBACH-MAISANT, Dieter: Kulturdenkmäler in Hessen – Stadt Fulda; unter Mitarbeit von Manfred Reith und mit einem Beitrag von Werner Kirchhoff zur Geschichte der Stadt; Denkmaltopographie Bundesrepublik Deutschland; herausgegeben vom Landesamt für Denkmalpflege Hessen; Braunschweig/Wiesbaden 1992.
- GROTEFEND, Hermann: Taschenbuch der Zeitrechnung des deutschen Mittelalters und der Neuzeit; 13. Auflage; Hannover 1991.
- HÄUPTLI, Bruno W.: s. v. „Markward I. von Fulda (Marquard, Marcuardus)“; in: Biographisch-Bibliographisches Kirchenlexikon; begründet und herausgegeben von Friedrich Wilhelm Bautz †, fortgeführt von Traugott Bautz; Band 27; Ergänzungen 14; Nordhausen 2007; Sp. 911-915.
- HAFNER, Philipp: Die Reichsabtei Hersfeld bis zur Mitte des 13. Jahrhunderts; Veröffentlichungen des Hersfelder Geschichtsvereins; Band 2; 2., neu bearbeitete Auflage; Hersfeld 1936.

- HARTTUNG, Julius: Geschichtliche Aufzeichnungen aus dem Kloster Fulda; in: Forschungen zur deutschen Geschichte; Band 19; Göttingen 1879; S. 397-446.
- HEINEMEYER, Karl: Hersfeld im frühen Mittelalter; in: Zeitschrift des Vereins für hessische Geschichte und Landeskunde; Band 96; Kassel 1991; S. 17-33. > Nachträglich im Wortlaut leicht überarbeiteter und mit Anmerkungen versehener Festvortrag, der auf der 152. Jahreshauptversammlung des Vereins für hessische Geschichte und Landeskunde am 22. Juni 1986 in Bad Hersfeld anlässlich der 1250-Jahrfeier der Stadt gehalten wurde.
- DERS.: Hessen im Fränkischen Reich; in: Das Werden Hessens; herausgegeben von Walter Heinemeyer; Veröffentlichungen der Historischen Kommission für Hessen; Band 50; Marburg 1986; S. 125-155.
- DERS.: s. v. „Markward I. von Fulda“; in: Lexikon des Mittelalters; Band 6; München/Zürich 1993; Sp. 315.
- HEINEMEYER, Walter: Das Hochmittelalter; in: Das Werden Hessens; herausgegeben von Walter Heinemeyer; Veröffentlichungen der Historischen Kommission für Hessen; Band 50; Marburg 1986; S. 159-193.
- HOFEMANN, Anneliese: Studien zur Entwicklung des Territoriums der Reichsabtei Fulda und seiner Ämter; Schriften des Hessischen Landesamtes für geschichtliche Landeskunde; Band 25; Marburg 1958.
- HOLDER-EGGER, Oswald: Ueber die Vita Lulli und ihren Verfasser; mit einer Schrifttafel; in: Neues Archiv der Gesellschaft für ältere deutsche Geschichtskunde zur Beförderung einer Gesamtausgabe der Quellenschriften deutscher Geschichten des Mittelalters; Band 9; Nr. 9; Hannover 1884; S. 283-320, angefügte Schrifttafel.
- HUSSONG, Ulrich: Die Reichsabtei Fulda im frühen und hohen Mittelalter. Mit einem Ausblick auf das späte Mittelalter; in: Fulda in seiner Geschichte. Landschaft, Reichsabtei, Stadt; herausgegeben von Walter Heinemeyer und Berthold Jäger; Veröffentlichungen der Historischen Kommission für Hessen; Band 57; Fulda/ Marburg 1995; S. 89-179.
- JÄGER, Berthold: s. v. „Fulda, St. Salvator“; in: Germania Benedictina; Band 7 (s. ARIS); Erzabtei St. Ottilien 2004; Kapitel: „Wirtschaftliche, rechtliche und soziale Verhältnisse“ S. 271-340 und „Gedruckte Quellen“ S. 376-379.
- DERS. u. PÜTZ, Regina: s. v. „Fulda, St. Salvator“; in: Germania Benedictina; Band 7 (s. ARIS); Erzabtei St. Ottilien 2004; Kapitel: „Literatur“ S. 379-415.
- KATHREIN, Werner: s. v. „Fulda, St. Salvator“; in: Germania Benedictina; Band 7 (s. ARIS); Erzabtei St. Ottilien 2004; Kapitel: „Historische Namensformen“ S. 213, „Politische und kirchliche Topographie“ S. 213, „Patrone“ S. 213, „Geschichtlicher Überblick“ S. 213-271 und „Äbte“ S. 374 f.
- KLÜßENDORF, Niklot: s. v. „Fulda, St. Salvator“; in: Germania Benedictina; Band 7 (s. ARIS); Erzabtei St. Ottilien 2004; Kapitel: „Numismatik“ S. 425-427.
- DERS.: s. v. „Hersfeld“; in: Germania Benedictina; Band 7 (s. ARIS); Erzabtei St. Ottilien 2004; Kapitel: „Numismatik“ S. 620 f.
- LECHELER, Eugenie: Lampert von Hersfeld; in: Weltbild und Realität. Einführung in die mittelalterliche Geschichtsschreibung; herausgegeben von Ulrich Knefelkamp; Pfaffenweiler 1992; S. 121-128.
- LEINWEBER, Josef: Die Fuldaer Äbte und Bischöfe; Festgabe des Bistums Fulda für Bischof Eduard Schick zum Diamantenen Priesterjubiläum; Frankfurt am Main 1989.
- LIPPHARDT, Konrad: Beiträge zur Geschichte Bad Hersfelds und Umgebung – Stationen und Wegmarken; Kulturförderverein Ruhrgebiet e. V.; Nr. 69643; Gladbeck 2000.
- LUDWIG, Thomas: s. v. „Hersfeld“; in: Germania Benedictina; Band 7 (s. ARIS); Erzabtei St. Ottilien 2004; Kapitel: „Bau- und Kunstgeschichte“ S. 605-608 und „Ansichten und Pläne“ S. 619.

- DERS.: Stiftsruine Bad Hersfeld: Geschichte und Architektur. Gründung des Klosters um 769, Baubeginn der Kirche 1038 unter Abt Meginher, Weihe 1144; Edition der Verwaltung der Staatlichen Schlösser und Gärten Hessen; Broschüre 13; Regensburg 2002.
- MEYER ZU ERMGASSEN, Heinrich: *Nominis nostri conscripto caractere*. Die Monogrammzeichnungen im Codex Eberhardi aus Kloster Fulda; in: Archiv für Diplomatik, Schriftgeschichte, Siegel- und Wappenkunde; begründet durch Edmund E. Stengel; herausgegeben von Walter Heinemeyer; Band 39; Köln/Wien 1993; S. 201-267.
- MÜLLER, Walter: Die Urkundenauszüge Eberhards von Fulda aus dem Thüringen-Cartular des Klosters Fulda und deren Aussagewert zu sozialökonomischen Problemen; 3 Bände; Dissertation an der Universität Halle-Wittenberg; Halle/Wittenberg 1987.
- NEUHAUS, Wilhelm: Geschichte von Hersfeld. Von den Anfängen bis zur Gegenwart; 2. Auflage; Bad Hersfeld 1954.
- PETKE, Wolfgang: s. v. „Lothar III. (von Süpplingenburg)“; in: Lexikon des Mittelalters; Band 5; München/Zürich 1991; Sp. 2125-2127.
- DERS.: Lothar von Süpplingenburg 1125–1137; in: Kaisergestalten des Mittelalters; mit 15 Kaiserdarstellungen im Text; herausgegeben von Helmut Beumann; 3., durchgesehene Auflage; München 1991; S. 155-176.
- ROLLER, Otto Konrad: Eberhard von Fulda und seine Urkundenkopien; Inaugural-Dissertation zur Erlangung der Doktorwürde der Hohen Philosophischen Fakultät der Universität Marburg; Zeitschrift des Vereins für hessische Geschichte und Landeskunde; Neue Folge; Supplement 13; Marburg 1901.
- SANDMANN, Mechthild: s. v. „Fulda“; in: Lexikon des Mittelalters; Band 4; München/ Zürich 1989; Kapitel I: „Kloster; »Schule« und Bibliothek“ Sp. 1020-1022.
- SCHIEFFER, Rudolf: Heinrich III. 1039–1056; in: Kaisergestalten des Mittelalters; mit 15 Kaiserdarstellungen im Text; herausgegeben von Helmut Beumann; 3., durchgesehene Auflage; München 1991; S. 98-115.
- DERS.: s. v. „Lampert von Hersfeld“; in: Die deutsche Literatur des Mittelalters. Verfasserlexikon; begründet von Wolfgang Stammeler und fortgeführt von Karl Langosch; herausgegeben von Kurt Ruh zusammen mit Gundolf Keil u. a.; 2., völlig neu bearbeitete Auflage; Band 5; Berlin/New York 1985; Sp. 513-520.
- SCHMIDT, Ulrich: s. v. „Lampert von Hersfeld“; in: Biographisch-Bibliographisches Kirchenlexikon; begründet und herausgegeben von Friedrich Wilhelm Bautz †, fortgeführt von Traugott Bautz; Band 4; Herzberg 1992; Sp. 1058 f.
- SCHWIND, Fred: Das Kloster Hersfeld und das fränkisch-deutsche Königtum; in: Hessische Heimat. Zeitschrift für Kunst, Kultur und Denkmalpflege; Neue Folge; 36. Jahrgang; Heft 1-2 (Frühjahr); Sonderheft Bad Hersfeld; Marburg 1986; S. 19-26.
- SERVATIUS, Carlo: Heinrich V. 1106–1125; in: Kaisergestalten des Mittelalters; mit 15 Kaiserdarstellungen im Text; herausgegeben von Helmut Beumann; 3., durchgesehene Auflage; München 1991; S. 135-154.
- STASCH, Gregor: s. v. „Fulda, St. Salvator“; in: Germania Benedictina; Band 7 (s. ARIS); Erzabtei St. Ottilien 2004; Kapitel: „Bau- und Kunstgeschichte“ S. 349-374 und „Ansichten und Pläne“ S. 422-425.
- STENGEL, Edmund E.: Lampert von Hersfeld der erste Abt von Hasungen. Zugleich ein Beitrag zur Frühgeschichte der Hirsauer Klosterreform; in: Aus Verfassungs- und Landesgeschichte: Festschrift zum 70. Geburtstag von Theodor Mayer, dargebracht von seinen Freunden und Schülern; Teil 2: Geschichtliche Landesforschung, Wirtschaftsgeschichte, Hilfswissenschaften; Lindau/Konstanz 1955; S. 245-258.

- STRUVE, Tilman: s. v. „Heinrich III.“; in: Lexikon des Mittelalters; Band 4; München/ Zürich 1989; Sp. 2039-2041.
- DERS.: s. v. „Heinrich IV.“; in: Lexikon des Mittelalters; Band 4; München/Zürich 1989; Sp. 2041-2043.
- DERS.: s. v. „Heinrich V.“; in: Lexikon des Mittelalters; Band 4; München/Zürich 1989; Sp. 2043-2045.
- DERS.: s. v. „Hersfeld“; in: Lexikon des Mittelalters; Band 4; München/Zürich 1989; Sp. 2182 f.
- DERS.: Lampert von Hersfeld. Persönlichkeit und Weltbild eines Geschichtsschreibers am Beginn des Investiturstreits; Dissertation zur Erlangung des Doktorgrades der philosophischen Fakultät der Universität Tübingen; in: Hessisches Jahrbuch für Landesgeschichte; Teil A: Band 19, Marburg 1969, S. 1-123; Teil B: Band 20, Marburg 1970, S. 32-142.
- DERS.: s. v. „Lampert von Hersfeld (von Aschaffenburg)“; in: Neue Deutsche Biographie; Band 13; Berlin 1982; S. 461 f.
- DERS.: s. v. „Lampert von Hersfeld“; in: Lexikon des Mittelalters; Band 5; München/ Zürich 1991; Sp. 1632 f.
- DERS.: s. v. „Lampert von Hersfeld (um 1028 - nach 1081): Annales“; in: Hauptwerke der Geschichtsschreibung; herausgegeben von Volker Reinhardt; Kröners Taschenausgabe; Band 435; Stuttgart 1997; S. 349-352.
- UNGER, Ludwig: s. v. „Hersfeld“; in: Germania Benedictina; Band 7 (s. ARIS); Erzabtei St. Ottilien 2004; Kapitel: „Historische Namensformen“ S. 589, „Politische und kirchliche Topographie“ S. 589, „Patrone“ S. 589, „Geschichtlicher Überblick“ S. 589-601, „Wirtschaftliche, rechtliche und soziale Verhältnisse“ S. 601 f., „Priorate und Propsteien“ S. 602 und „Äbte“ S. 608 f.
- VAHL, Wolfhard: s. v. „Fulda, St. Salvator“; in: Germania Benedictina; Band 7 (s. ARIS); Erzabtei St. Ottilien 2004; Kapitel: „Archivalien“ S. 415-422 und „Sphragistik und Heraldik“ S. 427-434.
- DERS.: s. v. „Hersfeld“; in: Germania Benedictina; Band 7 (s. ARIS); Erzabtei St. Ottilien 2004; Kapitel: „Sphragistik und Heraldik“ S. 621-629.
- VOGTHERR, Thomas: Die Reichsklöster Corvey, Fulda und Hersfeld; in: Die Salier und das Reich; Teil 2: Die Reichskirche in der Salierzeit; herausgegeben von Stefan Weinfurter unter Mitarbeit von Frank Martin Siefarth; Sigmaringen 1991; S. 429-464.
- WIEGAND, Thomas: Kulturdenkmäler in Hessen – Landkreis Hersfeld-Rotenburg III: Stadt Bad Hersfeld; Denkmaltopographie Bundesrepublik Deutschland; herausgegeben vom Landesamt für Denkmalpflege Hessen; Braunschweig/Wiesbaden 1999.
- WORSTBROCK, Franz Josef: s. v. „Marquard von Fulda“; in: Die deutsche Literatur des Mittelalters. Verfasserlexikon; begründet von Wolfgang Stammeler und fortgeführt von Karl Langosch; herausgegeben von Kurt Ruh zusammen mit Gundolf Keil u. a.; 2., völlig neu bearbeitete Auflage; Band 6; Berlin/New York 1987; Sp. 79-81.
- ZIEGLER, Elisabeth: Das Territorium der Reichsabtei Hersfeld von seinen Anfängen bis 1821; Schriften des Instituts für geschichtliche Landeskunde von Hessen und Nassau; Band 7; Marburg 1939.
- DIES.: Mit Mitra und Krummstab – Die Äbte des Reichsklosters (der Reichsabtei) Hersfeld; in: Bad Hersfelder Jahresheft; Band 16; Bad Hersfeld 1970; S. 6-22.
- ZIMMERMANN, Harald: Heinrich IV. 1056–1106; in: Kaisergestalten des Mittelalters; mit 15 Kaiserdarstellungen im Text; herausgegeben von Helmut Beumann; 3., durchgesehene Auflage; München 1991; S. 116-134.